BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36624677490015

<36624677490015

Bayer. Staatsbibliothek

8° Eur. 656

Retzow

Mil. 3677. b.

Eur. ~~P. 373~~ w 656

Charakteriſtik
der
wichtigſten Ereigniſſe
des
ſiebenjährigen Krieges,
in
Rückſicht auf Urſachen und Wirkungen.

Von
F. A. von Retzow,
vormals Königlich-Preußiſchem Hauptmann.

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Tacit. Ann. IV. 35.

Erſter Theil.

Zweite, mit Zuſätzen vermehrte Auflage.

Mit einem Plane der Schlacht bei Kollin.

Berlin, 1804.
In der Himburgiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Ferdinand von Preußen,

Heermeiſter des Johanniter-Ordens

und

Groß-Oheim

Seiner jetzt regierenden Majeſtät

König Friedrich Wilhelm III.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Prinz und Herr!

Ew. Königl. Hoheit verehrungswürdigem Herrn Bruder, dem nunmehr verewigten Prinzen Heinrich Königl. Hoheit, nahm ich mir die Freiheit, die erſte Auflage meiner Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges zuzueignen. Da aber dieſe Auflage vergriffen iſt, und eine zweite veranſtaltet werden müſſen, Ew. Königl. Hoheit aber die für mich ſo anziehende Gnade gehabt haben, mich durch manche intereſſante Particularitäten dieſes unvergeßlichen Krieges auf eine ſo herablaſſende Art zu belehren: ſo halte ich es für meine Pflicht, Ew. Königl. Hoheit die zweite vermehrte Auflage dieſes Werks um ſo mehr allerunterthänigſt zu Füßen zu legen, da von den Helden, die ſich in dieſem Kriege ſo

beſonders ausgezeichnet haben, Ew. Königl. Hoheit nur noch faſt der einzige Ueberlebende ſind.

Mögten Ew. Königl. Hoheit dieſen gewagten Schritt nicht ungnädig aufnehmen, und mögten Höchſtdieſelben den Sohn nur eines Theils der beſondern Gnade würdigen, die Ew. Königl. Hoheit dem Vater zu ſchenken das gnädige Wohlwollen gehabt haben. Dies wird ſchon Belohnung für mich ſeyn, der ich die Ehre habe, in tiefſter Ehrfurcht zu erſterben

Ew. Königlichen Hoheit

Neu-Bellin,
den 10ten April 1804.

unterthänigſter Knecht,
v. Retzow.

Vorrede

zur

erſten Auflage.

Dem leſenden Publikum wird es vielleicht überflüſſig, wohl gar verwegen ſcheinen, über den ſiebenjährigen Krieg noch etwas zu ſchreiben, was noch nicht bekannt wäre. Wahr iſt es, dieſe Materie ſcheint erſchöpft zu ſeyn, ſeitdem verſchiedene würdige Männer, unter welchen ein Tempelhof und ein Archenholz den erſten Rang behaupten, die Geſchichte dieſes ewig unvergeßlichen Krieges, jeder in ſeiner eigenen Manier, aufgezeichnet und zum Drucke befördert haben. Demungeachtet dürfte dem Geſchichtsforſcher, beſonders aber dem künftigen pragmatiſchen Geſchichtsſchreiber des an merkwürdigen Begebenheiten ſo reichhaltigen achtzehnten Jahrhunderts, daran nicht genügen;

denn ſo lehrreich auch des Herrn von Tempelhof Geſchichte für einen Officier iſt und bleiben wird; und ſo mahleriſch auch Herr von Archenholz ſeinen Vortrag auszuſchmücken gewußt hat: ſo vermißt man doch bei beiden vieles, was zur näheren Aufklärung mancher, nur hiſtoriſch erzählten, Begebenheiten dient. Sieht man bloß auf die Wirkungen, ſo kann man freilich, in Anſehung der Urſachen, getäuſcht werden; wenn einem aber beide vor Augen liegen, dann zertheilt ſich die Wolke des Geheimniſſes, und Gewißheit tritt an die Stelle der Vermuthung, die das Reſultat zweideutig machte.

Es iſt indeß vorauszuſetzen, daß damals, als die obbenannten Schriftſteller ihre Geſchichte entwarfen, die Zeit noch nicht gekommen war, dem Publikum eine charakteriſtiſchere Entwickelung verſchiedener Vorfälle vorzulegen. Ferner geräth man auf die Vermuthung, daß ſie entweder nicht Gelegenheit hätten, alles genau zu durchſchauen, und die handelnden Perſonen ganz kennen zu lernen, oder daß ſie damals über manches Problematiſche in den Triebfedern keine Auflöſung geben wollten — weil die Geſchichte noch zu neu war.

Nachdem aber ſeit dieſer merkwürdigen Epoche eine lange Reihe von Jahren verfloſſen iſt, ſo manche

Veränderungen ſich zugetragen haben; die Helden der damaligen Feldzüge theils verewigt, theils vergeſſen ſind: ſo glaubt ein Zeitgenoſſe und Augenzeuge, am Anfange dieſes Jahrhunderts ſich erdreiſten zu können, die ſowohl vor als während des Krieges geſammelten, oder von unterrichteten Perſonen ihm mitgetheilten Bemerkungen über die wichtigſten Begebenheiten der damaligen Zeit dem unpartheiiſchen Publikum vorzu- legen. Vielleicht ſind dieſe Bemerkungen dem Leſer um ſo willkommener, da ſie Aufſchlüſſe über manche Thatſachen, über die verſchiedenen Charaktere derje- nigen, die eine beſondere Rolle zu ſpielen Gelegenheit hatten, und über manche gefaßte Vorurtheile liefern, die ſonſt — vielleicht nur noch zwei Lebenden be- kannt — zu einer ewigen Vergeſſenheit verdammt blei- ben würden.

Der geneigte Leſer erwarte indeß in dieſer Schrift keine zuſammenhangende Geſchichte dieſes Krieges. Es würde überflüſſig ſeyn, das Detail der Feldzüge von 1756 bis 1762 hier noch einmal vorzulegen, nach- dem Meiſter in der Kunſt ſolches ſchon vor mir mit ſo vielem Beifalle gethan haben. Meine Abſicht geht vielmehr nur dahin: manche Zweifel zu heben, manche bisher unbekannt gebliebene Thatſachen, nebſt deren

Urſachen und Wirkungen, in ein helleres hiſtoriſches Licht zu ſtellen, verſchiedene Charaktere zu ſchildern, mancher beſondern Anekdote zu erwähnen, und auf dieſe Weiſe mehr ein belehrendes Gemälde der hervorſtechendſten Vorfälle, als eine pragmatiſche Geſchichte, zu liefern. Dies künſtliche und mühſame Geſchäft überlaſſe ich gern einer geübteren Feder, und es wird ſchon Belohnung für mich ſeyn, wenn das unpartheiiſche Publikum die von mir gemachten und hier freimüthig vorgetragenen Erfahrungen mit einigem Beifall zu beehren geneigt ſeyn ſollte. Sie gehören der Geſchichte zu, welche nichts unbenutzt laſſen darf, was dazu beitragen kann, der Nachwelt die Begebenheiten aus einem richtigen Geſichtspunkte zu zeigen.

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

Der gütige Beifall, den das leſende, beſonders das militairiſche Publikum, der erſten Auflage meiner Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges zu ſchenken bewogen worden, ſo wie die beſondere Geneigtheit, mit welcher verſchiedene einſichtsvolle Männer und noch lebende Zeitgenoſſen mich ſeitdem in Abſicht mancher noch aufzunehmenden Thatſachen unterſtützten, haben die Veranlaſſung zur zweiten Auflage dieſes politiſch-hiſtoriſchen Werks gegeben.

Dieſe, mit manchen nicht unwichtigen Zuſätzen bereicherte, hin und wieder auch verbeſſerte zweite Auflage, überliefere ich gegenwärtig dem geneigten

Leſer um ſo zuverſichtlicher, und trage kein Bedenken mehr, ſolche unter meinem Namen auftreten zu laſſen, da Herr Erman, Prediger der franzöſiſchen Gemeine zu Potsdam, denſelben ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung der erſten Auflage hat vordrucken laſſen.

Wenn inzwiſchen die in verſchiedenen Journälen verbreiteten vortheilhaften Recenſionen meines Buchs meine wärmſte Dankbarkeit erheiſchen: ſo habe ich dagegen nicht ohne ſchmerzhafte Empfindung wahrnehmen müſſen, daß ein Ungenannter in ſeiner Vertheidigung Friedrichs des Großen, in Anſehung der Fehler, welche ihm in der Charakteriſtik des ſiebenjährigen Krieges Schuld gegeben werden, mich beſchuldigt: ich hätte alle dieſe Mißgriffe des Königs aus bloßer Animoſität gerügt, weil derſelbe vor der Schlacht von Hochkirchen meinen ſeligen Vater, den General-Lieutenant von Retzow, unverſchuldeter Weiſe übel behandelt habe.

Ich geſtehe frei, daß mich dergleichen Vorwurf um ſo mehr kränkt, da es ganz gegen meinen Charakter ſtreitet, mich im Angeſichte eines aufgeklärten Publikums durch eine ſolche Anmaßung — die jeder denkende Leſer gewiß kleinliche Rache nennen würde — zu erniedrigen. Noch viel weniger paßt die triviale Metapher von der Sonne und ihren Flecken, welche der Herr Verfaſſer S. 11. auf mich anzuwenden be-

liebt hat. Seit 1747, da ich dieſer Sonne nahe kam, habe ich ſolche in meinem Herzen verehrt, mit Aufmerkſamkeit ihren wohlthätigen Einfluß auf Millionen Menſchen bis zu ihrem Untergange betrachtet, und jetzt, da ſie uns ſchon ſeit ſechzehn Jahren nicht mehr leuchtet, kann ich ihr meine unbegränzte Ehrfurcht nicht verſagen. Hiernächſt läßt ſich wohl vorausſetzen, daß, nach einer Periode von vierzig Jahren, auch das allererhitzteſte Blut abgekühlt ſeyn mußte, zumal da der Gegenſtand des etwanigen Grolls nicht mehr vorhanden, ſondern längſt zu ſeinen Vätern verſammlet war. Es ſcheint, daß der Herr Verfaſſer vorerwähnter Vertheidigung die Charakteriſtik nicht mit genugſamer Aufmerkſamkeit geleſen hat, ſonſt würde er bekennen müſſen, daß ich des mir ſo verehrungswürdigen Königs Großthaten, ein eben ſo enthuſiaſtiſches Lob ertheilt, als ich, ſeine Mißgriffe aus Ueberzeugung rügen zu dürfen als unpartheiiſcher Schriftſteller mich verpflichtet gehalten habe. Nicht ich allein, ſondern mehrere vor mir, haben Friedrich II in ſeinem militairiſchen Benehmen während des ſiebenjährigen Krieges Vorwürfe gemacht; und da man es der Nachwelt ſchuldig iſt, ſie von allen Begebenheiten ihrer Vorzeit gehörig und ohne Schminke zu unterrichten: ſo habe auch ich dies Princip bei der Bearbeitung meines Buchs mir zur alleinigen Richtſchnur dienen laſſen. —

Der Herr Verfaſſer der Vertheidigung Friedrich des Großen ſcheint es ſich unbedingt zum Geſetz gemacht zu haben, alle, theils bekannte, theils noch unaufgeklärt gebliebene Mißgriffe des verewigten Königs ohne Ausnahme entſchuldigen zu wollen, indem er ihnen bald Politik, bald raffinirte Taktik, bald Heroismus unterlegt, folglich ſich angelegen ſeyn läßt, die Nachwelt in Zweifel zu laſſen. Allein ſo leicht es iſt, bloß als Lobredner eines Monarchen auftreten zu wollen, eine eben ſo ſchwere Aufgabe bleibt es, die Handlungen deſſelben gehörig zu prüfen. Es wird dazu ein Studium ſeines Charakters erfordert, um Urſachen und Wirkungen gegen einander abzuwägen, und ſo ein ſprechendes Reſultat, welches das Gepräge der Wahrheit führt, herauszuziehen.

Wie ſoll man aber dergleichen einſeitiges Benehmen, welches theils gegen das Zeugniß mehrerer Schriftſteller, theils gegen das Bewußtſeyn ſo mancher noch lebenden Zeitgenoſſen ſtreitet, entſchuldigen? Iſt bloß Enthuſiasmus für alles, was Friedrich II während des ſiebenjährigen Krieges that, hier die Triebfeder geweſen, ſo dürfte derſelbe wohl überſpannt ſeyn, da, ſo groß auch ſonſt der verewigte König als Regent, als Politiker und als Held in ſeiner Biographie zu erſcheinen berechtigt iſt, er dennoch ſtets auch als Menſch auftritt, folglich, wie alle Sterbliche, manchen Leidenſchaften und Launen unterworfen war.

Schwachheiten, die in der Perſon eines Monarchen — obgleich der Herr Verfaſſer dies gänzlich ableugnen zu wollen ſcheint — nicht ſelten in Egoismus, Härte, vielleicht auch einſtweilige Ungerechtigkeit auszuarten pflegen. Es bleibt daher Pflicht eines Schriftſtellers, Friedrichs Handlungen während dieſes merkwürdigen Krieges aus beiden Geſichtspunkten zugleich zu betrachten, wenn die Nachwelt, die über jede Vorfälle der Vorzeit zu ſprechen berechtigt iſt, gehörig aufgeklärt werden ſoll. Hat hingegen — ohne es jedoch verbürgen zu wollen — der Herr Verfaſſer es ſich nur angelegen ſeyn laſſen, die Authenticität meiner Charakteriſtik verdächtig zu machen, oder hat derſelbe aus unbekannten politiſchen Gründen ſich bloß zu empfehlen geſucht: ſo ſchmeichle ich mir, daß er ſeinen Endzweck — wenigſtens bei dem aufgeklärten Theil der Leſer — verfehlt haben wird, da der geneigte Beifall, den das Publikum meinem Buche zu ſchenken die Gewogenheit gehabt hat, ſchon laut zu meiner Rechtfertigung ſpricht. Mancher Wortklaubereien, mancher zu buchſtäblich gewürdigten rhetoriſchen Figuren, und des mit der vorher geäußerten Denkungsart des Herrn Verfaſſers im auffallendſten Widerſpruch ſtehenden Satzes, S. 87, nicht zu gedenken, erhellet übrigens, daß derſelbe in der Vertheidigung Friedrichs des Großen, auch in militairiſcher Hinſicht, manches unrichtige Urtheil gefällt

habe, wovon Sachkundige die Beweiſe in ſeiner Schrift finden werden. Um aber nicht eine Antikritik ſtatt einer bloßen Vorrede zu ſchreiben, will ich mich begnügen, unter mehreren nur ein Paar Stellen anzuführen.

Seite 22 und 23 will derſelbe nicht einräumen, daß der König, als er vor der Schlacht bei Prag über die Muldau ging, um ſich mit der Schwerinſchen Armee zu vereinigen, große Gefahr gelaufen habe, einzeln geſchlagen zu werden. Wenn man aber bedenkt, daß die Schiffbrücke, über welche er am 5ten Mai gezogen, hinter ihm abgebrochen werden mußte, um die dazu gebrauchten Pontons dem Fürſten Moritz, Behufs der bei Branick zu ſchlagenden, zu ſenden, und daß Schwerin, durch ein bei Brandeis vorgefallenes hitziges Gefecht aufgehalten, erſt am 6ten zum König ſtoßen konnte: ſo wird ein jeder, in die Taktik Eingeweiheter, eingeſtehen müſſen, daß Friedrich II ohne alle Gemeinſchaft mit der Keithſchen, und in einer ſehr precairen mit der Schwerinſchen Armee ſich befand; daher der Vorſchlag des öſtreichiſchen Generals Matern, den gewiſſermaßen hier iſolirten König ſogleich anzugreifen, wohl einen einſichtsvollen Mann verräth.

Die Diſpoſitionen, welche der König zu den Schlachten von Prag, Zorndorf und Cunersdorf entwarf, waren vortrefflich; ſie hatten — wie billig —

die Vernichtung ſeiner ihm ſo gefährlichen Feinde zum Hauptaugenmerk; ſie waren ganz zu dieſem Zweck berechnet, und ohne Friedrich II einer Grauſamkeit bei der Wahl der Mittel — wogegen ihn der Herr Verfaſſer der Vertheidigung ſo eifrig in Schutz zu nehmen ſucht — zu beſchuldigen, würden ſolche dieſen Zweck nicht leicht verfehlt haben, hinge das Schickſal der Schlachten nicht ſo oft von Zufällen ab.

Um indeſſen den geneigten Leſer zu überführen, daß, als ich meine Charakteriſtik niederſchrieb, ich aus ächten Quellen zu ſchöpfen Gelegenheit gehabt habe: ſo halte ich es für Pflicht, folgende hier anzuführen, beſonders um die durch die Vertheidigung Friedrichs des Großen vielleicht wankend Gewordenen eines Beſſern zu belehren.

1) Stelle ich meinen ſeligen Vater, den verſtorbenen General-Lieutenant von Retzow, auf, in deſſen Büreau ich verſchiedene Jahre bis an ſeinen Tod gearbeitet habe, und der als Intendant der preußiſchen Armee mit jedem, zu deren Reſſort gehörenden, ſelbſt geheimſten Angelegenheiten bekannt ſeyn mußte; auch hatte ich nach ſeinem Tode das Glück, noch zwei Jahre in der Adjutantur des Königs zu dienen, und bei manchen Gelegenheiten gegenwärtig zu ſeyn.

2) Hat der vor drei Jahren, in meiner nahen Nachbarſchaft zu Alten-Plathow im Herzogthum

Magdeburg, verſtorbene geheime Cabinetsrath Galſter, deſſen Freundſchaft ich nicht allein ſchon in Potsdam genoß, ſondern vorzüglich in unſrer beiden Zurückgezogenheit noch feſter knüpfte, mir Manches, ſowohl über den Charakter Friedrichs II, als über ſein Benehmen während des Krieges, mitgetheilt. Bekanntlich war er vor Entſtehung deſſelben Sekretär des Generals Winterfeld, folglich in allen Myſterien, die wahre Entſtehung deſſelben betreffend, vollkommen eingeweiht, und genoß nach deſſen Tode des Vorzugs, im Cabinette des Königs manche Jahre zu arbeiten.

3) Die ganz neue Darſtellung der Schlacht von Kollin und deren Plan habe ich dem verſtorbenen General Gaudi, der bei derſelben als Adjutant des Königs gegenwärtig war, zu verdanken. Zwar hat ein im Januarſtück der Minerva 1803 eingerückter Aufſatz dieſe meine Beſchreibung verdächtig machen wollen; dagegen habe ich aber im Märzſtücke eben dieſes Journals mich hinlänglich gegen das Publikum gerechtfertigt, daher ich daſſelbe darauf zu verweiſen mir die Freiheit nehme.

4) Habe ich während des ſiebenjährigen Krieges theils Gelegenheit gehabt, eine ſehr ausgebreitete Correſpondenz meines ſeligen Vaters mit

allen Feldherren, die Armeen und Corps commandirten, zu leſen und zu beantworten, theils einen ununterbrochenen Briefwechſel mit deren Adjutanten und mehreren angeſehenen Officieren geführt, wodurch ich, in Abſicht mancher Thatſachen, ein unverdächtiges Licht zu erhalten Gelegenheit bekam. Hiernächſt bürgen

5) meine eigenen Erfahrungen; das Studium der handelnden Perſonen, ſo wie die aus allen Begebenheiten nach Urſachen und Wirkungen gezogenen Reſultate, ingleichen die in meiner Zurückgezogenheit von einſichtsvollen Männern erhaltenen Beiträge eben ſo für die Authenticität meiner Arbeit, als ich nicht unterlaſſen habe, manche fremde Gewährsmänner in den Anmerkungen zur Charakteriſtik namentlich aufzuführen.

6) Füge ich die der erſten Ausgabe vorgedruckte Zuſchrift an den verſtorbenen Prinzen Heinrich von Preußen, und das darauf an mich abgelaſſene Schreiben Sr. Königl. Hoheit, als Beilage, hinzu, überzeugt, daß letzteres, als der Ausſpruch eines competenten Richters, ſchon allein für die Authenticität meines Buchs bürgen dürfte.

Uebrigens habe ich, auf Erſuchen der Verlagshandlung, die Einrichtung getroffen: daß die Vermehrungen und Zuſätze, mit Hinweiſung auf die

Seitenzahl, jedem Theil beſonders beigefügt worden ſind, und daher auch genau zur erſten Auflage paſſen. Für die Käufer derſelben werden ſolche auch beſonders verkauft. Mein höchſter Wunſch iſt: daß dies Werk auch bei dieſer zweiten Auflage den Beifall des geneigten Leſers ſich erwerben möge; und es wird mich freuen, durch billige und unpartheiiſche Kritiken hierüber belehrt zu werden.

Geſchrieben im März 1804.

v. Retzow.

Inhalt
des erſten Theils.

I. Hiſtoriſche Darſtellung der Entſtehung des ſiebenjährigen Krieges und der beſondern Triebfedern, welche ſeinen Ausbruch beſchleunigt haben . Seite 1

II. Politiſch-militäriſche Betrachtungen über die Einſchließung des ſächſiſchen Lagers bei Pirna, die Schlacht bei Lowoſitz und die Capitulation am Lilienſtein, im Oktober 1756 . . . . — 46

III. Ein Blick auf den Eindruck, den Friedrichs II raſches Benehmen auf die coaliſirten Mächte machte . . . . — 78

IV. Ueber den Feldzug in Böhmen, bis zur Schlacht bei Prag, den 6ten Mai 1757 . . . . . . — 83

V. Schlacht bei Kollin, den 17ten Junius 1757 — 111

VI. Folgen der Schlacht bei Kollin. Prinz Wilhelm von Preußen . . . . — 149

VII. Die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich betreten den Kriegsſchauplatz. Schlachten bei Haſtenbeck und Groß-Jägersdorf . . . . . — 169

VIII. Feldzug der Preußen gegen die vereinigte franzöſiſche und Reichsarmee. Schlacht bei Roßbach, den 5ten November 1757 . . . . — 190

IX. Operationen des Herzogs von Bevern gegen die Oeſtreicher in Schleſien. Schlacht bei Breslau, den 22ſten November 1757 . . Seite 213
X. Schlacht bei Leuthen, den 5ten December 1757 — 235
XI. Zuſtand der kriegführenden Mächte im Anfange des Jahres 1758 . . . . — 257
XII. Feldzug der Preußen in Mähren, 1758. Ausgang deſſelben . . . . — 273
XIII. Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen in der Neumark. Schlacht bei Zorndorf, den 25. Auguſt 1758 — 305
XIV. Bemerkungen über die Operationen der öſtreichiſchen und Reichsarmee in Sachſen. Prinz Heinrich von Preußen. Schlacht bei Hochkirch, den 14ten Oktober 1758 . . . . — 329
XV. Glückliche Folgen der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch . . . . — 362
XVI. Etwas über die Lage und den Feldzug der Schweden, im Jahre 1758 . . . . — 390
XVII. Allgemeine charakteriſtiſche Schilderung des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1758 . . . . — 403
XVIII. Vergleichung des Feldzuges von 1758 in Deutſchland, mit dem vorjährigen . . . . — 443
Zuſätze . . . . — 449
Beilagen.
Zuſchrift an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Heinrich von Preußen, Groß-Oheim Sr. jetzt regierenden Maj. König Friedrich Wilhelm III. — 469
Antwort des Prinzen . . . . — 471

I. Hiſto-

I.

Hiſtoriſche Darſtellung der Entſtehung des ſiebenjährigen Krieges und der beſonderen Triebfedern, welche ſeinen Ausbruch beſchleuniget haben.

Wenn der ſogenannte ſiebenjährige Krieg eine der merkwürdigſten Epochen des achtzehnten Jahrhunderts ausfüllt; wenn derſelbe einen Beweis ablegt, wie Genie, Muth und Disciplin, an der Hand des Glücks, eine furchtbare Coalition zu beſtehen, und, troß allen Gefahren und Schwierigkeiten, einen ehrenvollen Frieden zu erringen vermochte; wenn, ſage ich, dieſer Krieg das Publikum zum Staunen fortriß, und bis auf die ſpäteſten Zeiten ſo denkwürdig für die politiſche Geſchichte, als lehrreich für diejenigen bleiben wird, die ſich der Kriegswiſſenſchaft widmen: ſo enthält auch ſeine wahre Entſtehung ſo viel Sonderbares, einen ſolchen Zuſammenfluß von Umſtänden, ſo viele wenig bekannte, auf menſchlichen Leidenſchaften beruhende Facta, daß es wohl Pflicht eines unterrichteten Zeitgenoſſen bleibt, der Nachwelt dasjenige zu überliefern, was man in den zeither erſchienenen Geſchichten faſt gänzlich vermißt.

Dieſe außerordentliche Revolution, wodurch — die übrigen Welttheile abgerechnet — Europa und beſonders Deutſchlands Innerſtes ſo ſehr erſchüttert wurde, iſt aber die

Frucht einer langen und mühſamen Vorbereitung mancher gefliſſentlich herbeigeführten Zufälle, ſo wie des Charakters der mehr oder weniger dabei intereſſirten Perſonen geweſen. Man kann den Keim dieſer merkwürdigen Fehde ſchon in dem Dresdener Friedensſchluſſe (1745) aufſuchen, und daher ſcheint es mir zum beſſern Unterricht des Leſens nothwendig, zuvor einen Blick auf den Zuſtand von Europa, ſowohl bei dieſem, als dem Achener Frieden (1748), zu werfen, um aus den Folgen dieſer Pacifikationen auf die Entſtehung des ſiebenjährigen Krieges zu ſchließen.

Der ſonderbare Streit, den die Erbfolge Kaiſer Carls VI erzeugte, war endlich durch jene Friedensſchlüſſe ausgeglichen worden. Vermeinte Rechte, ehrſüchtige Politik, Eroberungsſucht und Nationalhaß hatten denſelben angezettelt; Mißtrauen, falſch verſtandene Staatsklugheit, Schwäche oder Herzhaftigkeit in der Ausführung, ſchlecht oder gut gewählte Maßregeln, raſche Entſchlüſſe, hatten wechſelsweiſe ſeine Begebenheiten gelenkt, ſo wie Mangel an Gelde und Bedürfniſſen, gänzliche Einſchränkung, Schein der Mäßigung bey veränderten Ausſichten, ihm ein Ziel ſetzten. Nach dem Tode Carls VI machte Friedrich II, der eben den preußiſchen Thron beſtiegen hatte, Anſprüche auf das Herzogthum Schleſien. Sein Beiſpiel, ſeine ſchnellen Eroberungen, reizten die Churfürſten von Bayern und Sachſen, der Tochter des verſtorbenen Kaiſers die kaum angetretene väterliche Erbſchaft ſtreitig zu machen. Frankreich, Spanien, ein Theil der italieniſchen Fürſten, ſo wie das deutſche Reich, traten als ihre Bundesgenoſſen auf. Maria Thereſia, durch England, Holland und Sardinien unterſtützt, hielt zwar dieſem großen Bündniſſe mit Muth und Entſchloſſen-

heit die Wage; mußte aber am Ende den größten Theil von Schleſien nebſt der Grafſchaft Glaz dem Könige von Preußen überlaſſen, auch den Beſitz der durch die franzöſiſchen Waffen eroberten Niederlande, mit dem Verluſt einiger Provinzen in Ober-Italien erkaufen. Dieſer blutige Krieg, in welchem die Auftritte ſo ſehr abwechſelten, war gleichwohl keinem der dabei intereſſirten Mächte vortheilhafter geweſen, als den Königen von Preußen und von Sardinien, welchen es zum beſondern Ruhme gereicht, ihre Siege, ſo wie ihre Eroberungen, blos ihrer eigenen Klugheit und Tapferkeit zu verdanken zu haben, ſtatt die übrigen Theilnehmer ihre Schatzkammern immer leerer werden, und den beſten Theil ihrer Heere aufreiben ſahen.

Frankreich hatte nach dem Tode des Cardinals Fleury die Hauptfehler, welche die natürliche Unthätigkeit dieſes Staatsminiſters ſeinen Hof begehen ließ, einigermaßen dadurch verbeſſert, daß ſein aus Deutſchland vertriebenes Heer, unter Anführung des Marſchalls von Sachſen, eines natürlichen Sohnes des Königs von Polen, Auguſts II, den Schauplatz des Krieges mit mehrerem Glücke nach Brabant verſetzte. Durch Klugheit und Tapferkeit geleitet, hatte dieſer berühmte deutſche Feldherr, dem es vorbehalten war, die Ehre der franzöſiſchen Waffen zu retten, in dreien Feldzügen ſich die Niederlande unterwürfig, und Holland zittern gemacht. So treu inzwiſchen das Kriegesglück Ludwig XV auf dem feſten Lande war, deſto ungünſtiger war es ihm auf dem Meere. Das Uebergewicht, welches die vereinigten Seemächte über ſeine Geſchwader errangen, war fühlbar; der Handel ſeiner Unterthanen ſtockte merklich, und bei dem immer drückender werdenden Geldmangel lief er Gefahr, noch mehrere Beſitzungen in den bei-

den Indien zu verlieren. Ein Blick auf dieſe Lage uͤberwog damals alle Moͤglichkeiten, noch mehrere Eroberungen in den Niederlanden zu machen; und da Ludwig einſah, daß er am Ende ſolche doch nicht wuͤrde behaupten koͤnnen: ſo entſchloß er ſich zu einem Frieden, aus welchem er keine anderen Vortheile zog, als das Anſehen, wohl darein gewilligt, nicht aber ihn erfleht zu haben.

Spanien, Frankreichs treueſter Bundesgenoſſe, hatte mit vieler Bereitwilligkeit ein anſehnliches Heer nach Italien ziehen laſſen, um das Gluͤck der Waffen mit den franzoͤſiſchen und neapolitaniſchen Armeen gemeinſchaftlich zu theilen. Es erhielt dagegen durch den Achener Frieden die Herzogthuͤmer Parma, Piacenza und Guaſtalla. Maria Thereſia ward gezwungen, dieſe Beſitzungen zu Gunſten des Infanten Don Philipp abzutreten, der, als nunmehriger Herzog von Parma, einen ganz neuen Staat in Italien bildete.

England hatte viel Gluͤck auf den Meeren gehabt, indem es den Franzoſen verſchiedene Beſitzungen in den beiden Indien entriß. Zu gleicher Zeit hatte es alle Kraͤfte aufgeboten, die Gerechtſame des Hauſes Oeſtreich in Deutſchland und in Brabant zu unterſtuͤtzen. Dergleichen Anſtrengungen hatten aber bereits einen Koſten-Aufwand von 46,000,000 Pf. St. verurſacht. Die Nation fing endlich an, ihre eigene Laſt zu fuͤhlen, und obgleich ihr gegen Frankreich eingewurzelter Haß nicht erloſch, ſo ſchien ſie doch einzuſehen, wie gering der Vortheil des Seekrieges gegen die Koſten zu rechnen ſey, die ſie bloß zum Vortheil einer fremden Macht, und vielleicht zur Vergroͤßerung des Churhauſes Hannover verſchwendet hatte. Das Mißvergnuͤgen der wider ihr wahres Intereſſe in Schulden gerathenen Englaͤnder, und Koͤnig Georgs II Beſorgniß, von ſeinem Par-

liamente nicht mehr hinlängliche Subſidien zur Fortſetzung des Krieges auf dem feſten Lande zu erhalten, hatten daher gleichviel Antheil an der Schließung des Friedens. Groß-Britannien gab alle gemachten Eroberungen zurück, und genoß keines andern Vortheils, als des Bewußtſeyns, die franzöſiſche Seemacht, und mit ihr den Handel dieſer Nation größtentheils zerſtört zu haben.

Die Republik der vereinigten Niederlande hatte nach einigen Bedenklichkeiten ſich verpflichtet gehalten, die Verbindlichkeiten der von ihr, ſo wie von mehreren europäiſchen Mächten, auf Bitte Kaiſer Carls VI unterzeichneten pragmatiſchen Sanction zu erfüllen; ſie hatte ſogar alle ihre Kräfte angeſtrengt, ſobald Frankreich den Schauplatz des Krieges vom deutſchen Boden nach Brabant verſetzte. Die Unglücksfälle, welche ſeitdem ihre Bundesgenoſſen trafen, ſchreckten ſie nicht ab; ja, als nach der Eroberung von Maſtricht Holland in Gefahr ſtand, von den ſiegreichen franzöſiſchen Heeren verſchlungen zu werden: ſo eilte die Republik, eben das Mittel zu ergreifen, welches in einem ähnlichen Falle ihre Freiheit gründete. Sie ſtellte die aus Eigenſinn abgeſchaffte Statthalter-Würde wieder her, in Hoffnung, gleiche Vortheile aus dieſer Veränderung zu ziehen; und als Frankreich in ſie drang, die Parthei des Hauſes Oeſtreich zu verlaſſen, um ihren eigenen Staat zu retten: ſo ſtand ſie im Begriff, den Knoten des Bündniſſes noch enger zu ſchürzen, als die kriegführenden Mächte, völlig erſchöpft oder durch anderweitige Ausſichten geleitet, einen allgemeinen Frieden ſchloſſen. Die Holländer konnten ſich keiner erhaltenen Vortheile rühmen; vielmehr ſchmerzte es ſie, ihre Schätze verſchwendet zu haben, um die Barriereplätze zu vertheidigen, die ihnen nicht gehörten. Für ein Volk, welches größtentheils

aus Kaufleuten beſteht, war dieſer Schmerz um ſo empfindlicher, da, außer der Aufopferung ſeines Vermögens, der Umtrieb der Handlung durch die veränderten Begebenheiten des unglücklichen Zwiſts beſonders gehemmt worden war. Die Nation ließ ſich dieſes zur Warnung dienen. Sie hütete ſich in der Folge, irgend einen Antheil an den Zänkereien von Europa zu nehmen, und bereicherte ſich unterdeſſen auf Koſten derjenigen, die es ſich aufrichtigſt angelegen ſeyn ließen, einander den Dolch ins Herz zu ſtoßen.

Maria Thereſia hatte die Laſt des verderblichen Krieges, den ihr die väterliche Erbſchaft zuzog, acht Jahre hindurch getragen. Sie hatte ſolchen gegen eine Menge von Feinden mit Standhaftigkeit geführt, obgleich ihr Vater ihr dazu weder geübte Armeen, noch Schätze hinterließ. Von allen Seiten gedrängt, vermochte ſie am wenigſten dem jungen preußiſchen Helden zu widerſtehen; ſie eilte daher, dieſen furchtbaren Nachbar loszuwerden, indem ſie zu Dresden einen beſondern Frieden abſchloß. Gleichwohl bot ſie damals die Hand zur Verſöhnung, um das Heer, welches ſie ihm entgegen ſtellen mußte, theils nach Brabant zu ſenden, theils in Italien zu gebrauchen, um den Wankelmuth des Königs von Sardinien zu beruhigen. Dieſer ſtand im Begriff, dem eingegangenen Bündniſſe, deſſen Laſt man ihm allein zu tragen überließ, zu entſagen; nur durch die ihm geſandte Unterſtützung feſtgehalten, gelang es ihm, die bereits verlohrnen italieniſchen Beſitzungen des Hauſes Oeſtreich wieder zu erobern, und mit Beihülfe eines engliſchen Geſchwaders Toulon zu bedrohen. Weniger glücklich waren dagegen die Feldzüge in den Niederlanden. Wie ein reißender Strom wälzten ſich die Franzoſen über die Bundesgenoſſen, eroberten alle feſte Plätze, welche dieſer

Provinz zur Schutzwehr dienten, entſchieden deren Schickſal durch zwei Schlachten, und entriſſen ſogar den Holländern ihre Hauptfeſtungen Bergenopzoom und Maſtricht. Zwar gab der Achener Friedensſchluß Marien Thereſien die verlornen Niederlande wieder; und obgleich ſie ſolche nur durch die Ceſſion einiger italieniſchen Herzogthümer erhielt: ſo war ihr dieſer Verluſt doch nicht ſo ſchmerzhaft, als daß ſie, nothgedrungen, Schleſien und die Grafſchaft Glaz dem Könige von Preußen hatte überlaſſen müſſen. Den Verluſt dieſer ſchönen Provinzen vermochte die Kaiſerkrone, die ſie unter dieſen Umſtänden ihrem Gemahle, dem Herzoge von Lothringen, zu verſchaffen wußte, nur von Seiten der Ehre zu erſetzen, ihrem Herzen aber ſchlug er eine tiefe Wunde, als daß dieſe ſobald hätte verharſchen ſollen.

Der preußiſche Staat war dagegen deſto glücklicher. Die Thronbeſteigung Friedrichs II war gleichſam die Morgenröthe der aufgehenden Sonne geweſen, die ihm hinfort ſcheinen ſollte. Dieſer Fürſt, von dem man als Kronprinz nicht erwartete, was er in ſeiner königlichen Laufbahn ward, hatte nach Carls VI Tode zuerſt die Waffen ergriffen, um ſeine Anſprüche auf einige Fürſtenthümer von Schleſien geltend zu machen. Nach zwei glücklichen Feldzügen verſchaffte ihm der Breslauer Friede (1742) den Beſitz des größten Theils dieſes Herzogthums. Jetzt verließ er ſeine Bundesgenoſſen, die Franzoſen, weil er aus dem problematiſchen Benehmen ihrer Feldherren urtheilte, die Politik des Cardinals Fleury beabſichte, die Laſt des Krieges ihm allein aufzubürden; er auch — ſeinen Zweck erreicht hatte. Er ward aber von dieſen wieder verlaſſen, als, durch das zu Frankfurt am Main (1744) erneuerte Bündniß aufgemuntert, er dem durch Oeſtreichs Macht ganz zu Grunde

gerichteten Kaiſer Carl VII zu Hülfe eilte. Nunmehr mußte er es mit Maria Thereſia und eben dem Könige von Polen aufnehmen, der kurz zuvor ſeinen Antheil an der väterlichen Erbſchaft dieſer Prinzeſſinn verlangte. Ohne dem bedrängten Kaiſer thätigen Beiſtand leiſten zu können, mußte er das bereits in Beſitz genommene Königreich Böhmen ſchleunig verlaſſen; und nur ſeine ſiegreichen Heere und ſeine beſondere Geiſtesſtärke gaben ihm Mittel an die Hand, den rechten Zeitpunkt zu nützen, um ſeine Eroberungen zu ſichern. Es bewies daher eine große Staatsklugheit, da er das Uebergewicht, welches ihm die Schlacht bei Keſſelsdorf gab, nützte, ſeine Feinde zwang, den Dresdener Frieden einzugehen, ſich dadurch des Beſitzes von Schleſien nebſt der Grafſchaft Glaz vergewiſſerte, und der Gefahr vorbeugte, gegen ein ruſſiſches Heer, welches die Kaiſerinn Eliſabeth zur Vertheidigung der ſächſiſchen Lande abſchicken wollte, zu einer Zeit zu ſtreiten, da ſeine Kräfte zu ſchwinden anfingen, und der von ſeinem Vater Friedrich Wilhelm I ererbte Schatz faſt gänzlich vergriffen war. Die Möglichkeit, den wahren Sinn des Breslauer Friedens-Traktats, in Abſicht des Laufs der Oppava, als der zwiſchen dem preußiſchen und öſtreichiſchen Schleſien beſtimmten Gränze, durch mehr Beharrlichkeit zu erzwingen, kam hierbei weniger in Betrachtung, da der Hauptzweck glücklich erreicht war.

Das deutſche Reich, dieſer gliederreiche Körper ohne eigentliche Seele, faſt jederzeit ein Spiel fremder Impulſionen, hatte, durch Frankreichs Unterſtützung aufgemuntert, den Churfürſten von Bayern zum römiſchen Kaiſer erhoben, und ſo lange Beiſtand geleiſtet, als ihm das Glück günſtig war. Es verließ ihn aber mit gleichem Leicht-

ſinn, ſobald das Maß ſeines Unglücks ihn in die traurigſte Lage verſetzte, worin ein regierender Herr kommen kann. Von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, vom Schrecken des Krieges verfolgt, mußte Carl VII ſeine Staaten mit dem Rücken anſehen, ins Innere von Deutſchland flüchten, und kaum gewährte der Einfall, den Friedrich II zu ſeinen Gunſten in Böhmen that, ihm den Troſt, auf ſeinem Schloſſe zu München zu ſterben. Wollte ſein Sohn das väterliche Erbe wieder erlangen: ſo mußte er den Frieden erbetteln, und allen Anſprüchen auf die öſtreichiſchen Erblande feierlichſt entſagen. Alle dieſe Widerwärtigkeiten machten die Reichsfürſten wankelmüthig. Statt ihren Kaiſer zu unterſtützen, begnügten ſie ſich, die Zeit mit unnützen Berathſchlagungen zu verſchwenden, bis bald leere Verſprechungen des Wiener Hofes, bald die Furcht vor der öſtreichiſchen Macht ſie nach und nach wieder unter den Gehorſam des neuen Kaiſers Franz I zurückbrachten.

Außer dem Pabſt und Venedig hatten faſt alle italieniſche Fürſten Antheil an dem Erbfolgskriege genommen, und die Lombardei war ſelbſt der Schauplatz deſſelben geworden. Der König von Neapel, der Herzog von Modena, die Republik Genua, hatten ſich für die franzöſiſch-ſpaniſche Parthei erklärt. Das Haus Oeſtreich hatte dagegen nur einen Bundesgenoſſen an dem Könige von Sardinien. Dieſer, den man, nach der Politik des Wiener Hofes, die Bürde des Krieges faſt allein tragen ließ, war zu ſchwach, den Armeen der verbündeten Mächte die Spitze zu bieten; und die Thätigkeit dieſes tapfern Fürſten würde daher auch gänzlich erkaltet ſeyn, hätte, nach dem Dresdener Frieden, Maria Thereſia nicht ſeinem Eifer eine neue Spannkraft zu geben ſich angelegen ſeyn laſſen. Nunmehr

ſenkte ſich das Uebergewicht auf öſtreichiſche Seite. Der Herzog von Modena ward aus ſeinen Staaten verjagt, Genua erobert, ein Einfall in die Provence unternommen, und ſelbſt Toulon belagert, als der allgemeine Friede dem Blutvergieſſen ein Ende machte. Durch dieſen Frieden erhielt der König von Sardinien Vigevanasko, den größten Theil von Anghiera und den Anſpruch auf Finale, welches letztere Kaiſer Carl VI ehedem an Genua verkauft hatte.

Der nördliche Theil von Europa hatte nicht ſo großen Antheil an dem Kriege genommen, als der ſüdliche. Dännemark gab, wie bei allen großen Ereigniſſen, einen bloßen Zuſchauer ab. Die zwiſchen Schweden und Rußland entſtandenen Streitigkeiten wurden bald beigelegt. Frankreich hatte Erſteres gegen Letzteres aufgehetzt, um dieſes abzuhalten, ſich in die Angelegenheiten der öſtreichiſchen Erbfolge zu miſchen; unterſtützte es aber eben ſo wenig mit Gelde, als die ſchwediſchen Feldherren den Krieg unzweckmäßig führten. Um ſeinem Untergange vorzubeugen, mußte Schweden zu Åbo (1743) einen ſchimpflichen Frieden eingehen. Es ward nicht allein gezwungen, einen Theil von Finnland dem Sieger abzutreten, ſondern den Einfluß, den in der Folge der Hof zu Petersburg ſich auf ſeine eigenen Angelegenheiten erlaubte, ward ihm nur zu fühlbar. So tief aber auch ſeit Carls XII Tode die innere Verfaſſung des Königreichs Schweden geſunken und fehlerhaft geworden war, eben ſo hoch hatte ſich ſolche in Rußland emporgehoben, ſeitdem Peter der Große ihr eine beſſere Richtung gegeben hatte. Jetzt war dieſer Staat, den man im Anfange des Jahrhunderts noch keines Bündniſſes werth achtete, ſchon ſo bedeutend, daß er ſich das Anſehen geben konnte, das Gleichgewicht von Europa zu lenken und zu

erhalten. Die Kaiſerinn Eliſabeth, deren Vorfahren funfzig Jahre früher ſich kaum gegen ihre Bojaren zu ſchützen vermochten, trug jetzt nicht wenig zum allgemeinen Frieden bei, indem ſie ihrem Machtſpruche durch eine Armee von 30,000 Mann das gehörige Gewicht gab.

Die ottomannniſche Pforte miſchte ſich ganz und gar nicht in die Zänkereien von Europa. Zufrieden, die Eroberungen ruhig zu beſitzen, die der Belgrader Friede (1739) ihr zugeſichert hatte, ſah ſie gelaſſen zu, wie die Chriſten ſich einander aufrieben. Zu einer Zeit, wo es ihr ein Leichtes geweſen wäre, ſich ganz Ungarn unterwürfig zu machen, hielt ſie es ſchon für ein Glück, vom Hauſe Oeſtreich nichts zu befürchten zu haben. Dieſe Gleichgültigkeit und Sicherheit verwebte aber in den Charakter einer ſonſt kriegeriſchen Nation eine Weichlichkeit, die ihr nicht wenig nachtheilig ward, als das Staats-Intereſſe die Höfe von Petersburg und Wien näher verband, und dieſe ſich mächtig genug fühlten, den Nachkommen eines Mahomeds, der Wien zitternd machte, Trotz zu bieten.

So war der Zuſtand von Europa im Jahre 1748, und ſo hat von je her das Schickſal aller Reiche der Welt Perioden von Größe und Geringfügigkeiten gehabt. Sie ſind Cometen gleich, die, wenn ſie ihre vorgeſchriebene Laufbahn vollführet haben, wieder rückgängig zu werden anfangen, bis ſie ſich endlich unſerm Auge gänzlich entziehen, um vielleicht nach Jahrhunderten in einem neuen Glanze zu erſcheinen. Wenn ich es mir alſo angelegen ſeyn ließ, eine gedrängte Schilderung dieſes Zuſtandes zu entwerfen: ſo hielt ich dieſe Vorſicht für nöthig, theils um den Leſer auf die großen Ereigniſſe vorzubereiten, welche eine Folge der damals vorgefallenen Staatsumwälzungen ſeyn mußten,

theils um ihnen einen ſichern Standpunkt zu verſchaffen, aus welchem er die heimlichen Ränke überſehen könne, welche die Cabinette der europäiſchen Höfe jezt allmählig zu ſchmieden bemüht waren, und die einen Krieg vorbereiteten, der die halbe Welt erſchütterte.

Ein Zuſammenfluß von beſondern Umſtänden, noch mehr aber das Unvermögen, den Krieg länger fortzuſetzen, hatten den Frieden hergeſtellt. War inzwiſchen dadurch eine erquickende Ruhe in die durch den Krieg verwüſtete Staaten zurückgekehrt, und konnten ganze Nationen von den erlittenen Drangſalen ſich wieder erholen; ſo waren doch ihre Beherrſcher nichts weniger als ausgeſöhnt. Der Friede war folglich nur als ein Palliativmittel zu betrachten, welches zwar eine ſcheinbare Geneſung bewirkt, nicht aber das Uebel aus dem Grunde zu heben vermag. Die europäiſchen Mächte bedurften nur der erforderlichen Zeit, um ihre Wunden zu heilen, und einer günſtigen Gelegenheit, um die zu ihrer Vergrößerung oder Rache entworfenen Plane auszuführen.

Dieſe neue Revolution kündigte ſich ſchon im Jahre 1750 an. Seit dieſer Zeit herrſchte unter den vornehmſten Mächten von Europa ein immerwährendes Mißtrauen. Sie ſchloſſen beſondre Bündniſſe, vermehrten ihre Land- und Seemacht, und trafen unter der Hand Vorkehrungen zu einem der blutigſten Kriege. Damals waren ſie in zwei verſchiedene Partheien getheilt, die einander die Wage zu halten, oder ſich gelegentlich zu unterdrücken bemüht waren. Rom und Carthago ſtritten nicht ſo anhaltend um den Beſitz der bekannten Welt, als dieſe Partheien bald um ein wirkliches oder eingebildetes Intereſſe, bald um ein dictatoriſches Uebergewicht eiferten. Frankreich, Preußen und

Schweden bildeten die eine, Oeſtreich, England und Sachſen die andere Faction. Der vorige Krieg hatte das Intereſſe dieſer Mächte dergeſtalt verwebt, daß man es zur Erhaltung des ſogenannten Gleichgewichts von Europa für unauflöslich hielt; obgleich dies Hirngeſpinſt wohl nur zum Spielwerk dient, ſeitdem Eroberungsſucht das Lieblingsſyſtem der regierenden Fürſten geworden iſt. Rußland, Dänemark, Spanien, Holland, die deutſchen und italieniſchen Fürſten, hatten ſich noch für niemand erklärt; gleichwohl bewarb man ſich mehr oder weniger um ihren Beiſtand, je verwickelter die Angelegenheiten einer jeden Parthei wurden, oder ihre Abſichten einen größeren Grad der Wahrſcheinlichkeit erhielten.

Die Kaiſerinn-Königinn hatte bemerkt, wie viel der Einfluß des Petersburger Hofes zur Schließung des Dresdener Friedens beigetragen hatte; ſie ſah ein, daß ſie ſich mit dieſer Macht genauer verbinden müſſe, wenn ſie ihren unruhigen Nachbar, den König von Preußen, in den Schranken der Mäßigung halten, oder wegen des erlittenen Verluſtes ſich an ihm rächen wollte; ſie nutzte daher das gute Vernehmen, in welchem ſie mit der Kaiſerinn Eliſabeth ſtand, um das durch Hülfe eines ſtolzen Günſtlings erweckte Einverſtändniß in ein förmliches Bündniß zu verwandeln, und dadurch den Grund zu der großen Revolution zu legen, die bald darauf Deutſchland traf, und die Welt in Erſtaunen ſetzte. Die Macht, zu welcher das Haus Brandenburg geſtiegen war, ſeitdem Friedrich II Schleſien eroberte, ſchien ihr ein zu wichtiger Gegenſtand, als daß ſie nicht alle Kräfte hätte anſtrengen ſollen, einem ſo gefährlichen und furchtbaren Nachbar ſeine gemachten Eroberungen wieder zu entreiſſen. Sie konnte es nicht ver-

ſchmerzen, daß ſie ihm die ſchönſte Provinz aus der väterlichen Verlaſſenſchaft hatte abtreten müſſen; ja, dieſer Schmerz ward noch empfindlicher, als ſie in Erfahrung brachte, wie der König von Preußen, durch eine zweckmäßigere Behandlung, die Einkünfte dieſes fruchtbaren Landes ſo anſehnlich zu vermehren gewußt hatte. Jetzt ſah ſie ein, wie viel von dem Erbtheil ihres Vaters ihr wirklich war entriſſen worden, und wie wichtig der Beſitz von Schleſien bei einer ſchicklichen Verwaltung der Finanzen hätte werden können. Nothwendig mußten dergleichen Betrachtungen eine aufgeklärte, zugleich aber auf den drückenden Einfluß, den ihre Vorfahren auf die deutſchen Fürſten ausgeübt hatten, ſtolze Fürſtinn aufbringen. Die Tochter Carls VI ſchwor daher Friedrich II einen unverſöhnlichen Haß. Seitdem blökte der Neid die Zähne gegen den Eroberer, und die Rache wetzte heimlich den Dolch, um ihm ſolchen mit ſicherer Hand ins Herz zu ſtoßen. Auf der andern Seite war England unzufrieden, durch den Achener Frieden nicht wichtigere Vortheile erhalten zu haben; es ſann daher auf ernſtlichere Mittel, die ſchon geſchwächte Seemacht Frankreichs, und mit derſelben ſeinen in Stocken gerathenen Handel mit mehrerem Erfolge zu Grunde zu richten, auch die Oberherrſchaft auf den Meeren, wornach es von je her ſtrebte, ſich endlich allein zu verſchaffen. Dies waren die Triebfedern, welche die Politik der Höfe zu Wien und London beſeelten, der Maſchine, die ſich in Arbeit zu ſetzen gedachten, die erſte Schwungkraft gaben, und gewiſſermaßen der Keim der nachfolgenden Revolutionen wurden.

So angelegen indeſſen Groß-Britannien und Oeſtreich es ſich ſeyn ließen, ihr Vorhaben bald auszuführen,

ſo wenig waren ſie dazu vorbereitet. Die Nationalſchuld, welche England zur Beſtreitung des Krieges bis 1748 hatte contrahiren müſſen, belief ſich an die hundert Millionen Pfund Sterling, und Maria Thereſia getrauete ſich nicht ohne Rußlands Beiſtand und Englands Subſidien es mit dem Könige von Preußen aufzunehmen. Die erſten Jahre nach dem Achener Frieden wurden daher mit Speculationen, Unterhandlungen und Intriguen zugebracht, welche hauptſächlich dahin abzielten, in dem nördlichen Theile von Europa einen Krieg zu entzünden, der dem, wiewohl nur mittelbar darin ſich verwikkelnden ſüdlichen Theile eben ſo viele Vortheile verſchaffen ſollte, als wenn der allgemeine Krieg zwei Jahre früher zum Schaden des Gegentheils unternommen worden wäre. Dieſem angenommenen Syſteme bemühte ſich das Haus Oeſtreich Schritt vor Schritt zu folgen. Bereits im Jahre 1746 hatte es mit dem Hofe zu Petersburg ein Bündniß geſchloſſen, das obgleich es nur den Titel eines Verteidigungs-Tractacts führte, dennoch einige geheime Artikel enthielt, die die Veranlaſſung geben ſollten, dem Könige von Preußen Schleſien wieder zu entreißen. Zu Schließung dieſes Bündniſſes trug damals der Groskanzler Graf Beſtuchef, der als Staatsminiſter Rußland regierte, das meiſte bei. In jenem ungeheuern Reiche, welches den achten Theil der bewohnten Erde ausmacht, war dieſer außerordentliche Mann gewiſſermaßen allgewaltig. Stolz war ſein Charakter, Geld und Ehrgeiz waren ſeine vorzüglichſten Leidenſchaften. Einmal hatte er ſich bei der Kaiſerin Eliſabeth unentbehrlich gemacht, und in dieſem ſonſt ſo ſtürmiſchen Staate wagte es niemand, einen aufgeblaſenen Miniſter zu ſtürzen, deſſen Anſehn und Einfluß ſo außerordentlich befeſtigt waren. Zur Schließung des Dresdener

Friedens hatte er mitgewirkt, um das Haus Oeſtreich von der Laſt eines drückenden Krieges zu befreien, und Rußlands Garantie von Schleſien hatte er darin verſprochen, in Hoffnung, von dem Könige von Preußen ein anſehnliches Geſchenk zu erhalten. Friedrich II hielt es aber damals für überflüſſig, den Sinn eines bereits abgeſchloſſenen Traktats noch mit barem Gelde aufzuwiegen, und ließ es daher bei bloßen Höflichkeitsbezeigungen bewenden. Beſtuſchef, der zu ſeinem Aufwande nie Geld genug aufbringen konnte, und für ſeine dem Könige geleiſteten weſentlichen Dienſte auf eine thätige Erkenntlichkeit gewiß rechnen zu können glaubte, ſchmerzte es empfindlich, ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht zu ſehen. Von dieſer Zeit an benutzte er jede Gelegenheit, dem Könige den bitterſten Haß zu zeigen, und Maria Thereſia verabſäumte dagegen nicht, die Stimmung des Großkanzlers zu ihrem Vortheil anzuwenden, indem ſie ſeiner Lieblingsneigung, durch Verſchwendung anſehnlicher Summen Geldes, ſchmeichelte.

Der Hof zu Dresden, gegen Preußens ſteigende Macht nicht weniger empfindlich, und der Vorfälle von 1742 noch eingedenk, erhielt das noch unter der Aſche glimmende Feuer durch allerlei Cabalen, ohne ſeinerſeits ſich zu etwas Beſtimmten zu erklären. Maria Thereſia drang daher in den König von Polen, Auguſt III, mit ihr gemeinſchaftliche Sache zu machen; allein die ſchüchterne Unbeſtimmtheit ſeines Staatsminiſters, des Grafen Brühl, wollte die Schließung einer Offenſiv-Allianz nicht zulaſſen. Die Furcht, Sachſen der Rache des Königs von Preußen auszuſetzen, rieth ihm, bloß das Feuer anzufachen, und ſich in der Ferne daran zu wärmen; er trug alſo darauf an, zuvor wegen Sicherheit der ſächſiſchen Lande und der Entſchädigung

ſchädigung des Königs von Polen gemeſſenere Maßregeln zu ergreifen, als im Jahre 1744, und beſonders bemüht zu ſeyn, das Bündniß durch Groß-Britaniens thätigen Beiſtand zu befeſtigen.

Dem Wiener Hofe war dieſer Plan ſehr willkommen; da er aber befürchtete, das engliſche Parliament durch die geheimen Artikel des Petersburger Bündniſſes zu aufmerkſam zu machen, ſo begnügte er ſich für jetzt damit, allerlei Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, um entweder Preußen oder Schweden mit Rußland zu entzweien, und alsdann einen ſcheinbaren Vorwand zur Wiedereroberung ſeiner verlornen Provinzen zu gewinnen. Nach dieſen angenommenen Grundſätzen weigerte ſich die Kaiſerinn Eliſabeth, die verſprochene Garantie des Dresdener Friedenstraktats zu übernehmen. Durch den Nyſtäter Frieden hielt ſie ſich für berechtiget, ſich in die Familien-Angelegenheiten der Krone Schweden zu miſchen, ſuchte dieſe Anmaßung durch Drohungen zu unterſtützen, und fing an, in Finnland, Liefland und Kurland mehr Truppen zuſammen zu ziehen, als ſie zu Friedenszeiten dort zu unterhalten pflegte. Nach eben dieſen Grundſätzen wußte Maria Thereſia die bey dem deutſchen Reiche gleichfalls nachgeſuchte Garantie von Schleſien zu hintertreiben, den König von England dahin zu vermögen, deutſche Kriegsvölker in Sold zu nehmen, und endlich Sachſen zu überreden, ſich genauer mit ihr zu verbinden. Wahrſcheinlich würde auch, in Rückſicht auf die Standhaftigkeit, mit welcher Schweden ſich den Anforderungen des Petersburger Hofes widerſetzte, ſchon im Jahre 1752 ein Krieg in Finnland ſich angeſponnen haben, wenn Rußland ganz dazu vorbereitet, und England geſonnen geweſen wäre, die nöthigen Subſidien zu bezahleu.

Unterdeſſen wandte die dem Hauſe Oeſtreich entgegen-ſtehende Parthei alle Aufmerkſamkeit an, die Gefahr, die dem Norden von Europa zu drohen ſchien, ſo viel als möglich abzuwenden. Frankreich, Schweden, Dänemark und Preußen, gingen ein genaueres Bündniß ein, worin ſie ſich einander ihre Beſitzungen garantirten. Friedrich II, den das nahe Gewitter zuerſt treffen konnte, war darauf bedacht, ſein Königreich Preußen und ſeine pommerſchen Küſten zu ſichern. Ludwig XV wandte ſo viel Geld, als ſeine zerrütteten Finanzen nur immer erlaubten, zu Wiederherſtellung ſeiner Seemacht an. Mißtrauiſch gegen die Zurüſtungen der Engländer, ſuchte er ſeine Colonien in beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und verſprach Schweden und Dänemark Subſidien, weil ohne dergleichen Unterſtützung dieſe Mächte nicht füglich im Stande ſind, ihren Bundesgenoſſen ſich thätig zu beweiſen. Inzwiſchen nahmen die Revolutionen, die in der Folge Europa und beſonders Deutſchland trafen, doch erſt im Jahre 1755 ihren Anfang; wiewohl der Wankelmuth des Schickſals es dahin lenkte, daß ſtatt, nach dem Wunſche des Wiener Hofes, der Krieg im Norden beginnen ſollte, er vielmehr auf der zweiten Halbkugel unſers Planeten ausbrach, auch die bisher geſchloſſenen Bündniſſe zum Theil zerriſſen und anderweitig geknüpft wurden.

England fühlte ſich endlich mächtig genug, Frankreich mit glücklichem Erfolg anzugreifen, und deſſen kaum wieder auflebende Seemacht völlig zu Grunde zu richten. Die Handlung, die, ſeitdem die Portugieſen es zuerſt wagten, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umſegeln, und es den Spaniern gelang, die neue Welt zu entdecken, ſo viele Revolutionen bewirkte, und den Europäern ſo oft die Waffen in

die Hand gab, war auch hier die Triebfeder, welche alles in Bewegung ſetzte. Die Thätigkeit der engliſch-oſtindiſchen Compagnie hatte in jenem Welttheile außerordentliche Fortſchritte gemacht. England, durch den aſiatiſchen Handel bereichert, glaubte nunmehr, ſich noch einen andern Zweig deſſelben in Weſtindien verſchaffen zu müſſen, um auch dort den Meiſter zu ſpielen. Die Habſucht der Kaufmannſchaft wuchs mit jedem aus Oſtindien ankommenden Schiffe. Ihre Ungenügſamkeit hörte nicht auf, der Nation zuzurufen: „Seht! wie in ſo kurzer Zeit unſer Handel ſich in Aſien ausgebreitet hat. Betrachtet die Menge von Produkten, die „wir von dorther erhalten, und durch deren faſt alleinigen „Umtrieb wir unermeßliche Schätze aufhäufen! Ihr habt „durch den letzten Krieg den Handel Frankreichs untergraben, „und ſeine Geſchwader zernichtet. Seitdem haben eure Manufaktur-Waaren einen Abſatz, den ihr ehedem mit den „franzöſiſchen Fabriken theilen mußtet. Euch jetzt zu widerſtehn, iſt Frankreich zu ohnmächtig. Kaum laſſen ſeine „Finanzen die Ausrüſtung einiger Kriegsſchiffe zu, und ſeine „Colonien in Amerika ſind in dem ſchlechteſten Vertheidigungsſtande. Was hindert uns alſo, auch in dieſem Welttheile unſern Handel weiter auszudehnen, und auf dieſe „Weiſe die Schätze beider Indien für uns allein zu ſammlen? „Jetzt, Engländer! iſt der Zeitpunkt gekommen, wo ihr auch „dort Eroberungen zu machen, und den franzöſiſchen Handel „zu Grunde zu richten im Stande ſeyd. Ihr habt Schiffe, „es fehlt euch nicht an Gelde; was zaudert ihr alſo? Wir „rathen euch, dieſe günſtige Gelegenheit zu benutzen, wenn „ihr die Oberherrſchaft auf allen Meeren der Welt zu behaupten noch geſonnen ſeyd!“

Mehr bedurfte es nicht, um den Stolz der Engländer zu

kitzeln, und den eingewurzelten Haß gegen die Franzoſen neu zu beleben. Der Krieg ward beſchloſſen, und die freie Schifffahrt auf dem Ohio, ſo wie die Gränzberichtigung von Akadien, mußten ihm zum Vorwande dienen. Durch den Utrechter Frieden hatte Frankreich dieſe Provinz in ihrem ehemaligen Umfange an England abgetreten; man hatte aber damals verabſäumt, ihre Gränzen zu beſtimmen, und die Commiſſarien, die man jetzt von beiden Seiten dazu ernannte, dieſen Streit zu ſchlichten, waren noch weniger im Stande, ſolche richtig anzugeben, da ſie ihnen in einer ſo wilden Gegend ſelbſt unbekannt waren. Die Unterhandlung zog ſich daher in die Länge, bis die aufs Höchſte geſpannte Ungeduld der Engländer ſie antrieb, Feindſeligkeiten gegen die auf der Gränze von Canada belegenen feſten Plätze auszuüben, und ohne vorher gegangene Kriegserklärung 300 Kauffartheiſchiffe wegzunehmen, die unter Bedeckung zweier Kriegsſchiffe nach Amerika ſegelten.

Dies kühne Unternehmen mußte Frankreich nothwendig mit bewaffneter Hand zu rächen ſuchen. Es ſandte daher ſeinen Colonien anſehnliche Verſtärkungen, und trieb die Engländer von den Gränzen von Canada zurück; allein da es noch nicht gerüſtet genug war, um es mit Groß-Britanniens Seemacht aufzunehmen: ſo hielt es für rathſamer, den Schauplatz des Krieges zugleich auf dem feſten Lande zu eröffnen, in die deutſche Staaten des Königs von England zu dringen, und dadurch die Eroberung des nördlichen Amerika's zu hintertreiben. Auch diesmal war dieſer Entſchluß das Reſultat der Staatsklugheit, welcher Frankreich von jeher treu geblieben iſt, wenn es nicht vermögend war, ſeiner Seemacht die erforderliche Stärke zu geben, um es mit ſeinem Erbfeinde aufzunehmen. So viele Beiſpiele auch die Geſchichte von

der ſiegreichen Tapferkeit der Landmacht Frankreichs und ihrer vortrefflichen Feldherren aufgezeichnet hat, ſo wenig hat ſie dergleichen Vorzüge von ſeinen Geſchwadern aufzuweiſen. Der Eroberungsgeiſt Ludwigs XIV ſowohl, als die Zerſtreuungen, die er ſich erlaubte, hatten die Finanzen zu ſehr erſchöpft, als daß man die ungeheure Koſten zur Ausrüſtung einer anſehnlichen Seemacht hätte aufbringen können. Ludwig XV, eben ſo galant, aber weniger zu Eroberungen geneigt, und nicht mit ſo geſchickten Staatsbedienten verſehen, wie ſein Urgroßvater, zeigte keinen ſonderlichen Hang, durch Einſchränkung ſeines Luxus, ſeine Herrſchaft auf dem Meere auszubreiten. Und ſo war es kein Wunder, daß Frankreichs Geſchwader den großbritanniſchen eben ſo wenig gewachſen ſeyn konnten, als eine zahlreiche Landmacht der kleinen Armee überlegen ſeyn mußte, die Georg II zur Deckung ſeiner deutſchen Staaten aufzubringen im Stande war.

Der franzöſiſche Operationsplan machte England ſtutzen. Eines Theils war es der Wunſch der Nation nicht, einen Krieg auf dem feſten Lande zu führen, da ſolcher zur Erweiterung ihres Handels nichts beitragen konnte; andern Theils war der König für ſein Churfürſtenthum Hannover äußerſt beſorgt. Damals hatte das Bündniß zwiſchen den Höfen von Verſailles und Berlin noch ſeine volle Kraft. Das franzöſiſche Miniſterium gab ſich alle Mühe, Friedrich II zur Theilnahme aufzumuntern; und geſchahe dieſes, ſo war die Gefahr für die hannöveriſchen Lande deſto größer. In dieſer bedrängten Lage wandte ſich Georg II an ſeine alte Alliirte, die Kaiſerinn-Königinn, und bat um ihren Beiſtand. Dieſe ſchlug ihm ſolchen aber unter dem Vorwande ab, daß ſie ihre Truppen zur Deckung ihrer eigenen Staaten bedürfe. So auffallend auch dieſer Vorwand zu einer

Zeit ſchien, da das Haus Oeſtreich von preußiſcher Seite nichts zu befürchten hatte; ſo wenig auch der König von England, ſeiner im vorigen Kriege geleiſteten weſentlichen Dienſte ſich bewußt, eine Weigerung dieſer Art erwarten konnte, ſo nöthigten ihn doch die Umſtände, ſich nach einem andern Bundesgenoſſen umzuſehen. Er wandte ſich an Rußland. Hier war er glücklicher; denn dem Großkanzler Beſtuſchef waren die engländiſchen Guineen eben ſo willkommen, als die Gelegenheit, ſich an der Sparſamkeit des Königs von Preußen zu rächen. Auf ſeinen Antrieb machte ſich die Kaiſerinn Eliſabeth anheiſchig, gegen Erlegung von 150,000 Pf. Sterl. Subſidien, 55,000 Mann gegen die Gränzen des Königreichs Preußen anrücken zu laſſen, um Friedrich II zu beſchäftigen, und abzuhalten, etwas gegen Hannover zu unternehmen.

Mit der lebhafteſten Freude empfing Maria Thereſia dieſe Nachricht. Schon glaubte ſie die ruſſiſchen Fahnen auf preußiſchen Boden gepflanzt, und England unvermerkt in ihr Bündniß verflochten zu ſehen; ſchon ſchöpfte ſie die gegründetſte Hoffnung und Ausführung ihres großen Entwurfs: als plötzlich eine unerwartete Dazwiſchenkunft alle ihre frohen Ausſichten auf einmal vereitelte, und zugleich den Grund zu dem veränderten politiſchen Syſteme von Europa legte.

Die Zurüſtungen, welche man in Rußland machte, konnten dem Könige von Preußen eben ſo wenig verborgen bleiben, als das Mißtrauen gegen die Abſichten des Hauſes Oeſtreich bei dieſer Gelegenheit rege werden mußte. Zufälligerweiſe war er ſchon früher den Triebfedern, welche die ganze Maſchine in Bewegung ſetzen ſollten, auf die Spur gekommen. General Winterfeldt, ſein Liebling und einziger Vertrauter, ein Mann, deſſen ehrgeizigen Charakter die po-

litiſchen Vorfälle in Europa in ſteter Bewegung erhielten, ließ keine Gelegenheit vorbei, dem Könige, ſeinem Herrn, zu dienen, dabei aber auch ſeinen Privatabſichten zu fröhnen. Sowohl in Wien als in Dresden unterhielt er Kundſchafter, die, theils durch Freigebigkeit, theils durch andere Aus-ſichten angelockt, ihn nach Möglichkeit von Allem unterrichte-ten, was ſie zu erfahren im Stande geweſen waren. So geſchahe es, daß einer, Namens Reidnitz, von Dresden nach Potsdam kam, und ihm zuerſt entdeckte, wie er von ſeinem Buſenfreunde, einem expedirenden Sekretär des Ge-heimenraths S. erfahren, daß die zwiſchen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden gewechſelten Staatsſchriften im dortigen Archive aufbewahrt lägen. Dieſem Manne, ob-gleich von geringer Abkunft, begegnete man mit ausgezeich-neter Höflichkeit; er erhielt eine Bedienung, ließ ſeine Familie nachkommen, und da ſeine Frau bald darauf zu Potsdam entbunden ward, mußte ſogar der königliche geheime Cabi-netsrath Eichel das Kind über die Taufe halten. Winter-feldt bediente ſich dieſes Mannes zu weitern Nachforſchun-gen, wozu er die Vorſchläge that: Zugleich zog Friedrich II ſeinen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, den Grafen Malt-zahn, mit in das Geheimniß, um welches auch, bis zum Ausbruche des Krieges, bloß dieſe drei handelnden Perſonen wußten. Dieſem Manne, von ſchöner Bildung und lebhaftem Geiſte, wurde aufgetragen, eine Lieblingsintrigue mit einer am Hofe viel geltenden Dame anzuſpinnen, und Geld zu ver-ſchwenden, um durch dieſe beiden, für gewiſſe Frauenzimmer ſo gefährliche Mittel, genauere Entdeckungen zu machen.

In dieſer Lage befand ſich der König von Preußen, als der zwiſchen England und Rußland abgeſchloſſene Subſi-dien-Traktat anfing ruchtbar zu werden. Er ſah die Gefahr

voraus, der ſein Königreich ausgeſetzt ſeyn würde, wenn jene nordiſchen, von einem Schwarme Barbaren begleiteten Völker daſſelbe angreifen ſollten. Ihnen allein zu widerſtehen, ſchien ihm zwar keine herkuliſche Arbeit, weil er von ihrer Kriegskunſt keine vortheilhaften Begriffe hatte; allein, nach der Entdeckung, die er bereits gemacht hatte, hielt er ſich ſchon im voraus überzeugt, daß das Haus Oeſtreich jede Gelegenheit benutzen würde, ihn auch in Schleſien anzugreifen, und in dieſem Falle mußte er ſeine Macht theilen. Seine Staaten waren, zu Folge ihrer Lage, allen Anfällen, ſowohl der Oeſtreicher und ihrer Bundesgenoſſen, als auch der mit engländiſchem Gelde erkauften deutſchen Kriegsvölker, ausgeſetzt. Frankreichs Beiſtand ſchien ihm, theils wegen der Entfernung, theils wegen der Beſchwerlichkeit, eine Armee auf deutſchen Boden zu führen und da zu unterhalten, zu unwirkſam; vielleicht trauete er auch dieſen im Jahre 1744 ſich ſo treulos bewieſenen Alliirten jezt nur einen abgenöthigten guten Willen zu. Alle dieſe Gegenſtände überſah er mit ſcharfſichtigem Blick. Als ein erfahrner Politiker wog er alle Möglichkeiten und alle daraus herzuleitenden Verbindungen und Folgen genau ab, und obgleich Winterfeldt ſchon damals in ihn drang, „den Krieg ſogleich anzufangen, und „durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in ſei„ner Geburt zu erſticken:“ ſo verwarf er doch dieſen kühnen Vorſchlag, in Hoffnung, das aufziehende Gewitter auf irgend eine Weiſe vielleicht noch zerſtreuen zu können.

Frankreich ſchien ihm nunmehr ein eben ſo kalter Freund als wenig gefährlicher Feind zu ſeyn; und da es zuvörderſt darauf ankam, der dringendſten Gefahr vorzubeugen: ſo fiel das Reſultat ſeiner angeſtellten Betrachtungen dahin aus, Rußlands Unternehmungen rückgängig zu machen. Dies

konnte am füglichſten bewirkt werden, wenn er die Quelle zu verſtopfen ſuchte, aus der Eliſabeth ſchöpfen mußte, um ihre Zurüſtungen zu realiſiren. In dieſer Abſicht bewarb er ſich unter der Hand um die Freundſchaft jener Inſulaner, die, um ihres Beherrſchers deutſche Staaten zu ſichern, erſt kürzlich ein ruſſiſches Heer zu ſeinem Verderben gedungen hatten. Bei dieſer Negotiation unterſtützte ihn das Glück eben ſo ſtark, als der Schwindel einer Nation, die durch eine ſo plötzliche Veränderung des politiſchen Syſtems von Europa in Staunen geſetzt, zur Annahme des angebotenen ſo vortheilhaften Bündniſſes ſich hingeriſſen fand. Damals legte eine wichtige Kabale im Parliamente der Ratification des mit der Kaiſerinn von Rußland verabredeten Subſidien-Traktats noch Hinderniſſe in den Weg. Hierzu kam, daß die außerordentliche Sorgfalt, womit Frankreich die, durch das unbedachtſame Betragen ſeines ehemaligen Geſandten, des Marquis de la Chetardie, verſcherzte ruſſiſche Freundſchaft wieder herzuſtellen ſich bemühte, zu London kein Geheimniß blieb; daß der Krieg auf dem feſten Lande nicht nach dem Geſchmacke der Engländer war, und daß der König von Preußen ſich erbot, die Ruhe in Deutſchland zu erhalten. Mehr bedurfte es nicht, um einige Glieder des Parliaments zu bewegen, ihre Beredſamkeit zu Umſtimmung der Nation anzuwenden. Jetzt wurden die einander ſo oft entgegen arbeitende Partheien bald einig, da jede ihre beſonderen Vortheile dabei fand. Die Königliche ſah das Churfürſtenthum Hannover gedeckt, und die Oppoſition konnte auf einmal das läſtige Joch, Subſidien zum Landkriege aufzubringen, abſchütteln. Mit beiden Händen nahm man Friedrichs Anerbieten an, und nie iſt in England ein Bündniß mit mehr Enthuſiasmus aufgenommen worden, als dieſes; dagegen machte derſelbe aber auch über

keine abzuſchließende Bedingungen viel Weitläuftigkeiten, obgleich er vielleicht ſchon damals einen ungleich ausgedehntern Plan, als zu einem bloß auf die Ruhe von Deutſchland abzielenden Bündniſſe erforderlich war, entworfen haben mochte. Am 16ten Januar 1756 ward hierauf zu Weſtmünſter ein förmlicher Defenſiv-Traktat abgeſchloſſen; nun ward das Petersburger Bündniß nicht mehr ratificirt; die gelobten Subſidien wurden nicht gezahlt; die Kaiſerinn Eliſabeth mußte ihre angefangenen Rüſtungen einſtellen; dem Hauſe Oeſtreich blieb nur der bittere Schmerz übrig, die Ausführung ſeines Plans noch weiter hinaus verſchoben zu ſehn, und es iſt möglich, daß in der Folge die Höfe zu Petersburg und Berlin nie Feinde geworden wären, wenn das Schickſal der Staaten nicht von zufälligen Begebenheiten abhinge, wozu die Leidenſchaften der Menſchen faſt jederzeit den Stoff geben. —

Wir halten uns für berechtiget, hier dem zu widerſprechen, was einige Zeitſchriften über die Entſtehung des Bündniſſes mit England geäußert haben, indem ſie behaupten, daſſelbe ſey hierbei dem Könige von Preußen zuvorgekommen. Aller angeführten Umſtände ungeachtet würde es dennoch unerklärbar ſeyn, wie Georg II das Bündniß mit Preußen zu einer Zeit hätte ſuchen können, in der er Rußland gegen dieſen Staat ſchon gedungen hatte. Dergleichen Aeußerungen, womit man wahrſcheinlich Friedrich II hat ſchmeicheln wollen, gehören nicht in eine Geſchichte, der jederzeit der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ſeyn muß. Wenn hingegen der König von Preußen es damals ſeiner Lage angemeſſener fand, lieber mit Groß-Britannien als mit Frankreich ein Bündniß einzugehn; wenn er zu der Zeit — Winterfeldts kriegeriſchen Eingebungen kein Gehör gab; ſo lag in dieſen Schritten eine viel

tiefere Politik, als die bloße Beſorgniß um ſein Königreich Preußen von ihm heiſchen konnte. Maria Thereſia's weit ausſehende Abſichten, wovon er täglich mehr überzeugt wurde, konnten nicht glücklicher vereitelt werden, als wenn man dieſe Fürſtinn ihrer Alliirten zu berauben ſuchte. Schon war England gewonnen, und nun hoffte Friedrich II, die zwiſchen Groß-Britannien und Rußland noch fortdauernden Verbindungen würden Eliſabeth von der öſtreichiſchen Parthei abziehen. Erfolgte dies, ſo waren die ehrſüchtigen Abſichten der Kaiſerinn-Königinn nicht mehr gefährlich, — vielleicht unausführbar. Freilich entſprach ſeine Staatsklugheit dem Entzwecke nicht; indeſſen muß man ihm doch nachrühmen, daß er damals alles anwendete, um einem verderblichen Kriege vorzubeugen *).

Das zwiſchen England und Preußen geſchloſſene Bündniß ſetzte ganz Europa in Erſtaunen. Von der erſten Nachricht noch betäubt, ſuchten die forſchenden Blicke der Cabinette die Quelle dieſer in ihrer Art neuen Begebenheit zu entdecken. Man urtheilte darüber verſchieden, da man Friedrichs Hang zur franzöſiſchen Nation mit dem alten

*) Daß Friedrich II gewiſſermaßen nothgedrungen das Bündniß mit Groß-Britannien einging, iſt Thatſache. Wer ſeine Vorliebe für die franzöſiſche Nation kannte, wird eingeſtehen, daß es ihm einigen Kampf gekoſtet haben mußte, ſich zu ihren Erbfeinden zu ſchlagen. Diejenigen, die damals um ihn waren, wollen an ihm eine nur oberflächliche Theilnahme an einer Begebenheit bemerkt haben, die ihn vor der Hand aus der Verlegenheit riß. Es iſt wahrſcheinlich, daß nur Winterfeldt, der die Ruſſen eben ſo haßte als er die Franzoſen verachtete, ihm mehr Geſchmack für das neue Bündniß einflößte; denn nach einiger Zeit kam einer meiner Freunde zu mir und ſagte: „Freuen ſie ſich! der König wird täglich mehr für England „eingenommen.“

Familienhaſſe gegen das Haus Hannover nicht zu reimen vermochte. Das Reſultat der angeſtellten Unterſuchungen fiel daher eben ſo verſchieden aus, als es der Standpunkt war, aus welchem dies auffallende Ereigniß betrachtet wurde. Frankreich war beſonders darüber betreten. Es ſchmeichelte ſich, durch die Verbindung mit Preußen den beſchloſſenen Landkrieg zu begünſtigen; nun war dies Unternehmen aber ſchon mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft, indem man, um in das Churfürſtenthum Hannover zu dringen, die Staaten eines Fürſten berühren mußte, der die Ruhe in Deutſchland zu erhalten ſich anheiſchig gemacht hatte. Ihn aufzubringen hielt man für bedenklich, ſo lange man ihm noch keinen mächtigen Alliirten entgegen zu ſetzen wußte. In dieſer Verlegenheit gab das franzöſiſche Miniſterium dem Herzoge von Nivernois, ſeinem Geſandten am Berliner Hofe, auf, das Aeußerſte zu verſuchen, um das mit England geſchloſſene Bündniß zu trennen. Die Erneuerung des bisher beſtandenen, jetzt aber ablaufenden Allianz-Traktats mußte dazu Gelegenheit geben. Nivernois Beredſamkeit ſcheiterte inzwiſchen an den feſten Grundſätzen eines Monarchen, der ſein wahres Intereſſe mit tiefer Staatsklugheit überdacht hatte, zugleich aber fein genug war, dem Hofe zu Verſailles keine Gelegenheit zum Mißvergnügen zu geben, vielmehr ſich bemühte, die Freundſchaft eines, allem Anſehen nach verlaſſenen Alliirten noch ſcheinbar beizubehalten, ohne dadurch die mit deſſen Feinden getroffenen Verbindungen aufzugeben. Auf den Antrag des Herzogs begnügte ſich Friedrich II zu antworten: Frankreich bedarf nur Schiffe zu ſeinen Alliirten.

Frankreichs Lage war nun einmal ſo angethan, daß es gegenwärtig eines Bundesgenoſſen nicht entrathen zu können

glaubte, um ſeinen entworfenen Operationsplan auszuführen. Die natürliche Folge davon war der Entſchluß, zu der Gegenparthei überzugehen, und ſich um die Freundſchaft des Hauſes Oeſtreich zu bewerben. Maria Thereſia, froh, einen Alliirten mit dem andern vertauſchen zu können, kam demſelben ſchon auf halbem Wege entgegen, indem ſie der Eitelkeit der Marquiſe von Pompadour durch den verbindlichſten Briefwechſel ſchmeichelte. Der Schritt einer der ſtolzeſten Fürſtinnen, ſich gegen eine Perſon, von der Abkunft der Marquiſe, dergeſtalt herabzulaſſen, würde ſich ſchwerlich erklären laſſen, wenn man nicht den Grund dazu in dem einzigen Verlangen nach Rache zu finden berechtigt wäre, und ſo wird er ein neuer Beweis, daß die Macht der Leidenſchaften, in gewiſſen Fällen, die verjährteſten Vorurtheile zu beſiegen vermag. Das gegenwärtige Intereſſe beider Staaten ſchien nunmehr eine genauere Verbindung nothwendig zu machen. Ludwig XVI und die Kaiſerinn-Königinn vergaßen den eingewurzelten Haß, der dreihundert Jahre hindurch ihre Vorfahren entzweite. Gegenvorſtellungen einiger klugen, mit Frankreichs politiſcher Lage und Verfaſſung hinlänglich bekannten Staatsminiſter am franzöſiſchen Hofe, konnten das Wollen der Mätreſſe eines wollüſtigen Königs nicht beſiegen, und ſo ward am 1ſten Mai 1756 der bekannte Verſailler Traktat abgeſchloſſen. Eine veränderte Lage der Sachen, Ein raſcher Entſchluß und Ein Federſtrich waren alſo hinreichend, die Eiferſucht zu verwiſchen, die ſeit den Zeiten Carl V und Franz I zwiſchen beiden Nationen geherrſcht hatte. Das Staatsſyſtem, welches der Kardinal Richelieu — der größte Miniſter, den je Frankreich erzeugte — mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zu gründen ſtrebte, und ſeine Nachfolger zu unterhalten ſich angele-

gen ſeyn ließen, erhielt in einem Tage eine andre Form. Dagegen blieb dem ſehr unbedeutenden, aber in Gnaden ſtehenden Abte Bernis die Ehre vorbehalten, ein Bündniß abzuſchlieſſen, welches das Staunen von Europa auf ſich zog, von den Engländern aber eine politiſche Mißgeburt genannt ward.

Auf dieſe Weiſe hatte das Verhältniß, in welchem die europäiſchen Mächte untereinander ſtanden, eine gewiſſermaßen gewaltſame Erſchütterung erlitten, und das ganze Staatenſyſtem war einer außerordentlichen Umwälzung unterworfen worden, weil das Unglück der Zeiten es ſo mit ſich brachte. Jetzt ward das Intereſſe der Partheien im̃er geſpannter. Frankreich, welches ſeit dem Traktat von Weſtmünſter ſeine Aufmerkſamkeit mehr gegen England, als gegen das feſte Land richtete, war darauf bedacht geweſen, die während des Friedens ſeinen Schiffen angethane Beſchimpfung durch die Eroberung der Inſel Minorka zu rächen. Nach einem entſcheidenden Seetreffen, in welchem der Admiral Bing durch den Marquis de la Galliſſionaire geſchlagen ward, verlohr Groß-Britannien dieſe Inſel, und mit derſelben die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere, die der Beſitz derſelben bisher geſichert hatte*). Rußland war aus Mangel an Unterſtützung unthätig geworden. Maria Thereſia, obgleich von Frankreichs Beiſtande verſichert, ſah noch keinen Ausweg, ihr großes Vorhaben auszuführen. Der König von Preußen, auf alle ihm bekannt

*) Der Verluſt dieſer Inſel ſchmerzte die Engländer. Die Nation murrte; und ſo wie einſt Mago der Wuth der Carthaginenſer, eben ſo ward jetzt Bing dem aufgebrachten Pöbel aufgeopfert. Er ward auf eben dem Schiff erſchoſſen, welches er kurz zuvor als Admiral befehligte.

gewordenen Schritte und Verbindungen ſeiner Feinde aufmerkſam, ſuchte für ſeine eigene Sicherheit zu ſorgen. Außer den Vorkehrungen, die er unter der Hand traf, ſcheint es nicht unwahrſcheinlich, daß er bei der großen Revolution, die damals Schwedens Regierungsform bedrohete, die Hand mit im Spiele gehabt haben mochte. Die dem Könige Friedrich Adolph zu verſchaffende Souveränität war ein ſicheres Mittel, ſich einem Bundengenoſſen zu verpflichten, der in ſeiner gegenwärtigen Lage, wo der durch franzöſiſches Geld gewonnene Reichsrath mehr wie er vermochte, nichts zu Gunſten ſeines Schwagers unternehmen durfte. Eine zu dem Ende angezettelte Verſchwörung, an deren Spitze ſich der Graf Hordt befand, hatte aber das Schickſal ſo vieler andern; ſie ward durch Uebereilung verrathen. So viel Aufſehns dieſe Begebenheit auch machte, ſo ſehr auch der Senat — der ſeit Carls XII Zeiten auch den Schatten des Despotismus haßte — darüber aufgebracht war, ſo wenig erheblichen Einfluß hatte ſie jetzt in die ſchwediſchen Angelegenheiten. Aehnliche Vorfälle brachten ehedem in andern Weltgegenden gewaltſame Entſchlüſſe zuwege; hier begnügte ſich der Reichsrath, Maßregeln zu ergreifen, um das Anſehn des Königs und ſeiner Gemahlinn zu entkräften, einige Häupter der Verſchwörung hinrichten zu laſſen, übrigens aber die Muthmaßungen zu unterdrücken, die in ihr wahres Licht zu ſtellen er vielleicht für bedenklich hielt. Indeſſen machte doch dieſer Vorfall einen ſo tiefen Eindruck, daß derſelbe in der Folge zur Vermehrung der Unruhen in Deútſchland das Seinige beitrug.

Die mißlungene Staatsumwälzung von Schweden, und die unerwartete Unthätigkeit, in die ſich Rußland durch das zwiſchen England und Preußen geſchloſſene Bündniß verſetzt

ſah, ſicherten gegenwärtig die Ruhe im Norden von Europa zu ſehr, als daß Oeſtreich nicht dadurch in eine wirkliche Verlegenheit hätte gerathen ſollen. Theils war deſſen Plan — das Kriegsfeuer im Norden auflodern zu laſſen — fürs erſte dadurch vereitelt; theils ließ der Verluſt der bisherigen engländiſchen Subſidien den Wiener Hof einen Geldmangel empfinden, welchem die Verbindung mit Frankreich nicht ſicher abzuhelfen vermochte. Jetzt mußten alſo Intriguen dasjenige erſetzen, was Englands Guineen und Rußlands Heere freilich ſchneller und ſichrer bewirkt haben würden.

Die Höfe zu Wien und Dresden hatten zu der Zeit zwei Staatsminiſter, welche bey der großen Unähnlichkeit ihres individuellen Charakters dennoch in der damaligen politiſchen Lage, durch gleiche Grundſätze geleitet, zu einem und demſelben Zwecke zuſammen wirkten. Hand in Hand verfolgten ſie die Plane ihrer Beherrſcher, und dieſe waren keine andere, als den König von Preußen, den Talente und Glück ſeinen Nachbarn ſo furchtbar gemacht hatten, zu demüthigen. Man erräth leicht, daß die aus jener Epoche bekannten Männer, der Graf, nachmaliger Fürſt, Kaunitz-Rittberg und der Graf Brühl waren. Erſterer unſtreitig einer der größten Staatsmänner unſers Zeitalters, der reifſten Ueberlegung fähig, ſo wie den ſchwierigſten Unternehmungen gewachſen; dem Intereſſe der Kaiſerinn-Königinn eben ſo ergeben, als aufs höchſte verpflichtet. Nur ſcheint es, daß, vielleicht durch Selbſtgefühl geleitet, oder von der Gnade ſeiner Monarchinn zu ſtark geſchmeichelt, dieſer große Staatsmann es nicht immer der Mühe werth hielt, dem neidiſchen Entgegenſtreben ſeiner heimlicheu Gegner frühzeitig genug zu begegnen, oder daß er nicht ſorgfältig genug bemüht war, mit einer, wenn gleich nur ſcheinbaren, dem

großen Geiſte freilich nicht immer eigenen Nachgiebigkeit und herablaſſenden Leutſeligkeit, die Gemüther der öſtreichiſchen Staatsdiener — wenn ſie auch in aller Abſicht unter ihm ſtanden — ſo ganz zu gewinnen, daß ſie zur Ausführung ſeiner Pläne gern mit gewirkt hätten; vielmehr ereignete es ſich nicht ſelten, daß der ſtolze Flug ſeines Geiſtes den ihm untergeordneten Dienern ſeiner Monarchinn, ſelbſt in der Befolgung des vorgezeichneten Plans, ſo unerreichbar ſchien, daß ſie ſeine Entwürfe, wenn auch nicht ſtets ganz zu vereiteln, doch in der Ausführung ſehr zu entkräften bemüht waren. Durch dieſe Stimmung wurde Maria Thereſia oft um die Früchte ſeines großen Genies gebracht.

Der Graf Brühl hingegen war mehr durch das glückliche Ungefähr, welches den Abentheurer leider ſo oft zu begleiten pflegt, als durch eigene Verdienſte, von der Stelle eines Edelknaben bis zur Würde eines Staatsminiſters emporgehoben worden. Unbeſtimmt in ſeinen Anſchlägen, furchtſam bei ihrer Ausführung, hart gegen ſeine Untergebene, — die untrüglichen Beweiſe einer kleinen Seele, — dem Vergnügen, dem Luxus und der Zerſtreuung gänzlich ergeben, hatte Brühl nur das Talent, ſich in die Gunſt eines ſchwachen und wollüſtigen Fürſten einzuſchmeicheln, zugleich aber ganz Sachſen, durch Auflagen ohne Zahl, völlig zu Grunde zu richten.

So ungleich dieſe beiden Männer an Kopf und Herz ſich waren, ſo ſicher kann man ſie als die Haupttriebfedern betrachten, welche den zum Verderben des Königs von Preußen künſtlich angelegten Plan in Bewegung ſetzten. Was Kaunitz durch Klugheit vorbereitete, das wußte Brühl durch Liſt zu unterſtützen; und darin einig, ihr Hauptaugenmerk nicht aus dem Geſichte zu verlieren,

ſuchten ſie den Hof zu Petersburg aufs neue gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind aufzubringen. Einige vortheilhafte Umſtände ſchienen ihr Vorhaben zu begünſtigen. Es lag in Friedrichs II Charakter, daß er ſeinen Launen oft auf Unkoſten ſeiner Nebenmenſchen den Zügel ſchießen ließ; beſonders bitter aber pflegte er ſich über diejenigen auszudrükken, die er für ſeine Feinde hielt, oder deren fehlerhafte Eigenſchaften ihm die Geißel der Satyre in die Hand gaben. Von der gegen ihn angeſponnenen Verſchwörung mehr und mehr überzeugt, glaubte er ihrer Häupter nicht mehr ſchonen zu dürfen. Sowohl bei der Tafel, als in ſeinen poetiſchen Aufſätzen wurden daher Maria Thereſia und die Kaiſerinn von Rußland der Gegenſtand ſeines Spottes, indem er bald ihre Perſon, bald ihre Leidenſchaften auf das beißendſte angriff. Unter andern traf ein ſcharfes Sarcaſm Eliſabeths außerordentlichen Hang zur Wolluſt. Natürlich fand ſie ſich dadurch perſönlich beleidigt, und warf daher einen bittern Haß auf den Verfaſſer, der eben kein Geheimniß aus dieſem Produkte ſeiner ſpielenden Muſe machte. Dieſe feindſelige Geſinnung wurde durch die Ränke des Grafen Brühl unterhalten und verſchiedentlich angefeuert. Ein aufgereiztes Frauenzimmer aber iſt nicht ſo leicht zu beſänftigen, als ein aufgebrachter Mann, und die Hitze, in die das ſchöne Geſchlecht über eine ſeine Schwächen treffende Satyre ſo leicht gerathen kann, artet in dem Augenblick, wo es auf Rache ankommt, nicht ſelten in Wuth aus. Eliſabeth war daher ſehr geneigt, mit dem Könige von Preußen zu brechen, mußte aber ihren Unwillen noch Zwang anthun, da es ihr für jetzt an Gelde zu den nöthigen Zurüſtungen fehlte. Zugleich will man behaupten, der Großfürſt habe — ſo viel wenigſtens in ſeinen Kräften

ſtand — geſucht, der Ausführung des weit ausſehenden Vorhabens heimlich entgegen zu arbeiten.

Schon damals glaubte man die Vorliebe nicht undeutlich zu bemerken, welche dieſer Prinz in der Folge für die Perſon und die Thaten Friedrichs II ſo auffallend an den Tag legte; überdies war der Erbe des ruſſiſchen Throns, vermöge ſeines eigenwilligen Charakters nicht wenig darüber aufgebracht, daß im Petersburger Cabinet alle Staatsangelegenheiten entweder ganz wider ſeinen Willen, oder doch ohne ſeine Theilnahme betrieben wurden. Da ihm nun der ganze gegen den König von Preußen verabredete Plan höchſt zuwider war, ſo wandte er alles an, um ihn zu hintertreiben. Freilich aber war ſein Einfluß in die politiſchen Angelegenheiten damals von keiner Bedeutung. An dem Großkanzler Beſtuſchef, der bei der Kaiſerinn alles galt, hatte er einen erklärten Feind, der ihn ſogar von der Thronfolge würde haben ausſchließen laſſen, hätte die ſcharfſichtige Tante nicht den Neffen weniger, als die Nichte*) gefürchtet. An dem mit ſo vielen Klippen umgebenen ruſſiſchen Hofe war der Graf Schuwalof der einzige, in welchen er noch einiges Zutrauen ſetzen zu können glaubte. Dieſe Faktion war aber zu ſchwach, um den Haß zu entkräften, den Eliſabeth gegen Friedrich II gefaßt, und ihr Günſtling ſchon ſeit zehn Jahren genährt hatte; ſie konnte es daher nicht hindern, daß Anſtalten zur Mobilmachung von 80,000 Mann, und zur Ausrüſtung eines Geſchwaders gemacht, auch Magazine in Curland, nahe an der preußiſchen

*) Die Gemahlinn des Großfürſten war eine Prinzeſſinn aus dem Hauſe Anhalt-Zerbſt, und zeigte ſchon damals, was ſie in der Folge unter dem Nahmen Catharina II ward.

Gränze, angelegt wurden. Da gleichwohl dieſe Zurüſtungen nicht mit dem erforderlichen Eifer betrieben, ja zuletzt gar eingeſtellt wurden; ſo blieb man ungewiß, ob der noch immer herrſchende Geldmangel dies verhindert habe, oder ob der Großfürſt Beſtuſchefs Ehrgeiz zu reizen gewußt und dieſer, in Hinſicht, daß Eliſabeths zerrütteter Geſundheitszuſtand keine lange Regierung mehr hoffen laſſe, den Wünſchen des Thronerben zu entſprechen geſucht habe. War dies indeß der Fall: ſo kann man dreiſt behaupten, daß es mehr, um ſich Petern gefällig zu bezeigen, als aus wiederkehrender Freundſchaft für den König von Preußen, geſchehen ſey.

Sey es nun, daß dieſer oder jener Umſtand die Veranlaſſung gegeben habe, daß die Ruſſen vom Schauplatze des Krieges noch eher abtraten, als ſie den Fuß darauf zu ſetzen bereit geweſen: ſo war doch die erſte muthmaßliche Möglichkeit zu warnend, als daß Friedrich II nicht Maßregeln zur Sicherheit ſeines Königreichs hätte nehmen ſollen. Unter dem Oberbefehl des Feldmallſchalls Lehwald ließ er daher die 22,000 Mann, die er in Preußen ins Feld ſtellen konnte, zuſammenziehen, und ſandte den Prinzen von Darmſtadt an der Spitze von 10,000 Mann nach Pommern, um die dortigen Küſten gegen eine etwanige Landung zu ſichern; indeß verwarf er Lehwalds Vorſchlag: ſogleich in Curland einzufallen, die dortigen faſt noch unbedeckten Niederlägen zu zerſtören, und ſo das feindliche Vorhaben auf einmal zu hintertreiben.

Der König von Preußen war nun zwar durch die Unthätigkeit, worin die Ruſſen wieder verfallen waren, in Abſicht ſeines Königreichs fürs erſte beruhigt, glaubte jedoch aus den von Zeit zu Zeit erhaltenen Abſchriften der zwiſchen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden ge-

pflogenen Correſpondenz *) ſowohl, als aus den großen Zu⸗ rüſtungen des Hauſes Oeſtreich ſelbſt, folgern zu dürfen, daß die dem Anſcheine nach hergeſtellte Ruhe durchaus von keiner langen Dauer ſeyn werde. Sein durchdringlicher Ver⸗ ſtand entdeckte bald die geheimen Abſichten ſeiner Feinde, und daß ſie nur einen günſtigern Zeitpunkt abwarten würden, um ihr Vorhaben deſto ſicherer auszuführen. Dieſen ent⸗ ſcheidenden Augenblick ruhig abzuwarten, oder ſeinen Fein⸗ den alsdann erſt zu begegnen, wenn ſie mit vereinten Kräften ihn anzugreifen im Stande wären, — dies ſchien ihm in der That um ſo gefährlicher, da ſeine einzigen Bundesgenoſſen, die Engländer, es ſchon mit Frankreich aufzunehmen hatten, und höchſtens ihn mit Geld unterſtützen konnten. Jetzt rieth ihm alſo die Staatsklugheit, alles mögliche anzuwenden, um entweder durch Unterhandlungen der drohenden Gefahr auszuweichen, oder durch einen ſchnellen Entſchluß ſeinen Feinden zuvorzukommen. Zu erſterem ſchien die Hoffnung ganz verſchwunden zu ſeyn, ſeitdem England durch das mit Preußen geſchloſſene Bündniß ſeinen Einfluß am Hofe zu Petersburg verloren hatte. Auf den Bei⸗ ſtand von Schweden war gar keine Rechnung zu machen;

*) Nicht allein durch einen beſtochenen Canzelliſten erhielt der König dieſe Abſchriften aus Dresden; ſondern er benutzte auch den Umſtand, daß der geheime Sekretär des öſtreichiſchen Geſandten am Berliner Hofe ſich in die Tochter des Caſtellans zu Charlotten⸗ burg ſterblich verliebt hatte, um durch ihre Mitwirkung zu ſeinem Pulte zu gelangen, und ſolchergeſtalt ſich von allem, was vorging, zu unterrichten. Weingarten — ſo hieß der Sekretär — hei⸗ rathete ſeine Schöne, machte ſich aus dem Staube, und hat noch viele Jahre in der Altemark unter dem ihm beigelegten Namen eines Herrn von Weiß gelebt.

denn die Autorität des Königs Adolph Friedrich war zu ſehr eingeſchränkt worden, als daß er ſeinen Schwager durch ſeine Macht hätte unterſtützen können, beſonders da der Reichsrath völlig franzöſiſch geſinnt war. Dänemark konnte ohne Subſidien kein Heer in Bewegung ſetzen. Holland wollte ſchlechterdings neutral bleiben, und die deutſchen Fürſten waren theils ſchon zum Schutze des Churfürſtenthums Hannover gedungen, theils ſchienen ſie Friedrich II zu unbedeutend oder zu partheiiſch zu ſeyn, als daß er ſich um ihren Beiſtand ſonderlich hätte bewerben ſollen. Bei dieſer Lage der Sachen blieb dem Könige von Preußen keine andere Wahl übrig, als die Sicherheit und Erhaltung ſeiner Staaten in ſeiner eigenen Stärke und in der ſeltenen, dieſem Monarchen ſo ganz eigenen Entſchloſſenheit zu ſuchen. Dies war der Entſchluß eines Cäſars, als ihn der römiſche Senat aus Gallien zurückrief, um ſich wehrlos vor dem Richterſtuhl ſeiner Feinde zu ſtellen. Alles verließ den Helden in dieſem Augenblick, nur ſein Muth und ſein Heer nicht; beide vereint, machten ihn aber bald zum Sieger.

Der König von Preußen traf nunmehr ohne Anſtand die gemeſſenſten Vorkehrungen, um ſeine Armeen mit allen Kriegsbedürfniſſen zu verſehen. Da man in den Staaten dieſes Fürſten — dem deutſchen Sparta — ſelbſt in Friedenszeiten zum Kriege bereit iſt, ſo war man in kurzer Zeit mit allen Zurüſtungen fertig. Jetzt kam es nur noch auf die Entſcheidung der Frage an: ob die Hoffnung, das aufſteigende Gewitter durch Unterhandlungen zu zertheilen, wahrſcheinlicher ſey, als der glückliche Erfolg des kühnen Entſchluſſes, den Feinden zuvorzukommen? — Hierüber waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König zu Potsdam umgaben, ſehr getheilt. Wenige — viel-

leicht Winterfeldt allein — waren für, die mehreſten — unter welchen ſich die Prinzen vom Hauſe befanden — gegen den Krieg beſtimmt; da aber Friedrich II aus dem, was er ſich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, ſo wagte es niemand, ſeine Meinung öffentlich zu ſagen.

So ſtanden die Sachen, als einige Wochen vor dem Ausmarſch der Feldmarſchall Schwerin nach Potsdam berufen ward. Der König ertheilte ihm eine Privataudienz, zu der niemand, als die Generale Winterfeldt und Retzow gezogen wurden. In derſelben eröffnete Friedrich den Anweſenden: „daß er feſt entſchloſſen ſey, mit den „Waffen in der Hand das Vorhaben ſeiner gegen ihn ver„ſchwornen Feinde noch vor der Ausführung zu zernichten; „daß in dieſer Abſicht ſchon alle Vorkehrungen zum Marſch „der Armee getroffen wären, und es jetzt nur noch darauf „ankäme, zu beſtimmen, auf welche Weiſe der Krieg am „vortheilhafteſten zu führen ſey.“ Schwerin wollte dieſen raſchen Entſchluß nicht billigen. Sey es, daß er ſich beleidigt hielt, keinen weſentlichen Antheil an dieſem Entwurf nehmen zu dürfen, obgleich Alter und Erfahrung ihn dazu zu berechtigen ſchienen, oder daß er als Patriot dieſen Schritt dem Staatsintereſſe nicht angemeſſen fand; genug, er erlaubte ſich, dagegen Vorſtellungen zu äußern. Retzow, der von einer ſo ſchnellen Eröffnung des Feldzuges ſich gleichfalls für die preußiſche Monarchie wenig Gutes verſprach, auch von dem Prinzen vom Hauſe den Auftrag erhalten hatte, den Ausbruch des Krieges ſo viel möglich durch Gründe zurückzuhalten, ward hierdurch aufgemuntert, auch ſeine Meinung zu eröffnen. Er nahm daher das Wort und äußerte: „auch er halte dafür, der König müſſe ſich nicht

„übereilen, ſondern bloß auf alle eintretenden Fälle vorbe„reitet ſeyn, indem man die glücklichen Veränderungen „welche Zeit und Umſtände hervorbringen könnten, voraus„zuſehen nicht im Stande ſey. Die Streitaxt zuerſt auf„zuheben, ſey um ſo bedenklicher, indem dieſer Schritt die „Eiferſucht der meiſten europäiſchen Höfe aufs neue rege „machen würde, welche die Vergrößerung des Hauſes Bran„denburg ſchon mit neidiſchen Augen anſähen. Das Wiener „Cabinet werde nicht ermangeln, dieſen Krieg als bloß „aus Eroberungsſucht angezettelt auszuſchreien, ſofort die „Sturmglocke ziehen, ganz Europa in Bewegung ſetzen, „und alle Gewährsmänner des weſtphäliſchen Friedens auf„fordern, ſich zur Aufrechthaltung der deutſchen Reichsver„faſſung zu waffnen. Und dann würde Preußen eine Menge „von Feinden zu bekämpfen haben, welcher auch die ausge„zeichnetſte Tapferkeit endlich unterliegen müſſe.“

Gegen dieſe gewagte Aeußerung behauptete Winterfeldt, der allein wußte, was der König beſchloſſen hatte; „man müſſe die Unthätigkeit, in welche die Ruſſen zurück„gefallen wären, benutzen, um das Haus Oeſtreich zu ſchwä„chen. Jetzt ſey dieſe Macht noch nicht völlig gerüſtet, ihre „Armeen wären noch zerſtreut, ihre Finanzen noch in Un„ordnung; jetzt ſey es alſo leicht, den Schauplatz des Krie„ges in den öſtreichiſchen Staaten ſelbſt aufzuſchlagen, die „überraſchten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen „beſetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die „Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten ſich erkühnen „wollten. Entſchieden ſey es übrigens, daß der Verfaſſung „des preußiſchen Heeres ſowohl, als der Lage der ganzen „Monarchie, es weit angemeſſener ſey, anzugreifen, als an„gegriffen zu werden.“

Da der König merkte, daß nur ſein einziger Vertrauter für den Krieg ſtimme: rückte er mit der Entdeckung der Staatsſchriften heraus, die er aus dem Dresdener Archive zu erhalten gewußt hatte. „Hieraus, meine Herren,“ ſagte er, “werden ſie erſehen, welche Gefahr über meinem Haupte „ſchwebt. Bei ſo bewandten Umſtänden bin ich es mir „ſelbſt, meiner Ehre und der Sicherheit meines Staats „ſchuldig, die Oeſtreicher und Sachſen zu überfallen, und „ſo ihr abſcheuliches Vorhaben in der Geburt zu erſticken, „ehe ihre Bundesgenoſſen ihnen Beiſtand zu leiſten im „Stande ſind. Ich bin gerüſtet, und werde nicht ſäu„men, meine Armee in Bewegung zu ſetzen, ſobald die „Frage entſchieden iſt, wie der Feldzug am vortheilhafteſten „eröffnet werden kann?“

Bis zu dieſer Stunde war die Entdeckung ſowohl, wie die Art, auf welche man zum Beſitz der im Archive zu Dresden aufbewahrten diplomatiſchen Correſpondenz gelangt war, ein Geheimniß geweſen, um welches nur der König, Winterfeld und Malzahn wußten; äußerſt ſtark war alſo der Eindruck, den dieſes beſondere Phänomen auf den alten Feldmarſchall und den General Retzow machte. Sie konnten ihre Verwunderung nicht bergen; ſtumm begegeneten ſich ihre Augen, keiner wagte mehr eine Einwendung. Endlich unterbrach Graf Schwerin eine Pauſe von einigen Minuten; und obgleich er des Königs raſchen Entſchluß mit der weiſen Politik, die im friedlichen Syſteme lag, nicht füglich reimen konnte: ſo hielt er ſich doch überzeugt, daß Winterfeldt Friedrichs Sprache führe. Gleichſam wie begeiſtert rief er daher aus: „Wenn einmal Krieg geführt „werden ſoll und muß: ſo laßt uns morgen aufbrechen, „Sachſen in Beſitz nehmen, und in dieſem kornreichen Lande

„Vorrathshäuſer anlegen, um unſere künftigen Operationen „in Böhmen zu ſichern.“ So ſprach der graue Held, der ein Jahr nachher, in einem kritiſchen Augenblicke, den rühmlichen Tod fürs Vaterland ſtarb.

Man darf eben ſo ſicher behaupten, daß der König von Preußen ſchon damals den Entſchluß gefaßt hatte, der angreifende Theil zu werden, als man mit Gewißheit vorausſetzen kann, daß Winterfeldt der war, der in der bedenklichen Lage, worin ſich der Monarch befand, ihm dieſe Stimmung einflößte und unterhielt. Die oben erwähnte Unterredung mit den benannten Generalen iſt daher nur als eine feine Politik zu betrachten, um zu erforſchen, wie Männer von Erfahrung und Talenten über einen Gegenſtand dachten, der das Publikum ſo äußerſt intereſſiren mußte. — Winterfeldts hier ſichtbarer Einfluß wird aber noch begreiflicher, wenn man ſich erinnert, daß unter allen Feldherren, die Friedrich II ſeines beſondern Zutrauens würdigte, er unſtreitig derjenige war, der es im eigentlichen Verſtande beſaß. Er hatte von Jugend auf in der preußiſchen Armee gedient. Schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms I ward er deſſen Liebling und Vertrauter, wenn gewiſſe Irrungen den Vater mit dem Sohn entzweiten. Als Friedrich II den Thron beſtieg, glaubte er gewiß zurückgeſetzt zu werden; allein der neue König verſtand ſich zu gut auf die Beurtheilung des Verdienſtes, als daß er einen Mann, der ſeinem Vater mit ſo vielem Eifer gedient hatte, nicht gleichfalls vorziehen ſollte. Er ſchenkte ihm daher ſein ganzes Vertrauen, und gebrauchte ihn ſchon in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen, in welchen er den Grund zu ſeinem bleibenden Ruhme legte. Auch verdiente Winterfeldt allgemeine Achtung. Tapferkeit, Einſicht, Feſtigkeit, En-

thuſiasmus ſeiner Untergebenen, zeichneten ihn von der Seite des Helden eben ſo aus, als Großmuth, Leutſeligkeit, muntrer Witz und geſellſchaftliche Tugenden ihm die Liebe derer, die ihn kannten, erwarben. Er hatte aber auch, wie alle Menſchen, ſeine Fehler, und ein übertriebener Ehrgeiz, der, wenn er gereizt ward, ihn zuweilen rachſüchtig, wohl gar unverſöhnlich machte, war einer der vorzüglichſten. Dieſem Götzen häufige Opfer zu bringen, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt. Die Thätigkeit, mit welcher er es ſich angelegen ſeyn ließ, der gegen den König von Preußen heimlich angezettelten Verſchwörung auf die Spur zu kommen; die Koſten, die er aus ſeinen eigenen Mitteln darauf verwendete; die dringenden Vorſtellungen von der Nothwendigkeit des Angriffs, die er unabläſſig machte, und die Sorgfalt, mit der er die, damals gewiß noch unbedeutenden, Zurüſtungen der Oeſtreicher zu vergrößern wußte, ſind davon redende Beweiſe. Da er einmal den Grundſatz hatte: den preußiſchen Waffen könne nichts widerſtehen, und daher von dem Ausbruche des Krieges die erwünſchteſten Folgen für den Staat, und die Vergrößerung ſeines eigenen Ruhms erwartete; ſo unterließ er nicht, den König in ſeinem Vorſatze zu beſtärken, und zur Ausübung der erſten Feindſeligkeiten zu überreden.

Sobald W i n t e r f e l d t hiervon gewiß überzeugt war, unternahm er eine Reiſe nach dem Carlsbade. Die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit mußte zwar dazu den Vorwand leihen; im Grunde aber geſchah dies, um genauere Nachrichten von dem Fortgange der feindlichen Zurüſtungen einzuziehen. Zugleich bediente er ſich dieſer Gelegenheit, das Gebirge, welches Sachſen von Böhmen trennt, ſo wie alle dortige Gegenden und Päſſe, ſorgfältig zu beobachten, von

manchen Diſtrikten ſelbſt Handzeichnungen aufzunehmen, und vorläufige Plane zu den künftigen Operationen zu entwerfen. Auf der Zurückreiſe beſuchte er den Commandanten der Feſtung Königsſtein, den General Pirch, als ſeinen alten Bekannten. Von dieſem in die Wolken ſich erhebenden Felſen überſah er die ganze umliegende Gegend ſehr genau. Er bemerkte, daß der Königsſtein, an und für ſich betrachtet, wegen ſeiner außerordentlichen Höhe wenig oder nichts zur Deckung der darunter wegfließenden Elbe beitragen könne; ward aber gewahr, daß man anfing, am Fuße deſſelben neue Werke anzulegen, deren wirkſames Feuer die Fahrt auf dieſem Fluſſe ſehr erſchwert, wo nicht ganz unmöglich gemacht haben würde, hätte der Hof zu Dresden Zeit gehabt, ſie zu vollenden. Von hier durchreiſete er die Gegend, die nachmals durch das Lager und die Schickſale berühmt ward, die das ſächſiſche Heer darin trafen. Er betrachtete ſolche mit einem kritiſchen Blick; eben ſo Pirna und die dabei liegende Feſtung Sonnenſtein, und kehrte nach einer zwar beſchwerlichen, zugleich aber lehrreichen Reiſe nach Potsdam zurück, ſehr vergnügt, durch ſeinen abgeſtatteten Rapport den König bereit zu finden, den Feldzug unverzüglich zu eröffnen.

So war ſeit dem Achener Frieden der Gang der ſonderbaren Begebenheiten geweſen, die zu dem merkwürdigen Bündniſſe, welches den Untergang des preußiſchen Staats befördern ſollte, Anlaß gaben, ſolches bald zerriſſen, bald feſter knüpften, und ſo war der Mann beſchaffen, deſſen Charakter das meiſte zum Ausbruche des Krieges beitragen mußte. Wir haben uns bemüht, dieſen Begebenheiten Schritt vor Schritt zu folgen, um die Urſachen, welche zu dem ewig unvergeßlichen ſiebenjährigen Kriege Veranlaſſung gaben, in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Der Leſer wird

daraus erſehen: daß, ſo angelegen das Haus Oeſtreich es ſich auch ſeyn ließ, ſein koloſſaliſches Vorhaben auszuführen, eine Zeit von zehn Jahren doch nicht hinreichte, um es zur Reife zu bringen. Vielleicht würde es auch noch lange nicht zum Ausbruche gekommen ſeyn, hätten die ehrgeizigen Abſichten eines Privatmannes nicht auch das ihrige dazu beigetragen, dem Wünſche des Wiener Hofes zuvorzukommen, um in Deutſchland ein Feuer auflodern zu laſſen, welches bald den größten Theil von Europa in Flammen ſetzte*).

*) So wie bei der Erzeugung der merkwürdigſten Weltbegebenheiten das Intereſſe einzelner Perſonen oft mitgewirkt hat: ſo lag auch Winterfelds Wunſche, die Fehde mit dem großen Bunde zu eröffnen, ein gegen die Kaiſerinn Eliſabeth gefaßter Privathaß zum Grunde. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Als der König von Preußen Friedrich Wilhelm I dem Czar Peter I zu Gefallen einige Unterofficiere nach Petersburg ſandte, um die in der Kriegskunſt noch unerfahrnen Ruſſen das Exerciren zu lehren, ſo mußte Winterfeldt ſolche dahin führen. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Stieftochter des Feldmarſchalls Münnich, das Fräulein von Malzahn, Hofdame bei der damaligen Prinzeſſinn Eliſabeth, kennen. Wechſelſeitige Zuneigung feſſelte bald ihre Herzen, und ſie verſpracheu ſich einander die Ehe; allein, da einestheils Winterfeldt ohne Conſens des Königs nicht heirathen durfte, anderntheils ſeine Braut die Schwierigkeiten vorausſah, die ihre Gebieterinn ihr in den Weg legen würde: ſo nahmen Beide Abrede, daß ſie einen Vorwand erſinnen möchte, den Hof auf eine anſtändige Art zu verlaſſen. Dieß geſchah bald darauf. Fräulein Malzahn erbat ſich einen Urlaub von einigen Monaten, um ihre Verwandte in Schleſien zu beſuchen. Eliſabeth mochte etwas ahnen; denn ſie ſagte il;rer Hofdame gerade heraus: „Faſt bin ich überzeugt, du „kommſt nicht wieder!“ Das Fräulein ſuchte das Gegentheil mit Wärme zu behaupten; allein die Prinzeſſnn verließ ihr gefaßtes Vorurtheil nicht, und um die Malzahn auf die Probe zu ſtellen, äußerte ſie: „Wenn du deſſen ſo gewiß biſt; ſo laß mir deine Juwelen und Koſtbarkeiten zum Unterpfande.“ Wollte das Fräulein wohl oder übel, ſo mußte ſie einen Schatz von mehr als 100,000 Rubeln an Werth zurücklaſſen, der, aller Anforderungen ungeachtet, ihr, als Winterfeldts Gemahlinn, nie zu Theil ward.

II.

Politiſch-militäriſche Betrachtungen über die Einſchließung des ſächſiſchen Lagers bei Pirna, die Schlacht bei Lowoſitz, und die Capitulation am Lilienſtein, im Oktober 1756.

So ſchnell der Entſchluß des Königs von Preußen war, ſich den Beſitz von ganz Sachſen zu verſchaffen, ſobald die Gefahr, Alles zu verlieren, ihn zur Nothwehr aufforderte; eben ſo ſchnell war auch die Ausführung dieſes Vorhabens bewirkt worden. Die Anſtalten zur Mobilmachung der Armee wurden ſo geheim, ja manche in den Augen des neugierigen Publikums ſo zweckwidrig betrieben, daß ſelbſt die Hellſehendſten getäuſcht werden mußten. Außer einem zum Departement des General Retzow, als Intendanten der Armee, gehörenden Rathe war niemand im Stande, das Räthſel zu löſen, und erſt am Tage vor dem Ausmarſch erfuhren die Generale der Brigaden, wohin der Zug gerichtet werden ſollte. Dieſe Art, eine ſo wichtige Unternehmung zu behandeln, war auch allein fähig, dem Endzwecke zu entſprechen. Die Ueberraſchung wirkte hier mehr, als ein künſtlich entworfener Plan, die noch ſorglos in ihren Standquartieren zerſtreut liegenden ſächſiſchen Regimenter in Verlegenheit zu ſetzen, wohin ſie ſich wenden ſollten. Auch war die Beſtürzung ſo allgemein, daß ſie kaum

das ihnen zum Sammelplatz angewieſene Lager bei Pirna erreichen konnten. Wie ein reißender Strom drangen die Preußen von drei verſchiedenen Seiten auf ſie ein, und ließen ihnen nicht die Zeit, an ihr Gepäck zu denken, wenn ſie nicht wollten abgeſchnitten werden. So erſtiegen ſie jene ſchrofen Felſen, die ihnen zu einem Zufluchtsorte dienen ſollten, wiewohl von den höchſtnöthigen Bequemlichkeiten und hinlänglichen Vorräthen zu ihrem Unterhalte völlig entblößt. Der Premierminiſter Graf Brühl, der eine ſo ſchreckliche Begebenheit nicht ahnete, war darauf nichts weniger als vorbereitet, und zeigte alſo eine große Unentſchloſſenheit in ſeinem ganzen Benehmen.

Auf dieſe Weiſe war das Schickſal, welches dem Churfürſtenthume Sachſen, ſeinem Regenten und ſeinem Hofe, zu Potsdam ſchon beſtimmt ward, in weniger als drei Wochen entſchieden; ganz Sachſen in preußiſchen Händen, und das nur noch aus 17,000 Mann beſtehende Heer auf das engſte eingeſchloſſen. Europa ſtaunte über eine faſt beiſpielloſe Begebenheit, deren Entwickelung dem Gedanken an ihre Möglichkeit vorausgeeilt war. Allein auch nur ein Monarch, wie Friedrich II, deſſen durchdringender Geiſt alles durchſchaute, der ſeine Plane ſelbſt ſchuf, ſolche genau ordnete, trefflich überlegte, und dann mit einer unaufhaltſamen Geſchwindigkeit ausführte; — nur ein ſolcher König kann dergleichen ungewöhnliche Ueberraſchungen möglich machen. An andern Höfen, wo alles bloß durch ein Miniſterium betrieben wird, finden ſolche raſchen Entwürfe entweder gar nicht ſtatt, oder ſie werden durch den Schneckengang der Miniſterconferenzen ſo ſehr aufgehalten, daß der wirkſame Geiſt eines einzigen unternehmenden Gegners nicht ſelten im Stande iſt, ſolche vor der Ausführung völlig zu vereiteln.

Dies war der Fall in England unter der Staatsverwaltung des Lord North, während des amerikaniſchen Krieges. Sollten in unſerm kriegeriſchen, ſo vielen Unruhen ausgeſetzten Jahrhunderte die Monarchen ſich nicht beſtreben, ihre Heere ſelbſt anzuführen? wenigſtens — ſelbſt zu regieren? Die Vortheile, welche das Selbſtherrſchen der Regenten gewährt, ſind zu unverkennbar, als daß die beſtimmten Reſultate des langſamen Ganges der Staatsverſammlungen ſie aufwiegen könnten: vornehmlich aber findet dieſer Grundſatz ſeine Anwendung, ſeitdem Ludwig XIV die Unterhaltung ſtehender Armeen zum nothwendigen Uibel, und dadurch raſche Expeditionen ſo leicht möglich machte. Auch gewährt das Selbſtherrſchen dem Regenten den unſchätzbaren Vortheil, mit eigenen Augen zu ſehen, und nicht betrogen zu werden; allein nicht immer ruhet Friedrichs und Guſtavs Geiſt auf ihnen. Zwar ſtellt uns die ältere und neuere Geſchichte gegen ſo viele unwürdige Miniſter, die ihre ſchwachen Beherrſcher an den Rand des Verderbens brachten, eben ſo viel vortreffliche Staatsmänner auf, denen die Monarchen die Regierung ihrer Staaten unbekümmert überlaſſen konnten; geſetzt aber auch, die Anzahl der letztern wäre noch ſtärker: ſo würden doch dann der Geſchichte nur die Biographien der regierenden Staatsminiſter zu ſchildern übrig beiben. — Von den großen und edlen Thaten der Regenten ſelbſt — in den Annalen der europäiſchen Staaten vergebens aufgeſucht — würde ſie traurend ſchweigen. Hätten Friedrich und Joſeph eben ſo gedacht; wie wenig merkwürdig wäre dann die Geſchichte ihres Zeitalters! Vielleicht aber iſt es im Gegenſatz ein Glück für das menſchliche Geſchlecht, daß nicht alle Monarchen ſo denken, wie Joſeph und Friedrich II!

Mit ſo vieler Geſchicklichkeit aber auch der König von Preußen den erſten Theil ſeines Operationsplans durch die Beſitznehmung von Sachſen ausgeführt hatte; ſo ward er dagegen an der Vollbringung des zweiten und wichtigſten — ich meine das Eindringen in Böhmen und die Zerſtreuung der noch nicht völlig gerüſteten öſtreichiſchen Heere — plötzlich verhindert. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſich ſchmeichelte, entweder die Sachſen einzeln aufzuheben, oder wenn ſie nicht gleich nach Böhmen zögen, auf eine geſchickte Art zu entwaffnen; ſo aber traf er ſolche in einem feſten Poſten an, entſchloſſen, hier den Ausgang der Sache und das Loos abzuwarten, das ihnen das Schickſal zuwerfen würde.

Der Entſchluß, das Lager bei Pirna zu beziehen, obgleich in Abſicht des willkührlichen Gebrauchs einer Armee gerade das ſchlechteſte, vereitelte dennoch Friedrichs Operationsplan merklich. Jetzt ſah er ſich genöthigt, die Sachſen entweder anzugreifen, oder ſo einzuſchließen, daß ſie ſeinen Zug nach Böhmen nicht hindern konnten. Winterfeldt, der die Vortheile überſah, die in der gegenwärtigen Lage ein ſchneller Marſch auf Prag gewähren würde, und deſſen natürliche Hitze jederzeit die gewaltſamſten Mittel wählte, rieth zum Angriff, wozu er die Dispoſition meiſterhaft entwarf. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß ein ſo kühnes mit manchen Schwierigkeiten verbundenes Unternehmen — gleich in den erſten Tagen ausgeführt — dennoch den erwünſchteſten Erfolg haben konnte, da die Sachſen ihr Lager noch nicht verſchanzt hatten, und es ihnen an den nothwendigſten Bedürfniſſen, beſonders an Munition, gebrach. Der König wollte aber nicht das, was der Hunger am Ende doch bewirken mußte, mit dem Verluſte von einigen tauſend Mann ſeiner beſten Truppen erkaufen, in der Hoffnung, der be-

kanntlich herrſchende Mangel werde die ſächſiſche Armee bald zur Uebergabe zwingen; wie ſehr indeß ſeine Vorausſetzungen ihn täuſchten, hat der Erfolg erwieſen.

Weder die Politik des Dresdener Hofes, noch die Feſtigkeit des Grafen Brühl hatten an dem Entſchluſſe, bei Pirna ein Lager zu beziehen, einen weſentlichen Antheil. War bei Annäherung der Preußen der König von Pohlen äußerſt niedergeſchlagen, war die Königinn, ſeine Gemahlinn, ihres Stolzes ungeachtet, betroffen: ſo war dagegen der Miniſter unentſchloſſen, ob er die Armee nach Böhmen ziehen laſſen, oder durch ein angenommenes Neutralitätsſyſtem das Schickſal von Sachſen vermittelſt der Erhaltung des Heeres ſichern ſollte. Wahrſcheinlich würde auch eine dieſer Alternativen gewählt worden ſeyn, hätte nicht der Einfluß des Grafen Broglio, franzöſiſchen Botſchafters am ſächſiſchen Hofe, dem kühnen Projekte, ſich in dem Poſten von Pirna zu verſchanzen, und ſich darinn ſo lange wie möglich zu halten, Eingang zu verſchaffen gewußt. Dieſe kluge Maßregel, welche die politiſche Einſicht dieſes Mannes beweiſet, war unwiderſprechlich für den Plan der verbündeten Mächte die beſte, die man in dieſem entſcheidenden Augenblick ergreifen konnte. War es möglich, daß die Sachſen in Ermangelung des von öſtreichiſcher Seite zu erwartenden Beiſtandes ein Opfer dieſes Entſchluſſes werden konnten; ſo ward dagegen Friedrich II in ſeinem Laufe aufgehalten, verhindert ſich in Böhmen feſtzuſetzen und die wichtigſten Operationen vorzunehmen, ehe die in möglichſter Eile zuſammenſtoßenden feindlichen Armeen ihm die Spitze zu bieten vermochten: Vortheile, die man nicht würde haben hintertreiben können, hätte auch die ganze ſächſiſche Armee ſich gleich anfänglich ihren Bundesgenoſſen in die Arme geworfen. Die Folgen

haben das Zweckmäßige dieſes Schritts erwieſen; denn der König von Preußen wurde dadurch um einen ganzen Feldzug gebracht, deſſen glücklicher Ausgang vielleicht den Krieg in ſeiner Geburt erſtickt, und den Plan der coaliſirten Mächte auf lange Zeit verrückt haben würde *).

Brühl, durch Broglio's Vorſchlag aus ſeiner erſten Betäubung geriſſen, zeigte nun die ganze Schwäche ſeines wankelmüthigen Charakters durch den plötzlichen Uebergang von der kläglichſten Furcht bis zur unbegreiflichſten Kühnheit. Jetzt ſchmeichelte er ſich mit nichts Geringerm, als mit der gewiſſen Hoffnung, den König von Preußen durch ſeine Verſtellungskunſt zu überliſten. Zu dem Ende rieth er dem Könige von Pohlen, den Schein der Neutralität durchaus anzunehmen, und fürs erſte pünktlich zu beobachten. Daher die Friedrich II gegebenen mündlichen und ſchriftlichen Verſicherungen, daß man ſeinen Marſch nach Böhmen auf keine Weiſe zu hindern ſuchen werde; daher das ſtrenge Verbot an die Vorpoſten, auf die Preußen zu feuern; daher ſelbſt der Entſchluß, den König mit ins Lager zu nehmen, ſo äußerſt unangenehm es auch dieſem ſybaritiſchen Monarchen ſeyn mußte, die gewohnten Bequemlichkeiten eines üp-

*) So wenig der König — wollte er ſich nicht einer allzuſtarken Partheilichkeit beſchuldigen laſſen — Broglio's ertheilten weiſen Rath tadeln konnte; eben ſo wenig war er vermögend, den Verdruß zu bergen, den er darüber empfand. Dies zeigte ſich, als er nach der Capitulation vom Lilienſtein nach Dresden kam, und den Geſandten einer Macht, mit welcher er noch nicht öffentlich gebrochen hatte, auf eine gewiſſermaßen gewaltſame Weiſe zwang, den ſächſiſchen Hof zu verlaſſen. Nicht ohne das Aeußerſte abgewartet zu haben, reiſete der Graf ab, und nahm das Bewußtſeyn mit, der Coalition den erſten weſentlichen Dienſt geleiſtet zu haben.

pigen Lebens mit dem Geräuſche der Waffen zu vertauſchen, deren Glanz warlich mit vielen Ungemächlichkeiten, wenn gleich nicht immer mit Mühe und Gefahr verbunden iſt. Dieſer gute König, in deſſen Herzen unſtreitig weniger Bitterkeit und eingewurzelter Haß gegen den König von Preußen herrſchte, als in der Seele ſeiner Gemahlinn, die bei ſeiner Abreiſe aus Dresden ihn noch beſchwor: lieber alles Unglück über ſich ergehen zu laſſen, als die Parthei ihres Feindes zu ergreifen; dieſer bedauernswürdige, durch ſeinen ſtolzen Miniſter regierte Monarch, ſage ich — mußte ſich alles gefallen laſſen, was man ihm vorſchrieb, wenn er auch bei einer Anwandelung von reiferer Ueberlegung das Unglück hätte einſehen können, welches durch dieſe zu große Nachgiebigkeit unfehlbar über ſeine Länder gebracht werden mußte.

Wie traurig iſt doch das Loos eines Fürſten, der aus angewöhntem Hange zur Bequemlichkeit, oder wegen ſeiner eingeſchränkten Geiſtesfähigkeiten, ſich gezwungen ſieht, ſeine Regierung unter einer immerwährenden Vormundſchaft zu führen! Dies, z. B., war das Schickſal Philipps IV und Carls II, zweier unwürdigen Könige von Spanien, über deren elende und jämmerliche Regierung die Geſchichte ſo gern den Schleier zieht.

Alle liſtige Wendungen des Grafen Brühl, und alle gegebene Verſicherungen einer genau zu beobachtenden Neutralität verfehlten indeß diesmal ihren Zweck. Friedrich II, der ſich lebhaft erinnerte, wie treulos Sachſen ihn im Jahre 1744 behandelt hatte, konnte ſich nicht entſchließen, einen Feind in ſeinem Rücken zu laſſen, der ihm äußerſt gefährlich werden mußte; ſo lange er aber noch keinen feſten Fuß

in Böhmen gefaßt hatte, ſetzte er die angefangenen Unterhandlungen bald durch neue Vorſtellungen, bald durch den Schein eines guten Ausgangs ununterbrochen fort: nur zu der Neutralität, welche der Hof von Dresden verlangte, bezeigte er ſich niemals geneigt. Allein kaum hatte ein Corps ſeiner Armee die öſtreichiſchen Vorpoſten an der böhmiſchen Gränze vertrieben, Außig und das feſte Schloß Tetſchen beſetzt, und dadurch ſich der Elbe verſichert; ſo hielt er dafür, es ſey nun Zeit, die Unterhandlungen abzubrechen, und mit dem Könige Auguſt II aus einem andern Tone zu ſprechen. Zu dem Ende ſandte er den General Winterfeldt nach Struppen, mit dem Auftrage: den König von Pohlen um eine Privataudienz, ohne Zuziehung des Grafen Brühl, zu bitten. Dieſe ward ihm gewährt. Winterfeldt trug eine kurze Wiederholung der Gründe vor, welche den König, ſeinen Herrn, durchaus abhalten mußten, ſich auf eine Neutralität einzulaſſen. Hierauf ſtellte er dem Könige von Pohlen mit vieler Wärme das bisherige Betragen ſeines Miniſters als höchſt verdächtig vor, erſuchte ihn dringend, deſſen Rathe, der bisher der Wohlfarth ſeiner Staaten ſo äußerſt nachtheilig geweſen ſey, nicht ferner Gehör zu geben, und ſchloß endlich mit der ernſtlichen Verſicherung: „dem Könige bleibe jetzt keine Mittelſtraße mehr zu wählen „übrig; vielmehr ſey in der gegenwärtigen Lage der Sachen „eine dauerhafte Freundſchaft und das daraus nohwendig „folgende Wohl beider benachbarten Nationen offenbar nur „durch eine genaue Verbindung des ſächſiſchen und preußiſchen Hofes zu bewirken möglich, um vereint den herrſch„ſüchtigen Abſichten des Hauſes Oeſtreich zu widerſtehen. „In dieſer Hinſicht erſuche, am Schluſſe der Unterhand„lungen, der König von Preußen den König von Pohlen

„noch einmal: ein enges Bündniß mit ihm einzugehen, „und die Vortheile, ſo wie die Gefahren der künftigen „Feldzüge, mit ihm zu theilen.“

So gewiß auch Friedrich II ſich ſchmeichelte, Auguſt II würde ſeinen Vorſchlägen in dem Augenblick, wo er von ſeinem Führer getrennt wäre, mehr Gehör geben, ſo mußte er doch diesmal das Gegentheil erfahren. Es ſey nun, daß der König von Pohlen aus Ueberzeugung ſich verbunden hielt, der Parthei des Hauſes Oeſtreich nicht offenbar zu entſagen, vielleicht auch durch eine übertriebene Ergebenheit gegen ſeine Gemahlinn, und durch eine zu ſtarke Nachgiebigkeit gegen ſeinen Liebling geleitet, anders zu handeln ſich nicht getraute, — oder daß in dieſem Augenblick ihm die Begebenheiten des Feldzuges vom Jahre 1742 ſchrecklich aufs Herz fielen; — genug, er verwarf Winterfeldts Vorſchläge gänzlich.

Von dieſem Tage an wurde der Briefwechſel zwiſchen den beiden Monarchen immer lauer, bis er endlich ganz aufhörte; weil keiner von beiden ſeine Abſichten erreichen zu können glaubte. Friedrich II war beſondes darüber aufgebracht, daß er ſo viel Standhaftigkeit bei Auguſt II antraf, da doch deſſen Heer in kurzem das traurigſte Schickſal zu erwarten hatte. Es verdroß ihn nicht wenig, eine ſo koſtbare Zeit mit der Bewachung und Entwaffnung der Sachſen zubringen zu müſſen; eine Zeit, in der es ihm leicht hätte glücken können, ſeine großen Entwürfe in Böhmen auszuführen, und vielleicht dem ganzen Krieg in einem Feldzug ein Ende zu machen. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß dieſer Umſtand Anlaß zu ſeinem nachmaligen ſtrengen Verfahren gab, ſo wie die in der Folge ſich immer ſchrecklicher

häufenden Zufälle das Schickſal von Sachſen jährlich drükkender machten *).

Hatte inzwiſchen die Hoffnung, Friedrich II zu überliſten, den Grafen Brühl diesmal getäuſcht, ſo ſchien doch dieſer einer oft leidigen Tröſterinn ſein Zutrauen wieder zu ſchenken, ſobald er erfuhr, daß 70,000 Oeſtreicher, unter Anführung des tapfern Feldmarſchalls Brown, im Anmarſche wären, um die ſächſiſche Armee zu befreien. Wiederholt hatte die Königinn von Pohlen die Kaiſerinn-Königinn um ſchleunige Errettung der eingeſchloſſenen Sachſen angeflehet, und war noch dringender geworden, als die Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen nicht nach ihrem Wunſch ausfielen. Friedrichs Beharrlichkeit ſchien ihrem Hof und dem Churfürſtenthume kein glückliches Loos zu prophezeihen; ſie verfehlte daher nicht, alles, was bisher

---

*) Es iſt wenigſtens wahrſcheinlich, daß der König von Preußen ſich anfänglich geſchmeichelt haben mochte, den König von Pohlen durch die Ueberraſchung zu einem freundſchaftlichen Bündniſſe zu bewegen; daß er vielleicht in dieſer Abſicht das Manifeſt, welches er, ſobald er über die ſächſiſche Gränze geſchritten war, austheilen ließ, in ſo glimpflichen Ausdrücken abfaßte, und unter andern ſich der Aeußerung bediente: er wolle Sachſen nur als ein Unterpfand in Beſitz nehmen, bis die Kaiſerinn-Königinn ihm Gerechtigkeit würde haben wiederfahren laſſen; daß er, zufolge dieſer Aeußerung, ein ſo genanntes Krieges-Direktorium unter dem Vorſitz des Grafen York zu Torgau niederſetzte, und daß dieſes den Auftrag bekam, alle Gefälle auf eben dem Fuß, wie ſolche bisher in die herrſchaftlichen Caſſen gefloſſen waren, einzuheben und zu berechnen; daß aber nach dem Widerſtande, den er vom Dresdener Hofe erfahren mußte, und beſonders nach der Capitulation vom Lilienſtein, die geäußerten glimpflichen Ausdrücke, die allen Vorwand von Eroberungsſucht

in Sachſen vorgefallen war, ſo wie den Zuſtand, in welchen der König, ihr Gemahl, ſeine Familie, ſeine Truppen und ſein Staat verſetzt worden, mit den ſtärkſten Farben zu ſchildern, über ihr Schickſal bittere Klagen zu führen, und ihre Nichte zur thätigen Hülfe aufzufordern. Die überſpannteſte Wuth, durch den bekannten Vorfall mit dem Archive zu Dresden noch mehr in Feuer geſetzt, lieh ihr dazu den Pinſel, und es konnte nicht fehlen, daß ein ſo hervorſtechendes Bild den ſtärkſten Eindruck auf eine Fürſtinn machte, die ohne dies ſchon an dem Könige von Preußen ſich zu rächen bemüht war. Maria Thereſia ſäumte auch nicht mit ihrem Beiſtande, da ihre eigene Sicherheit dabei intereſſirt war, und ſo viel als die Lage, in der ſie ſich befand, es erlauben wollte, mußten ihre Heerführer eilen, dem Bundesgenoſſen beizuſtehen.

---

entkräften ſollten, in ſtets ſteigende Härte ausarten, ſind bekannte Thatſachen. Allein wenn man bedenkt, daß gleich nach der Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee das preußiſche Commiſſariat ſeine ſchwere Hand über ganz Sachſen ausbreitete; daß es mit Mehl- und Futterlieferungen den Anfang machte, bald aber auch Pferde, Rekruten und anſehnliche Contributionen forderte; wenn man ferner annimmt, daß — wie unterrichtete Perſonen behaupten wollen — der ſiebenjährige Krieg Sachſen 84 Millionen Thaler gekoſtet hat; ſo bleibt es problematiſch, wie es eine Möglichkeit geweſen ſey, dieſen Drangſalen nicht zu unterliegen. Wenn man aber dagegen die viele Millionen in Anſchlag bringt, welche während der Dauer des Krieges die preußiſchen Armeen in Sachſen ausgaben, ſo läßt ſich aus der ſtarken Cirkulation des Geldes, aus der Fruchtbarkeit des Landes, aus der Induſtrie ſeiner Einwohner, und aus dem Umſtand, daß die auf Credit der Landſtände contrahirten Schulden nach erfolgtem Frieden in Terminen abgetragen wurden, abnehmen, wie einem völligen Bankerotte noch hat vorgebeugt werden können.

Kaum war dieſe frohe Nachricht durch einen Vertrauten im Hauptquartier zu Struppen überbracht worden, ſo linderte ſie in etwas den Kummer des niedergeſchlagenen Königs von Pohlen und ſeines geängſtigten, ſtolzen Miniſters. Eine neue Spannkraft erhob ihren Geiſt wieder; und da es jetzt darauf ankam, mit den geringen in dieſer gebirgigen Gegend vorgefundenen Lebensmitteln haushälteriſch umzugehen, um bis zu dem ſo ſehnlich erwarteten Tage der Erlöſung auszukommen; ſo wurde ſowohl die Mundportion des Soldaten, als das Futter der Pferde von einer Zeit zur andern verringert. Zum Glück traf das Ungemach, welches die Noth zu ertragen gebot, eine Nation, die, aus Ehrfurcht und Zuneigung zu dem anweſenden Könige, geleitet von wahrer Vaterlandsliebe, auch die drückendſten Beſchwerden des menſchlichen Lebens willig erduldete. Nicht Ein Mann dieſer aus Landskindern beſtehenden Armee wagte es zu murren, am allerwenigſten aber durch Ausreißen ſich dem täglich zunehmenden Elende zu entziehen. Wer ein gefühlvolles Herz beſitzt, muß eingeſtehen, daß ſo viele ächte Patrioten, die gewiß bey jeder Gelegenheit Beweiſe ihrer angebohrnen Tapferkeit abgelegt haben würden, nicht verdienten, das Opfer eines eigenſinnigen Hofes zu werden.

Friedrich II war überzeugt, daß er jetzt nothwendig die Sachſen ferner eingeſchloſſen halen, zugleich aber auch der ſich nähernden feindlichen Armee die Spitz bieten müſſe; beides jedoch zu einer Zeit glücklich auszuführen, war ſchwer, denn ſeine Armee beſtand nur aus 56,000 Mann. Er mußte wenigſtens 32,000 zur Einſchließung des Lagers bey Pirna anwenden, und es blieben ihm daher nur noch 24,000 übrig, um den vorrückenden öſtreichiſchen Heerführer zu verhindern, zur Befreiung der

Bundesgenoſſen thätig zu wirken. Auf der einen Seite war dieſe kleine Armee viel zu ſchwach, um 70,000, von einem Brown angeführte Oeſtreicher mit Sicherheit des Erfolgs zu bekämpfen; auf der andern konnte der König nicht weniger Truppen zur Einſchließung der Sachſen zurücklaſſen, wenn man bedenkt, daß ſolche ein von einem Fluſſe durchſchnittenes Terrain von vier Meilen im Umkreiſe beſetzen mußten; ja die, ohne ſonderlich ſichere Gemeinſchaft, in kleine Corps gelagerten Preußen würden ſchwerlich ihrer Beſtimmung entſprochen haben, wäre der berühmte Poſten bei Pirna nicht ſo beſchaffen, daß es eben ſo gefahrvoll bleibt, einen darin verſchanzten Feind anzugreifen, als es dieſem faſt unmöglich fällt, ohne auswärtige Hülfe aus demſelben glücklich zu entſchlüpfen*). Unter dieſen Umſtänden waren alſo die Handlungen des Königs gewagte Unternehmungen, die nur die gegenwärtige Lage der Sachen entſchuldigen konnte. Mißlang der Zug nach Böhmen, ſo mußte dieß nach aller Wahrſcheinlichkeit die Befreiung der Sachſen nach ſich ziehen, und dann alle Vortheile vernichten, die Friedrich und Winterfeldt ſich von einer Ueberraſchung verſprochen hatten; gleichwohl blieb erſterm keine andre Wahl übrig, als zu verſuchen, was Talente vermögen, und was das Glück — ihm zuführen würde. Das Schickſal entſchied, — und beides entſprach ſeinen Wünſchen über alle Erwartung.

---

*) Sachkundige, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, dieſe äußerſt durchſchnittene Gegend mit eigenen Augen zu ſehen, werden ſich von der Wahrheit dieſer Behauptung durch den Plan überzeugen, den der Ingenieur-Capitän Marquart gleich nach der Capitulation aufnahm, und in Berlin bei Schleuen in Kupfer ſtechen ließ.

Sobald der König von Preußen die Nachricht erhalten hatte, daß Brown über die Eger gehen würde, eilte er, die engen und beſchwerlichen Päſſe des Paſcopols und von Wollmina zu durchziehen, um den Ausgang des Gebirges und die Ebene von Lowoſitz zu gewinnen. An eben dem Tage ſchlug der öſtreichiſche Heerführer ſein Lager in dieſer Gegend auf. Hier begegneten alſo beide Armeen einander, und es war noch ungewiß, welche zuerſt angreifen, oder ob beide durch künſtliche Manövres ihren Endzweck zu erreichen ſuchen würden. In beiden Fällen waren alle Vortheile auf der Seite der Oeſtreicher. Brown führte eine zweimal ſtärkere Armee an, hatte ein zahlreiches Geſchütz und eine ſehr vortheilhafte Stellung. In derſelben hing es bloß von ihm ab, ob er das Gefecht annehmen wolle, wenn es ihm angeboten würde; ob er ſelbſt angreifen; ob er die Preußen umgehen, oder unter ihren Augen ſtehen bleiben wollte, während ein ſtarkes Corps zur Befreiung der Sachſen über die Elbe zöge. Friedrich II hingegen ſollte noch erſt den Ausgang des Gebirges gewinnen; zugleich durfte er in dieſer unwirthbaren Gegend ſich nicht füglich von dem Wege entfernen, den er, wenn er ſich zurückziehen mußte, nöthig hatte. Hiernächſt waren ſeine Truppen durch den ſo ſchnellen als äußerſt beſchwerlichen Marſch nicht allein ſehr mitgenommen, ſondern auch in der Dunkelheit der Nacht ſo durcheinander gerathen, daß die Generale den Anbruch des Tages ſchlechterdings erwarten mußten, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Der einzige Vortheil, deſſen er in dieſer Lage genoß, war, daß es ihm noch glückte, die große Schluft, welche zwiſchen den äußerſt hohen Bergen, Lowos und Homolka, nach der Ebene von Lowoſitz führt, mit 6 Bataillonen zu beſetzen, ehe der Feind ſich davon Meiſter machen konnte.

Dieſe Schluft diente ihm zum Aufmarſch. Der enge Raum zwang ihn aber, ſeine kleine Akmee in vier Treffen zu ſtellen, und ſeine Flügel an die beiden hohen Berge zu lehnen, wiewohl auch dies bei dem linken Schwierigkeiten fand, indem Brown ſchon Kroaten und Grenadiere in die Weingärten geworfen hatte, die den Rücken des Lowos bedeckten. Ob alſo Friedrich II wirklich — wie er es ſelbſt in ſeinen Schriften behauptet — ſich habe ſchmeicheln können, der Feind habe ſich zurückgezogen, da ein dichter Nebel, der auf der Ebene ruhte, die Gegenſtände genau zu erkennen verhinderte, iſt, wenn man auch die herrſchende Stille und die wenige Cavallerie, die man gewahr ward, mit in Anſchlag bringt, ein Problem, deſſen Auflöſung zu unternehmen ich nicht wage. — Wenigſtens mußte der feindliche Colonnenmarſch, den der König Tages zuvor von der Höhe des Paſcopols, als auf Lowoſitz gerichtet, entdeckte, und die ihm bekannt gewordene Beſtimmung der öſtreichſchen Armee, ihn von Gegentheil überzeugen. — Wahrſcheinlicher iſt es, daß er ſich vorgenommen hatte, die Oeſtreicher anzugreifen, wie und wo er ſie fände, um durch einen erfochtenen Sieg das Schickſal der Sachſen zu entſcheiden; daß er aber bei der Ausführung Schwierigkeiten antraf, die er vielleicht von einem Feinde nicht erwartete, von deſſen Taktik er keine höheren Begriffe hegte, als die er in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen erhalten hatte, iſt Thatſache. Hier traf er nicht mehr die Oeſtreicher, die er in vier Schlachten beſiegte; keinen Neuperg, keinen brauſenden Prinzen Carl von Lothringen an; ſondern einen unter den Waffen grau gewordenen, und durch Talente und Erfahrung zum Helden ſeiner Zeit gebildeten Brown; eine Artillerie, die ein Fürſt Lichtenſtein mit eigenem Aufwande zur Vollkommenheit ge-

bracht hatte; eine Armee, welche während eines zehenjährigen Friedens ſich in der Kriegskunſt mehr geübt, zugleich ſich beeifert hatte, die Methode ihrer Ueberwinder anzunehmen, und ſich nach ihrer Disciplin zu bilden. So lernte einſt eine noch ganz rohe Nation die Kriegskunſt, nachdem ſie durch jenen nordiſchen Helden*), deſſen Name und Abentheuer in der Geſchichte nie verlöſchen werden, — vielfältig war geſchlagen worden.

Zwei verſchiedene Angriffe, welche die preußiſche Cavallerie unternahm, wurden vereitelt; und ſo lebhaft und regelmäßig ſie auch ausgeführet wurden, ſo mußten ſie, wegen des gut vorbereiteten und unterhaltenen feindlichen Feuers, doch mißlingen. Jetzt erſt ſah Friedrich II die Schwierigkeiten ein, die er zu bekämpfen haben würde, und er ward davon noch mehr überzeugt, als der geſunkene Nebel ihm die ganze vortheilhafte Stellung des Feindes völlig überſehen ließ. So erheblich indeſſen dieſe Schwierigkeiten auch waren, ſo wenig Hoffnung auch die nicht ganz günſtige Poſition, die er ſeiner Armee zu geben im Stande war, die Unbequemlichkeit des Angriffs, und der feſte Poſten ſeines ihm ſo ſehr überlegenen Feindes, ihm zu einem glücklichen Erfolge geben konnten: ſo hielt er es doch ſeiner gegenwärtigen Lage angemeſſen, das Aeußerſte zu verſuchen. Selbſt der geübteſte Heerführer würde in dieſem Augenblicke geſtutzt haben, vielleicht keinen Schritt weiter gegangen ſeyn; doch der ſich ſtets gegenwärtige König hielt die Ausführung ſeines Vorhabens nicht für ganz unmöglich, obgleich er einſah, daß ſeiner gewiß nicht zahlreichen Infanterie die Gefahren, ſo wie die Ehre dieſes Tages allein beſtimmt ſeyn würden. Er

*) Carl XII König von Schweden.

richtete daher ſein Hauptaugenmerk dahin, ſeinen rechten Flügel an den Berg Homolka zu lehnen, und verſuchte mit dem linken, die auf dem Lowos in den Weingärten geſtellten feindlichen Vorpoſten zu vertreiben. Nur mit vieler Mühe wurden ſolche von einer Mauer zur andern zurück geworfen, ohne daß dieſer herzhafte Streich entſcheidend geweſen wäre. Alle aus dem zweiten ins erſte Treffen gezogenen Infanterie-Regimenter waren noch nicht hinreichend, eine Linie über den Lowos und bis an die am Fuße dieſes Berges fließende Elbe zu bilden, dadurch den Feind, der ihre Flanke umgehen wollte, abzuhalten, und den Poſten von Lowoſitz anzugreifen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich indeß der König als Feldherr, und erſetzte den Mangel an Infanterie durch eine kluge Dispoſition. Sein ganzer linker Flügel mußte ſich links ziehen, und in die dadurch in der Mitte der Linie entſtandene Lücke ließ er einen Theil ſeiner Cavallerie einrücken. Mittelſt dieſes ſchönen Manövers gelang es ihm, ſeinem linken Flügel einen feſten Punkt an der Elbe zu geben; gleichwohl waren dadurch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, vielmehr ſchien der Sieg, den eine ſolche Anſtrengung verdiente, ſich durch mancherlei Ereigniſſe wieder zu entfernen.

Schon war es hoch am Mittage. Die Unerſchrockenheit der Preußen, ſo wenig wie ihr lebhaftes Feuer, konnten der Standhaftigkeit der ſtets durch friſche Truppen unterſtützten Oeſtreicher etwas abgewinnen. Jetzt trat der kritiſche, zugleich aber entſcheidende Zeitpunkt ein, in welchem der den Angriff anführende Herzog von Bevern ſeine ganze Ueberlegung und Kaltblütigkeit auffordern mußte, um zum Zwecke zu gelangen. Durch ein ſechs Stunden lang unterhaltenes heftiges Feuer hatte ſich der linke Flügel nicht allein völlig verſchoſſen, ſondern die noch vorräthige Munition war

ebenfalls größtentheils verbraucht, ohne daß der Poſten von Lowoſitz überwältigt werden konnte. Graf Wied, der denſelben vertheidigte, bediente ſich vielmehr der ihm zugeſandten Verſtärkungen, um ſein Feuer zu verdoppeln, da er merkte, daß das gegenſeitige matt zu werden anfing. Der preußiſche Soldat, der ſich nur durch Ueberlegenheit ſeines Feuers unüberwindlich glaubt, klagte über Mangel an Patronen. Der Herzog, der wohl einſah, daß jetzt ein verzweifelter Entſchluß gefaßt werden mußte, hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſeinen Truppen zuzurufen: Burſche, ſeyd darüber unbekümmert! In welcher Abſicht hätte man euch ſonſt gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen? Dieſe Worte, aus dem Munde eines Anführers, auf den der Soldat völliges Zutrauen ſetzte, waren gleichſam ein Götterſpruch für die Preußen. Sogleich ſchließen ſie ihre Reihen, und durch das Beiſpiel ihrer Offiziere angefeuert, dringen ſie mit Gewalt in den Feind. Umſonſt eilt Graf Stahrenberg mit ſechs Bataillonen herbei; umſonſt ſucht Graf Wied die Häuſer von Lowoſitz, worin ſeine Grenadiere ſich retten, zu behaupten: nichts kann den Preußen widerſtehen. Wie ein reißender Strom ſtürzten ſie von der Höhe des Lowos, und alles muß ihrer ungeſtümen Tapferkeit weichen. Ein Theil der Oeſtreicher wirft ſich in die Elbe, und ſucht durch Schwimmen ſein Leben zu retten. Lowoſitz wird in Brand geſteckt, und Alles, was dieſen Poſten vertheidigen ſollte, ergreift die Flucht, welche die vorrückende feindliche Cavallerie ſehr erleichtert.

Dieſer ausgezeichnete Muth entſchied das Schickſal dieſes Tages. Der erfochtene Sieg würde gleichwohl keine ſo glücklichen Folgen für den König von Preußen gehabt haben,

hätte nicht der öſtreichiſche Heerführer freiwillig ein Schlachtfeld verlaſſen, auf welchem er gewiſſermaßen nur einen Vorpoſten verloren hatte. Nur ein ſehr geringer Theil ſeiner Armee war zum Treffen gekommen, der übrige behauptete noch eine ſehr drohende Stellung; und wenn man den Zuſtand, in welchem nach dieſem Poſtengefechte beide Heere ſich befanden, gegen einander vergleicht, und zugleich die möglichen Schlußfolgen daraus zieht: ſo bleibt es problematiſch, ob Friedrich II, ſeiner errungenen Vortheile ungeachtet, in Böhmen ſich würde haben erhalten können, hätte Brown die Entſchloſſenheit gehabt, ſtehen zu bleiben, und ſeine in allem Betracht noch große Ueberlegenheit auf eine andre Art zu nutzen. —

Das Treffen bey Lowoſitz machte bey dem König von Preußen eine lebhafte Senſation. Auf der einen Seite konnte er die faſt übermenſchliche Tapferkeit ſeiner Truppen nicht genug bewundern*); auf der andern unterſchied er als Kenner die Vortheile ſehr genau, die ſeine Feinde durch die ehemaligen ſchleſiſchen Feldzüge ſich zu eigen gemacht hatten. In einem Briefe, den er nach dem Gefecht an den Feldmarſchall Schwerin ſchrieb, drückte er ſich ſo aus: „Ich habe „aus dem geſtrigen Vorgange geſehen, daß dieſe Leute nur „darauf

*) In einem geſchriebenen Bericht von dieſem Treffen, den ich zu erhalten Gelegenheit hatte, ſagt er, wenn von der Tapferkeit ſeiner Truppen die Rede iſt: Par ce tour de force j'ai vu ce que peuvent mes troupes. Der Ausdruck „tour de force“ iſt eine Redensart, der man ſich im Franzöſiſchen bedient, wenn man die Künſte eines ſogenanten ſtarken Mannes, wobei Geſchicklichkeit und übernatürlich ſcheinende Kräfte angewendet werden müſſen, beſchreiben will; er bezeichnet alſo hier das höchſte Ideal von Kraft.

„darauf ausgehen, uns in Poſtengefechte zu verwickeln, und „daß man ſich hüten muß, ſie auf eine übereilte Art anzu„greifen. Sie ſind jetzt liſtiger, als ſie ſonſt waren; und „glauben Sie mir auf mein Wort, daß, wenn man ihnen „nicht ſehr viel grobes Geſchütz entgegen ſtellen kann, es „unzählig vielen Menſchen das Leben koſten würde, ſie zu „ſchlagen" *).

So wie der nicht erwartete Rückzug des Feldmarſchalls Brown nach der Eger einen entſcheidenden Einfluß auf das Schickſal der im Lager bei Pirna eingeſchloſſenen ſächſiſchen Armee hatte, ſo ward zugleich der Hof zu Dresden in nicht geringe Beſtürzung verſetzt, welcher mit Ungeduld den Zeitpunkt erwartet hatte, in welchem die Oeſtreicher durch die Päſſe von Höllendorf und Gieshübel dringen, Sachſen ſeinen Beherrſcher, und deſſen eingeſchloſſener Armee die Freiheit wieder verſchaffen ſollten. Ein widriges Geſchick, durch unvorhergeſehene Vorfälle veranlaßt, gab jetzt der Sache eine ganz veränderte Geſtalt, und die ſo ſehnlich gewünſchte Freiheit verwandelte ſich plötzlich in einen Schatten, welchen zu erhaſchen die Sachſen vergeblich ſich bemühten. Faſt mit jedem Tage war ihr Zuſtand ſchlechter geworden. Die geringen Vorräthe, welche die unfruchtbare Gegend, in der ſie ſich aufhielten, ihnen reichen konnte, waren aufgezehrt, und

*) Voll von dieſer Idee, und durch das zahlreiche Geſchütz, welches die Oeſtreicher hier aufſtellten, noch mehr darin beſtärkt, vermehrte der König gleich im nächſten Feldzuge ſeine Artillerie. Dieſe Vermehrung aber kann mit dem Train noch nicht in Vergleichung geſtellt werden, der im Jahre 1778 ſich bei der Armee befand. Zum Beweiſe will ich hier nur anführen, daß z. B. im Jahre 1756 die zu Magdeburg mobil gemachte Artillerie mit 1700 Pferden beſpannt wurde, im Jahre 1778 aber 4000 erforderte.

ſchon war eine halbe Portion Brod alles, was der Soldat erhielt, um nicht ganz zu verhungern. Zwar weidete eine kleine Anzahl Schlachtvieh an den Ufern der Gottleube, eines Baches, der am Fuße der Bergkette, worauf das Lager ſtand, vorbeifließt; allein dieſes ward für die königliche Tafel aufgeſpart. Es war bey Lebensſtrafe verboten, ſich daran zu vergreifen, und ward ja — wiewohl ſehr ſelten — etwas davon ausgetheilt: ſo war die Portion Fleiſch ſo klein, daß der hungrige Soldat dies mehr als einen Leckerbiſſen anſah, als daß er ſich dadurch zu ſtärken vermocht hätte. Geiſtige Getränke fehlten ganz, und das trinkbare Brunnenwaſſer ward endlich eben ſo ſelten, als alle übrigen Lebensmittel, welche einzelne Landleute auf ihrem Rücken, durch beſchwerliche, unbekannte Steige, einzubringen wagten, übertrieben theuer bezahlt werden mußten. Schon hatte man das gewiſſermaßen grauſame Hülfsmittel ergriffen, den größten Theil der Zugpferde, welche das Geſchütz und das Gepäcke zum Lager hatten ſchleppen müſſen, todtſtechen zu laſſen. Die Pferde der Cavallerie mußten zum Theil ſich mit Stroh begnügen; oft ſah man ſie das, wegen der felſigten Gegend nur ſparſam hervorſprießende Gras mit der größten Begierde abweiden, und nur einmal des Tages wurden ſie getränkt, weil ſo abgehungerte Thiere auf den Fußſteigen, die zur Elbe führen, nur mit vieler Beſchwerlichkeit fortkommen konnten. Mit einem Worte, das Elend war aufs höchſte geſtiegen; und ſo wenig meine Feder das unverdiente Schickſal ſo vieler braven Leute traurig genug zu ſchildern vermag, eben ſo ſtark fordern meine Empfindungen mich auf, dieſe Scene menſchlichen Unglücks zu verlaſſen, um zur Entwickelung dieſer traurigen Cataſtrophe einige wenig bekannte Züge hinzuzufügen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie betroffen die Sachſen ſeyn mußten, als ihnen der Vorgang bei Lowoſitz durch das preußiſche Viktoriaſchießen auf das triumphirendſte angekündigt ward. Nie habe ich ein Schauſpiel dieſer Art mit mehr Pracht aufführen geſehn. Man war äußerſt erfinderiſch geweſen, Anſtalten zu treffen, welche einen tiefen und zugleich furchtbaren Eindruck auf die Gemüther der Unglücklichen machen mußten. Das gebirgichte Terrain dieß- und jenſeits der Elbe, worauf die einſchließenden Corps ſich in Schlachtordnung ſtellten; die Thäler, Dörfer, Wälder und Klüfte, welche die Glieder jener Kette wechſelnd trennten, dienten dieſer Scene zur Dekoration, und ein ununterbrochenes Lauffeuer, das durch die Thäler unzähligemal wiederhallte, konnte die gewünſchte Wirkung nicht verfehlen. Eine gleiche Senſation mußte das Feſtliche dieſer Handlung bei dem Könige von Pohlen und dem Grafen Brühl hervorbringen. — Erſterer, den wohl nie in ſeinem Leben einiger Kummer mißmüthig gemacht haben mochte, dachte vielleicht jetzt zum erſtenmal an das Bedenkliche ſeiner Lage. Letzterer, der wohl vorausſehen mußte, daß es nunmehr dem Könige von Preußen leichter ſeyn würde, die durch Hunger bereits ganz entkräftete Armee zur Uebergabe zu zwingen, mußte natürlich in einer höchſt kritiſchen Ungewißheit ſchweben. Es iſt wohl vorauszuſetzen, daß es beider Hauptaugenmerk geweſen iſt, ſich mit Aufopferung alles Uebrigen einer drohenden Gefangenſchaft zu entreißen, während der Graf Rutowsky und das treu gebliebene Heer über den Eigenſinn des Hofes und deſſen traurige Folgen ſeufzen mußten. Wahrſcheinlich urtheilte jeder über die Zukunft, die ſeiner wartete, ſo verſchieden, als die einzelnen Empfindungen der

Menſchen bald einen beunruhigenden, bald einen tröſtenden Gedanken erzeugen. Sicher hatte indeß bei Allen die Furcht die Oberhand über die Hoffnung, als die Königinn von Pohlen Mittel fand, den Feldmarſchall Brown zu bewegen, zur Rettung der Sachſen noch einen Verſuch, und zwar auf das rechte Ufer der Elbe, zu machen.

Die Hoffnung mag uns täuſchen, ſo oft ſie will, wir ſchenken ihr dennoch unſer Zutrauen wieder, ſobald ſie uns günſtiger anzublicken ſcheint. So ging es auch jetzt dem guten Könige Auguſt und ſeinem Lieblinge. Kaum war die Nachricht von dem Marſch der Oeſtreicher auf Schandau ihnen hinterbracht worden, ſo erwachte ihr niedergedrückter Geiſt aus ſeiner bisherigen Betäubung. Jetzt ſtellte der ſtolze Gedanke, mit Hülfe dieſer Armee der Wachſamkeit der preußiſchen Feldherren entgehen, ſich der Gewalt des Königs von Preußen entreißen, und die ſo lange gewünſchte Freiheit wieder erlangen zu können, ſich ihnen ſo lebhaft dar, daß ſie den Entſchluß faßten, über die Elbe zu ſetzen, mit dem Degen in der Fauſt einen oder den andern feindlichen Poſten zu überwältigen, und ſich in die Arme ihrer zu Hülfe eilenden Bundesgenoſſen zu werfen.

So leicht indeß dies Unternehmen denen ſchien, die dazu den Entwurf gemacht hatten, ſo ſehr wurde deſſen glücklicher Erfolg von der ſächſiſchen Generalität bezweifelt. Rutowsky, der hinreichende Erfahrung und Kenntniſſe des Terrains beſaß, um aus Gründen die Unmöglichkeit der Ausführung zu beweiſen, behauptete: „daß da jedem in der „Armee die Vortheile, aber auch die Schwierigkeiten be„kannt wären, welche der Poſten von Pirna in entgegenge„ſetzten Fällen darböte; ſo müßte auch jeder eingeſtehen,

„daß es gegenwärtig äußerſt nachtheilig, vielleicht unmög„lich ſeyn dürfte, ſich im Angeſicht eines ſo aufmerkſamen „Feindes aus demſelben herauszuziehen. Eine Brücke unter „dem Königsſtein zu ſchlagen, ſey zwar nicht unmöglich; „man möchte aber bedenken, daß die gefährlichen Wege, „welche zur Elbe herunter führten; die Zeit, die zum Ueber„gange auf einer einzigen Brücke erfordert würde: die Be„ſchwerlichkeit, das Geſchütz auf die jenſeitigen ſteilen Felſen „hinauf zu ziehen; der ſehr beſchränkte Raum, den die ſo„genannte Ebenheit ihnen zu ihren Bewegungen verſtatte; „die Stärke der preußiſchen Verſchanzungen oder Verhaue, „ſo wie die engen Päſſe, wo ein einziges Bataillon mit eini„gen Feldſtücken im Stande ſey, eine Armee aufzuhalten, „eben ſo viele erhebliche Hinderniſſe wären, deren man bei „einer nur ſchwachen Hoffnung, Eins oder das Andere ge„hoben zu ſehen, gewärtigen müſſe. Hätte man dieſen „kühnen Schritt doch thun wollen, ſo hätte es zu der Zeit „geſchehen müſſen, da der Soldat noch Muth und Kräfte „gehabt hätte, ein ſolches Wageſtück zu unternehmen, und „dann wären ſichre Wege zu wählen geweſen, als die wä„ren, auf welchen man eine kraftloſe Armee nebſt allem Zu„behör ſich durchſchlagen läſſen wolle. Bei ſo vielen Unbe„quemlichkeiten und Gefahren laſſe ſich von abgehungerten „Truppen und elend berittener Cavallerie keine Thätigkeit „mehr erwarten, am wenigſtens ein Projekt von der Art mit „Gewißheit ausführen.“ So triftig jedoch dieſe Einwürfe waren, ſo ſehr ſie den competenten Richter verriethen, ſo vermochten ſie doch nicht, den gefaßten Entſchluß abzuändern; die richtigen Bemerkungen eines alten Kriegers wurden durch die einmal bei Hofe gemachte Diſpoſition völlig entkräftet. Man ward ſogar beharrlicher, als man von

dem Marſche des Feldmarſchalls Brown nach Lichten⸗hayn, unweit Schandau, näher war unterrichtet worden.

Unter die zum Abzuge vorgekehrten Anſtalten gehörte, daß man von den bei Pirna liegenden Elbkähnen die erfor⸗derliche Brücke zu ſchlagen gedachte. Es kam nur darauf an, dieſe mit allen zu einer Schiffbrücke nöthigen Materia⸗lien belaſteten Fahrzeuge die Elbe herauf zu ſchaffen, und ſie der Wachſamkeit dreier preußiſchen Poſten zu entziehen. Um dieſe in Reſpekt zu halten, wurde ihnen gegenüber ver⸗ſchiedenes Geſchütz aufgefahren. Zur Fahrt wählte man die Nacht vom 8ten auf den 9ten Oktober. Dieſe ſchien nun zwar wegen ihrer außerordentlichen Dunkelheit, dem Vorſatze zu entſprechen; allein das Geräuſch der Ruder verrieht bald das Unternehmen, und zog bei Wahlſtädt eine ſo lebhafte Kanonade nach ſich, daß die Schiffsknechte, in Schrecken ge⸗ſetzt, ihre Gefäße dem Strom überließen, und bloß ihr Leben zu ſichern ſuchten. Dieſe Wiederwärtigkeit verzögerte den Abmarſch der Sachſen um zwei Tage. Jetzt waren ſie ge⸗zwungen, ihre Pontons mit vieler Mühe und Gefahr an die Elbe hinunter zu bringen, um die Brücke zu ſchlagen. End⸗lich am 12ten des Abends verließ die ganze Armee das Lager, und erreichte, jedoch nicht ohne die größten Beſchwerlich⸗keiten, das jenſeitige Ufer. Der Nachzug und das Gepäck aber waren nicht ſo glücklich; die nacheilenden Preußen hol⸗ten ſie ein, und ſchnitten beide völlig ab. Dies machte die Sachſen ſtutzen; ſie brachen ihre Brücke ab, ſuchten auf der ſogenannten Ebenheit beim Lilienſtein ſich zu erholen, und erwarteten daſelbſt das mit dem Feldmarſchall Brown ver⸗abredete Signal zum gemeinſchaftlichen Angriff.

Mit Ungeduld harrte dieſer deſſelben. Bereits am 11ten war er, ſeinem Verſprechen gemäß, bei Lichtenhayn einge⸗

troffen, und nach dem Zeugniſſe des Generals Warnery *) dürfte es ihm damals ein Leichtes geweſen ſeyn, den preußiſchen Poſten bey Schandau zu überwältigen, und ſich den Sachſen näher zu bringen. Ein nur ſchwaches Corps ſtand daſelbſt. Der General Meyeringk, ein Mann, der die ausgezeichnetſten Anlagen zu einem Exercitienmeiſter beſaß, an dem man aber die Talente eines Feldherrn vermißte, befehligte ſolches, und dieſer verlor bei Annäherung des Feindes den Kopf dergeſtallt, daß er Fehler begieng, die andere unter ihm ſtehende Officiere verbeſſern mußten, um die willkührlich gegebenen Blößen zu decken. Zu ſeinem Glücke mußten indeß Umſtände eintreten, die ihn vor der Hand gegen einen Angriff ſicherten. Da der Uebergang der Sachſen, der genommenen Abrede entgegen, ſich ſo merklich verzögerte, auch die Nachricht einlief, daß die, auf die Bewegungen der Sachſen ſo aufmerkſamen preußiſchen Generale veranlaßt worden wären, auf die Verſtärkung des Poſtens von Schandau und die Sicherung des am Fuße des Lilienſteins angebrachten Verhaues Bedacht zu nehmen; ſo mußte Brown, der nicht mehr als 6000 Mann zu dieſer Expedition anführte, und auf einem äußerſt durchſchnittenen Terrain manövriren ſollte, auf ſeine eigene Sicherheit mehr, als auf einen Angriff denken.

So ſchnell aber auch die preußiſchen Feldherren Anſtalten trafen, die Sachſen an ihrem Durchbruche zu hindern, ſo konnten dieſe Vorſichtsmaßregeln doch erſt an dem Tage nach ihrem Abzuge aus dem Lager ausgeführt werden: hiernächſt erlaubte der große Umweg, den man nehmen mußte, und das beſchwerliche, unter der Benennung der Ziegen-

*) Campagnes de Fréderic II, Roi de Prusse. Tom. I. Page 34 et s.

rücken bekannte, Defilee nicht, daß die Verſtärkungen eher, als am ſpäten Abend, auf den ihnen angewieſenen Punkten eintreffen konnten. Zwar war der Verhau am Lilienſteine, der die ſo genannte Ebenheit, dem Sammelplatze der ſächſiſchen Armee, von dem Wege nach Waltersdorf trennte, in der Eile mit 3 Bataillonen, unter Anführung des Generals Forcade, beſetzt worden; allein dieſer Verhau war nichts weniger als undurchdringlich. Hätten daher die durch ſo viele Anſtrengungen erſchöpften Sachſen nicht Zeit gebraucht, ſich zu erholen, und hätten ſie nicht auf das verabredete Zeichen zum gemeinſchaftlichen Angriff warten müſſen; ſo würde es ihnen gelungen ſeyn, dieſen Poſten zu überwältigen. Nachdem aber der General Retzow mit 3 andern Bataillonen hier angelangt, das Corps bei Schandau durch den General Leſtwitz verſtärkt worden war, und General Winterfeldt den Paß bei Waltersdorf mit vieler Infanterie und einer Batterie von 20 Kanonen beſetzt hatte: ſo waren den Sachſen alle Rettungsmittel — ſelbſt wenn Verzweiflung ſich ihrer bemächtigt hätte — völlig abgeſchnitten.

Demungeachtet ließ der König von Pohlen, der ſich mit ſeinem Miniſter nach dem Königsſtein begeben hatte, dem Grafen Rutowsky den Befehl zum Angriff ertheilen, ſobald das verabredete Signal würde gegeben worden ſeyn. Dieſer, der nunmehr die Unmöglichkeit, durchzudringen, einſah, ließ zur Antwort ſagen: „Er getraue ſich nicht, den „Angriff allein auf ſich zu nehmen. Der ihn einſchließende „Feind habe hier den größten Theil ſeiner Macht concentrirt, „und in der abgewichenen Nacht ſey der Verhau dergeſtalt „verſtärkt worden *), daß er es nicht wage, das Leben ſo

*) Dieſe Vorausſetzung war unrichtig, die Veranlaſſung dazu aber ſonderbar. Der in den Verhau geſtellte General Forcade

„vieler tapfern Soldaten ohne Zweck aufzuopfern. Der „Graf Brühl ſey ſelbſt General in der Armee; er erſuche „ihn daher, ſolche ſelbſt anzuführen; er für ſeine Perſon „werde ihm unfehlbar folgen.“ Brühl hielt es nicht für rathſam, dieſem Winke zu folgen. Es ſchien ihm ſicherer, auf dem Königsſtein den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten, als auf der Ebenheit ſich der Gefahr auszuſetzen, ſein bisheriges epikuriſches Leben auf dem Bette der Ehre auszuhauchen. Er ließ alſo das verabredete Signal zum Angriff geben, mußte aber zu ſeinem nicht geringen Befremden wahrnehmen, daß es unbeantwortet blieb, weil Brown, der Verzögerung müde, ſeinen Rückzug angetreten hatte.

---

hatte aus nicht erklärbaren Urſachen, bei der ſchärfſten Züchtigung, Feuer anzumachen verboten, obgleich bei der ſchon verſtrichenen ſchönern Jahrszeit in dieſer gebirgichten Gegend die Kälte ſehr empfindlich war. — Als nun am ſpäten Abend der General Retzow, mit ſeiner Brigade anlangte, befahl er, für ihn ein Feuer anzuzünden; Forcade ließ ihn wiſſen: er habe dies verboten. Retzow, der den Grund zu dieſem ſonderbaren Befehl auf keine Weiſe ſich erklären konnte, ließ ihm antworten: „Er hoffe, es werde nach „einem ſo beſchwerlichen Marſch ihm doch erlaubt ſeyn, ſich zu „wärmen, zumal da er nicht einſehe, wie ein ſolches Feuer der Be„ſtimmung, wozu ſie beide hier angeſtellt wären, im geringſten hin„derlich ſeyn könne.“ Unterdeſſen waren ſchon mehrere Feuer angezündet worden, und das gegebene Beiſpiel bald ſo allgemein geworden, daß die ganze Nacht hindurch unzählige Hände beſchäftigt waren, Holz zu fällen! um die Feuer zu unterhalten. Der Graf Rutowsky hat nachher in meinem Beiſein ſelbſt geſtanden, daß dies Fällen der Bäume ihn auf die Vermuthung gebracht habe: der Verhau ſey auf das allerundurchdringlichſte verſtärkt worden. Ein Beiſpiel, wie im Kriege ein ganz unbedeutender Umſtand oft von außerordentlichem Gewicht werden kann.

Nunmehr hatten die Sachſen die Hoffnung zu ihrer Befreiung ganz verloren. Von allen Seiten eingeſchloſſen, von dem heißeſten Hunger gequält, von ihren Freunden verlaſſen, verſuchten ſie nochmals, durch Capitulation ihre Freiheit zu erlangen. In dieſer Abſicht ſandte Graf Rutowsky einen Officier an den General Winterfeldt. Dieſer verſicherte ihm, daß er vom Könige dazu keine Erlaubniß habe, führte ihn ſelbſt durch die ganze Kette der Einſchließung, zeigte ihm jede genommene Poſition, und entließ ihn endlich mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung geſehen; „machen Sie davon dem Grafen eine genaue Beſchreibung, „und ſagen Sie ihm: ich überließe es ſeiner eigenen Beurtheilung, ob er ſich noch getraue, ſich durchzuſchlagen.“ — Dieſe mit ächt römiſchem Stolze gegebene Antwort, und das ſtündlich zunehmende Elend der Armee bewog Rutowsky, alle Bedingungen einzugehen, die man ihm vorſchrieb, ſo bitter auch der Ton war, in welchem die meiſten Artikel der von ihm vorgeſchlagenen Capitulation beantwortet wurden.

Die Bedingungen, unter welchen die ſächſiſche Armee das Gewehr ſtreckte, ſind bekannt, und ſo entwickelte ſich das traurige Schickſal, welches ſie hier traf. Seitdem ſtehende Armeen zu halten ein nothweniges Uebel geworden war, hatte ſie rühmlichſt beſtanden. Es gab Zeiten, wo ſie, 40,000 Mann ſtark, Bundesgenoſſe, bald eines Carls VII, bald einer Maria Thereſia geweſen war, und Beweiſe der Tapferkeit abgelegt hatte. Nur unter dem verderblichen Einfluſſe, den der Graf Brühl bei Hofe zu erlangen wußte, wurde ſie bis auf 17,000 Mann reducirt, gering geſchätzt und ſchlecht bezahlt. Demungeachtet hatte ſie jetzt Hunger und Elend erduldet, in der Hoffnung, nach wiedererlangter Freiheit ihrem Vaterlande noch nützliche Dienſte zu leiſten;

ſtatt aber die Früchte ihres Gehorſams, ihres Ausdauerns einzuernten, wurden Gefangenſchaft, ein gezwungener Eid und preußiſche Kriegsdienſte ihr Lohn. Innerer Verdruß und Scham zeichneten ſich daher ſchon auf jedem Geſichte, als einzelne Regimenter von der Ebenheit abgezogen, um bei der preußiſchen Poſtirung das Gewehr zu ſtrecken. Gleichwohl geſchah dies ohne Murren, da es die abgeſchloſſene Capitulation ſo mit ſich brachte; allein Wuth und Verzweiflung bemächtigte ſich dieſer Unglücklichen, als ſie den Eid der Treue abzulegen Befehl erhielten. Viele geriethen in eine Art von Raſerei, die nichts als die bewaffnete Hand, mit der man den Eid forderte, zurückhalten konnte — ein Schickſal, an welches ſelbſt die Preußen den rührendſten Antheil nahmen. Ich war Augenzeuge, wie der größte Haufe, und unter demſelben manche hohe und niedere Officiere das demüthigende, unverſchuldete Geſchick ihrer braven Mitmenſchen, Nachbaren und Glaubensgenoſſen mit Rührung bedauerten, und ihm warmes Mitleid ſchenkten.

Die Ehre iſt die ſtärkſte Triebfeder, welche die Seele des wahren Soldaten in Bewegung ſetzt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtete er den Werth des Kriegers ſelbſt in ſeinem Feinde; er überläßt ſich nicht den Ausſchweifungen eines auf ungewiſſe Zeit mit Glück gekrönten Stolzes, ſondern ſeiner ſelbſt eingedenk theilt er aufrichtig das Unglück des zu ſeinen Füßen liegenden Ueberwundenen. Wenn man das, was ich hier von der Stimmung der Preußen bei dieſer ſonderbaren Cataſtrophe erzählt habe, mit dem vergleicht, was Herr von Archenholz *) von der Geſinnung der

*) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland. Theil 1. S. 38.

Oeſtreicher gegen ihre Bundesgenoſſen ſagt; ſo entwickeln ſich die Charaktere beider Nationen dem philoſophiſchen Auge vollkommen, und es hält nicht ſchwer, zu entſcheiden, welcher von beiden man mehr Edelmuth oder mehr Stolz beilegen ſoll.

Man hat dem Könige von Preußen es zum Vorwurfe gemacht, daß er die ſächſiſchen Truppen, welche laut Capitulation eigentlich als Kriegsgefangene zu betrachten waren, gezwungen habe, zu ſeinen Fahnen zu ſchwören, und beſonders will man es ihm als einen politiſchen Fehler anrechnen, daß er aus denſelben ganze Nationalregimenter errichtet habe. Was den erſten Vorwurf betrifft, ſo iſt es zwar wahr, die Sachſen waren Kriegsgefangene, und in dieſer Rückſicht konnte man ſie aus keinem Rechtsgrunde verbinden, preußiſche Kriegsdienſte anzunehmen; allein wenn man ſich in Friedrichs II kritiſche Lage verſetzt, ſo wird man bewogen, dieſe faſt beiſpielloſe Begebenheit mit weniger Vorurtheil zu betrachten. Denn ſollten die Sachſen als Kriegsgefangene behandelt werden, ſo mußten ſie ihren Sold erhalten, und man mußte ſie in die Feſtungen einſperren; beides würde aber ſehr läſtig geworden ſeyn, weil nicht abzuſehen war, daß der König von Pohlen, der keine preußiſche Gefangene in ſeiner Gewalt hatte, je im Stande ſeyn würde, ſie auszuwechſeln. Bloß die Löhnung der Soldaten — denn die Officiere hatte man entlaſſen — würde der preußiſchen Schatzkammer jährlich über eine halbe Million gekoſtet haben, die ohne Nutzen wäre verſchwendet worden. Dieſe Ausgabe, die aller Wahrſcheinlichkeit nach für die ganze Dauer des Krieges fortgewährt haben würde, konnte der König von Preußen nicht willkührlich aufopfern; vielmehr war er, um ſeinen mächtigen Feinden zu widerſtehen, gezwungen,

aus allen glücklichen Vorfällen Vortheile zu ziehen. Es war alſo ſchon ein großer Gewinn, daß er ſeine Armee mit einer ſo beträchtlichen Anzahl geübter Soldaten verſtärken konnte, und daß, um dieſen Zuwachs zu erhalten, er nicht genöthiget ward, ſeine Provinzen zu entvölkern. Vielleicht erinnerte er ſich auch des allgemein angenommenen, ſchon durch einen römiſchen Conſul im Senate vorgetragenen Grundſatzes: man müſſe den Krieg durch den Krieg ernähren, und glaubte, für den Sold, den er ausgab, mehr reelle Dienſte zu erhalten, als ihm ſein Entſchluß wirklich gewährte. —

Was dagegen den ihm angerechneten politiſchen Fehler anbelangt; ſo dürfte es freilich gerathener geweſen ſeyn, die Infanterie eben ſo, wie es mit der Cavallerie geſchah, unter die ganze Armee zu vertheilen. Es ſoll dies auch anfänglich die Idee des Königs geweſen ſeyn, bis ihm der Fürſt Moritz von Anhalt-Deſſau vorſtellte: „daß die bisher „ſo ſchlecht geachteten und noch ſchlechter bezahlten Sachſen „ihren bekannten Patriotismus eher verleugnen, und ihm, „als einem proteſtantiſchen Fürſten, lieber dienen würden, „wenn ſie in ihren eigenen Abtheilungen zuſammen blieben, „und man ſie folglich in eine ehrenvollere Verfaſſung ſetzte, „als die ſeyn würde, wenn man ſie einzeln unter andere Regimenter ſteckte.“ Sey es nun, daß Friedrich II ſich durch dieſe Aeußerung geſchmeichelt fand, oder daß er zugleich mit derſelben den ihm anhangenden Grundſatz: der Soldat, der einmal zu dienen beſtimmt ſey, müſſe ſtolzer auf preußiſche, als andrer Herren Kriegsdienſte ſeyn, verband; genug, er entſchloß ſich, gegen die Meinung des Generals Winterfeldt, 10 Infanterie-Regimenter völlig zuſammen zu laſſen, und bloß

Inhaber und Officiere aus ſeiner Armee dabei anzuſtellen. Vielleicht würde er ſeinen Endzweck glücklicher erreicht haben, wären in der Folge die Sachſen nicht durch die Machinationen des Dresdener Hofes aufgewiegelt und gereizt worden, ihre Fahnen durch Ausreißen zu verlaſſen; ja es giebt Beiſpiele, wo ſie bei einzelnen Gefechten zum Feinde übergingen, und dadurch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland ſattſam zu erkennen gaben.

III.

Ein Blick auf den Eindruck, den Friedrichs II raſches Benehmen auf die coaliſirten Mächte machte.

Der unerwartete Ausbruch des Krieges ſowohl, wie die Eroberung von Sachſen und die Behandlung der ſächſiſchen Armee, zogen über die Staaten des Königs von Preußen ein Ungewitter zuſammen, deſſen fürchterliche Wirkungen ſolche gänzlich zu verwüſten drohten; zugleich aber bereitete es ſich über den größten Theil von Deutſchland aus, und bezeichnete denſelben mit den traurigſten Folgen ſeiner Wuth. Die Demüthigungen, welche der Hof zu Dresden erfahren mußte, waren zu hart, als daß ſolche nicht Senſation bei den übrigen europäiſchen Mächten hätten machen ſollen, und Maria Thereſia, die durch den unzeitigen Ausbruch des Krieges ihren großen Plan gewiſſermaßen verrückt ſah, konnte ihren innern Verdruß nicht bergen. Natürlich wendeten beide Höfe alles an, die Bundesgenoſſen zu einem ſchleunigen Beiſtande aufzufordern, und durch ihre Intriguen Friedrich II ſo viele Feinde als möglich zu erwecken.

So mußten die Klagen der Dauphine, Tochter des unglücklichen Königs von Pohlen; der Einfluß der Marquiſe Pompadour, und der Rath des immer mit Projekten zu großen Unternehmungen beſchäftigten — alten Marſchalls Belleisle das Ihrige beitragen, um den Hof zu Verſailles zu bewegen, ein Mehreres zu verſprechen, als er nach dem mit dem Hauſe Oeſtreich eingegangenen Traktate zu leiſten verbunden war. Rußlands Beiſtand ward gleichfalls nicht verſagt, obgleich hier der perſönliche Haß der Kaiſerinn Eliſabeth gegen den König von Preußen wirkſamer war, als das Petersburger Bündniß. Schwedens Reichsrath, durch franzöſiſches Geld beſtochen, wurde vermocht, Theil an der großen Fehde zu nehmen, und Franz I forderte, als Kaiſer und Oberhaupt des deutſchen Reichs, deſſen Fürſten auf, die Waffen zu ergreifen, um Churſachen zu Hülfe zu eilen. Ja ſelbſt der abgenutzte Kunſtgriff, die beabſichtigte Unterdrückung der katholiſchen Religion zum Gegenſtand des Kriegs zu machen, — ward vom Wiener Hofe wieder hervorgeſucht, um einen Eindruck zu bewirken, der doch nur in ſchwachen Köpfen Wurzel faſſen konnte. In unſerm aufgeklärten Jahrhundert ſcheint es lächerlich, daß dergleichen falſche Münze noch Cours hatte, und daß man es wagte, einen Fürſten als Unterdrücker der apoſtoliſchen Lehre zu bezeichnen, der bekanntlich der tolleranteſte in Europa war; der, nach den ſich ſelbſt abſtrahirten Begriffen von Gottesverehrung, keinem Menſchen auf dem Erdboden einen Gewiſſenszwang zumuthete, vielmehr öffentlich behauptete: Es ſtehe einem jeden Individuum frey, zu glauben, was es wolle, wenn deſſen Sektengeiſt nur dem Staate und den Pfichten eines guten Bürgers nicht nachtheilig wäre. Wenn man ſich

indeß in jene Zeiten zurückdenkt; ſo war jene ſchale Behauptung allerdings noch fähig, manchen eifrig-katholiſchen Reichsſtand zu bethören; ſelbſt die kluge, zugleich aber bigotte Kaiſerinn-Königinn ließ es geſchehen, daß dergleichen abgeſchmackte Aeußerungen in die Staatsſchriften aufgenommen wurden, weil an ihrem Hofe die Gewalt der Beichtväter noch zu herrſchend war. Joſeph II — dieſer kühne Reformator — hatte damals die Hyder Aberglauben noch nicht bezwungen! — Ob nun gleich der König von Preußen die gegen ihn zur Dictatur gebrachten Beſchwerden, ſo wie das Verfahren des Kaiſers und des Wiener Cabinets verlachte; ſo konnte er doch nicht hindern, daß der größte Theil der deutſchen Fürſten ſich verleiten ließ, die zwiſchen Maria Thereſia und ihm entſtandenen Privatirrungen als einen Reichskrieg zu betrachten.

Die vereinigten Niederlande und die Republik Pohlen wurden gleichfalls aufgefordert, Theil an dem großen Bunde zu nehmen; allein ſie erklärten, in die gegenwärtigen Händel von Europa ſich nicht miſchen zu wollen. Erſtere glaubten ſogar, mehr zu gewinnen, wenn ſie unter dem Titel der Neutralität die kriegführenden Mächte mit allem Erforderlichen gegen klingende Münze verſehen könnten, als wenn ſie aufs Ungewiſſe hin Parthei nähmen. In ſolchem Falle findet ein Staat, der das Geld mehr als einen kriegeriſchen Ruhm ſchätzt, freilich weſentliche Vortheile, wenn dagegen ſeine Nachbaren ſich umbringen und zu Grunde richten.

So angelegen indeß die Höfe zu Wien und Dresden es ſich ſeyn ließen, ihre Bundesgenoſſen zum Streit aufzufordern, ſo konnten doch ihre Erwartungen nicht ſo raſch in Erfüllung gehen, als ſie es wünſchten. Aus Mangel an Gelde konnte Rußland ſeine Zurüſtungen nicht ſo ſchnell bewerkſtelligen.

Zwei Millionen Thaler, die Maria Thereſia der Kaiſerinn Eliſabeth zahlen ließ, die aber eigentlich Frankreich vorſchoß, waren nur ein geringer Beitrag zu dem erforderlichen Koſtenaufwande. Hiernächſt hatte der König von Preußen alle in Pohlen vorräthigen Getreidebeſtände für große Summen Geldes aufkaufen oder verſichern laſſen; und da die Republik noch keinen Durchzug fremder Völker geſtatten zu wollen erklärte, ſo waren dieß eben ſo viele Hinderniſſe, wodurch der Marſch der Ruſſen noch auf eine Zeitlang verzögert wurde.

Von Seiten Frankreichs war man dagegen bereitwilliger. Einmal wollte Ludwig XV ſich wegen des ihm von England erregten Seekrieges rächen. Er glaubte dabei am ſicherſten zu gehen, wenn er zur Eroberung des Churfürſtenthums Hannover eine Armee auf deutſchen Boden führen ließe, und ward in dieſer Idee durch das Haus Oeſtreich, welches das Cabinet zu Verſailles gänzlich nach ſeinem Willen regierte, noch mehr beſtärkt. Es war dieſem mehr mit einem Kriege auf dem feſten Lande, als mit einem Seekriege gedient, da der König von Preußen durch die Fortſchritte, welche die Franzoſen im Hannöveriſchen zu machen ſich vornahmen, leicht einen Feind in den Rücken bekommen konnte. Hiernächſt hielt man in Frankreich es gegenwärtig für rathſam, die Erſchlaffung, worin das engländiſche Miniſterium wegen einheimiſcher Zwiſtigkeiten verfallen war, zu nutzen. Man ſetzte voraus, daß die Erbitterung der verſchiedenen ſich entgegen arbeitenden Partheien die zur zweckmäßigen Führung des Seekrieges zu ergreifenden Maßregeln eben ſo vernachläſſigen könnte, als bei dieſen Zerrüttungen der Charakter der engländiſchen Nation keine thätige Unterſtützung der deutſchen Staaten ihres Königs erwarten ließ.

Anderntheils war der franzöſiſche Hof gegen den König von Preußen, wegen der verweigerten Erneuerung des Bündniſſes, aufgebracht, und ſo mußte deſſen Einfall in Sachſen als eine Verletzung des Weſtphäliſchen Friedens, deſſen Garantie Frankreich mit übernommen hatte, angeſehen werden. Allein obgleich man mit einer poſaunenden Stimme den Marſch zweier zahlreichen Armeen an die Ufer des Rheins ankündigte, ſo fehlte doch noch vieles daran, dieſe Drohung in Erfüllung zu bringen, indem es eben ſo viel Zeit als Vorſicht bedarf, franzöſiſche Heere mit Sicherheit des Erfolgs nach Deutſchland zu führen, und — dort zu erhalten.

Die Verſammlung der Reichscontingente, ſo wie die Ankunft der gedungenen Schweden, war noch weitausſehender. Die Errichtung einer Reichsoperationskaſſe, die Beſtimmung der Contingente, die Wahl eines Heerführers, die Abneigung mancher Reichsſtände, ſich den Beſchlüſſen des Kaiſers zu fügen, und die Langſamkeit, womit, um keine Förmlichkeiten zu übergehen, die Geſchäfte zu Regensburg betrieben wurden, waren eben ſo viele Urſachen, als die Armee der Contingente, der man den ſchreckenden Namen einer Reichsexecutionsarmee beilegte, ſo viel Zeit zu ihrer Organiſation erforderte. In Schweden war man auch nichts weniger als gerüſtet; theils war die Parthei des Hofes der des Senats, ſo viel ſie vermochte, entgegen arbeitete; theils weil die zur Mobilmachung der Armee aus Frankreich erwarteten Geldſummen nur noch wie aus einer ſchon verſiegenden Quelle floſſen. Und ſo blieb es alſo dem Hauſe Oeſtreich überlaſſen, die mit dem Könige von Preußen eröffnete Fehde allein fortzuſetzen.

Dieſer nutzte dagegen die koſtbare Zeit, die ihm die Entfernung der Bundesgenoſſen der Kaiſerinn-Königinn ver-

ſtattete, mit ſo vieler Klugheit als Thätigkeit. Koloſſal waren die Zurüſtungen, die von allen Seiten zu ſeinem Verderben gemacht wurden, und eben ſo präkär war die Hülfe, die er vom hannöveriſchen Miniſterium erwartete. Er konnte berechnen, daß über kurz oder lang 500,000 Mann bereit ſeyn würden, über ſeine Staaten herzufallen, denen er nur mit Ueberſpannung ſeiner Kräfte höchſtens 200,000 gegen über ſtellen konnte, und ſeine Lage wäre die kritiſchſte von der Welt geweſen, hätte er nicht ſeine Erfahrung, ſeine Talente, ſeinen Muth und ſeine auserleſenen Armeen, ſeinen faſt dreimal ſtärkern Feinden entgegen zu ſetzen gehabt. —

IV.

Ueber den Feldzug in Böhmen bis zur Schlacht bei Prag, den 6ten Mai 1757.

Aus dem, was im vorigen Abſchnitte von der Lage der coaliſirten Mächte im Anfange des Jahres 1757 geſagt worden iſt, erhellet, daß es den Bundesgenoſſen noch unmöglich war, dem Hauſe Oeſtreich den verſprochenen thätigen Beiſtand zu leiſten, und daß alſo Maria Thereſia in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, es allein mit dem Könige von Preußen aufzunehmen. Dieſem hingegen mußte viel daran gelegen ſeyn, in dieſem für ihn ſo günſtigen Zeitpunkt alles anzuwenden, um die Oeſtreicher anzugreifen und zu ſchlagen, ehe die auswärtigen Mächte die Ausführung eines Vorhabens hindern konnten, das wahrſcheinlich die Sache zur Entſcheidung zu bringen vermochte. Er ſah ein, daß die Ruſſen ſo wenig wie die Franzoſen vor

der Mitte des Sommers einige Thätigkeit beweiſen würden; er rechnete darauf, daß erſtere durch die Armee des Feldmarſchalls Lehwald in Preußen aufgehalten werden ſollten, und letztere an dem Herzog von Cumberland, der mit einer aus verſchiedenen deutſchen Völkern zuſammengeſetzten Armee Hannover decken ſollte, noch eben den Feldherrn finden würden, der bei Culloden Englands Freiheit ſo tapfer verfocht *). Unter dieſen Vorausſetzungen entwarf er ſeinen Operationsplan **), der, wenn er überall mit glücklichem Erfolge hätte ausgeführt werden können, wahrſcheinlich, wo nicht dem Krieg ein Ende gemacht, doch wenigſtens ſeine Feinde in nicht geringe Verlegenheit gebracht haben würde. Vielleicht wären alsdann die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich gar nicht auf dem Kampfplatz erſchienen; vielleicht hätte Maria Thereſia ſich zum Frieden geneigter finden

---

*) 1745.

**) Da ich damals den Auftrag erhielt, dieſen Operationsplan zur Inſtruktion für den der deutſchen Sprache nicht mächtigen Feldmarſchall Keith ins Franzöſiſche zu überſetzen; ſo iſt mir bekannt, daß derſelbe folgende drei Hauptgegenſtände enthielt. 1) Alle ſowohl in Schleſien als in Sachſen kantonnirenden Regimenter rücken an einem und eben dem Tage in vier Colonnen in Böhmen ein, und ſuchen die noch zerſtreut ſtehenden öſtreichiſchen Corps abzuſchneiden, oder auf Prag zurückzudrängen. 2) Den 4ten Mai trifft die ganze Armee bei Prag zuſammen. Hält der Feind Stand, ſo wird derſelbe den 6ten angegriffen und geſchlagen. 3) Sobald Prag erobert ſeyn wird, marſchirt Feldmarſchall Schwerin mit dem größten Theile der Armee nach Mähren, und verfolgt den Feind in die öſtreiſchen Erblande. Der König hingegen eilt an der Spitze von 40,000 Mann, der Armee der Alliirten zu Hülfe. Dem General Retzow wird daher aufgetragen, proviſoriſche Einrichtungen zur Verpflegung dieſes Corps zu treffen.

laſſen; vielleicht wäre der Endzweck des berüchtigten Bundes auf einmal vereitelt, und das Elend, welches der verderbliche Krieg über ſo viele Länder brachte, abgewendet worden! — Allein die Wege der Vorſehung ſtimmen nicht immer mit unſern Entwürfen überein. Ein durch günſtige Winde geleitetes Schiff kann durch einen einzigen Windſtoß weit von ſeiner Fahrt verſchlagen werden, und ſelbſt der erfahrenſte Steuermann ſieht unerwartet ſich gezwungen, mit dem Sturm und einem wüthenden Meere zu kämpfen.

Obgleich Friedrich II beſchloſſen hatte, ſeinen Feinden zuvorzukommen, ſo gab er ſich doch das Anſehn, als könne er nur vertheidigungsweiſe handeln. Dies geſchah indeß nur in der Abſicht, die öſtreichiſchen Feldherren, die, nach ſeinen eingezogenen Nachrichten, den Angriff auf ihrer Gränze erwarten wollten, ſicher zu machen. Gleichwohl war das von dieſen angenommene Vertheidigunsſyſtem dem zu Wien urſprünglich entworfenen Operationsplane nicht gemäß, ſondern nur Folge einer Veränderung, welche die Kaiſerinn-Königinn mit ihren Heerführern machte. Gegen das Ende des Februars war man öſtreichiſcher Seits mit den Zurüſtungen zum bevorſtehenden Feldzuge mehrentheils zu Stande gekommen. Die in Böhmen ſtehende Armee war nicht allein ergänzt und zum Theil vermehrt; ſondern ſie verſtärkte ſich auch täglich durch die aus den Niederlanden, aus Italien und Ungarn gezogenen Truppen. Eine ungeheure Menge Geſchütz ward dahin abgeführt, und für alle ſonſt nothwendigen Bedürfniſſe war hinlänglich geſorgt. Den Oberbefehl über dieſe Armee vertraute man dem Feldmarſchall Brown, und man kann ſagen, daß ſie unter dieſem Heerführer, der ſich durch ſeine Feldzüge in Italien berühmt gemacht, und bei Lowoſitz der Tapferkeit der Preußen

ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt hatte, der preußiſchen Macht völlig überlegen war. Auf Browns Vorſchlag hatte der Hofkriegsrath beſchloſſen, den Feldzug mit dem Angriffskriege zu eröffnen, den König von Preußen in Sachſen aufzuſuchen, zu ſchlagen, auf dieſe Weiſe den Schauplatz des Krieges in fremde Länder zu ſpielen, und dadurch die Thätigkeit der Bundesgenoſſen anzufeuern. Brown traf dazu die zweckmäßigſten Vorkehrungen. Er verlegte ſeine Truppen dergeſtalt, daß er ſolche gemächlich in verſchiedene Corps zuſammenziehen konnte, um theils durch die Lauſitz, theils durch den Paſcopol in Sachſen, theils über die Morava in Oberſchleſien einzudringen. Zu Prag und Olmütz hatte er anſehnliche, zu Buddin und Jungbunzlau kleinere Magazine angelegt, und dieſe unweit der Gränzen errichteten Vorrathshäuſer ſowohl, wie die Vertheilung der Truppen entzifferten ſeine Abſichten zur Genüge.

Dieſer Operationsplan war wirklich der Sache, ſo wie ihrem Endzwecke vollkommen angemeſſen. Er beweißt den Scharfſinn und die Talente des öſtreichiſchen Heerführers; und da der König von Preußen gleichfalls den Angriffskrieg beſchloſſen hatte, ſo kam es bloß darauf an, wer dem andern es an Schnelligkeit in der Ausführung zuvorthun würde, weil von dieſer, ſo wie von den dabei angewendeten zweckmäßigen Manövern der Sieg nothwendig abhangen mußte. Voll ungeduldiger Erwartung ſtaunte ſchon das Publikum dem Ausbruche dieſer mächtigen Fehde entgegen, als der zu Wien entworfene treffliche Operationsplan plötzlich eine vollkommene Veränderung litt.

Kaum war der Prinz Carl von Lothringen aus den Niederlanden am kaiſerlichen Hofe angelangt, ſo fielen im Hofkriegsrathe heftige Debatten vor. Die Glieder deſſelben theil-

ten ſich in zwei verſchiedene Partheien. Die eine ſtimmte für die Ausführung des entworfenen Operationsplans durch den Feldmarſchall Brown; die andere opferte ihren bisher bewieſenen Patriotismus ihren Privatabſichten auf, um ſich dem Hofe verbindlich zu machen. Dieſe Parthei — deren Seele wahrſcheinlich Prinz Carl war — ſiegte, weil ſie darauf antrug, dieſen Prinzen den Oberbefehl über die ganze öſtreichiſche Macht anzuvertrauen. Aus beſonderer Vorliebe für den Bruder ihres Gemahls ließ Maria Thereſia ſich zu dieſem Entſchluſſe ſehr geneigt finden, und aus ihren Händen erhielt ihr Schwager die Würde ihres erſten Heerführers. In den erſten ſchleſiſchen Kriegen hatte dieſer Prinz ſich durch ſeine Dreiſtigkeit und ſein eigenthümliches Feuer, mehr aber noch durch ſeine Uebereilungen und durch die Widerwärtigkeiten, die ihn bei jedem Kampfe mit Friedrich II trafen, bekannt gemacht. Zwar konnte man ihm militäriſche Kenntniſſe nicht ganz abſprechen; dagegen aber hatte die Armee gegen ihn ein eben ſo ungünſtiges Vorurtheil gefaßt, als die Kaiſerinn-Königinn Vertrauen auf ihren Liebling ſetzte. Prinz Carl ging alſo nach Böhmen ab, verwandelte aber ſogleich den entworfenen Angriffs- in einen Vertheidigungskrieg. Was ihn eigentlich zu dieſem Entſchluſſe geſtimmt habe, ob es aus Eigenliebe, die Maximen ſeines Vorgängers nicht zu befolgen, oder um, nach dem Wunſche des Hofes, erſt die die Ankunft der Verbündeten abzuwarten, geſchehen ſeyn mag, iſt nicht bekannt geworden. So viel iſt indeſſen gewiß, daß er die auf den Gränzen befindlichen Vorpoſten anſehnlich verſtärkte, dagegen aber dasjenige abzuändern vernachläſſigte, was bei ſeinem aufgenommenen Syſteme nunmehr unzweckmäßig war. Denn der größte Theil der zu Bunzlau und Buddin errichteten Magazine

ward nicht zurückgeſchafft, und die Armee behielt ihre vori- gen Stellungen, obgleich ſolche in Rückſicht auf die bloßen Vertheidigungen hätten verändert werden müſſen. Dadurch geſchah es denn, daß bei Annäherung der Preußen die ver- ſchiedenen Corps ſich eiligſt zurückziehen mußten, um nicht abgeſchnitten zu werden, und daß Magazine verloren gin- gen, aus denen die Armee drei Monate hätte verpflegt werden können. Nur mit den Empfindungen eines wahren Patrio- ten ſah Brown ſeinen zum Wohl des Staates entworfenen Operationsplan vernichtet; ſo ſicher er aber auch die Fehl- tritte des Prinzen bemerkte, eben ſo ſehr mußte er ſich in die Zeit ſchicken, da das dictatoriſche Anſehn eines ihm vor- geſetzten Prinzen vom Geblüt ihm bloß zu gehorchen — gebot. Auch beweiſen ſeine Handlungen bis zu ſeinem rühmlichen Tode nach der Schlacht bei Prag, daß er als ein treuer Vaſal zu leben und zu ſterben verſtand.

Sobald Friedrich II die bei der öſtreichiſchen Armee vorgegangene Verwechſelung der Heerführer erfuhr; ſobald er dem angenommenen Syſteme ſeines neuen Gegners auf die Spur kam, entſchloß er ſich ſogleich, daraus Vortheile zu ziehen. In dieſer für ihn ſo wichtigen Epoche kam alles nur darauf an, dem Prinzen Carl glaubwürdig vorzuſpie- geln: er fühle ſich zu ſchwach, allen ſeinen mächtigen Fein- den die Spitze zu bieten, und ſey daher geſonnen, nur ver- theidigungsweiſe zu Werke zu gehen. Er kannte ſeinen Mann zu gut, als daß er ſich nicht hätte ſchmeicheln ſollen, dieſer werde in die gelegte Falle gehen, und der Erfolg hat auch erwieſen, daß der König nicht geirrt hatte. Die ver- ſtellten Angriffe, welche Prinz Heinrich und Fürſt Moritz auf der böhmiſchen Gränze machen mußten, waren ſo künſt- lich eingerichtet, daß Prinz Carl nothwendig in der hohen

Meinung, die er von der Stärke ſeiner Poſtirung hegte, beſtärkt und verleitet werden mußte, von ſeiner Armee zwei große Corps nach Reichenberg und Eger abzuſchicken, um dieſe Punkte noch mehr zu ſichern.

Dies war gerade, was Friedrich wünſchte. Sein Gegner hielt ſich jetzt vollkommen ſicher; allein eben dieſe Sicherheit brachte ihn ins Verderben, und nun eilte der König, den zu dieſem Feldzuge entworfenen Operationsplan in Erfüllung zu bringen. So kühn aber auch dieſer Entwurf an und für ſich war, ſo deutlich er von dem Charakter Friedrichs II und ſeiner Art zu handeln zeugt: ſo muß man doch behaupten, daß ſolche nur bis zum 6ten Mai in ſeinem ganzen Umfange ausgeführt ward.

Der Einmarſch in Böhmen, der in mancher Hinſicht auf Winterfeldts erwähnte, noch vor Ausbruch des Krieges unternommene Bereiſung des Gebirges ſich bezog, war mit einem ſo ſcharfen militäriſchen Auge überſehen, ſo zuſammenhängend eingerichtet, den von den Oeſtreichern genommenen Poſitionen ſo angemeſſen, zugleich aber ſo ſchnell, daß er die glücklichſten Folgen haben mußte. Der Herzog von Ahrenberg war zu ſchwach, um der Colonne, die Fürſt Moritz durch das Erzgebirge führte, zu widerſtehen, und zog ſich daher zurück. Feldmarſchall Brown wollte anfänglich ſeinen Poſten bei Buddin behaupten, und das Corps des Herzogs an ſich ziehen: beides aber wurde dadurch vereitelt, daß der König ſeine linke Flanke zu umgehen drohte. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als in aller Eile ſein feſtes Lager zu verlaſſen, und ſich nach Wellwarn zurück zu ziehen, wo erſt das Ahrenbergiſche Corps zu ihm ſtieß. Graf Königsegg, der mit 20,000 Mann bei Reichenberg, unweit Jungbunzlau, gelagert ſtand, war der Einzige, der, ob-

gleich zur Unzeit, ſich zur Wehre ſetzte, und dem auf ihn eindringenden Herzoge von Bevern ein blutiges Treffen abnöthigte, in welchem er geſchlagen und an die Iſer zurückgeworfen wurde. Königsegg's Standhaftigkeit, die ihm und ſeinem Corps leicht Tod oder Gefangenſchaft zuziehen konnte, beruhete auf unrichtigen Vorausſetzungen. Er war beſtimmt, das Magazin von Jungbunzlau zu decken; er ahnete eben ſo wenig wie die übrigen öſtreichiſchen Feldherren einen allgemeinen Angriffskrieg von Seiten der Preußen; ſeine Poſition war ſehr ſtark, und im Nothfall rechnete er auf die Unterſtützung des bei Königsgrätz poſtirten Feldmarſchalls Serbelloni. Nur unter dieſen Vorausſetzungen war ſein Entſchluß weniger zu tadeln; im Gegentheile aber war es, da er von dem Marſch des Feldmarſchalls Schwerin aus Schleſien Nachricht haben, und daher beſorgen mußte, von Jungbunzlau abgeſchnitten zu werden, die größte Verwegenheit, in einem ohne Unterſtützung vorgeſchobenen Poſten, ein gewiſſes Schickſal abzuwarten. Einestheils ward alſo Königsegg das Opfer ſeiner angenommenen falſchen Hypotheſen; denn die von der Elbe zu erwartende Hülfe war äußerſt zweideutig. Serbelloni durfte ſeinen Poſten nicht verlaſſen, ſo lange es noch unentſchieden war, ob Schwerin nicht ihn ſelbſt zu verdrängen gemeint ſei; hiernächſt war Feldmarſchall Daun beſtimmt, mit den in Mähren zuſammen gezogenen Truppen zu ihm zu ſtoßen, und das Commando zu übernehmen. Der Neid und die Rangſucht, welche die öſtreichiſchen Generale beherrſchte, fand daher bei Serbelloni einen ſo ſtarken Eingang, daß er keinen Beruf in ſich fühlte thätiger zu ſeyn. Anderntheils entging Königsegg ſeinem gänzlichen Verderben nur durch Zufall; denn wäre Schwerin nicht durch die pedantiſche Marſch-

ordnung des Generals Fouquet, der die zweite Colonne führte, um einen Tag verſpätet worden, ſo war er von Jungbunzlau abgeſchnitten, kam ins Gedränge, und lief Gefahr das Gewehr ſtrecken zu müſſen.

Die Vereinigung der Schweriniſchen Colonnen mit dem Corps des Herzogs von Bevern geſchah zu Bunzlau, von wo der Feldmarſchall mit der ganzen Armee nach Brandeis zog, um daſelbſt über die Elbe zu gehen; mittlerweile der König von Preußen Prag erreichte, und ſich vor die ſogenannte kleine Seite dieſer Hauptſtadt Böhmens lagerte.

Pünktlich trafen beide preußiſchen Heere am 4ten Mai vor Prag ein, und ſo gelang es Friedrich II ſeinen Feinden zuvor zu kommen, ſie zu zwingen, ſich bis unter die Kanonen dieſer befeſtigten Stadt zurück zu ziehen, und den Krieg in das Innere von Böhmen zu ſpielen. Dieſer meiſterhaft entworfene, und mit Geſchicklichkeit ausgeführte Streich, iſt ſowohl ein Beweis von den großen militäriſchen Talenten des Königs, als vorzüglich von der genauen Kenntniß, die er von den verſchiedenen Stellungen ſeiner Feinde, von der Handlungsweiſe ihrer Feldherren, und von dem Lande, in das er eindringen wollte, beſaß. Er hätte viel Unglück haben, oder einer oder der andere ſeiner Generale hätte grobe Fehler begehen müſſen, wenn er ſeinen Endzweck hätte verfehlen ſollen. Wären ſeine übrigen Schritte, bis zur Schlacht von Kollin, mit gleicher mathematiſchen Gewißheit berechnet geweſen; hätten nicht Inconſequenzen manchen Erfolg zweideutig gemacht, und hätte er nicht ein wenig zu viel auf ſein Glück und den Umfang ſeines Genies gezählt: ſo wäre wahrſcheinlich das Haus Oeſtreich ſehr ins Gedränge gekommen, und deſſen Bundesgenoſſen hätten das Königreich Preußen ſo

wenig als die weſtphäliſchen Provinzen betreten. Vielleicht aber hatte die Vorſehung beſchloſſen, ſeine Geduld und ſeine Talente durch Widerwärtigkeiten zu prüfen, um ſeinen Ruhm zu vergrößern.

Prinz Carl von Lothringen hingegen hatte Urſache zu bereuen, daß er eine zu hohe Meinung von der Ueberlegenheit der öſtreichiſchen Macht gehegt; daß er von dem angenommenen Grundſatze: der König müſſe, um ſich von seinen durch ſo mächtige Feinde bedroheten Ländern nicht zu weit zu entfernen, den Vertheidigungskrieg wählen, zu überzeugt geweſen war; daß er ſich hatte verleiten laſſen, ſeine Armee zu zertheilen; daß daher, bei den ſchnellen nicht vorausgeſetzten Bewegungen der Preußen, dieſe verſchiedenen Corps ſchlechterdings auf ihre Rettung Bedacht nehmen mußten, wenn ſie nicht abgeſchnitten, oder, wie Königsegg, einzeln geſchlagen werden wollten, und daß endlich er die, Behufs des Angriffskrieges, unweit der Gränze angelegt geweſenen Magazine — woraus nachher die preußiſche Armee zwei Monate lang verpflegt ward — gänzlich einbüßte. Sobald aber das Mittel, wodurch der König von Preußen ihn einzuſchläfern gewußt, ſeine Wirkung verloren hatte; ſobald er ſeinen ganzen Entwurf vereitelt, und Friedrich II an der Spitze ſeiner vereinten Macht auf ſich eindringen ſah: ſo riß ihn die Nothwendigkeit, ſich zu einer kräftigen Gegenwehr anzuſchicken, aus dem Schlummer. Nunmehr wurden ſeine Schritte — obgleich ſtets auf das Vertheidigungsſyſtem berechnet — eben ſo abgemeſſen, als ſie vorher nachläſſig geweſen waren.

Da er wohl einſah, daß der König es gewiß auf eine Entſcheidung ankommen laſſen würde: ſo ſuchte er ſolche Wege einzuſchlagen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach den-

ſelben entweder abhalten konnten, ihn anzugreifen, oder, wenn er es dennoch thåte, ihn zwingen ſollten, den Sieg nur mit Vergießung vieles Menſchenbluts zu erkaufen. In dieſer Abſicht wåhlte er das ſehr feſte Lager bei Prag, zwiſchen dem ſogenannten Ziskaberge und dem mit Teichen und Moråſten umgebenen Dorfe Kyga. Hier wollte er das geſchlagene Kônigseggiſche Corps und die Ankunft des Feldmarſchalls Daun, der eine in Måhren verſammelte Reſerve-Armee anführte, abwarten. So gut indeß Prinz Carl ſein Terrain gewåhlt zu haben, ſo ſicher er auch in dieſem feſten Poſten zu ſeyn glaubte, wenn der König von Preußen ſich gelüſten ließe, darauf einen parallelen Angriff zu wagen; ſo fehlerhaft und bedenklich war in jeder andern Abſicht dieſe für ſo vortheilhaft gehaltene Stellung. Sie konnte nicht allein auf der rechten Flanke umgangen werden, ſondern gewåhrte auch dem Kônige den Wunſch, ſeinen Feind auf einem Haufen concentrirt zu finden, denſelben in dieſer, ſeiner Meinung nach, ſo ſtarken Poſition, wie zuſammengetriebenes Wild, zu umſtellen, und durch die Tapferkeit ſeiner Armee entweder zu vernichten, oder in Prag einzuſchließen. Zu dem erſteren wåre wenigſtens die treffliche Diſpoſition, die er zur Schlacht entwarf, und wovon wir bald reden werden, ganz geeignet geweſen, håtte nicht deren pünktliche Ausführung in der Reihe der Unmôglichkeiten gelegen.

Verſchiedenen ôſtreichiſchen Generalen wollten die Vortheile, die Prinz Carl ſich von ſeiner genommenen Stellung verſprach, nicht ſo einleuchten wie ihm; vielmehr entdeckten ſie deren Mångel, ſo wie die Folgen, welche dieſe nach ſich ziehen mußten. In einem drei Tage vor der Schlacht gehaltenen Kriegsrathe, in welchem man ſich über die zu ergreifenden Maßregeln berathſchlagte, ſagten ſie unverholen

ihr Meinung. Feldmarſchall Brown, den Kenntniſſe und Erfahrung zu einem der erſten Feldherrn ſeiner Zeit gebildet hatten, unterſtützte ſolche. „Beſſer wäre es ‘ — ſagte er — „wir ließen eine ſtarke Beſatzung in Prag, rückten mit un„ſerer ganzen Macht vor, um das Dauniſche Corps an uns „zu ziehen, oder nach Umſtänden uns an daſſelbe anzu„ſchließen. Kann durch dies Manöver das Vorhaben des „Königs, ſich mit Schwerin zu vereinigen, nicht vereitelt „werden: ſo muß es doch auf jeden Fall dem Feinde Zeit„verluſt und nachtheilige Folgen bereiten. Unſere Armee „behält die Freiheit, zu agiren, wie ſie will; wir decken „unſere Magazine nebſt Mähren, und durch die aus Un„garn und den Erblanden noch herbey eilenden Truppen „verſtärkt, wird es ganz von uns abhangen, entweder durch „künſtliche Märſche und Wendungen die fernern Operatio„nen des Königs aufzuhalten, oder ihn mit völliger Ueber„macht anzugreifen. Haben wir das Unglück, geſchlagen „zu werden; ſo ſind die Folgen für uns nicht ſo bedenklich, „als wenn wir, hier an Prag gelehnt, gezwungen werden „ſollten, einen Zufluchtsort in einer Feſtung zu ſuchen, wo „man uns einſperren und vielleicht aushungern kann. Iſt „uns hingegen der Sieg beſchieden: ſo ſind die Preußen, „aus Mangel eines feſten Poſtens, gezwungen, alle ihre „bisher erlangten Vortheile fahren zu laſſen, und wahrſchein„lich Böhmen zu räumen.‘

Prinz Carl von Lothringen war nicht dieſer Meinung. „Wie?“ gegenredete er — „wir haben ſchon die „Magazine von Buddin und Bunzlau verloren, ſollen wir „das von Prag auch noch einbüßen? Sollen wir durch un„ſern Abmarſch dem Feinde die Freiheit laſſen, dieſe Feſtung „zu belagern; ſie, wie im Jahre 1744, in kurzer Zeit zu

„erobern, und eine ſtarke Beſatzung zu Kriegsgefangenen zu „machen? Sollen wir ihn hinter uns herziehen und ihm „Böhmen preis geben? Nein! das kann, das darf ich nicht „zugeben. Wir ſtehen hier in einem Poſten, welchen anzu„greifen er gewiß Bedenken tragen wird; wir haben hier hin„längliche Lebensmittel, und in dieſer Schutzwehr können „wir ſicher die Ankunft des Feldmarſchalls Daun, und die „unſerer mächtigen Bundesgenoſſen abwarten.“ Vergeblich bemühte ſich Brown dem Prinzen vorzuſtellen: der König von Preußen ſei zur Belagerung nichts weniger als vorbereitet; es würde Zeit erfordern, das dazu nöthige Geſchütz herbeizuſchaffen; das angeführte Beiſpiel vom Jahre 1744 paſſe hier umſo weniger, da damals Böhmen von Vertheidigern ganz entblößt geweſen ſei, gegenwärtig aber eine große Armee zu ſeinem Schutze habe. Ohne den Beſitz von Prag könne der König ſich in Böhmen nicht halten, am allerwenigſten das öſtreichiſche Heer verfolgen, ohne ſich von ſeinen Magazinen zu weit zu entfernen; er müſſe, in dem gegenwärtigen Falle, ein beſonderes Obſervationscorps bei Prag ſtehen laſſen, folglich ſich anſehnlich ſchwächen; und geſetzt auch, er unternähme die Belagerung, ſo würde man, nach der Vereinigung mit der Dauniſchen Armee, ſtark genug ſeyn, ihn anzugreifen und Prag zu entſetzen. Alle dieſe, mit dem ſolideſten Raiſonnement unterſtützten Gründe waren aber in den Wind geſprochen. Nicht ohne Kummer mußten Brown und mehrere Generale erfahren, daß ſolche den Prinzen Carl umzuſtimmen nicht vermochten. Mit eiſerner Standhaftigkeie beharrete dieſer auf ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe; es ſei nun, daß er ſich in ſeinem Lager vollkommen ſicher wähnte, oder dem mit dem Wiener Hofe verabredeten Vertheidigungs-Syſteme treu zu bleiben ſich vorgenommen hatte, oder daß er,

aus einem ihm eigenthümlichen Stolze, nur ſeinen eignen Ideen folgen wollte.

So viel iſt wohl mit Gewißheit zu behaupten, daß Prinz Carl den günſtigen Zeitpunkte verabſäumte, in welchem er den König, der am 5ten Mai mit ungefähr 16,000 Mann über die Moldau gegangen war, und folglich von der Keithiſchen und Schweriniſchen Armee getrennet, — ſich der großen Gefahr, einzeln geſchlagen zu werden, ausgeſetzt hatte — anzugreifen und aufzureiben im Stande war, ehe Feldmarſchall Schwerin über den Fluß gehen konnte. Warnery *) verſichert, der Prinz ſei durch den General Matern, der in Prag commandirte, von der gefahrvollen Poſition des ſchwachen königlichen bei Podbaba gelagerten Corps unterrichtet, zugleich aber auf die große Wahrſcheinlichkeit, hier einen Sieg zu erfechten, aufmerkſam gemacht worden, und es war daher ein unverzeihlicher Fehler, daß er von dieſem Umſtande keinen Nutzen zog. Schlug er hier — wie es wegen ſeiner Uebermacht wohl zu vermuthen war — den König; ſo mußte deſſen Rückzug mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn, und dann konnte der Schweriniſchen Armee ein gleiches Schickſal bevorſtehen, wenn ſie über die Moldau ging. Wie weiſe war daher Browns gegebener Rath! Nur einige Entſchloſſenheit konnte die Vereinigung der, ohne Communication vorrückenden, preußiſchen Corps vereiteln, ſolche der Gefahr ausſetzen, einzeln geſchlagen zu werden; und ein dergleichen kühnes Unternehmen würde — vielleicht für den ganzen Feldzug — entſcheidend geweſen ſeyn.

Die Vorkehrungen, die der König von Preußen zum Angriffe entworfen hatte, waren ſo einſichtsvoll, daß, wenn,

*) Campagnes de Fréderic II. Th. I. p. 94.

wenn, nach der glücklich erfolgten Vereinigung mit dem Feld- marſchall Schwerin, er ſolche nur um einen Tag ſpäter ausgeführt hätte, es ſehr glaubwürdig bleibt, daß der Sieg ungleich glänzender, die Niederlage der Oeſtreicher weit an- ſehnlicher und die Folgen der Schlacht gewiß entſcheidender geweſen ſeyn würden. Allein er hatte einmal den 6ten Mai zum Tage des blutigen Treffens beſtimmt, und ſo ſollten — auch ſeine Anordnungen ſich nach ſeinem Wunſche fügen. —

Am frühen Morgen dieſes Tages ſtieß er unweit Proßik zur Armee, welche Schwerin während der Nacht über die Moldau geführt hatte. Nach den erſten Bewillkommungs- Complimenten eröffnete Friedrich II dem Feldmarſchall: daß er beſchloſſen, den Prinzen Carl von Lothringen ſogleich anzugreifen, und, um ſeinen Sieg vollkommen zu machen, dem Fürſten Moritz von Anhalt befohlen habe, oberhalb Prag eine Schiffbrücke ſchlagen zu laſſen, mit dem ganzen rechten Flügel der die ſogenannte kleine Seite die- ſer Stadt einſchließenden Keithiſchen Armee über die Mol- dau zu ſetzen, und dem Feinde in den Rücken zu fallen, wäh- rend er denſelben von vorn und in der Flanke angreifen würde. Der alte Krieger ſtutzte nicht wenig über dieſen raſchen Ent- ſchluß, obgleich er die genommenen Maßregeln ſehr billigte. Er ſtellte indeß dem Könige vor: „ſeine Armee habe die ganze „Nacht hindurch den beſchwerlichſten Marſch ausgeſtanden; „der Soldat ſei ermüdet, und müſſe vielleicht noch einen „großen Umweg nehmen, um dem Feinde beizukommen; er „kenne in dieſer Gegend das Terrain nicht genau, und habe „von der Poſition der Oeſtreicher noch keinen Begriff; über- „dieß habe der König noch keine Nachricht erhalten, ob auch „der Fürſt Moritz das ihm aufgetragene Geſchäft wirklich

Bayerische Staatsbibliothek München

„ausgeführt habe, um die verabredete ſo entſcheidende Ope„ration vorzunehmen. Er müſſe daher Sr. Majeſtät zu über„legen geben, ob es nicht rathſamer ſeyn mögte, den Angriff „bis auf morgen zu verſchieben? Dadurch würde dem Sol„daten Zeit gelaſſen ſich zu erholen; man würde Gelegenheit „erhalten, des Feindes ſchwächſte Seite auszuſpähen, und „ſodann mit vereinten Kräften zum Endzwecke wirken „können."

Es war ein Zug aus dem Charakter Friedrichs II, daß, wenn er ſich als König und Heerführer betrachtete, er viel zu unbiegſam war, als daß er von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe hätte abgehen ſollen; auch glaubte er, dieſe Feſtigkeit dem Feldmarſchall — deſſen Vorſchläge, wenn ſie ſeine Anordnungen betrafen, ihm jederzeit zu pädagogiſch ſchienen — zeigen zu müſſen. Ganz entſchloſſen erklärte er ihm alſo: „es iſt ſchlechterdings nothwendig, „den Feind noch heute anzugreifen, es koſte, was es wolle; „friſche Fiſche, gute Fiſche!" Schwerin, der in einem Alter von 73 Jahren noch das Feuer eines dreißigjährigen Mannes beſaß, der, durch Grundſätze geleitet und durch geprüfte Erfahrung belehrt, nur nach ſeiner beſten Ueberzeugung gerathen zu haben ſich bewußt war, gerieth in die ihm eigenthümliche Hitze, die, indem er ſeinen Hut in die Augen drückte, ihm den Ausruf entriß: „Soll und muß „denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, ſo will „ich die Oeſtreicher gleich hier angreifen, wo ich ſie ſehe." Gewiß würde er dieſen an ſich übereilten Schritt gethan haben, hätte der König, der hier die Unmöglichkeit des Angriffs vollkommen einſah, ihn nicht dadurch abgehalten, daß er dem General Winterfeldt befahl, die Stellung des Feindes auf ſeinem rechten Flügel zu recognoſciren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Winterfeldt flog dahin, und kam bald mit der Verſicherung zurück, daß man hier dem Feinde füglich beikommen könne. Die von ihm vorgenommene Recognoscirung entſprach gleichwohl ſeinem Rapporte nicht. Sein Auge war durch Gegenſtände getäuſcht worden, deren Natur er theils nicht genau genug unterſucht hatte, theils die Sitte des Landes ihm anders vorſtellte, als ſie wirklich waren. In der Gegend des Vorwerks Sterbaholy, bis wohin ſich der öſtreichiſche rechte Flügel ausdehnte, floß ein kleiner Bach, und in demſelben waren Teiche, mit Stauſchützen und ſchmalen Dämmen verſehen, angelegt. Nach der Gewohnheit der Landesbewohner waren dieſe abgelaſſen und mit Hafer beſäet, um der Karpfenbrut, womit ſie nach der Ernte wieder beſetzt werden ſollten, gleich anfänglich Nahrung zu verſchaffen. Dieſer Hafer ſtand ſehr friſch, und Winterfeldt ſah daher dieſe grünenden, wiewohl im Grunde ſchlammigen Teiche für feſte Wieſen an. Eben ſo beurtheilte er die Grasreihen, welche die Ufer des Bachs einfaſſen, und urtheilte folglich, daß hier das Terrain eben ſo wenig Hinderniſſe in den Weg legen würde, als man im Gegentheil beym Angriffe vorfand. Auf dieſe Weiſe kann alſo die Täuſchung, der Friedrichs Vertrauter ſich diesmal nicht verſah, eben ſo als die Haupturſache des widerwärtigen Erfolgs beim erſten Angriffe der Preußen angeſehen werden, als die Uebereilung, mit welcher an dieſem Tage der König zu Werke ging, ſeinen ſo künſtlich entworfenen Plan leicht vereiteln konnte, hätten nicht die ausgezeichnete Tapferkeit ſeiner Truppen, ſo wie die Entſchloſſenheit ihrer Anführer an einem, und die nach der tödtlichen Verwundung des Feldmarſchalls Brown in der öſtreichiſchen Armee begangenen Fehler am andern Theile, der Sache den Ausſchlag

gegeben, und die Wagſchale des Glücks auf Friedrichs Seite geſenkt.

Die ſehr richtige militäriſche Beſchreibung, welche der General Tempelhof in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges *) von dieſer merkwürdigen Schlacht geliefert hat, iſt bekannt; daher ich mich begnüge, einige beſondre Züge auszuheben, und mit Bemerkungen oder Berichtigungen zu begleiten.

So glänzend auch der bei Prag erfochtene Sieg war, ſo groß auch die Erwartung ſeyn mußte, die Europa aus ſeinen Folgen abſtrahirte; ſo bleibt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer Tag in den Annalen der Geſchichte noch merkwürdiger geworden, vielleicht einzig in ſeiner Art geblieben ſeyn würde, hätte der König von Preußen ſeinen ſo trefflich angelegten Plan zur Schlacht weniger übereilt ausgeführt. Koloſſal war dieſer Plan, den Talenten Friedrichs II und ſeiner kritiſchen Lage vollkommen angemeſſen. Er beabſichtigte nichts geringeres, als die Vernichtung des bei Prag zuſammengedrängten öſtreichiſchen Heeres; er ſollte Maria Thereſia in die Nothwendigkeit verſetzen, einen Frieden einzugehen. Zu allen dieſem lieh die Wahrſcheinlichkeit einen herrlichen Anſtrich, indem die vom Könige entworfene Dispoſition zur Schlacht ſo einſichtsvoll und zweckmäßig eingerichtet war, daß wenigſtens er ſelbſt keinen Zweifel hegte, ſein Vorhaben müſſe gelingen. Kenner, die dieſer blutigen Scene beigewohnt, und ihre einzelnen Auftritte erwogen haben, verſichern: daß alles nach Friedrichs Wunſche ausgefallen ſeyn würde, hätte er ſtatt den 6ten den 7ten May zum Tage des Treffens gewählt.

*) Theil 1. S. 144 — 158.

Dann, ſagen ſie, würde Winterfeldts Täuſchung — oder vielleicht zu große Nachgiebigkeit in den Willen ſeines Monarchen — den preußiſchen linken Flügel nicht in die Schwierigkeiten des Bodens verwickelt haben, welche er beim Angriffe vorfand. Schwerin hätte Zeit gewonnen, ſelbſt Kenntniſſe von dem Terrain, auf welchem er fechten ſollte, zu erlangen, und ſeine Dispoſitionen zweckmäßiger einzurichten. Ein in der Nacht unternommener Marſch der preußiſchen Armee würde die ohnehin ſorgloſen*) Oeſtreicher nicht auf die Gefahr, die ihren rechten Flügel bedrohte, ſo aufmerkſam gemacht haben, als ſie es werden mußten, da man dies Manöver am hellen Tage unter ihren Augen ausführte, und ſie dadurch warnte, die in der Stellung ihres rechten Flügels herrſchenden Fehler zu verbeſſern. Die Brücke, welche Fürſt Moritz bei Branik ſchlagen zu laſſen den Auftrag hatte, würde zu Stande gekommen ſeyn, und ſo wäre es eher eine Möglichkeit geweſen, den entworfenen fürchterlichen Plan in ſeinem ganzen Umfange ausgeführt zu ſehen. Allein Friedrich II, der gewohnt war, alle ſeine Unternehmungen genau zu überrechnen, mochte die Zeit, in welcher man die Pontons von Podbaba nach Branik bringen, und dort eine Brücke über die Moldau ſchlagen konnte, abgemeſſen, und daher wahrſcheinlich den gewählten Zeitpunkt für unumſtößlich be-

*) Ein Beweis, daß die Oeſtreicher nichts weniger als einen Angriff ahnten, iſt, daß ſie am Tage der Schlacht ihre ganze Cavallerie zum Fouragiren ausgeſandt hatten, und daß nur der Colonnenmarſch der preußiſchen Armee, den ſie aus ihren Lager deutlich beobachten konnten, ſie bewog, die Infanterie ihres rechten Flügels über Sterbaholy hinaus zu ziehen, und den größten Theil ihrer Cavallerie in der dort belegenen Ebene aufzuſtellen.

ſtimmt gehalten haben. Da indeß nicht ſelten das nicht gehörig ausgeführt wird, was der Heerführer befohlen hat: ſo mußte auch dießmal die intendirte Brücke nicht zu Stande kommen, und dadurch der ganze öſtreichiſche rechte Flügel dem ihm gedrohten Untergange entriſſen werden. — Nicht aber, wie H. von Archenholz behauptet *), der Mangel an hinlänglichen Pontons, ſondern die fehlerhafte Dispoſition des Fürſten Moritz war Urſache, daß dies ſo entſcheidende Vorhaben unausführbar bleiben mußte. Um die Pontons durch einen nähern Weg nach Branik zu führen, ließ er ſolche durch einen ſchmalen felſichten Hohlweg ziehen, wo die mit breitem Geleiſe verſehenen Wagen nicht durchkommen konnten, ohne daß wenigſtens einige zerbrechen mußten. Es ging alſo viel Zeit verloren, die übrigen aus dieſem engen Paſſe heraus zu ſchaffen, und durch einen bequemern Umweg — jedoch erſt nach der Schlacht — an Ort und Stelle zu bringen. Hätten zur Vollendung der Schiffbrücke nur noch wenige Pontons gefehlt: gewiß, der unternehmende Obriſt Seydlitz, der beym Ausbleiben derſelben alles mögliche verſuchte, um mit ſeiner Cavallerie durch den Fluß zu ſetzen, nie aber bis in die Mitte dieſes ſchnellen Stroms gelangen konnte; Seydlitz, ſage ich, würde ſich gewiß nicht haben abſchrecken laſſen, ſich in den noch unüberbauten geringen Theil der Moldau zu ſtürzen, das jenſeitige Ufer zu erreichen, und ſo ſeine Beſtimmung zu erfüllen.

Daß übrigens Uebereilungen, zu wenige Kenntniß des Terrains, Unerfahrenheit einiger Feldherren, unrichtig genommenes Augenmaß, unzeitige Hitze u. d. gl. auf beiden Seiten Fehler begehen ließen, welche die Entwickelung der Sache

---

*) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Th. 1. S. 78.

bald verzögerten, bald beförderten, iſt eben ſo wahr, und in gleichzeitigen Schriften als entſchieden angenommen; als daß die geprüfteſte Tapferkeit des Soldaten, die Entſchloſſenheit mancher Befehlshaber, und beſonders die Aufmerkſamkeit des Königs, aus den ihm gegebenen Blößen ſogleich Vortheile zu ziehen *), eben ſo viel Thatſachen ſind, welche die Begebenheiten dieſes Tages auszeichnen und in der Geſchichte unvergeßlich machen.

Die Schlacht bei Prag koſtete zweien der berühmteſten Feldherren das Leben. Schwerin blieb auf der Wahlſtatt; Brown ſtarb an einer im Treffen erhaltenen tödtlichen Wunde. Erſterer fiel gerade, als er die Freude genoß, die gewichene preußiſche Infanterie ihm zu einem neuen Angriffe folgen zu ſehn. Die Fahne, welche der Erblaßte in der Hand hielt und mit ſeinem Heldenblute färbte, ward durch den General Manteufel aufgehoben. Sie ſchien ein Palladium geworden zu ſeyn, bei deſſen Anblick das patriotiſche Feuer der Preußen höher aufflammte, durch das ſie aufgemuntert wurden, unter den größten Gefahren zu ſiegen. Nachdem der verwundete Brown das Schlachtfeld zu verlaſſen gezwungen ward, wurden die von ihm zur Vertheidigung getroffenen Vorkehrungen durch die Fehler ſeiner Unterfeldherren vertilgt; das Uhrwerk gerieth in Stocken, da die Haupttriebfeder ihren Dienſt verſagte. Schwerin und Brown waren unter dem Geräuſch der Waffen grau geworden; ſie konnten mit

---

*) Hierher gehört das ſchöne aber äußerſt blutige Manöver, wodurch der König das Centrum der feindlichen Linie durchbrach, und nach einer ſtandhaften Gegenwehr endlich den Sieg herbeiführte. Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Theil 1. S. 155 — 156.

Recht unter die Zahl der beſten Feldherren ihrer Zeit gerechnet werden, und ihre Verdienſte haben auf die Nachwelt tiefe Eindrücke zurückgelaſſen; doch mit dem Unterſchiede, daß viele Jahre nach Schwerins Tode ſein Andenken durch einen, wahre Vorzüge verehrenden Joſeph, auf der Stelle, wo er erſchoſſen ward, in einem bleibenden Monumente verewigt worden iſt; wogegen in Wien die Hofparthei nicht abgeneigt war, Brown Verſehen anzudichten, um dem Prinzen Carl von Lothringen den Verluſt der Schlacht nicht aufzubürden. So können, nach Zeit und Umſtänden, die Talente großer Männer bald erkannt, bald verkannt werden; das unpartheiiſche Publikum bleibt indeß competenter Richter, und läßt jedem Gerechtigkeit widerfahren. —

Da durch das Verſehen des Fürſten Moritz die Schiffbrücke bei Branik nicht zu gehöriger Zeit zu Stande gekommen war, ſo retteten ſich 16,000 Mann des geworfenen öſtreichiſchen rechten Flügels in das Innere von Böhmen, von wo aus ſie zur Dauniſchen Armee ſtießen; der Reſt des geſchlagenen Heeres ſuchte eilfertig Prag zu gewinnen. Freilich war dies der nächſte Zufluchtsort, um dem Schwerte des verfolgenden Feindes ſchnell zu entgehen. Mehrere Wege führten dahin, mehrere Thore nahmen die Flüchtigen auf, und die mit grobem Geſchütz beſetzten Feſtungswerke deckten den Rückzug trefflich. Allein dieſe geſchwinde Rettung, die nur Folge der Unordnung und des Schreckens war, würde leicht zu der traurigſten Cataſtrophe haben führen können, hätte nicht das Schickſal ein Anderes beſchloſſen gehabt. Sie war einem Arzneimittel gleich, deſſen der Arzt ſich nur in den bedenklichſten Fällen bedient, das aber dem Kranken nicht ſelten den Tod zuzieht. Wenn man übrigens die von einer geworfenen Armee unzertrennliche Verwirrung und Muth-

loſigkeit, ſo wie die Unentſchloſſenheit, mit in Anſchlag bringt, in der, bei dergleichen Gelegenheiten ſelbſt der kaltblütigſte Heerführer verfallen kann: ſo wird man bewogen, den Prinzen Carl zu entſchuldigen, daß er dem Rückzuge ſeines geſchlagenen linken Flügels nicht eine andere Richtung gab, und ſo wie ſein rechter ſich nach Benneſchau warf, dieſen nach Kuttenberg führte. Allein daß er dem Rathe des den Tod erwartenden Feldmarſchalls Brown — in ſeiner verzweifelten Lage einen verzweifelten Entſchluß zu faſſen, und in der gleich darauf folgenden Nacht mit der ganzen Armee aus Prag herauszuſtürmen — nicht Gehör gab, wird ihm von Kennern vorgeworfen. Prinz Carl ließ aber dieſen günſtigen Zeitpunkt ungenutzt verſtreichen. Was in der Nacht — beſonders da er noch Meiſter des Ziskaberges war — hätte ausgeführt werden können, war am folgenden Tage nicht ſo leicht mehr zu verſuchen. Die Brücke bei Branik war indeß zu Stande gekommen; die Gemeinſchaft zwiſchen der königlichen Armee und der des Feldmarſchalls Keith dadurch geſichert, und, nach der Eroberung des Ziskaberges, Prag von allen Seiten auf das engſte eingeſchloſſen.

Hatte in der erſten Betäubung Prinz Carl zu wenig Entſchloſſenheit gezeigt; ſo wünſchte er in der Folge ſich nur Gelegenheit, die feindliche Poſtirung durchbrechen, und ſich aus ſeinem Käfig befreien zu können. Kleine Ausfälle, die er vornehmen ließ, mißlangen zweimal; indeß glaubte er die Gelegenheit bei den Haaren gefaßt zu haben, richtete alles zum Ausmarſch ein, und — beſtellte ſolchen wieder ab. — Zur Vertheidigung von Prag traf er dagegen die beſten Vorkehrungen, in Hoffnung, durch Dauns ſchnelle Ankunft bald daraus befreit zu werden. Allein an dieſem traf er nicht den Mann nach ſeinem Herzen; vielmehr konnte man

behaupten, daß die Charaktere dieſer beiden Heerführer im Contraſte ſtanden. So hitzig und übereilt oft Prinz Carl aus Leidenſchaft war, ſo kaltblütig und unentſchloſſen war Daun aus Temperament und übertriebener Vorſichtigkeit; es bleibt daher immer noch problematiſch, ob Jener ſich einer thätigen Hülfe würde haben ſchmeicheln können, wäre Dieſem nicht vom Wiener Hofe der gemeſſene Befehl ertheilt worden, die in Prag eingeſchloſſene Armee, es koſte, was es wolle, zu befreien.

Bisher war der vom König entworfene Operationsplan auf Tag und Stunde ſo pünktlich als glücklich ausgeführt worden; jetzt kam es nur darauf an, Prag zu erobern, um die beabſichtigten weitern Fortſchritte zu unternehmen. Die Richtung, welche das Ende der Schlacht nahm, ſtimmte aber nicht zum Plane. Wahrſcheinlich hatte man ſich den Feind nach dem Innern von Böhmen fliehend gedacht, in der Stadt nur eine mäßige Beſatzung vermuthet, folglich die Eroberung nicht für ſchwerer gehalten, als ſolche im Jahre 1744 bewirkt ward; unter den gegenwärtigen Umſtänden aber, da der größte Theil der öſtreichiſchen Armee ſich hineingeworfen hatte, war eine ſolche Unternehmung mehreren Schwierigkeiten unterworfen. Prag iſt keine Hauptfeſtung; ſie hat keine Außenwerke; eine Einſchließung von Baſtionen, mit einem Graben und einem bedeckten Wege verſehen, machen ihre ganze Vertheidigung; und nur der ſogenannte Wiſcherad, eine Art von Citadelle, iſt bei einer förmlichen Belagerung eines ſtärkern Widerſtandes fähig. Hat dieſer an ſich ſehr weitläuftige Ort nicht eine ſehr anſehnliche Beſatzung: ſo iſt die Eroberung deſſelben eben ſo leicht, als im entgegengeſetzten Fall ſolche viel Zeit erfordern, Menſchen und Aufwand koſten würde. Dieſer

Fall war jetzt eingetreten: 46,000 Mann, die ſich in Prag befanden, waren mehr als hinlänglich, auch die regelmäßigſte Belagerung zu erſchweren und aufzuhalten. Feldmarſchall Daun verſammelte eine zweite Armee, um die eingeſchloſſene zu befreien, und der König von Preußen, wollte er eine ordentliche Belagerung unternehmen, mußte nicht allein ein beſonderes Corps dazu beſtimmen, ſondern zugleich eine Armee aufſtellen, um Daun zuvorzukommen, falls dieſer den Entſatz verſuchen wollte: Umſtände, die es in ſeiner Lage nicht füglich geſtatteten, ihnen auf einmal wirkſam zu begegnen.

Einige Zeitgenoſſen haben behaupten wollen, der König würde ſeinen Entzweck eher und ſicherer erreicht haben, hätte er, ſtatt ſich mit der Einſchließung von Prag zu befaſſen, dem Prinzen Carl Gelegenheit gegeben, dieſen Ort zu räumen, ihn dann verfolgt, und in dieſer Zeit die Stadt erobern laſſen. Dieſe Behauptung hat viel Wahrſcheinlichkeit, und ich beziehe mich auf das, was in dem folgenden Abſchnitt über dieſe Materie auseinandergeſetzt werden ſoll; gegenwärtig aber halte ich mich überzeugt, daß es nicht in Friedrichs Charakter lag, eine Armee, die er zur Uebergabe zu zwingen ſich Hoffnung machte, gefliſſentlich entwiſchen zu laſſen, und daß dieß allein ihn zu den folgenden Schritten — ſo ſchwankend ſie auch waren — bewog. Wahrſcheinlich ſchmeichelte ſich der König, ſein Vorhaben durchzuſetzen, wenn er ſeine Maßregeln auf gewiſſe Hypotheſen gründete. So rechnete er vorzüglich darauf, daß die in Prag eingeſchloſſenen 46,000 Mann von den in der Stadt befindlichen Vorräthen nicht lange würden leben können, und machte ſich daher die Hoffnung, ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, beſonders wenn er durch ein heftiges Bom-

bardement ihrer Magazine anzuzünden, und die zahlreiche Beſatzung durch das zu erleidende Elend muthlos zu machen ſuchte. Eben ſo ſchmeichelte er ſich, den Feldmarſchall Daun ſo lange unthätig zu erhalten, wenn er ihm den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann entgegenſtellte, allenfalls mit einer Verſtärkung ihm zu Hülfe eilte, um Daun ſelbſt anzugreifen.

Dem erſten Anſcheine nach hatten die auf jene Hypotheſen gebaueten Unternehmungen eine glückliche Vorbedeutung. Auf der einen Seite richteten die in Prag geworfenen Bomben und glühenden Kugeln keinen geringen Schaden an; das Elend der Einwohner, ſo wie der Beſatzung, wuchs mit jedem Tage, und die Kundſchafter *), die der König faſt täglich nach Prag ſandte, ſchmeichelten ihm wenigſtens mit der angenehmen Nachricht, daß ſchon verſchiedene Magazine in der Aſche lägen, und die Armee ſchon merklichen Mangel leide. Auf der andern Seite wich Feldmarſchall Daun dem Herzoge von Bevern gefliſſentlich aus, und marſchirte ſo

*) Unter dieſen war der berüchtigte Köſebier, der wegen verübter Diebſtähle und Grauſamkeiten zu Stettin als Baugefangener in Ketten ſchmachtete. Dieſen ließ der König kommen, um, unter dem Verſprechen einer völligen Begnadigung, die Dienſte eines Spions zu übernehmen. Zwei Tage nach einander ſandte ihn der König nach Prag. Es gelang ihm, durch Liſt, glücklich durchzukommen, und die verlangten Auskünfte zu geben. Als er aber am dritten Tage ſeine Wanderung abermals antreten ſollte, ſtellte er vor: „er müſſe befürchten, in dieſem kurzen Zeitraume zu kenntlich, „folglich aufgehoben zu werden.“ „Wenn du dich ferner weigerſt, „meine Befehle auszurichten,“ fuhr ihn der König an, „ſo laſſe ich „dich ſogleich wieder nach Stettin bringen, und zeitlebens in Ketten „legen.“ Köſebier ging, ergriff aber die ſehr geſcheite Parthei, nicht wieder zum Vorſchein zu kommen.

lange rückwärts, bis er die aus den Erblanden und Ungarn erwarteten Verſtärkungen an ſich gezogen hatte. Schon glaubte Friedrich II der Entwickelung des Trauerſpiels nahe zu ſeyn; ſchon wiegte er ſeine Einbildung mit dem ſtolzen Gedanken, den Prinzen Carl mit 46,000 Mann zur Uebergabe und Gefangenſchaft zu zwingen; ſchon berechnete er die Folgen ſeiner Siege, als auf einmal der bisher ſo furchtſam geſchienene Daun anfing, eine entgegengeſetzte Rolle zu ſpielen. Unerwartet rückte er mit ſeiner bis auf 66,000 Mann angewachſenen Armee bis Ginitz vor, und zwang den Herzog von Bevern, ſein Lager bei Kuttenberg zu verlaſſen, um auf ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſeyn.

Fünf volle Wochen hatte der Feldmarſchall ſich durch den Herzog hinfallen laſſen, ohne etwas zu unternehmen; ja durch ſeinen Zurückzug nach Haber ſich ihm gänzlich entzogen. Anfänglich glaubte man, es ſey geſchehen, um die ihm beſtimmten Verſtärkungen an ſich zu ziehen; nachdem aber ſeine Armee einen anſehnlichen Zuwachs erhalten hatte, blieb er dennoch unthätig, und würde es vielleicht noch länger geblieben ſeyn, hätten nicht gemeſſene Befehle ſeiner Unentſchloſſenheit den Schwung gegeben. Dieſe Unthätigkeit, die dem Grafen Daun ſo oft zum Vorwurf gereicht hat, rührte aber keineswegs von einem ſchwachen Geiſte her; vielmehr war ſie die Folge ſeiner Grundſätze und ſeines Temperaments, und Kenner, die ſeinen Charakter geſchildert haben *), nennen ihn einen verehrungswürdigen, ſtets nach Regeln handelnden, in dem heftigſten Feuer überaus tapfern General. Beide, Grundſätze und Temperament, trugen alſo dazu bei, daß er zu viel Gegenſtände auf einmal,

*) Der Prinz von Ligne und Mehrere.

dieſe aber niemals ſcharf genug überſah; daß er ſich in die Berechnung der möglichen Folgen jedes individuellen Falls zu ſehr vertiefte, und dadurch oft die koſtbarſte Zeit, vielleicht den einzigen günſtigen Augenblick, zweckmäßig zu handeln, verlor oder verabſäumte. Nimmt man nun an, daß ein Mann, der ſelbſt in minder gefährlichen Situationen mit der äußerſten Vorſicht und Bedenklichkeit zu Werke ging, jetzt zum erſtenmal ſich an der Spitze einer großen Armee befand; daß die Erhaltung oder der Untergang der ihm anvertrauten Truppen, ja das Schickſal der Monarchie auf dem entſcheidendſten Punkte ſtanden, und einzig und allein von ſeinen Anordnungen oder Benehmen abhingen; ſo wird man ſich leicht erklären, warum Daun nur zu ſolchen Maßregeln ſeine Zuflucht nahm, durch die er ſeinen Entzweck nicht ganz zu verfehlen glaubte. Jetzt auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, von aller Verantwortung freigeſprochen, ging er ſeinem Berufe willig und mit einer Thätigkeit entgegen, die von ſeinem zeitherigen Benehmen ganz verſchieden war. Er beſchloß ſogar, den König von Preußen ſelbſt anzugreifen, und verabredete durch einen an den Prinzen Carl abgefertigten Officier, der — obgleich nur unter der augenſcheinlichſten Gefahr — Gelegenheit fand, ſich in Prag hinein zu ſchleichen, den Tag des Angriffs auf ſeiner Seite, ſo wie einen allgemeinen Ausfall der eingeſchloſſenen Armee von Seiten des Prinzen. Nur Friedrichs ſchneller Entſchluß vereitelte dies große Vorhaben, obgleich es unter einer andern Geſtalt zu dem nämlichen Zwecke führte.

Dauns unerwartete Bewegungen machten dieſen Entſchluß nothwendig; denn jetzt ſah der König ein, daß es mit dem Entſatze von Prag ernſtlicher gemeint ſey, als er es ſich anfänglich vorgeſtellt hatte. Es ſchien ihm nicht rath-

ſam, den Zeitpunkt abzuwarten, wo ſeine Feinde ſich die Hand bieten konnten, um ſeine Armee zwiſchen zwei Feuer zu bringen; um dieß aber zu verhüten, hätte er die Einſchließung einer Stadt aufheben müſſen, die er bald in ſeine Gewalt zu bekommen ſich Hoffnung machte, welches er für unrühmlich hielt, weil alsdann ſein erfochtener Sieg und der Aufwand, den er gemacht hatte, um die Eingeſchloſſenen zur Uebergabe zu zwingen, ohne alle Folgen geweſen ſeyn würden. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als der Dauniſchen Armee entgegen zu gehen, und einen Verſuch zu machen, ſolche entweder in ihrem Laufe aufzuhalten, oder gelegentlich zu ſchlagen. In dieſer Hinſicht zog er an der Spitze von 10,000 Mann dem Herzoge von Bevern zu Hülfe, und vereinigte ſich mit demſelben bei Kauerzim.

V.

Schlacht bei Kollin, den 17ten Junius 1757.

Die Schlacht bei Kollin war die erſte, welche Friedrich II gegen die Oeſtreicher verlor. Dieſer Umſtand, ſo wie die Folgen, die er veranlaßte, haben wohl ihren weſentlichen Antheil an den nicht ganz authentiſchen Beſchreibungen dieſes Treffens gehabt, die man in den gleichzeitigen Schriften antrifft. In der erſten davon entworfenen, und nachher — wahrſcheinlich aus politiſchen Gründen — nachgeſchriebenen Relation iſt man bemüht geweſen, das Unglück, welches hier die preußiſche Armee traf, einem ſonderbaren Zufalle zuzuſchreiben, und den König zu entſchuldigen. Zufall war es freilich, der den Verluſt der Schlacht nach ſich ziehen

mußte, nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß man gewiſſen Feldherren Fehler andichtete, die ſie weder begangen, noch zu begehen ſich hatten einfallen laſſen. — Da dieſe Thatſachen bis jezt nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen ſind: ſo hoffe ich den Dank deſſelben zu verdienen, wenn ich — gegen meinen, bei dieſem hiſtoriſchen Werke zum Grunde gelegten Plan, nur die Charakteriſtik der Begebenheiten zu liefern — hier eine genaue Darſtellung dieſer merkwürdigen Schlacht einſchalte. Die Vorfälle in derſelben greifen ſo in einander, daß das Eigenthümliche dieſes Treffens, ohne ein förmliches Detail, nicht anſchaulich genug ſeyn würde.

Zwar habe ich ſelbſt nicht Gelegenheit gehabt, perſönlichen Antheil an dieſem blutigen Auftritte zu nehmen, weil ich damals bei der Armee des Feldmarſchalls Keith angeſtellt war; dagegen aber hat einer meiner Buſenfreunde*), der als Adjutant des Königs ſich gegenwärtig befand, mir, nebſt dem anliegenden Plane der Schlacht, die intereſſanten Hauptfacta mitgetheilt, welche das Unglück dieſes für die Brandenburgiſche Geſchichte ſo merkwürdigen Tages völlig enträthſeln.

Nach der Vereinigung des Königs mit dem Corps des Herzogs von Bevern, welche den 15ten Junius erfolgte, und beſonders nach der unerwartet glücklichen Ankunft der Treskowiſchen Abtheilung, die man bei dem Rückzuge

*) Der verſtorbene General von Gaudi; ein Mann, deſſen allgemein anerkannte militäriſche Talente ihn unſtreitig zum competenten Richter aufſtellen; deſſen Denkwürdigkeiten des ſiebenjährigen Krieges aber nie zum Druck haben befördert werden dürfen. —

Rückzuge von Kuttenberg als abgeſchnitten und geſchlagen betrachtete, es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß der König, durch die von ſeinen Heerführern ihm mitgetheilten Berichte überzeugt, vorausſetzen mußte, Feldmarſchall Daun ſey im vollen Marſche nach Kuttenberg begriffen; ja die Beſchreibung, welche der Herzog ihm von der Stärke und Beſchaffenheit der feindlichen Armee und von ihren Bewegungen machte, bewog ihn ſogar, den Befehl zu ertheilen: daß noch 6 Bataillone und 10 Schwadronen, unter Anführung des Fürſten Moritz von Anhalt, aus dem Lager vor Prag zu ihm ſtoßen ſollten. Gleichwohl gab es in der Armee Officiere von Anſehn, die dreiſt genug waren, als völlig erwieſen zu behaupten: das große öſtreichiſche Heer ſtehe noch unverrückt in ſeinem alten Lager bei Golz-Jenko, und es ſey nur das Nadaſtyſche Corps, dem der Herzog ausgewichen ſey; ſie machten ſogar dieſe Behauptung ſo wahrſcheinlich und anſchaulich, daß das bisherige Benehmen des Herzogs in keinem glänzenden Lichte erſcheint.

Einem Heerführer von Friedrichs Denkungsart, der ſich überzeugt hielt, daß ſchon die Nachricht von ſeiner perſönlichen Gegenwart ſeine ſo oft geſchlagenen Feinde ſtutzen mache; der vielleicht jetzt vorausſetzte, Daun ſey ſchon von ſeiner Ankunft unterrichtet, ſchmeichelte dieſe Behauptung außerordentlich; und da der Umſtand, daß das, was man Tages zuvor vom Feinde bei Zasmuk geſehen hatte, größtentheils verſchwunden war, ihn in dieſer Idee noch mehr beſtärkte: ſo zweifelte er gar nicht an der Wahrheit der ihm ertheilten Nachrichten, tadelte den ganzen Rückzug, und gab ſeinen Unwillen darüber nicht undeutlich zu verſtehen. Zwar traf dieſer den Herzog nicht perſönlich, dagegen aber ward er über den General Manſtein und den Obriſten Fink,

welche der König in Verdacht hatte, zum Zurückzuge von Kuttenberg das meiſte beigetragen zu haben, in vollem Maße ausgeſchüttet.

Da inzwiſchen ein Plan entworfen werden mußte, wie gegen den Feldmarſchall Daun zu operiren ſey, ſo ward derſelbe auf die Vorausſetzung gegründet: die öſtreichiſche Armee ſtehe noch bey Golz-Jenko. In dieſer Hinſicht beſchloß der König, aus ſeinem Lager bei Molatitz wieder nach Kuttenberg vorzudringen, die feindliche linke Flanke zu umgehen, Daun anzugreifen, oder zu Rückmärſchen zu nöthigen. Schon wurden die Colonnenmärſche der Armee eingerichtet, als von den Vorpoſten gemeldet wurde: man ſehe jenſeit Zasmuk und hinter Schwoſütz ſehr viel Cavallerie marſchiren. Der König, der einmal das Vorurtheil gefaßt hatte, Feldmarſchall Daun ſtehe noch unbeweglich in ſeinem alten Lager, hielt dieſen Marſch für eine bloße Demonſtration des Generals Nadaſty, auf welche beſonders zu achten man nicht Urſach habe. Verſchiedene einſichtsvolle Männer, die nicht zur Klaſſe der Schmeichler gehörten, verſuchten zwar, den Ungrund dieſer Behauptung zu beweiſen; allein da alle Widerſprüche ungnädig aufgenommen wurden, ſo wagte niemand mehr, ſeine wahren Geſinnungen zu äußern. Der ehrwürdige General Ziethen — ſo wenig er auch ſonſt ſein Urtheil laut werden zu laſſen pflegte — war der Einzige, der ſich nicht entbrechen konnte, öffentlich und mit Wehmuth zu bekennen: „er ſähe das Unglück des Königs und ſeiner „Armee voraus, weil erſterer ſeinen ihm mitgetheilten, gewiß zuverläſſigen Nachrichten von den Bewegungen „des Feindes keinen Glauben beimeſſen wolle.“

Mittlerweile ſtand jedoch Friedrich II von ſeinem Vorhaben, auf Kuttenberg vorzurücken, ab. Wahrſcheinlich ge-

ſchah dies in der Vorausſetzung: daß, da er ſich einmal vorgenommen hatte, den Feind auf ſeiner linken Flanke zu umgehen, er dies auf einem ungleich kürzeren Wege thun zu können hoffte. Er trug daher ſeinem Adjutanten, dem Capitän Gaudi, auf, die Wege, welche über Janowitz und Ibraslowitz führen, zu recognosciren, und einen Marſch in drei Colonnen zu entwerfen; es war dieſem aber nicht möglich, mit den unter dem Major Belling ihn begleitenden Huſaren, weiter als bis Ober-Krut zu dringen. Hier fanden ſie die Wälder ſchon mit Croaten ſtark beſetzt. Beide Offiziere beſtiegen nun den ſehr hohen Thurm der Dorfkirche, und hier entdeckten ſie das bei Ginitz aufgeſchlagene feindliche Lager, deſſen Stellung ſie, bis auf den rechten Flügel, der ſich in ein Thal verlor, genau überſehen konnten. Dennoch ward ihr Bericht als falſch verworfen, und beide wurden, wegen ihrer oberflächlichen Unterſuchung, übel empfangen.

In dieſen, ſo wie in mehreren beſonderen Zügen, welche die genaue Beſchreibung der Schlacht bei Kollin aufzuſtellen hat, verkennt man gewiſſermaſſen Friedrichs militäriſchen Geiſt; ſonſt gewohnt, das Vorhaben ſeiner Feinde mit Präciſion zu beurtheilen, das Wahre von dem Falſchen, ſo wie das Mögliche von dem Unwahrſcheinlichen zu unterſcheiden. Ja! man erſtaunt über ſeine Beharrlichkeit, eine einmal aufgefaßte Idee ſo unaufhaltſam zu verfolgen, wenn man bedenkt, daß, als am 16ten Junius der Fürſt Moritz mit der aus dem Lager vor Prag abgeführten Verſtärkung bei der Armee eintraf, er dieſen mit ſeiner Lage bekannt machte, und dabei verſicherte, Daun ſtehe noch unverrückt bei Golz-Jenko; daß er äußerte, er ſey entſchloſſen, ſich demſelben über Janowitz zu nähern, und in ſeiner linken Flanke anzugreifen, zugleich aber die merkwürdigen Worte hinzufügte: „Wenn ich Ew.

„Liebden Freund bleiben ſoll, ſo erſuche ich Sie, ſich nicht „einfallen zu laſſen, mich von dieſem Vorhaben abwendig zu „machen." —

Wenn man vorausſetzt, daß der König auf einen zu verſuchenden Entſatz von Prag rechnen mußte, und daß der ſchnelle Rückzug des Herzogs von Bevern einer ſolchen Operation Zuverläſſigkeit zu geben ſchien; ſo wird man bewogen zu urtheilen: entweder Friedrich II habe ſich überzeugt gehalten, der feindliche Heerführer, der fünf Wochen lang, und ſelbſt dann, als er ſeine ganze Macht zuſammen hatte, nichts unternahm, traue ſeiner aus ſo mancherlei Truppen zuſammengeſetzten Armee zu einer ſolchen Unternehmung nicht Muth und Disciplin genug zu; oder es habe im Buche des Schickſals geſtanden: Friedrichs großer Entwurf ſoll durch eintretende Zufälle vereitelt werden.

Feſt hielt noch der König an ſeinen Vorausſetzungen, obgleich der feindliche Angriff auf die von Nimburg kommenden Brodwagen, die Nachricht, daß Nadaſty ſich dieſer Stadt nähere, ja ſelbſt die ſchnelle Bekehrung derjenigen, die kurz zuvor ihm die öſtreichiſche Armee als noch entfernt geſchildert hatten, und die freimüthige Aeußerung des Generals Puttkammer: „er glaube, man dürfe den Feldmarſchall „Daun nicht ſo weit ſuchen, da er deſſen Colonnen bei „Kirchenau ins Lager rücken geſehen," hinlänglich geweſen wären, ihn vom Gegentheil zu überzeugen; indeß ward doch der über Janowitz intendirte Marſch nicht ausgeführt. Es war zu befürchten, daß dadurch dem bis Nimburg vorgerückten Nadaſty der Weg nach Prag eröffnet werden könnte, und daß dies 15,000 Mann ſtarke Corps allein ſchon hinreichend ſeyn möchte, im Einverſtändniſſe mit dem Prinzen Carl von Lothringen, die nur ſchwache preußiſche Ein-

ſchließung zu überwältigen, und die in Böhmens Hauptſtadt geflüchteten Oeſtreicher zu befreien. Der König hielt es daher für rathſamer, ſich dem Feinde über Kuttenberg und Suchdol zu nähern.

Der Aufbruch der Armee war auf den 17ten Junius in aller Frühe feſtgeſetzt; er ward aber bis um Mittag aufgeſchoben, um die Ankunft der angegriffenen, und durch den General Manſtein wieder befreiten, Brodwagen abzuwarten. Um dieſe Zeit ſetzten die Colonnen ſich in Bewegung; allein wie ward der König überraſcht, als er, gegen ſeine Erwartung, die ganze Dauniſche Armee eine halbe Meile vor ſich im Lager erblickte. Jetzt ſah er ein, wie zweckmäßig der Rückzug des Herzogs von Bevern, wie authentiſch deſſen Berichte von den feindlichen Bewegungen geweſen waren; jetzt ward es ihm deutlich, daß Daun, um den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, den Herzog zu drängen geſucht, daher ſeinen Marſch auf Ginitz gerichtet, dann ſolchen auf Kauerzim fortzuſetzen ſich vorgenommen habe, aber durch die erhaltene Nachricht, der König ſei mit einem beſonderen Corps beim Herzoge angelangt, genöthiget worden, bei Kirchenau ſtehen zu bleiben, um entweder den Angriff zu erwarten, oder nach Umſtänden ſelbſt eine Schlacht anzubieten.

Friedrich II recognoscirte die feindliche Stellung. Er fand ſolche ſehr feſt, indem die Anhöhen, welche Daun zwiſchen Boſchütz und Neudorf beſetzt hatte, durch einen Bach gedeckt waren, der mit den Teichen bei Swoyſchütz zuſammenhing. Er entdeckte zwei Treffen und ſeine Reſerve-Cavallerie; bemerkte, daß die rechte Flanke ſich bis gegen Chotzemitz erſtrecke, aus Infanterie und Cavallerie beſtehe, und daß man die Stärke der Armee füglich auf 60,000 Mann annehmen könne.

Da Feldmarſchall Daun das ganze Terrain, durch welches man ziehen mußte, um nach Kuttenberg zu gelangen, beſezt hatte, ſo war auch dieſer Marſch vereitelt; er mußte daher abermals abgeändert werden, und in der gegenwärtigen Lage ſchien dem Könige kein anderer Ausweg übrig zu bleiben, als den Feind anzugreifen. Sogleich ließ er den Herzog von Bevern und den Fürſten Moritz zu ſich rufen, und äußerte gegen Erſteren: er habe ſich jezt ſelbſt überzeugt, daß die ganze öſtreichiſche Armee ſich ihm entgegen ſtellen werde. Der Herzog war wegen der empfangenen ungnädigen, wiewohl unverdienten, Behandlung noch übel gelaunt; er erwiederte alſo: „ſchon geſtern Abend habe ich dieß gewußt, weil ich die „feindlichen Colonnen ins Lager rücken ſah; ich trug aber „Bedenken, dieſen Vorfall melden zu laſſen, aus Beſorgniß, „zur Antwort zu erhalten: es könne doch nur das Na„daſtyſche Corps ſeyn." Dießmal verſchluckte der König die Pille; befahl ſogleich aufzubrechen, bis Planian vorzurücken, dann die feindliche rechte Flanke zu umgehen, und Morgen, als den 18ten, anzugreifen. Der Marſch wurde ſogleich angetreten; der Vortrab ſahe ſich indeß ſchon genöthigt, die in den Defileen diesſeits Planian geſtellten feindlichen Abtheilungen herauszuwerfen, um den Colonnen den Weg zu bahnen, und erſt Abends um 7 Uhr ſchlug die Armee ihr Lager zwiſchen Kauerzim und Weptſchau auf*).

Da dieſe Bewegungen am hellen Tage, und gewiſſermaßen unter den Augen des Feindes unternommen wurden: ſo konnte der Feldmarſchall Daun leicht urtheilen, der König habe eine gewaltſame Operation vor, und wahrſchein-

---

*) Ich erſuche den Leſer, jezt den angehängten Plan der Schlacht zur Hand zu nehmen.

lich werde der Schlag ſeine rechte Flanke treffen. Dieſe mehr zu ſichern, und überhaupt ſeine Stellung noch unangreiflicher zu machen, ward er alſo veranlaßt, ſolche während der Nacht zu verändern.

Kurz vor Sonnenuntergang ſah man im öſtreichiſchen Lager eine große Staubwolke ſich erheben, die eine beſondere Bewegung verrieth. Die eintretende Dunkelheit ſowohl, als die Unmöglichkeit, durch den Schwarm von leichten Truppen, der das feindliche Manöver verdeckte, eine Patrouille hindurchzubringen, hinderten, daß man keine ſicheren Nachrichten von dem, was bei Kirchenau vorging, einziehen konnte. Bei dieſer Gelegenheit fehlte es nicht an Perſonen, welche das Geheimniß der Unternehmung zu enträthſeln ſich anmaßten; allein nur einſichtsvolle Männer erriethen es. Die Meinungen waren ſehr verſchieden. Viele behaupteten, Feldmarſchall Daun verändere ſeine Stellung; andere ließen ihn links abmarſchiren, um über Zasmuk nach Prag zu gelangen; einige, wiewohl nur wenige, hielten dafür, er finde keinen Beruf, eine Schlacht anzunehmen, und ziehe ſich zurück. Der Wahrheit der erſten Behauptung auf die Spur zu kommen, war, wie geſagt, unmöglich; der Ungrund der zweiten ward nach einigen Stunden durch eine nach Malotitz geſandte Patrouille erwieſen; der König blieb daher der dritten zugethan, um ſo mehr, da man während der ganzen Nacht kein Lagerfeuer entdeckte.

Als der Tag anbrach, ſah man vom Feinde nichts, als einige zur Beobachtung ausgeſtellte kleine Haufen. General Treskow erhielt den Auftrag, dieſe zu zerſtreuen, und, zur Deckung des Marſches der Armee, eine dieſſeits Planian belegene Anhöhe zu beſetzen. Kaum aber war der Vortrab eine halbe Stunde vorgerückt, ſo traf derſelbe auf einen feind-

lichen Vorpoſten von 2000 Pferden, der bei Annäherung deſſelben ſich auf ein bei Brodiß in zwei Treffen aufmarſchirtes Corps Cavallerie zurückzog. Zugleich ward man eine Truppen-Bewegung auf den Bergen bei Radonim gewahr; die Entfernung, ſo wie einige vorliegende Anhöhen verſtatteten aber nicht, die Gegenſtände genau zu unterſcheiden. Nachdem aber General Ziethen den Vortrab durch Planian geführt, und eine jenſeits belegene Anhöhe erreicht hatte, erblickte man die feindliche Armee in Schlachtordnung, bereit, ein Treffen anzunehmen.

Sobald Feldmarſchall Daun die Preußen bei Weptſchau gelagert ſah, urtheilte er nicht ohne Grund, daß, wenn er ſeine Stellung bei Kirchenau beibehielte, es dem Könige nicht ſchwer fallen dürfte, ſeinen auf der Höhe bei Radonim angelehnten rechten Flügel zu umgehen, und von der Anhöhe von Chotzemitz, welche den größten Theil ſeines Lagers beherrſchte, anzugreifen. Eine beſſer eingerichtete Poſition ſchien ihm daher nothwendig, und dieſe bewerkſtelligte er während der Nacht. Jetzt ſtand die Cavallerie ſeines rechten Flügels auf der Höhe hinter Chotzemitz; ein tiefer Hohlweg deckte ihre Flanke. Von dieſer Anhöhe lief die Linie bis nach Radonim fort, von wo aus ſie, etwas zurückgebogen, die Anhöhe bei Boſchütz erreichte. Hier ſtand keine Cavallerie, weil das durchſchnittene Terrain es nicht verſtattete, ſolche mit Nutzen zu gebrauchen. Diejenige, welche zu dieſem Flügel gehörte, war nebſt den Regimentern der Reſerve in die Mitte der Armee auf einer daſelbſt befindlichen ſchönen Ebene in drei Treffen geſtellt. In der Flanke des linken Flügels ſtand die Infanterie der Reſerve, die ſich bis gegen das Dorf Swoyſchütz ausdehnte. Das erſte Treffen ſtand auf dem Abhange, das zweite auf der Krone der beſetzten

Anhöhen. Längs der Linie war das grobe Geſchütz ſehr vortheilhaft vertheilt, ja ſogar vor der Cavallerie des rechten Flügels ward man eine aufgefahrne Batterie gewahr. Ueberhaupt hatte Daun nichts verabſäumt, ſeinem Heere eine möglichſt vortheilhafte Stellung zu geben. Die Cavallerie des Generals Nadaſty war zwiſchen der Anhöhe von Koller und dem Dorfe Brziſti quer über den Kaiſerweg geſtellt, mit großen Intervallen aufmarſchirt, und machte Front gegen die Spitzen der preußiſchen Colonnen. General Ziethen ward dadurch veranlaßt, ſeinen Vortrab, ſo wie die an ſich gezogene Abtheilung des General Treskow, gleichfalls aufmarſchiren zu laſſen, in Schlachtordnung bis an das am Kaiſerwege belegene große Wirthshaus, Szlatislunz genannt, vorzurücken, und daſelbſt die Ankunft der Armee zu erwarten. Auch hier machte dieſe Halt, und da man aus dem ſehr hohen Hauſe die ganze feindliche Poſition überſehen konnte: ſo recognoscirte der König ſolche mit vieler Aufmerkſamkeit.

Staunend bewunderte er die treffliche Stellung, die Graf Daun hier zu wählen gewußt hatte. Bei näherer Unterſuchung fiel ihm die in der feindlichen Schlachtordnung angebrachte künſtliche Vermiſchung der Cavallerie mit der Infanterie beſonders auf. Daun war diesmal von dem alten Herkommen, die Reiterei auf die Flügel der Armee zu ſtellen, weislich abgegegangen. Er hatte die Poſition, die er einer jeden Gattung Truppen anwies, je nachdem dieſe oder jene in freier Ebene, auf Bergen, oder in Dörfern nützlich gebraucht werden konnte, mit vieler Sachkenntniß gewählt, und daher den Fehler vermieden, den Prinz Carl von Lothringen in dieſer Hinſicht beging, als er ſeine erſte Stellung bei Prag nahm. So ſcharf auch ſonſt Friedrichs militäriſcher Blick, und ſo geübt er war, die Fehler ſeines

Gegners gleich aufzufaſſen: ſo fand er doch in der Feldmarſchalls Daun Schlachtordnung noch keinen Punkt, den zu überwältigen er ſichre Rechnung machen konnte. Einige Zeit war er unſchlüſſig, welche Parthei er ergreifen, ob er ſchlagen oder ſich zurückziehen ſollte. Letzteres ſtand noch in ſeiner Gewalt; erſteres aber rieth ihm die Lage, in der er ſich befand. Dieſe erforderte raſche Entſchlüſſe in einer der wichtigſten Unternehmungen. Es kam nur darauf an, die Möglichkeit, dem Feinde auf einem oder dem andern Punkte mit Vortheil beizukommen, ausfindig zu machen. Bei einer angeſtellten nähern Recognoscirung fand er endlich die einzige ſchwache Stelle, welche die öſtreichiſche Armee hatte, und dieſe war das Terrain über ihren rechten Flügel hinaus, wo das Nadaſtyſche Corps ſtand. Es ſchien nicht ganz unmöglich, dieſes zu vertreiben, ſich dann in die rechte Flanke und den Rücken des Feindes zu ſchwenken, und ſo die Stärke ſeiner Poſition ganz unnütz zu machen. In dieſer Abſicht entwarf er eine Diſpoſition, die ein Meiſterſtück der Kriegskunſt genannt zu werden verdient, die aber auch nur preußiſche, auf das Manöver eines ſchrägen Angriffs geübte Truppen auszuführen im Stande waren, und die, der großen Vortheile, welche das Terrain dem Feinde verbot, ungeachtet, den beſten Erfolg haben mußte, wäre ſolche überall buchſtäblich ausgeführt worden. —

Zuvörderſt ließ der König die Cavallerie der Reſerve desgleichen einen Theil der des rechten Flügels, nach dem linken ziehen, wodurch, mit Inbegriff des Vortrabes, ſich an 100 Schwadronen verſammelten. Dann diſponirte derſelbe, daß der General Ziethen mit 50 Schwadronen, und General Hülſen mit 7 Bataillonen, einem Regiment Dragoner und vier ſchweren Kanonen den Vortrab aus-

machen, dieſem aber die Armee treffenweiſe in zwei Colonnen folgen ſollte. Ziethen erhielt ferner den Auftrag, das Nadaſtyſche Corps anzugreifen, es zurückzutreiben, und ſich auf einer hinter Kutlitz belegenen Anhöhe zu behaupten. Hülſen ward befehligt, dieſer Cavallerie längs dem Kaiſerwege zu folgen, die bei Krzeczor vorgeſchobene Batterie zu erobern, alsdann aber dieſes Dorf, und vorzüglich einen links von demſelben auf einer Anhöhe gerade in der feindlichen Flanke belegenen lichten Eichenwald zu beſetzen, während General Ziethen dem Nadaſty ferner zu Leibe gehen, und ſelbigen verhindern ſollte, weder gegen die Flanke des Angriffscorps, noch in der Folge gegen den linken Flügel der Armee etwas zu unternehmen. Dieſe, die noch eine Viertelmeile vorzurücken hatte, ehe ſie des Feindes rechten Flügel erreichen konnte, ward angewieſen: die Hülſenſche Diviſion 1000 Schritt voraus zu laſſen, während des Angriffs derſelben beſtändig hinter ihr fortzumarſchiren, nöthigenfalls ſie mit einigen Bataillonen zu unterſtützen, oder, wäre dieß nicht erforderlich, zwiſchen Krzeczor und Kutlitz durchzugehen, und den erwähnten Eichenwald, der beim Aufmarſch der Infanterie des linken Flügels zum Anhaltspunkte beſtimmt war, zu gewinnen. Die Cavallerie dieſes Flügels hingegen ſollte bis über den Eichenwald vorrücken, und ſich dort formiren; wogegen der rechte Flügel der Armee ſich am Kaiſerwege, und zwar vom Feinde ganz entfernt zu halten, den gemeſſenſten Befehl hatte. Sachkundige, die auf dem anliegenden Plane der Schlacht ſich zu orientiren bemüht ſeyn wollen, werden eingeſtehen müſſen, daß es bloß durch dieß künſtliche Manöver gelingen konnte, die preußiſche Armee faſt parallel auf die rechte Flanke des Feindes, als den einzigen angreifbaren Punkt, zu bringen, und auf dieſe

Weiſe das Glück an dieſem Tage zu feſſeln. Alles ſchien einen erwünſchten Ausgang anzukündigen, und der König, der den Schlüſſel zu Dauns furchtbarer Stellung gefunden zu haben glaubte, hielt ſich ſelbſt davon völlig überzeugt. Allein von der ganzen Dispoſition ward nur der erſte Theil, d. h. die Angriffe der Generale Ziethen und Hülſen, mit Einſicht ausgeführt, und wir werden zeigen, welche ſonderbaren Vorfälle die ganze Unternehmung ſcheitern machten.

Noch waren ſämmtliche Generale im Wirthshauſe Szlatislunz beim Könige verſammelt, um ihre Inſtruktionen zu empfangen, als der Obriſtlieutenant Balby aus einem Fenſter einen öſtreichiſchen Officier gewahr ward, der ungefähr 200 Schritte vor der abgeſeſſenen Cavallerie ſein Pferd tummelte, und die Bewegungen der Preußen zu beobachten ſchien. Einige Ordonanz-Huſaren, die vor der Thüre hielten, bekamen Befehl, Jagd auf ihn zu machen. Es glückte ihnen denſelben einzuholen, und da er vor den König gebracht wurde, ſagte er aus; „er heiße Kraus, ſey Rittmeiſter bei dem Guilaiſchen Curaſſier-Regimente, und „mit noch mehreren Officieren angewieſen worden, die „Stärke der preußiſchen Armee auszuſpähen. Von Wien „ſey der ausdrückliche Befehl eingelaufen, Prag, es koſte „was es wolle, zu entſetzen; daher werde der Feldmarſchall „Daun, wo nicht noch heute, doch ſicher morgen den König „angreifen.“ Sey es nun, daß es den Huſaren wirklich glückte, den feindlichen Officier zu fangen, oder daß dieſer — welches man durch ſeine dreiſte Ausſage noch weit eher zu glauben berechtigt wird — ſich gefliſſentlich greifen ließ, um durch den gedroheten Angriff eines ſo überlegenen Heeres den König zum Zurückzuge zu verleiten: ſo glaubte dieſer doch

nicht, auf halbem Wege ſtehen bleiben zu müſſen, da ſein Entſchluß, zu ſchlagen, einmal gefaßt war.

Seiner Seits hatte Daun dem bisherigen Manöver der Preußen nicht ohne Bewunderung zugeſehn. Er ſo wenig wie ſeine Feldherren konnten ſich überreden, daß eine ſo geringe Macht keck genug ſeyn würde, ſein prächtiges, ſo vortheilhaft geſtelltes Heer anzugreifen. Alle behaupteten daher: wahrſcheinlich werde der König ſich wieder zurückziehen, bis der Major Vettesz*), den der Feldmarſchall als einen bekannt geſchickten Officier ſeines ganzen Vertrauens würdigte, ihn auf die Richtung, welche der preußiſche Marſch nehmen zu wollen ſchien, aufmerkſam und für ſeine rechte Flanke beſorgt machte. Jetzt erſt bemerkte Daun die Nothwendigkeit, dieſen zu ſchwach ſcheinenden Theil ſeiner von ihm für unangreiflich gehaltenen Poſition noch verſtärken zu müſſen. Mit Einſicht und Thätigkeit ließ er es ſich daher angelegen ſeyn, dem hier zu erwartenden Stoße von Seiten des Feindes das erforderliche Gegengewicht zu geben. Er zog nicht allein ſeine Reſerve, ſo wie einen Theil der Infanterie aus dem zweiten Treffen des linken Flügels dahin, und formirte aus dieſen Truppen eine Flanke, ſondern verſtärkte auch ſeine bei Krzeczor vorgeſchobenen Poſten, ließ den Eichenwald mit Kroaten und deutſcher Infanterie beſetzen, mehr ſchweres Geſchütz auf dieſe Punkte führen, und ſo gerüſtet erwartete er den Angriff mit vieler Kaltblütigkeit.

Es war bereits Mittag. Die preußiſche Armee lag noch ganz ruhig unweit Szlatislunz, theils der außerordent-

*) Das Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen. 2ter Theil. S. 348 und 349.

lichen Hitze wegen, theils um die drei Grenadierbataillone abzuwarten, die aus der rechten Flanke der Armee gezogen, und zum Hülſenſchen Corps geſandt wurden. Unterdeſſen war Graf Daun mit ſeinen Vorkehrungen zu Stande gekommen, und das Nadaſtyſche Corps hatte ſich in beſter Ordnung bis über und neben Kutlitz zurückgezogen. Hier ſtand es in mehrere Treffen geſtellt, und nahm das Terrain zwiſchen dem Grunde dieſſeits Kollin und dem oft erwähnten Eichenwalde ein.

Nunmehr aber ſetzten ſich die Preußen wieder in Bewegung. Der König ſchien auf ſeine zur Schlacht getroffenen Anordnungen viel Vertrauen zu ſetzen, und da er die feindliche Poſition näher betrachtete, ſagte er denen, welche ihn umgaben: „Sicher verlaſſen die öſtreichiſchen Feldherren „ſich mehr auf ihren feſten Poſten, als auf den Muth ihrer „Truppen." Der Marſch ward, der gegebenen Dispoſition zu Folge, buchſtäblich ausgeführt. Schon hatte der Vortrab den Kaiſerweg verlaſſen, und rechtsab ſich in das vor Krzeczor belegene Thal gezogen; ſchon hatte General Hülſen ſein zum Angriff beſtimmtes Corps in zwei Treffen formirt; ſchon hatte General Ziethen 30 Schwadronen ſeiner Reiterei hinter daſſelbe aufmarſchiren laſſen, während er mit dem Ueberreſte die linke Flanke der Angreifenden deckte; ſchon rückte Hülſen gegen die Anhöhe von Krzeczor an; ſchon waren die Spitzen der Colonnen das Dorf Braditz paſſirt, und General Pennavaire hatte mit den 20 Schwadronen des erſten Treffens die flache Anhöhe, worauf das Vorwerk Brziſti liegt, erreicht, als der König, der ſich an der Spitze der erſten Colonne Infanterie befand, der Armee Halt zu machen befahl, um, wie er ſich ausdrückte — den Erfolg des Angriffs abzuwarten. Obgleich

nun noch drei Grenadierbataillone zur Unterſtützung des Generals Hülſen abgeſendet wurden, auch die 15 Schwadronen der Reſerve unter Anführung des Obriſten Seidlitz, ingleichen zwei Regimenter Dragoner vom linken Flügel des zweiten Treffens, die ihnen anfänglich vorgeſchriebene Laufbahn verfolgen mußten: ſo blieb doch allen denen, welchen bekannt war, daß nach der gegebenen Diſpoſition die Colonnen hinter dem Hülſenſchen Corps weg nach dem Eichenwalde marſchiren ſollten, dieſe unerwartete Abänderung räthſelhaft und befremdend; ja, der in pünktlicher Befolgung der ihm ertheilten Befehle ſo eifrige Fürſt Moritz erdreiſtete ſich ſogar, vorzuſtellen: daß, um zu dem vorgeſchriebenen Anhaltspunkte zu gelangen, die Armee noch weiter in Colonnen marſchiren müſſe, und daß, wenn ſolche länger hier verweile, ſie zu ſpät auf dem Platze ankommen werde, wo ſie zu agiren beſtimmt ſey. Allein der König achtete darauf nicht, und die Armee blieb ferner hier ſtehen.

Während der Zeit hatte Hülſen, wiewohl mit großer Einbuße an Menſchen, ſich der vor Krzeczor aufgefahrnen Batterie bemeiſtert, 7 Kanonen erobert, und den Feind aus dem Dorfe vertrieben, noch ehe die ihm zur Unterſtützung geſandten Grenadierbataillone die Anhöhe erreichten; und obgleich der Feind ſich hinter einem Hohlwege wieder ſetzte, denſelben dennoch gezwungen, dieſe Stellung zu verlaſſen. Zugleich hatte Ziethen die Nadaſtyſche Reiterei angegriffen und über den Haufen geworfen, hatte aber vom weitern Verfolgen abſtehen müſſen, um ſeine Cavallerie aus einem heftigen Feuer zu ziehen, welches die im Eichenwalde poſtirte Infanterie auf ſeine Flanke und ſeinen Rücken machte. Zwar ward er dadurch gezwungen, ſich bis Kutlitz zurückzuziehen; allein Nadaſty wagte nicht, ihn zu verfolgen, und

von deſſen ganzen Corps kamen nur die beiden dabei angeſtellten ſächſiſchen Dragonerregimenter wieder zum Vorſchein. Ziethen behauptete dagegen einen Theil des Terrains, welches Nadaſty zuvor beſetzt gehabt hatte.

So glücklich war der Anfang der Schlacht, und es iſt vorauszuſetzen, daß, wenn die Armee nach der gegebenen Dispoſition im Marſch geblieben wäre, ſie ſo der Sache auf einmal den Ausſchlag gegeben haben würde. Um ſo befremdender ward es daher den preußiſchen Feldherren, daß ſolche dennoch ſich nicht in Bewegung ſetzen durfte, um den bereits errungenen Vortheil zu benutzen. Zwar war dem Könige der Erfolg von Hülſens Operation noch nicht officiell gemeldet worden; allein man konnte mit bloßen Augen entdecken, wie viel Terrain derſelbe bereits gewonnen hatte. In dieſem kritiſchen Augenblicke wagte es alſo Fürſt Moritz, den König wiederholt zu bitten, den Marſch der Colonnen, nach der Dispoſition, bis zum Eichenwalde fortſetzen zu laſſen. „Sonſt — ſetzte er hinzu — wird der Feind, durch den „erſten Angriff vergewiſſert, daß es ſeinen rechten Flügel „gilt, Zeit und Muße erhalten, hier die zweckmäßigſten „Gegenanſtalten zu treffen, und dann werden die Schwie„rigkeiten ſich ſicher vermehren, die zum Theil ſchon geho„ben ſind.“ Dieſe ſehr gegründete Vorſtellung ward aber mit Stolz, ja zuletzt in unangenehmen Ausdrücken verworfen. Zu eben dieſer Zeit ward dem Könige gemeldet, wie weit es Hülſen und Ziethen geglückt ſey, dem ihnen ertheilten Auftrage zu genügen, und nun erwartete jeder unausbleiblich das Zeichen zum fernern Marſch. Gegen alle Erwartung erging jedoch der Befehl: daß die Armee auf der Stelle wo ſie Halt gemacht habe, aufmarſchiren, und gegen den Feind anrücken ſolle.

Dieſe beſondrre Abweichung von der ertheilten Dispoſition erweckte bei der preußiſchen Generalität eine lebhafte Senſation; beſonders da man beinahe vorausſehen konnte, daß der dabei beabſichtigte Zweck nicht werde erreicht werden können. Der für den Ruhm der Armee ſo eifrig beſorgte Fürſt Moritz nahm ſich daher nochmals die Freiheit, dagegen vorzuſtellen: „Ein Angriff von dieſer Seite könne un„möglich gelingen. Der linke Flügel der Armee ſey von „dem beabredeten Anhaltspunkte noch zu weit entfernt; auf „dieſe Weiſe ſey die rechte Flanke der Oeſtreicher gar nicht „mehr zu gewinnen, und wollte man hier aufmarſchiren, ſo „würde man gezwungen ſeyn, denſelben auf ſeiner Fronte, „gerade in der ganzen Stärke ſeiner Poſition, „anzugreifen.“ Statt aber dieſe wohlgemeinte Warnung zu beherzigen, ward ihm der Befehl wiederholt, das Treffen zu formiren. Der Fürſt, deſſen militäriſches Auge die gefährlichen Folgen dieſes raſchen Entſchluſſes nicht ohne patriotiſche Theilnahme überſah, erwiederte mit Würde: „Ohne meine Pflicht zu verletzen, und die ſchwerſte Verant„wortung auf mich zu laden, iſt es mir nicht möglich, die„ſem Befehle zu genügen. Ich habe bereits die Gründe an„geführt, aus denen ich auf den unglücklichen Ausgang die„ſer Unternehmung ſchließen muß; ich bitte Ew. Majeſtät „alſo nochmals, die Armee in Colonnen weiter fortziehen zu „laſſen, um zu ihrem eigentlichen zweckmäßigen Ziele zu ge„langen.“ Dieſe abermalige Vorſtellung — ſo richtig ſie auch an und für ſich war — reizte Friedrich II zum heftigtigſten Zorn. Mit entblößtem Degen ritt er an den Fürſten, und fragte mit drohender Stimme: ob er gehorchen wolle oder nicht? Diejenigen, welche Zeugen dieſes Auftritts waren, befürchteten, der aufgebrachte König würde

dieſen Widerſpruch noch auf eine thätigere Art ahnden; allein die erzwungene Folgſamkeit des Fürſten gab dazu keine weitere Veranlaßung. Nunmehr wagte niemand mehr, einige Gegenvorſtellungen zu äußern, und die Armee ſtellte ſich in Schlachtordnung. Bloß die vier Reiterregimenter vom linken Flügel erhielten Befehl, unter der Höhe von Brziſti halten zu bleiben, weil — wie der König ſich ausdrückte — vor der Hand, und bis die Infanterie Fortſchritte gemacht haben würde, ſolche nichts auszurichten vermöchten.

Auf dieſe Weiſe ward nicht nur der große Erfolg, den man ſich von der zu Szlatislunz ertheilten meiſterhaften Diſpoſition verſprach, vereitelt, ſondern der inconſequente Aufmarſch der Armee legte auch den Grund zu dem Unglücke dieſes Tages. Jetzt war es nicht mehr möglich, die feindliche rechte Flanke durch den preußiſchen linken Flügel angreifen zu laſſen. Dieſer war von dem Eichenwalde, der ihm zum Anhaltspunkte angewieſen war, noch über 2500 Schritt entfernt, ſogleich konnte er weder Hülſen unterſtützen, noch unter deſſen Schutz die Flanke umgehen. Der rechte Flügel der Armee hingegen, der, laut der erſten Diſpoſition, Brziſti vor ſich behalten ſollte, ſtand jetzt dem Dorfe Brziſtan gegenüber. So ſehr war man von der ertheilten Inſtruktion abgewichen, daß, ſtatt die Armee der feindlichen rechten Flanke parallel zu bringen, ſolche jetzt faſt parallel mit ſeinem erſten Treffen ſtand, deſſen Poſition man doch zu Szlatislunz als unangreiflich anerkannt hatte.

Von dieſem Augenblick an ſchien das traurige Schickſal, welches die Preußen bei Kollin traf, entſchieden; dagegen ward Feldmarſchall Daun eines glücklichen Ungefährs gewürdigt, welches er wohl nicht erwartet haben mochte. Ich

eile indeß, den Vorhang über jene Scene menſchlichen Elends fallen zu laſſen, nachdem ich die Urſachen genau zergliedert habe, welche dieſe Wirkungen nothwendig hervorbringen mußten. Wer Anhänglichkeit an ſein Vaterland beſitzt, kann bei der zweckloſen Aufopferung ſo vieler Tauſende eben ſo wenig gefühllos bleiben, als es die Pflicht des Geſchichtſchreibers erfordert, jede Thatſache in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen zu laſſen.

Es war zwei Uhr, als die Armee in der ihr angewieſenen neuen Stellung aufmarſchirt ſtand. Sogleich ließ der König den linken Flügel ſeiner Infanterie gegen den Feind anrücken, ertheilte aber zugleich den Generalen Manſtein und Schöneich, von denen erſterer eine Brigade, letzterer die Cavallerie des rechten Flügels anführte, den gemeſſenen Befehl: dieſen Theil der Armee ſtets zurückzuhalten, und ſich auf keinen Fall mit dem Feinde einzulaſſen. Jetzt begann von beiden Seiten eine fürchterliche Kanonade, zugleich aber ward man gewahr, daß Feldmarſchall Daun die Cavallerie ſeines rechten Flügels zurückzog, ihren Platz durch einen Theil der Infanterie deſſelben Flügels wieder einnehmen, dann eine Flanke formiren, und die dadurch in der Linie entſtandene Lücke durch Regimenter aus dem zweiten Treffen ausfüllen ließ.

Hülſen hatte, wie oben erwähnt worden iſt, den erſten Theil ſeines Auftrages glücklich erfüllt, und nun blieb ihm noch übrig, den Eichenwald zu beſetzen, welches um ſo nothwendiger ſchien, da das Feuer der in den Wald getretenen öſtreichiſchen Infanterie ſeiner linken Flanke vielen Schaden that. Allein dieſer Feldherr, der mit dem beſten Willen und dem eifrigſten Patriotismus es nie dahin bringen konnte, nach Umſtänden urtheilen zu lernen, benahm ſich bei dieſer Gele-

genheit etwas links. Er übertrug zwei ſchon bis auf 500 Mann zuſammengeſchmolzenen Grenadier-Bataillonen den Angriff und zugleich die Beſetzung des Waldes. Zwar gelang es dieſen wenigen Tapfern, den Feind aus demſelben zu werfen; allein da dieſer heftige Schlag nicht ohne namhaften Verluſt geführt werden konnte: ſo waren ſie nun zu ſchwach, dieſen wichtigen Poſten zu behaupten, als in der Folge Daun friſche Infanterie zur Wiedereroberung des Eichenwaldes abſchickte; ein Umſtand, der, wie wir unten zeigen werden, viel zum Verluſte der Schlacht beitrug.

Kaum war der preußiſche linke Flügel 100 Schritt vorwärts gerückt, als der König einſah, daß derſelbe den Feind zu überflügeln nicht im Stande ſey. Es erging alſo der Befehl: daß die Linie ſich allmählich links ziehen ſolle. Dies Manöver, welches auf dem Exercierplatze ſehr richtig auszuführen iſt, wollte aber hier nicht ſo kunſtmäßig gelingen. Das öſtreichiſche Geſchütz ſchmetterte ganze Glieder zu Boden; der Soldat fieng an zu ſtocken, und es entſtanden ſo große Lücken, daß ſolche nur durch 4 Bataillone des zweiten Treffens ausgefüllt werden konnten. Durch dies Hülfsmittel, und die immerwährende Anſtrengung, ſich ſtets links zu halten, hatte man jedoch mehr als 800 Schritt Terrain gewonnen, dergeſtalt: daß das letzte Bataillon des erſten Treffens den feindlichen rechten Flügel in etwas überflügelte. Nachdem nun dieſer Vortheil, wiewohl nicht ohne Mühe und Verluſt an Menſchen, errungen, und nachdem die durch den unzeitigen Aufmarſch veranlaßte fehlerhafte Verfaſſung der preußiſchen Armee einigermaßen war verbeſſert worden: ſo war wohl nichts natürlicher, als daß der General Pennavaire die ihm interimiſtiſch angewieſene Anhöhe von Brziſti verlaſſen, und mit ſeiner Cavallerie ſich gleichfalls gegen die

feindliche rechte Flanke hätte ziehen müſſen, um nöthigenfalls bei der Hand zu ſeyn. Einem geübten Feldherrn würde es nicht entgangen ſeyn, daß, nachdem die anfänglich gegebene Diſpoſition — wiewohl durch andere Mittel — dennoch erfüllt worden, er dieſer zufolge auch auf dem ihm damals angewieſenen Terrain zu agiren verpflichtet ſey; allein Pennavaire blieb auf gedachter Höhe ſtehen, wo er gegenwärtig ganz unnütz war. —

Durch dieſe unzeitige Pünktlichkeit, den erhaltenen Befehl, ohne Beurtheilung der veränderten Umſtände, zu buchſtäblich zu befolgen ſowohl, als durch das Verſehen, welches Hülſen machte, da er den Eichenwald mit zu wenig Mannſchaft beſetzte, geſchah es: daß, während es dem linken Flügel der Armee endlich gelang, ſich an das Hülſenſche Corps anzuſchließen; beide nunmehr mit der überſpannteſten Tapferkeit den rechten des Feindes beſtürmten; die vor demſelben aufgefahrne Batterie eroberten, und ſchon das Regiment Salm mit dem Bajonett aus der Linie warfen, eben die Abtheilung Oeſtreicher, welche anfänglich aus dem Walde vertrieben ward, jetzt von drei Bataillonen der Flanke unterſtützt, die einige hundert preußiſchen Grenadiere angriffen, aus dem Walde warfen, und ſie zwangen, ſich wieder nach Krzeczor zurückzuziehen.

Dieſes unglücklichen Ereigniſſes ungeachtet, welches, ſo wie ein zweiter Vorfall — von dem wir gleich reden werden — den eigentlichen Verluſt der Schlacht nach ſich zog, ſchien die bewundernswürdige Tapferkeit der Preußen doch den Sieg erringen zu wollen, und es iſt wahrſcheinlich, daß Feldmarſchall Daun in dieſem Augenblick die Schlacht für verlohren hielt, indem er den bekannten Befehl zum Zurückzuge nach Suchdoll, mittelſt eines mit Bleiſtift geſchriebenen Zet-

tels, in ſeiner Armee umherlaufen ließ, den aber zu ſeinem Glücke der Obriſtlieutenant Benkendorf, von den ſächſiſchen Dragonern, nicht weiter als bis zum General Noſtitz kommen zu laſſen die Aufmerkſamkeit hatte, als er die Preußen matt werden, und ihre durch nichts unterſtützte Linie ſich trennen ſah *).

Sobald die Oeſtreicher aufs neue Meiſter vom Eichenwalde waren, rückte Nadaſty wieder vor, und obgleich Ziethen ihn ſofort angriff und über den Haufen warf: ſo ward dieſer doch — wie das erſtemal — durch das feindliche Feuer aus dem Walde, nicht allein gehindert, weiter zu dringen, ſondern ſogar gezwungen, ſeine vorige Poſition wieder zu nehmen.

So ſtanden die Sachen auf dem preußiſchen linken Flügel, als es dem General Manſtein einfiel, drei Bataillone aus dem Centrum der Linie vorzuziehen, um das vor derſelben liegende ſtark beſetzte Dorf Chozemitz förmlich anzugreifen. Kaum ward der Herzog von Bevern dieſes gegen die ihm beim Aufmarſch mündlich ertheilte Inſtruktion handelnde Manöver gewahr, ſo ließ er dieſem General befehlen, ſich nicht mit dem Feinde einzulaſſen; erhielt aber zur Antwort: es ſey ihm durch einen Königlichen Flügel-Adjutanten der ausdrückliche Befehl dazu überbracht worden **). Dieſer ſehr zur Unzeit vorgenommene Angriff war von traurigen Folgen. Manſtein fand nicht allein ſehr viele Schwierigkeiten in Abſicht des Terrains

---

*) Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 1. Theil. S. 216.

**) Wie man mich hat verſichern wollen, ſo war dies der Capitän Varrene.

und des Widerſtandes zu bekämpfen, ſondern als es ihm wirklich glückte, das Dorf zu erobern, ſo konnte er doch nicht weiter, als bis an den Fuß der unerſteiglichen Anhöhe dringen, die hinter demſelben lag. Hier richtete ein gut unterhaltenes Kartäſchenfeuer eine große Verwüſtung in ſeinen Bataillonen an, ohne daß es ihm möglich war, weder ſein Geſchütz gehörig zu gebrauchen, noch die ſteile Anhöhe zu erklettern. Auf das Ganze hingegen hatte dies zweckwidrige Gefecht den Nachtheil, daß allmählich mehr Infanterie des rechten Flügels mit dem Feinde handgemein ward, und daß, als der linke Flügel nach einem drei Stunden lang ausgehaltenen angeſtrengten Kampfe unterſtützt werden ſollte, man über kein einziges Bataillon mehr disponiren konnte *). Feldmarſchall Daun verſtärkte dagegen ſeinen bedrängten rechten Flügel faſt von Augenblick zu Augenblick, und verdoppelte ſein Feuer, während das der Preußen matt zu werden anfing, die Kräfte der Angreifenden ſchwanden, und das grobe Geſchütz unglaubliche Verwüſtungen unter ihnen anrichtete. Um die dadurch entſtandene Lücken wieder auszufüllen, befahl zwar der König, daß die

*) Nach der Ordre de Bataille führte Manſtein die erſte Brigade des rechten Flügels. Da inzwiſchen zu dem Angriff auf das Dorf Chozemitz drei Baitallone aus der Mitte der Linie gezogen wurden; ſo bleibt es ſehr wahrſcheinlich, daß der König dieſem Feldherrn das Commando übertrug, in Hoffnung, ſeine ihm bekannt g' worden ausgezeichnete Herzhaftigkeit werde bei dieſer Gelegenheit eben ſo wirkſam ſeyn, als bei der Schlacht von Prag, da er den wiſchen Kyga und Hortlozers vorgeſchobenen verſchanzten feindlichen Poſten mit Gewalt eroberte, und dadurch den Sieg entſchied, Manſtein wor aus ruſſiſchen, aufs neue in preußiſche Dienſte, die er eheden. verlaſſen hatte, getreten. Er war von äußerſt nervi-

Linie ſich mehr links anſchließen ſollte; allein mit den im ſtärkſten Feuer befindlichen Soldaten ein ſolches Manöver zu machen, wahr nicht mehr möglich.

Jetzt trat der entſcheidende Zeitpunkt ein, welcher der Sache den Ausſchlag gab. Daun ſetzte nun die Cavallerie ſeiner Flanke und einen Theil derjenigen, welche hinter dem gedrängten rechten Flügel hielt, in Bewegung. Sie ſchien ſich in die linke Flanke des Generals Hülſen werfen zu wollen. Um dieſer gefährlichen Unternehmung vorzubeugen, ließ der König dem General Pennavaire befehlen, mit ſeiner Reiterei auf die Anhöhe von Krzeczor herauf zu rücken, und die feindliche anzugreifen. Allein es ſcheint, als wenn an dieſem Tage alle Befehle entweder mißverſtanden, oder zweckwidrig ausgeführt werden ſollten; denn ſtatt daß dieſer General ſeine Cavallerie gerade auf die Anhöhe führen, und über die ſich erſt formirende öſtreichiſche herfallen konnte, nahm er — man hat nie erfahren, warum? — einen Umweg um Brziſti, gerieth dort in Hohlwege, ließ dem Feinde Zeit, in zwei Treffen aufzumarſchiren, und gegen die erſten zehn Schwadronen, die ſich entwickelt hatten, anzurücken. Zwar ſprengte Pennavaire dem Feinde mit dieſer Mann-

---

gem Körperbau, und in Abſicht ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit kann er mit jenem Bayard, dem Chevalier sans peur, verglichen werden; denn ſelbſt das gefahrvollſte Gefecht, das ihm aufgetragen ward, konnte ihn nicht aus der Faſſung bringen. Bei Kollin ward er verwundet, und als die Bleſſirten von Leutmeritz, unter Bedeckung von 200 Mann eines ehemaligen ſächſiſchen Regiments, nach Dresden gebracht werden ſollten, hob der Obriſt Laudon dieſen Transport im Gebirge auf. Manſtein war der Einzige, der ſich nicht ergeben wollte. Fechtend ward er von den Kroaten erſtochen.

ſchaft, und ohne die übrigen zehn Schwadronen abzuwarten, entgegen; allein dieſer Stoß konnte nicht wohl gelingen, und ein Glück war es, daß die öſtreichiſche Cavallerie nicht alles that, was ſie zu thun völlig berechtigt war, vielmehr ohne geworfen zu ſeyn, ſich auf ihr zweites Treffen zurückzog. Preußiſcher Seits konnte aber dieſer Vortheil nicht benutzt werden, weil das im Eichenwalde aufgeſtellte Geſchütz der Flanke Schaden that, das linke Flügelregiment wich, und die übrigen zum Theil noch nicht einmal aufmarſchirten es auch thun zu müſſen glaubten. Dies ſonderbare Cavallerie-Manöver, wobei kein Theil weder warf noch geworfen ward, erweckte indeß bei der preußiſchen Reiterei ein ſolches paniſches Schrecken, daß, als man ſie bald darauf zur Unterſtützung der Infanterie gebrauchen wollte, es den Officieren nicht gelang, ihre Leute mit Ordnung und Muth gegen den Feind zu führen; daß ſelbſt das Regiment Prinz von Preußen, von dem Fürſten Moritz angeführt, durch eine General-ſalve, welche ihm eine Compagnie öſtreichiſcher Grenadiere mit weniger Faſſung gab, geſchreckt, ſtatt gleich über dieſe herzufallen, die Flucht ergriff, und bey dieſer Gelegenheit das Infanterieregiment von Bevern überritt; ja daß ſelbſt der König nicht vermochte, ſeine Cavallerie weiter, als auf Kanonenſchußweite an den Feind zu bringen. Zerſtreut verließ ſie ihn, und flüchtete weit über den Kaiſerweg, wo es nicht wenig Mühe koſtete, ſie wieder zu entwickeln. Der tapfre Obriſt Seydlitz verſuchte zwar, den erſten mißlungenen Angriff des Generals Pennavaire dadurch zu verbeſſern, daß er unter Begünſtigung einer zwiſchen dem Eichenwalde und der feindlichen Flanke belegenen kleinen Ebene mit zehn Schwadronen in den Feind einbrach, ein Regiment größtentheils niederhieb, und als ſich Cavallerie ihm in den

Weg ſtellen wollte, ſolche über den Haufen warf, dann in ein zweites Regiment Infanterie einhieb, und ſich ſeiner Fahnen bemächtigte; dieſer an ſich kühne Streich konnte aber eben ſo wenig, als der dritte Angriff, den Ziethen auf den wieder erſcheinenden Nadaſty mit vielem Glück ausführte, keine anderweitigen Vortheile gewähren, da die Infanterie des linken Flügels nunmehr ſchon zu ſchwach geworden war, um Fortſchritte zu mechen.

Dies tapfre Fußvolk, welches mit ſo vieler Anſtrengung die ſtärkſten Beweiſe eines überſpannten Muths abgelegt hatte, das auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war, dem man aber keine Unterſtützung zuführen konnte, war nicht mehr im Stande, den ſich ſtets vermehrenden Feind weiter zurück zu drängen. Der große Verluſt an Menſchen hatte die Bataillone getrennt, der Soldat hatte keine Munition mehr, und dennoch behauptete es ſich auf dem eroberten Terrain mit einer Entſchloſſenheit, die ihm bei der inconſequenten Art, wie es zu handeln gezwungen ward, um ſo mehr zur Ehre gereicht. Seine peinliche Lage entgieng dem aufmerkſamen Feinde nicht; beſonders nutzte deſſen Cavallerie den Zeitpunkt, in welchem ſie die großen Lücken in der preußiſchen Linie, ſo wie die geringe Neigung ihrer Reiterei, wieder auf dem Kampfplatze zu erſcheinen, entdeckte. Benkendorf, derſelbe, der Dauns mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel mit vieler Einſicht zurückhielt, ſtürzte mit einigen hundert Pferden auf einen Theil der Hülſenſchen Diviſion. Ihm folgten mehrere Regimenter, und nun wurden 14 Bataillone über den Haufen geworfen, ein Theil davon niedergehauen, ein noch größerer zu Gefangenen gemacht. Zerſtreut und mit Hinterlaſſung alles Geſchützes flohen die Trümmer dieſer Infanterie nach dem rechten Flügel. Vergeblich beeiferten

ſich hohe und niedre Officiere, ſie wieder zum Stehen zu bringen. Der König ſelbſt ſammelte ungefähr 40 Mann nebſt einigen Fahnen, und in der Hoffnung, daß ein großer Theil der Flüchtigen ſich wieder an ihn anſchließen würde, führte er dieſe mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; jene Hoffnung ſchlug aber fehl. Selbſt die Wenigen, die mehr aus Ehrfurcht gegen den König, als aus Ueberzeugung, zu ſiegen, einige Entſchloſſenheit gezeigt hatten, verließen ihn wieder, als die feindlichen Kanonenkugeln ſie erreichten. Friedrich ward dieß nicht gewahr; ganz gelaſſen ritt er auf die Batterie loß. Seine Adjutanten beſorgten, er möchte ſich zu weit wagen, und endlich redete ihn der Maior Le Grand mit den Worten an: Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Ohne zu antworten, hielt er ſein Pferd an, ſahe ſich um, betrachtete dann die Batterie durch ein Fernglas, und ritt langſam nach dem rechten Flügel.

Während dieß auf dem linken Flügel vorging, behauptete Manſtein noch den Fuß der Anhöhe; bis zu dieſer zu gelangen, und daſelbſt ein ſtundenlanges ganz unzweckmäßiges Feuer mit dem Feinde zu unterhalten, war aber alles, was er vermocht hatte. Sobald Daun indeß ſeinen rechten Flügel bis an den Eichenwald vorzog, die Anhöhe bei Krzeczor wieder beſetzen, und alles, was er von den Preußen erreichen konnte, mit ſeinem groben Geſchütze verfolgen ließ: ſo traf dieß Feuer beſonders ſeine ſchon zerſchmetterten Bataillone. Er führte ſolche daher durch Chozemitz, von den Oeſtreichern heftig verfolgt, nach dem rechten Flügel, bei welchem keine Veränderung vorgenommen war, als daß man einen Theil des zweiten Treffens ins

erſte gezogen hatte, um die durch den Manſteinſchen Angriff in der Linie entſtandene Lücke zu decken.

Als der König einſah, daß die Schlacht unwiederbringlich verlohren ſey, berief er den Herzog von Bevern und den Fürſten Moritz zu ſich, und trug ihnen auf, die Armee durch das Defilee von Planian zurückzuziehen, nach Nimburg zu führen, und dort über die Elbe zu gehen; er ſelbſt von ſeinen Gardes dů Corps begleitet, ging dahin voraus. Ein Schwarm von flüchtigen Reitern, Reitknechten und Handpferden ſchloß ſich an ihn an; als aber unterweges einige vom Troſſe feindliche Huſaren zu wittern glaubten, und dieſe — wiewohl falſche — Nachricht mit lautem Geſchrei ausposaunten, ward faſt eine halbe Meile mit verhängtem Zügel fortgejagt, bis man endlich, vom Irrthum überzeugt, die Pferde verſchnaufen ließ.

Faſt in eben dem Augenblick, in welchem der König die Armee verließ, zog Feldmarſchall Daun die Infanterie ſeines linken Flügels vor die Cavallerie deſſelben, ließ beide unter Anführung des Generals Eſterhazy von der Höhe von Brzeſan herunterrücken, und den Theil des preußiſchen rechten Flügels, der noch feſt ſtand, angreifen. Dieſer aber ging dem Feinde muthig entgegen, und nun entſtand auch hier ein hitziger Kampf. Der Herzog von Bevern, der eiligſt vom Könige zurückkehrte, traf ſeine Bataillone in einem mördriſchen Gefechte, in welchem ſie die größte Tapferkeit bewieſen, obgleich das ſämmtliche Geſchütz der öſtreichiſchen Armee auf ſie gerichtet ward, und eine große Verwüſtung unter ihnen anrichtete. Demungeachtet zog er ſolche nicht zurück; vielmehr warf er die feindliche Cavallerie, die ſich zum Einhauen anſchickte, mehrmals über den Haufen, und zwang endlich auch die Infanterie, ſich wieder bis

Brzeſan zurückzuziehen. Dieſe Entſchloſſenheit rettete die Armee vom völligen Untergange. Man ſammelte während der Zeit die Flüchtigen, formirte ſich hinter Planian, und trat mit einbrechender Nacht den Marſch nach Nimburg an. Niemand beunruhigte dieſen Rückzug, weil Daun, ſehr zufrieden, den erſten Sieg über Friedrich II erfochten zu haben, ſeinem Feinde goldne Brücken bauete; ja er war ſo wenig ſtolz darauf, daß er die Verwundeten, welche Fürſt Moritz zu Planian zurückgelaſſen, und durch einen dabei angeſtellten Officier ſeiner Menſchlichkeit empfohlen hatte, demſelben nach Nimburg zurückſandte.

Von der ganzen preußiſchen Armee hielt niemand das Schlachtfeld ſo ausdauernd, als General Ziethen. Mit 65 Schwadronen behauptete dieſer glückliche Feldherr eben das Terrain, worauf er Nadaſty dreimal über den Haufen geworfen hatte, bis es dunkel ward; dann erſt trat auch er ſeinen Rückzug mit vieler Ordnung über Trechnitz nach Nimburg an.

Dieß war der Ausgang dieſer merkwürdigen Schlacht, die dem Könige 326 Officiere und 13,447 Mann an Todten, Verwundeten oder Gefangenen, und den Kern ſeiner Infanterie nebſt 45 Stück Geſchütz koſtete. Sie verrückte nicht allein den ganzen, bei Eröffnung des Feldzugs entworfenen Operationsplan, ſondern ſchien auch unglückliche Folgen nach ſich ziehen zu wollen. Ein ſolcher bei der preußiſchen Armee bisher ganz ungewöhnliche Schlag brachte ſogar in den nicht geſchlagenen Theil derſelben eine gewiſſe Muthloſigkeit, die nur die Schlacht bei Leuthen wieder ganz verwiſchen konnte. Selbſt auf das vor Prag zurückgebliebene Heer machte dieſer unerwartete Unfall einen lebhaften Eindruck; und obgleich man den gemeinen Soldaten durch eine

mit vielem Aufſehn angekündigte Nachricht: als habe der Herzog von Bevern den feindlichen linken Flügel geſchlagen, und dadurch alles wieder ins Geleiſe gebracht, zu täuſchen ſuchte: ſo fand dies Mährchen doch um ſo weniger Eingang, da der Menſch ſelten von dem auf ihn gemachten erſten Eindrucke völlig zurückkommt, und wenn er Zeit hat, über ſeine Lage nachzudenken, die bange Erinnerung an die Zukunft nur noch mehr Nahrung erhält *). Daß dies auch der Fall bei den preußiſchen Feldherren, ja ſelbſt bei dem Könige geweſen ſeyn mag, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Letzterer befand ſich in einem Zuſtande, von dem nur die ein getreues Bild entwerfen konnten, die ihn theils in Nimburg, wo er, auf einer Brunnenröhre ſitzend, ſein Schickſal überdachte, geſehen haben, theils gleich nach ſeiner Zurückkunft im Lager vor Prag zu ſprechen Gelegenheit hatten. Man denke ſich Friedrichs empfindlichen Charakter; man überlege, wie verzweifelt jetzt ſeine Lage ſeyn mußte, da ihm nicht allein die Mittel benommen waren, ſein großes Vorhaben auszuführen; ſondern er ſich

---

*) Ich befand mich gerade im Hauptquartiere des Feldmarſchalls Keith, als die erſte Nachricht von der verlornen Schlacht und ihren Umſtänden daſelbſt einlief. Ich war Zeuge von der außerordentlichen Beſtürzung der ſämmtlichen dort verſammelten Feldherren. Sie, ſonſt ſo ſtolz auf ihren Muth und auf die Disciplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Eine Stille von einigen Minuten war das ſichere Kennzeichen der äußerſten Niedergeſchlagenheit; nur der ſonſt ſo ſanftmüthige Prinz von Preußen brach jetzt in ein lautes Wehklagen über das Benehmen ſeines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der — ſo gerecht er auch an ſich war — ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, welches ſeinen frühen Tod beförderte. —

ſogar in die für ihn ſo ſchmerzhafte Nothwendigkeit verſetzt ſah, den erſt kürzlich eroberten Theil von Böhmen wieder zu verlaſſen; man ſetze voraus, daß die verlorne Schlacht das Signal zur Thätigkeit ſeiner noch entfernten Feinde geben werde, und zu allen dieſen füge man das Bewußtſeyn hinzu, den Verluſt deſſelben veranlaßt zu haben; ſo kann man ſich ungefähr einen Begriff davon machen, wie ſchrecklich der Kampf geweſen ſeyn mag, den die Erinnerung an das erlittene Unglück in ſeinem leidenſchaftlichen Gemüth rege machen mußte.

Es iſt hier die Gelegenheit, Betrachtungen über die Operationen Friedrichs II ſeit der Schlacht bei Prag anzuſtellen, und dem unpartheiiſchen Leſer zur Beurtheilung zu überlaſſen, ob ſolche wirklich dem vorgeſetzten Entzwecke ententſprechen konnten, oder ob ſie nicht vielmehr die jetzige Cataſtrophe ganz natürlich herbei führen mußten, wenn nicht — was man doch nicht vorausſetzen konnte — das Glück unbedingt im Spiele blieb. Da in der am 6ten Mai gelieferten Schlacht der Prinz Carl von Lothringen ſeinem geſchlagenen Heere keinen andern Ausweg zu verſchaffen wußte; ſo warf er ſich mit dem größten Theile deſſelben nach Prag, dem nächſten Zufluchtsorte, und verſammelte daſelbſt 44,000 Mann Infanterie und 2000 Pferde. Hier ward er auf das engſte eingeſchloſſen, weil der König ſich ſicher ſchmeichelte, ihn durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. So weit umfaſſend auch dieſer Gedanke war; ſo gewiß derſelbe — wäre es möglich geweſen, ihn zu realiſiren — den Frieden bewirken konnte; ſo ſtolz Friedrich auf das außerordentliche Glück hätte ſeyn können, innerhalb acht Monaten zwei Armeen zu Gefangenen gemacht zu haben; ſo ſehr es auch ſeiner Eigenliebe geſchmeichelt haben würde, ſein, ſtets auf

die Extreme gerichtetes, Vorhaben ausgeführt zu ſehen: ſo ſcheint es doch, daß er in dem gegenwärtigen Falle die Umſtände zu oberflächlich berechnet, und zu wenig an die doch möglichen Zufälle gedacht haben mochte. Wahrſcheinlich bleibt es wenigſtens — wie ſich die Leſer aus dem, was über die Schlacht bei Prag geſagt worden iſt, zurückerinnern wollen — daß die eiſerne Beharrlichkeit, gerade am 6ten Mai zu ſchlagen, den möglichen Ausgang der Sache um vieles zurückſetzte, und die Gelegenheit zu allen den darauf genommenen Maßregeln an die Hand gab, welche die politiſche Lage, in der ſich Friedrich II befand, jedoch nur zum Theil entſchuldigen kann.

Es war bekannt, daß Rußland, Frankreich, Schweden und viele Reichsfürſten ſich zu ſeinem Untergange rüſteten. Glückte es alſo, das Haus Oeſtreich zuvor unwirkſam zu machen; ſo würde ſchwerlich die Coalition den Kampfplatz betreten haben. Alle Unternehmungen des Königs mußten daher auf ſchnelle, beherzte Schritte und richtig berechnete Zeitpunkte eingerichtet werden. Bis zur Schlacht bei Prag — vielleicht weniger am Tage derſelben — hatte er dieſe Grundſätze in Ausübung gebracht; von dieſer Epoche an aber ſchien er ſich auf ſein bisheriges Glück zu ſtark zu verlaſſen, und eben ſo wenig den Wankelmuth deſſelben in Anſchlag zu bringen, als die Verachtung gegen ſeine Feinde zu mäßigen. Durch den dem Prinzen Carl gewiſſermaßen abgenöthigten Entſchluß ward Prag mit einer Armee beſetzt. Man wußte, daß Maria Thereſia eine zweite Armee, unter Anführung des Feldmarſchalls Daun, in Mähren zuſammenzog. Es war zu erwarten, daß dieſe alles anwenden würde, die in Prag eingeſchloſſene zu entſetzen; eine Blokade war daher das, was

die ſo nothwendig erforderliche ſchnelle Entſcheidung der Angelegenheiten am wenigſten begünſtigen konnte. Dies Verfahren zog die Ausführung der Operationen zu ſehr in die Länge, und wie konnte der König ſich ſchmeicheln, daß bloß Mangel an Lebensmitteln und ein Bombardement, deſſen Wirkung bei der Weitläuftigkeit der Stadt nicht von Bedeutung ſeyn konnte, den Prinzen Carl ſo bald zur Uebergabe zwingen würde? Denn, wenn man auch mit der ſtrengſten Gewißheit hätte darauf rechnen können, derſelbe werde keinen Verſuch wagen, ſich durchzuſchlagen, welches iedoch, in Betracht der Macht, die er bei der Hand hatte, um die gewiß nicht unüberwindliche preußiſche Einſchließung zu überwältigen, nicht füglich anzunehmen war, und durch das vom Marſchall Belisle ſchon im Jahre 1742 gegebene Beiſpiel widerlegt wurde: ſo war doch dagegen vorauszuſehen, daß er gewiß das äußerſte abwarten würde, ehe er den Entſchluß faßte, ſich in eine ſo ſchimpfliche Unterhandlung einzulaſſen. So geringe auch die Magazinvorräthe in Prag ſeyn mochten, ſo war man doch erſt kürzlich durch das Beiſpiel der Sachſen belehrt worden, wie lange eine eingeſchloſſene Armee ſich halten könne, ehe ſie zur Capitulation ſchreitet. Dieſe koſtbare Zeit mußte man nicht unbenutzt laſſen, um der zum Entſatz beſtimmten Dauniſchen Armee Gelegenheit zu geben, ſich zu organiſiren und Fortſchritte zu machen. Ich will nicht entſcheiden, ob nicht andere Wege eingeſchlagen werden konnten, um den Entzweck früher zu erreichen; noch weniger will ich behaupten, daß es der gegenwärtigen Lage angemeſſener geweſen wäre, dem Prinzen Carl Gelegenheit zu geben, Prag gleich wieder zu verlaſſen, ihn ſowohl wie Daun durch künſtliche Manöver und gut gewählte Stellungen unthätig zu erhalten, während dem

aber Prag zu erobern? Mir wenigſtens ſcheint es einleuchtend, daß die den Oeſtreichern vergönnte Flucht nach der Stadt, und die darauf veranſtaltete Blokkade die Früchte der unter den Wällen von Prag gewonnenen Schlacht vereitelten, und die unmittelbare Urſache werden mußten, daß die bei Kollin — wenn dieſe auch der anfänglich ertheilten Dispoſition zufolge wäre gewonnen worden — den König dem vorgeſetzten Ziele wenig näher gebracht haben würde. Daun, wenn gleich geſchlagen, blieb ihm ſtets überlegen. In einer Gegend, die ihm ſo viele gute Poſitionen gewährte, konnte er ſich bald wieder ſetzen, und ſo den Preußen neue, nur mit Anſtrengung zu überwindende, Schwierigkeiten in den Weg legen, ohne daß es demungeachtet gelungen wäre, die in Prag eingeſperrte Armee, die doch endlich mittelſt eines herzhaften Entſchlußes auf ihre Rettung bedacht geweſen ſeyn würde, wie man es ſo ſehnlich wünſchte, zu fangen.

Was übrigens Friedrich II eigentlich veranlaßt haben mag, in der Schlacht bei Kollin von ſeiner ertheilten, einzig zweckmäßigen Dispoſition zum Angriff, ſo gefliſſentlich, und aller dagegen gemachten gegründenden Vorſtellungen ungeachtet, mit Beharrlichkeit abzuweichen; warum er das, was er anfänglich als unausführbar anerkannte, dennoch zu verſuchen wagte, darüber herrſchen im Publikum nur Muthmaßungen. Er ſelbſt hat ſich nie darüber deutlich erklärt, und in einem Briefe an d'Alembert nur geſtanden: wie er darin gefehlt, daß er zu dieſer Expedition zu wenig Infanterie angewendet habe. Einige, welche der Schlacht perſönlich beiwohnten, nehmen als wahrſcheinlich an: „daß bei „näherer Betrachtung der drohenden feindlichen Stellung „und bei den Anſtalten, die man Daun treffen ſah, um, „ſeine rechte Flanke zu ſichern, der König zweifelhaft ge-

„worden ſeyn konnte, ob es ihm auch gelingen würde, mit
„einer ſo ſchwachen Armee den ihm doppelt überlegenen
„Feind zu ſchlagen; daß ferner, da er einmal den Entſchluß
„gefaßt, Dauns Entwürfe zu vereiteln, ſich aber durch
„deſſen Zuvorkommen unerwartet in ſeinem Angeſichte be-
„funden habe, er es ſchimpflich gehalten haben mochte,
„einen Schritt zurück zu thun; daß er daher die Spitzen der
„Colonnen in ihrem Marſch aufgehalten, und nur die Ge-
„nerale Ziethen und Hülſen habe vorrücken laſſen, um
„abzuwarten, ob es dieſen Feldherren gelingen würde, ihren
„Auftrag auszuführen; daß im letztern Falle es alsdann
„noch bei ihm geſtanden haben würde, dieſe Corps wieder
„an ſich zu ziehen, oder wenn es dem Feinde gelüſten ſollte,
„ſie mit Macht anzugreifen und zu verfolgen, folglich ſeinen
„ſtarken Poſten zu verlaſſen, ihn ſodann mit ſeinen Colon-
„nen auf einem ihm minder günſtigen Terrain zu ſchlagen.
„Nachdem aber Hülſen wirklich die vorgeſchobene Batterie,
„das Dorf Krzeczor und vorzüglich den kleinen Eichenwald
„erobert hatte, Daun aber ſeine Flanke auf Koſten ſeiner
„Treffen ſtets verſtärkte; ſo habe er vielleicht geglaubt,
„deſſen Aufmerkſamkeit auf einen andern nicht geargwohnten
„Gegenſtand leiten, und daraus Vortheile ziehen zu können.
„In der Hoffnung alſo, durch die Tapferkeit ſeiner Infanterie
„hier nicht allein Hülſens fortgeſetzten Angriff zu erleich-
„tern, ſondern auch den feindlichen rechten Flügel — ſo
„wie es bei Prag der Fall war — von ſeiner Flanke zu tren-
„nen, könne es ſeyn, daß, da ſeine Lage ſchon an Ver-
„zweiflung gränzte, er den Aufmarſch der Armee, den An-
„griff ſeines linken Flügels, ſo wie in der Folge den des
„Dorfes Chozemitz anbefehlen zu müſſen für zuträglich
„gehalten habe."

Sey es nun, daß man ſich bewogen finden könnte, dergleichen Hypotheſen anzunehmen; ſey es, daß Friedrich II. ſich wirklich für berechtigt gehalten habe, dieſen kühnen Strich eben ſo glücklich wie bei Prag auszuführen: ſo trafen doch zu ſeinem Unglücke nicht dieſelben Umſtände hier zuſammen. Damals war der rechte Flügel des Prinzen Carl theils ſchon im Weichen, theils vom linken getrennt; der ganze preußiſche rechte Flügel konnte Manſteins Angriff auf den unweit Hortlotzer befindlichen Vorpoſten unterſtützen. Daun hingegen konnte jeder Unternehmung auf ſeine zuſammenhangende Linie mit Einſicht begegnen, da Muth, Ordnung und Disciplin ſeine auf einem vortheilhaften Terrain aufgeſtellten Truppen auszeichneten, und eine ungewöhnliche Menge gut bedientes Geſchütz Tod und Verderben um ſich her verbreitete. Ueberhaupt gab der König an dieſem Tage einen redenden Beweis davon, daß ein zu unbegränztes Zutrauen auf Glück und innere Stärke auch den größten Geiſt irre führen kann.

VI.

Folgen der Schlacht bei Kollin. Prinz Wilhelm von Preußen.

Durch den Sieg bei Kollin erwarb ſich der Feldmarſchall Daun einen Ruhm, der in den Augen des Publikums um ſo ausgezeichneter ſchien; je wichtiger der Gegenſtand war, der ihn veranlaßt hatte. Man ertheilte ſeinen Talenten unbegränzte Lobſprüche; ja man ſtellte ſogar eine Vergleichung zwiſchen ihm und dem Fabius an, weil er die öſtreichiſche Monarchie, wie jener die römiſche Republik, durch Zaudern rettete. Maria Thereſia konnte nicht ſchmeichelhafte Ausdrücke genug finden, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen. Der Glanz, in welchem dieſer Heerführer nach der Schlacht erſchien, verſchwindet indeß einigermaßen, wenn man alle Vorurtheile bei Seite ſetzt, und es bleibt durch Thatſachen ausgemacht, daß nicht bloß ſein Genie, ſondern der Zufall ihm den Sieg in die Hände ſpielte. Die Fehler, welche preußiſcher Seits an dieſem Tage begangen wurden, abgerechnet, hatte Daun ſeinen erlangten Ruhm mehr der Einſicht zweier Officiere von geringerem Grade, als allen übrigen ihm zugeſchriebenen zweckmäßigen Dispoſitionen zu verdanken, indem, wie bereits oben erwähnt worden iſt, der eine ihn auf den Hauptfehler ſeiner Schlachtordnung aufmerkſam machte, und der andere, ohne Befehl abzuwarten, den günſtigen Augenblick zu nutzen verſtand, um dem ſchon verloren gegebenen Treffen einen entſcheiden,

den Ausſchlag zu geben. Ein Beweis, daß nicht die Jahre der Dienſtzeit, ſondern ein ſcharfes militäriſches Auge, mit Geiſtesgegenwart verbunden, im eigentlichen Verſtande den Officier bilden.

Vom Schlachtfelde eilte Friedrich II gerade zu ſeiner Armee, die Prag eingeſchloſſen hielt. Hierher berief er die Generale Winterfeldt und Retzow. Dieſen Vertrauten ſeiner Geheimniſſe ſchilderte er das ihm betroffene Unglück mit den lebhafteſten Farben; und wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daß der durch einen ſo unerwarteten Unfall gebeugte Heerführer, bei dieſer Gelegenheit, die menſchliche Schwachheit nicht ganz abzulegen vermochte: ſo war ſolche doch eher als ein ſanfter Uebergang zu den vorzüglichſten Entſchlüſſen anzuſehen, als daß ſie eine gänzliche Muthloſigkeit verrathen haben ſollte.

Kaum hatte der König ſein Herz gegen ſeine Vertrauten ergoſſen; kaum hatte er einige Augenblicke ſeine kritiſche Lage überdacht — vielleicht ſeine begangenen Fehler ſich ſelbſt geſtanden — als die Empfindungen, welche die gegenwärtigen Unfälle in ſeinem Gemüthe rege machen mußten, durch die Gegenwart und Stärke ſeines Geiſtes verſcheucht wurden, und ſeine militäriſchen Talente eine neue Spannkraft erhielten. Zwar ging ſein zu dieſem Feldzuge entworfener Operationsplan ganz verloren; auch konnte er darauf rechnen, daß die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich eilen würden, dasjenige zu erfüllen, was auf einer Seite politiſche Urſachen zu wagen nicht rathſam erachtet, auf der andern aber gewiſſe Intriguen bisher zurückgehalten hatten. Er ſah ſeine Gefahren ſich vermehren, und ſeinen Untergang wahrſcheinlicher werden, wenn ſeine Feinde Muth genug beſäßen, ihn mit vereinten Kräften von allen Seiten zugleich

anzugreifen. Nichts blieb ihm daher übrig, als ſich mit Standhaftigkeit zu waffnen, nichts übereiltes zu wagen, vielmehr auszuſpähen, wohin eigentlich ſeine Feinde ihre Operationen richten würden, und falls ſie ſolche zweckmäßig zu unternehmen verabſäumen ſollten, von ihren begangenen Fehlern Vortheile zu ziehen. So ſtand dieſer Held mitten unter ſeinen Feinden, unerſchüttert, wie eine hundertjährige Eiche auf einem einſamen Hügel. Die Stürme treffen ſie von allen Seiten, beugen ihre Aeſte heftig nieder, vermögen aber ihrer innern Stärke wegen nicht, ſie wurzellos zu machen und umzuwerfen.

Die erſte und natürlichſte Folge der verlornen Schlacht, war, daß die Einſchließung von Prag aufgehoben werden mußte. Dies geſchah gleich am zweiten Tage nach dem Treffen. Die Armee des Königs zog am frühen Morgen im Angeſichte des Feindes, mit allem militäriſchen Pomp ab, und vereinigte ſich mit der des Herzogs von Bevern bei Liſſa. Der Feldmarſchall Keith, der bisher Prag auf der ſogenannten kleinen Seite eingeſchloſſen gehalten hatte, verließ ſein Lager an eben dem Tage, jedoch, nach dem dazu erhaltenen ausdrücklichen Befehle, erſt am Nachmittage. Prinz Carl gewann dadurch Zeit, Vorkehrungen zu treffen, um ihm ſeinen Abzug zu erſchweren, und dieſer Entſchluß, ward durch den Umſtand, daß Keith ſich etwas zu lange verweilte, um der Colonne ſeines rechten Flügels, die Winterfeldt anführte, Zeit zum Zurückzuge zu geben *), noch

*) Winterfeldt hatte ſich ſchneller zurückgezogen, als Keith es vorausſetzte, weil er vom Feinde nicht war verfolgt worden. Als er nun das Gefecht mit dem Nachzuge der zweiten Colonne gewahr ward, ließ er dem Feldmarſchall erinnern: „es dürfe wohl Zeit ſeyn,

mehr begünſtigt. Der Nachzug der Keithiſchen Colonne ward in ein hitziges Gefecht verwickelt, verlohr über 400 Mann an Todten und Verwundeten, und in der folgenden Nacht verließen über 1000 Ausreißer die Armee, die ſich bei Leutmeritz am linken Ufer der Elbe lagerte *). Ein Theil der königlichen Armee ſetzte ſich am rechten Ufer dieſes Fluſſes, und die hier befindliche prächtige, maſive Brücke diente beiden getrennten Lagern zur Gemeinſchaft. Ein drittes Corps, unter Anführung des Prinzen von Preußen, ging über Jungbunzlau nach Neuſchloß, von wo aus es das feſte Lager bei Böhmiſch-Leipa bezog.

„ſich gleichfalls in Marſch zu ſetzen.“ Keith, verdrießlich, ſeine gute Intention verkannt zu ſehen, antwortete dem an ihn abgefertigten Adjutanten: Dites à votre Général, que je n'ai craint que pour lui. —

*) Auf dem Marſche nach Leutmeritz hatten wir eine Erſcheinung, die bei der Gemüthsſtimmung, worin ſich jeder nach der kürzlich ſich ereigneten Cataſtrophe befand, um ſo mehr Senſation machte. In der Nacht zwiſchen dem 23ſten und 24ſten Junius erblickte man in dem nahe gelegenen Gebirge, welches Böhmen von Sachſen trennt, auf einmal über hundert große Feuer. Die in der Nähe gelagerte Armee ward dadurch aufgeſchreckt, und da wir in der gegenwärtigen Lage immer das Schlimmſte argwöhnen zu müſſen glaubten, ſo nahmen wir dieſe Erſcheinung für Wachtfeuer an, und muthmaßten daher: Prinz Carl habe ein Corps nach dem Gebirge geſandt, um uns den Rückzug abzuſchneiden, während er die Armee angreifen wollte. Es wurden ſogleich mehrere Patrouillen abgefertiget, um genauere Nachrichten einzuziehen; wir wurden aber bald wieder beruhigt, als wir erfuhren, daß die ſchreckenden Feuer bloß durch die Gebirgsbewohner angelegt wurden waren, welche die Gewohnheit haben, dem heil. Johannes an ſeinem Namensfeſte auf dieſe Weiſe ein Opfer zu bringen. Dieſer Umſtand vermehrte indeß das Ausreißen nicht wenig. —

In dieſer Stellung blieb die preußiſche Armee über drei Wochen ruhig ſtehen, ehe die wahren Abſichten der nunmehr vereinigten Prinz Carl- und Dauniſchen großen Armee ſich völlig aufklärten. Liſſa war ihr Vereinigungspunkt geweſen, und das Ende des Junius war herangerückt, ehe die beiden Feldherren ſich zu einer Operation entſchließen konnten. Sie waren bis dahin noch immer unſchlüſſig geweſen, ob es beſſer ſey, den Krieg nach Sachſen zu ſpielen, und ſich den anrückenden Bundesgenoſſen zu nähern, oder durch Abſendung verſchiedener Corps den König aus Böhmen zu verdrängen, und dann die Eroberung von Schleſien zu verſuchen. Anfänglich hatte es das Anſehen, als wollten die Oeſtreicher Bewegungen längs dem linken Ufer der Elbe gegen Sachſen machen; nachdem ſie aber ihren Marſch auf Münchengräz richteten, ſchien ihr Hauptaugenmerk auf Schleſien gerichtet zu ſeyn. So entſcheidend aber auch ein in Verbindung mit der franzöſiſchen und Reichsarmee nach Sachſen unternommener Zug das Unglück des Königs von Preußen würde haben befördern können, eben ſo wenig ſchien für jetzt die Eroberung von Schleſien dem öſtreichiſchen Heerführer ein Ernſt zu ſeyn. Statt dazu die zweckmäßigſten Mittel anzuwenden, umzog er das Lager des Prinzen von Preußen bei Leipa, und richtete ſeinen Marſch nach Zittau und die Lauſitz. Es iſt nicht entſchieden, warum unter den verſchiedenen möglichen Operationsplanen Prinz Carl von Lothringen gerade den wählte, wobei die größten Beſchwerlichkeiten in Abſicht der Verpflegung der Armee, und zugleich die wenigſten Vortheile für das Ganze zu erwarten waren. Man muß ſich wundern, daß mit einer dreimal ſtarken Armee, und bei der ſo zweideutigen Gemeinſchaft mit dem am rechten Ufer der Elbe ſtehenden königlichen

Corps, er nicht verſuchte, den Prinzen von Preußen aus ſeinem Poſten bei Böhmiſch-Leipa mit Gewalt zu vertreiben, und durch einen ſolchen Sieg Friedrich II zu zwingen, das rechte Ufer des Fluſſes zu verlaſſen. Man ſtaunt nicht weniger, wenn man erwägt, daß, nachdem er ſich ſorgfältig gehütet, den Preußen zu nahe zu kommen, und nachdem er ihnen den Poſten und das Magazin von Gabel durch einen herzhaften Angriff entriſſen, er, ſobald er ſie von Zittau abgeſchnitten hatte, dieſe unglückliche Stadt durch Brand zerſtörte, um eine Beſatzung von noch nicht 1000 Mann, die das dort befindliche Magazin deckte, zu zwingen, den Ort zu räumen. Im erſten Falle wird man bewogen, vorauszuſetzen: Prinz Carl habe in ſich keinen Beruf gefühlt, ſich in eine Schlacht einzulaſſen, vielmehr ſich geſchmeichelt, durch die bei Zittau zu nehmende Stellung den König von Schleſien abzuſchneiden, und ſo die Eroberung dieſes Herzogthums zu begünſtigen. Im andern Falle durfte man annehmen, daß der gefliſſentlichen Zerſtörung von Zittau politiſche Gründe unterzulegen ſeyn möchten, die nur jene durch die herzhafte Gegenwehr der Preußen — gewiſſermaßen abgenöthigten, gewaltſamen Schritte der Bundesgenoſſen — rechtfertigen zu müſſen ſcheinen ſollten *). Sey

*) Die Induſtrie der Einwohner von Zittau war ſchon lange den böhmiſchen Fabrikanten ein Dorn im Auge geweſen. Die Betriebſamkeit und der Fleiß, mit welchem jene ihre Fabrikate anfertigten, ſo wie das Glück, daß ihrem Abſatze günſtig blieb, waren eben ſo viel Gründe, die Eiferſucht ihrer Nebenbuhler rege zu machen. Man will daher argwohnen: Prinz Carl habe die gegenwärtige, ſich von ſelbſt darbietende Gelegenheit genutzt, um den Kunſtfleiß und den ausgebreiteten Handel der Zittauer, zu Gunſten der böhmiſchen Unterthanen, wenigſtens auf eine Zeitlang zu hemmen, indem er die Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelte,

es nun, daß dieſe Behauptungen ihren zureichenden Grund haben, oder einiger Modifikation unterworfen bleiben; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Fehler, die Prinz Carl beging, die Bedenklichkeiten, die er verrieth, und die geringe Betriebſamkeit, die er, ſeiner großen Uebermacht ungeachtet, anwandte, dem Könige von Preußen die Gelegenheit an die Hand gaben, die noch von ihm beſetzte Gegend von Böhmen ganz auszuzehren, und aus dem großen Magazine von Leutmeritz ſeine Armee reichlich zu verpflegen. Hätte dieſer nicht ausdrücklich darauf zu beſtehen geſucht, ſich mit ſeinem ganzen Heere bis zum 15ten Auguſt in Böhmen zu erhalten; wären nicht dem Prinzen von Preußen die beſtimmteſten Befehle ertheilt worden, ſich nicht weiter als bis Leipa zurückzuziehen *); hätte letzterer, um deſto vorſichtiger zu gehen, nicht die Befehle ſeines königlichen Bruders zu pünktlich befolgt, und ſeine Generale weniger zu Rath gezogen, vielmehr in der Lage, worin er ſich befand, es über ſich zu nehmen gewußt, ſeinen Rückzug nach Zittau früher, als es geſchah, vorzunehmen; wäre der König, nachdem er des Prinzen Carl Abſichten auf die Lauſitz zur Genüge enträthſelt hatte, mit dem größten Theile ſeiner Armee

---

*) Als der Prinz von Preußen dem Könige ſeinen Rückzug von Neuſchloß nach Leipa meldete, und die Gründe anführte, die ihn zu dieſem Entſchluß bewogen hätten, antwortete ihm dieſer: „Im gegenwärtigen Falle billige ich den Marſch der „Armee nach Leipa; allein ich hoffe, Sie werden von nun an „nicht weiter zurückgehen, um ſich nicht ganz unvermuthet in die „Mitte von Sachſen verſetzt zu ſehen.“ Einige Tage darauf ſchrieb der König abermals an ſeinen Bruder: „Wenn Sie ſich noch ferner „zurückziehen: ſo werden Sie ſich in Monatsfriſt an die Thore vor „Berlin gelehnt befinden.“ Recueil de lettres du Roi de Prusse.

zum Prinzen von Preußen geſtoßen, während der Feldmarſchall Keith ſich mit dem Ueberreſte auf Dresden zurückzog: gewiß alle von den öſtreichiſchen Feldherren bisher gemachten Bewegungen würden leere Träume geblieben ſeyn, und nach einer gewonnenen Schlacht würden ſie ſich keiner großen Heldenthaten haben berühmen können. Bloß die eiſerne Beharrlichkeit des Königs, trotz aller Gefahr ſich ſo lange wie möglich auf Koſten ſeiner Feinde in Böhmen zu erhalten, begünſtigte ihre Unternehmung auf Zittau, und zog dem Prinzen von Preußen die bekannten Widerwärtigkeiten zu. Denn wollte Friedrich II in ſeiner bei Leutmeritz genommenen Stellung ſtehen bleiben; ſo durfte er die Armee ſeines Bruders, die ſeine linke Flanke deckte, nicht von Leipa wegziehen, ohne zugleich entweder mit ihr, oder über die Elbe, zurück zu gehen. Hieraus laſſen ſich alſo die den Prinzen von Preußen ſo beſtimmt ertheilten Befehle, das Lager bei Leipa nicht zu verlaſſen, erklären; und dieſem Umſtande, nicht aber — wie höchſt unrichtig vorgegeben worden iſt — der zu geringen Einſicht des Prinzen, iſt das Unglück zuzuſchreiben, welches ihn treffen mußte. Er war allerdings fähig, eine Armee anzuführen, da er ſchon bei andern Gelegenheiten Beweiſe ſeiner militäriſchen Kenntniſſe abgelegt hatte.

Die Meinungen der Zeitgenoſſen über eine Begebenheit, die damals ſo viel Aufſehen gemacht, und den Ruhm des verſtorbenen Prinzen von Preußen gewiſſermaßen in ein falſches Licht geſtellt hat, ſind getheilt. Einige behaupten: der Prinz habe ſich den Oberbefehl über die dritte Abtheilung der Armee ausgebeten; nur ungern habe der König darein gewilligt, und dieſerhalb ſeinen Vertrauten, den General Winterfeldt, ihm zum Rathgeber beigeſellt; der

Prinz habe aber deſſen Vorſchläge weniger Gehör gegeben, als den Meinungen ſeiner übrigen Feldherren, die er faſt täglich zu einem Kriegesrathe habe berufen laſſen. Andere hingegen, glauben, in dem, dem Prinzen anvertrauter Commando über die bei Kollin geſchlagene Armee; in der Art, wie ihm ſeine erſte Inſtruktion *) ertheilt ward; in den poſitiven Befehlen, ſich nicht weiter zurückzuziehen, und in der Begleitung Winterfeldts ſelbſt, — ein beſonderes politiſches Benehmen zum Grunde legen zu müſſen. „Der „König“ — ſagen ſie — „habe zum erſten Mal das Unglück gehabt, geſchlagen zu werden; der Verdruß, ſeinen „bisher ſo ausgebreiteten Ruhm dadurch verdunkelt zu ſehen, „habe eben ſo mächtig auf ihn gewirkt, als die Beſorgniß, „ſeinen von allen Seiten anrückenden Feinden nicht widerſtehen, und ſeine Staaten dem gedroheten Untergange entreißen zu können. Er habe geurtheilt, man werde ſein „künftiges Schickſal blos dem Verluſte der Schlacht bei „Kollin beimeſſen; er habe erfahren, daß der Prinz von „Preußen ſich über die an dieſem Tage begangenen Fehler „und über deren muthmaßlichen Folgen in etwas zu heftigen „Ausdrücken herausgelaſſen habe, und daher es vielleicht „nicht ungern geſehen, daß ſein Bruder in die ihm betroffenen Verlegenheiten verſetzt worden ſey, um im Publikum „das, was bei Kollin vorfiel, gewiſſermaßen in Vergeſſenheit zu bringen, und die Schuld der zukünftigen — vielleicht traurigen Begebenheiten — von ſich abwälzen zu „können.“ Wir wollen nicht entſcheiden, welcher von dieſen Meinungen, die man ſich damals ins Ohr raunte, der

---

*) Dieſe Inſtruktion befindet ſich in dem vorangeführten Recueil de lettres du Roi de Prusse pag. 11., und iſt ein Muſter einer auf Schrauben geſtellten Vorſchrift ohne Unterzeichnung. —

Vorzug gebühre; indeß, vorausgeſetzt, eine oder die andere derſelben ſey gegründet geweſen, ſo müſſen wir wenigſtens der erſtern die Glaubwürdigkeit abſprechen. Der Prinz von Preußen war zu einſehend, und kannte den König, ſeinen Bruder, zu gut, als daß er aus bloßer Liebe zum Ruhme ſchwach genug geweſen ſeyn ſollte, den Wunſch zu äußern, die bei Kollin geſchlagene Armee anzuführen; denn, abgerechnet, daß mit vieler Gewißheit vorauszuſehen war, dieſe durch die empfangene Schlappe gebeugten Truppen würden weniger Kühnheit, wie bisher, beweiſen: ſo mußte dem Prinzen doch auch nicht unbekannt ſeyn, daß zwiſchen dem Beſitzer des Thrones und dem Thronerben, eine faſt unauslöſchliche Eiferſucht zu herrſchen pflegt. —

Die Unfälle, welche hier den Prinzen von Preußen trafen, und in der Lage, in welcher er ſich befand, treffen mußten, ſind eben ſo bekannt, als die Härte, mit welcher der König ihm ſowohl, wie den unter ſeinem Befehle geſtandenen Generalen begegnete *). Letztere befremdete dieſe Behandlung um ſo mehr, da Friedrich II in Abſicht des Generals Winterfeldt eine Ausnahme machte; der Prinz aber, von einem gerechten Unwillen ergriffen, faßte den raſchen Entſchluß, das Heer ganz zu verlaſſen. Er ging

*) Kaum hatte der Vortrab der Armee, welche der unglückliche Prinz von Preußen aus Böhmen zurückführte, das bei Bautzen aufgeſchlagene königliche Lager erreicht, ſo berief Friedrich II den General Golz zu ſich, und mit einer äußerſt drohenden Geberde rief er ihm zu: „Sage er den übrigen Generalen der Armee „meines Bruders, daß, Winterfeldt ausgenommen, ſie „alle verdienten, daß ich ihnen den Kopf für die „Füße legen ließe.“ —

ſogleich nach Bautzen, nachdem er dem Könige ſchriftlich vorgeſtellet hatte: „daß die empfangenen Cabinetsbefehle, „beſonders aber die gegenwärtige unerwartete Bewegung, „zur Genüge zu erkennen gäben, daß, nach ſeiner Meinung, „er (der Prinz) Ehre und Reputation verſcherzt habe. Da „er ſich keine Vorwürfe machen könne: ſo erwecke dies zwar „Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er ſey voll„kommen überzeugt, weder nach Eigenſinn gehandelt, noch „dem Rathe derer gefolgt zu ſeyn, die guten Rath zu erthei„len nicht im Stande geweſen wären. Alle bei ſeiner Ar„mee angeſtellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. „Er halte es hiernächſt überflüſſig, den König zu bitten, „ſeine Aufführung unterſuchen zu laſſen: es würde der„ſelbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folg„lich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Ge„ſundheit ſey durch die Anſtrengung ſeines Körpers, noch „mehr aber durch Gram erſchüttert; er ſey daher nach „Bautzen gezogen, um ſolche wieder herzuſtellen. Den Her„zog von Bevern habe er erſucht, von allem, was die „Armee betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König „verſichert ſeyn, daß, des nicht verdienten, ihn drückenden „Unglücks ungeachtet, er niemals ſeine Anhänglichkeit an „den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen „Mitgliede eben dieſes Staats, eine unausſprechliche Freude „verurſachen werde, den glücklichen Ausgang der königlichen „Unternehmungen zu erfahren."

Der König ertheilte hierauf folgende eigenhändige Antwort:

Mein lieber Bruder!

Ihr unſchickliches Betragen hat meine Umſtände ſehr zerrüttet. Nicht die Feinde, ſondern Ihre übel gewähl-

ten Maßregeln ſind es, die mir alles dieſes Unglück zuziehen. Meine Generale ſind nicht zu entſchuldigen; entweder weil ſie Ihnen ſchlecht gerathen, oder weil ſie die Ausführung Ihrer ſo üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihre Ohren ſind nur an Schmeicheleien gewöhnt: Daun hat Ihnen nicht geſchmeichelt, und Sie ſahen davon die Folgen. In dieſer traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerſte zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht ſiegen können: ſo wollen wir uns alle todtſchießen laſſen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Beurtheilungskraft bei der Wahl der möglichſt-guten Entſchlüſſe. Wer nur noch wenige Tage zu leben hat, bedarf keiner Verſtellung. Ich wünſche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen wiederfahren ſind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einſicht und Entſchloſſenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich vorausſehe, iſt Ihnen zuzuſchreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; ſeyn Sie indeß verſichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieſer Geſinnung ſterben werde, Ihr u. ſ. w.

Im Lager bei Bautzen,
den 13. Jul. 1757.

Friedrich *).

Wenn

*) Dieſe Briefe befinden ſich in dem zu Leipzig 1772 herausgegebenen Recueil de lettres du Roi de Prusse etc. pag. 34 und 35.

Wenn man einige in dieſen beiden Briefen befindliche — gewiß treffende — Ausdrücke genau erwägt, ſo ſcheinen ſolche manches von den Meinungen zu beſtätigen, die damals bei der Armee gehegt, und von einigen, die in gewiſſe Geheimniſſe eingeweihet ſeyn wollten, behauptet wurden. Der Prinz von Preußen überlebte indeß ſein trauriges Schickſal nicht lange. Die unglückliche Wendung, die der erſte Feldzug, den er als Befehlshaber einer Armee machte, genommen hatte, legte den Grund zu der Krankheit, woran dieſer wegen ſeiner Leutſeligkeit und vortrefflichen Eigenſchaften ſo allgemein beliebte Prinz ein Jahr darauf ſtarb. Gewiß, er verdiente das harte Schickſal nicht, welches ein unabwendbares Verhängniß und ein Zuſammenfluß von beſondern Umſtänden ihm bereitete! Wenn man bedenkt, daß er mit ungefähr 20,000 Mann der großen öſtreichiſchen Macht über drei Wochen lang die Spitze bot, obgleich ſeine verhältnißmäßig kleine Armee in der gefahrvollen Lage, in der ſie ſich befand, durch Mangel an Lebensmitteln, durch Ausreißen und durch fortwährende Beunruhigung mit jedem Tage abnahm; wenn man ferner bemerkt, daß bloß gemeſſene Befehle ihn bei Böhmiſch-Leipa zurückhielten, obſchon er die Nothwendigkeit, Zittau und das dort befindliche Magazin zu decken, und ſeine Armee der drohenden Gefahr zu entziehen, mehrmals vergeblich vorſtellte; und wenn man vorausſetzt, daß dieſe vorſätzliche Verzögerung dem Prinzen Carl von Lothringen — ſelbſt bey einem Schneckengange — die Gelegenheit darbot, die Preußen von Zittau abzuſchneiden, und ſo zu zwingen, durch die unwegſamſten Gebirge ihre Rettung zu ſuchen; ſo muß man dieſen erhabenen Prinzen, der das Opfer des Unglücks der Zeiten ward, bemitleiden. In ſeiner Lage und in dem Verhältniſſe, worin

er mit ſeinen Feldherren ſtand, leiſtete er alles, was man von ihm verlangen konnte. Selbſt in der öſtreichiſchen Armee wurden Sachkundige ſeine Sachwalter, und in der preußiſchen war die anhängliche Hochachtung, die jeder für ihn hegte, ſo groß, daß bei ſeiner Abreiſe nach Dresden ſämmtliche Generale, die unter ihm gedient hatten, ſich nicht ſcheuten, ihm ihre Aufwartung zu machen, und ſeinen Entſchluß zu billigen. Unter dieſen war der Herzog von Bevern der wärmſte Theilnehmer. So wie auf den Prinzen von Preußen, war auch auf ihn die Ungnade des Königs gefallen, und auch er war feſt entſchloſſen, gleichfalls die Armee zu verlaſſen. Allein der Prinz, der wohl einſah, welch ein Verluſt es für den Staat ſeyn würde, dieſen talentvollen General zu miſſen, beſchwor ihn, zu bleiben. Laſſen Sie mich, ſagte jener, das Opfer für Sie alle werden; wahrſcheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen *).

*) Als in der Folge der Adjutant des verſtorbenen Prinzen, der Lieutenant Hagen, dem Könige die Nachricht von deſſen Tode überbrachte, fragte letzterer kalt: an welcher Krankheit iſt denn mein Bruder eigentlich geſtorben? Hagen der bei dieſer Gelegenheit die Empfindungen nicht unterdrücken konnte, welche die dem Prinzen wiederfahrnen Kränkungen auch ihm mitgetheilt hatten, erwiederte etwas trocken: Der Gram hat dem Prinzen das Leben verkürzt. Der König, der wohl empfand, wohin dies zielte, kehrte, ohne zu antworten, dieſem Officier den Rücken; hat ihm aber nie Vorzüge angedeihen laſſen, deren, nach der Obſervanz, die Adjutanten der gebliebenen oder verſtorbenen Generale ſich mehrentheils zu erfreuen hatten. Hagen mußte in eben das Regiment wieder eintreten, aus welchem er zu Anfange des Krieges gezogen worden, und ward 1762 in dem Gefechte bei Burkersdorf erſchoſſen.

So unzufrieden Friedrich II mit dem Benehmen des Prinzen von Preußen war, eben ſo tadelte man in Wien die Operationen der öſtreichiſchen Heerführer ſeit der Schlacht bei Kollin. Nach dem hier erfochtenen Siege ſchmeichelte ſich der kaiſerliche Hof mit nichts geringerm, als die Preußen zu zwingen, Böhmen eiligſt zu verlaſſen. Freilich war dazu ein um ſo größerer Anſchein, da ſeit jenem merkwürdigen Tage die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich ſchon mehr Thätigkeit bewieſen, und man es nun für ausgemacht annahm: der König von Preußen könne ſo vielen mächtigen Feinden nicht widerſtehen. Man war alſo über die Zögerungen des Prinzen Carl äußerſt unzufrieden; und wenn gleich dieſer das Publikum mit den unbedeutenden Thaten der abgeſonderten Detaſchements eines Beck, Haddick, Kleefeld und Laudon hinhielt: ſo äußerten dagegen Sachkundige ihr gerechtes Mißvergnügen. Sie behaupteten: „der Prinz habe bei ſeinem Marſche nach Zittau „keinen feſten Operationsplan entworfen gehabt. Dadurch „den König von Preußen von Schleſien abſchneiden „zu wollen, ſey mehr Gedanke als Realität geweſen, indem „dieſer — wenn gleich durch einen Umweg — doch wohl „Gelegenheit gefunden haben würde, nach dieſer Provinz „zu gelangen, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, den „Krieg dort hin zu ſpielen.“ Ferner warf man ihm die Zerſtörung von Zittau, als eine ganz unüberlegte Handlung, vor. „Es habe — ſagte man — lediglich von ihm abgehangen, die Preußen ganz davon abzuſchneiden, und das „darin befindliche Magazin in ſeine Hände zu bekommen. „Dies würde dann ſeinen Entwurf, die Eroberung von „Schleſien von der Seite der Ober-Lauſitz zu verſuchen, „einigermaßen haben rechtfertigen können; obgleich ſonſt

„dieſer Weg weder der kürzeſte, noch, bei gänzlichem Man-
„gel an Vorrathshäuſern, der ſicherſte geweſen wäre. Bei
„ſeiner ſo außerordentlichen Uebermacht würde er beſſer ge-
„than haben, gleich von der Iſer ab, ein Corps von 30,000
„Mann über Trautenau und Landshut nach Schleſien zu
„ſenden, um ſich den Zugang zur Eroberung von Schweidnitz
„zu ſichern, ehe dieſe Feſtung mit einer ſtärkern Beſatzung
„hätte verſehen werden können. Es ſey daher lächerlich,
„daß er, ſtatt eine ſolche ſolide Operation zu unternehmen,
„den Obriſten Janus mit einigen tauſend Croaten im Ge-
„birge herumſchweifen, und durch einen Nettolitzky Pa-
„tente ohne Wirkung in Schleſien habe austheilen laſſen.*)“

So urtheilten in Wien Männer von Einſicht. Freilich waren ihre Meinungen von denen ſehr unterſchieden, die in dem vom Prinzen Carl von Lothringen ſchon zu Liſſa gehaltenen großen Kriegsrathe die Oberhand behielten. Hier hatte man beſchloſſen, den König von Preußen, ohne zu ſchlagen, aus Böhmen heraus zu manövriren; und wenn bei Annäherung der Bundesgenoſſen er gezwungen ſeyn würde, dieſen die Spitze zu bieten, Schleſien zu erobern. In dieſer Hinſicht waren zwar die Schritte, welche die öſtreichiſche Armee bis Zittau that, ſehr abgemeſſen; dagegen aber verloren ſie viel von dem Glanze, den die Thätigkeit von 100,000 Mann den Angelegenheiten hätte geben können — und ſollen. —

Nachdem Friedrich II ſeine ganze Macht bis auf 10,000 Mann, die er unter dem Fürſten Moritz bei Dresden ſtehen ließ, und 2000 Mann, die unter Anführung des

---

*) Das Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen. 2ter Theil, S. 390 — 391.

Generals Manteufel den Schweden nach Pommern entgegen ziehen mußten, bei Bauzen verſammelt hatte, beſchäftigten ihn dreierley Gegenſtände, um wo möglich ſich aus der kritiſchen Lage, worin er ſich befand, glücklich herauszuwickeln. Dieſe Gegenſtände waren: 1) die Communication mit Schleſien wieder herzuſtellen; 2) den Feind zu bewegen, ſich nach Böhmen zurückzuziehen, oder 3) ihm ein entſcheidendes Treffen zu liefern. Bei dieſer Gelegenheit bot der König alle ſeine militäriſchen Talente auf, um dem Ziele ſo nahe als möglich zu kommen; gleichwohl entſprachen ſeine Verſuche ſeinen Wünſchen nicht ſo vollkommen, als er es ſich ſchmeichelte. Die Communication mit Schleſien erlangte er, ſobald er eine Bewegung über Weißenberg nach Bernſtädel und Herwigsdorf machte. Prinz Carl durfte es nicht mehr wagen, ſich von Zittau zu entfernen, aus Beſorgniß, von Böhmen abgeſchnitten zu werden. Den Zurückzug der Oeſtreicher hoffte er durch den nach Hirſchfeld unternommenen künſtlichen Marſch, wodurch er ſich dem Feinde in den Rücken ſtellte, zu bewirken. Allein Prinz Carl ließ ſich dadurch nicht irre führen; vielmehr veränderte derſelbe ſeine gegen die Straße von Lobau genommene Stellung, und bezog den überaus feſten Poſten hinter dem Witgendorfer Grunde, den ſtärkſten in der ganzen Gegend.

Hier traf der König die Oeſtreicher an, als er mit dem Vortrabe bis auf die Höhen von Tittelsdorf vorgerückt war. Da er durch den verſtellten Marſch nach Hirſchfeld ſie nicht hatte vermögen können, die Lauſitz zu verlaſſen; ſo beſchloß er, ſie anzugreifen. Er recognoscirte ihre Stellung, fand ſolche aber zu vortheilhaft, um ihnen in derſelben auf irgend eine Art beizukommem, ohne den Kern ſeiner Infanterie ganz

unnütz aufzuopfern. Es blieb ihm daher nichts übrig, als zu verſuchen, ob es ihm nicht durch eine Kriegsliſt oder durch ein anderweitiges Manöver gelingen möchte, den Prinzen Carl aus dieſem unüberwindlich ſcheinenden Poſten zu locken, und dann auf einem ihm minder günſtigen Terrain anzugreifen. Wider ſeine Gewohnheit ſpeiſte er am Abend in Geſellſchaft mehrerer Generale unter freiem Himmel. Es wurde von nichts, als von dem auf den folgenden Tag beſchloſſenen Angriff, und zwar ſo laut geſprochen, daß Alles was von Soldaten und Menſchen aller Art — worunter auch Kundſchafter vorausgeſetzt wurden — ſich um die Tafel drängte, dieſe Unterredung mit anhören konnte. Zugleich gab Friedrichs natürliche Beredſamkeit ſeinem Vortrage ein ſolches Gewicht, daß alle Umſtehenden, die von der unangreiflichen Stellung des Feindes keinen hinlänglichen Begriff hatten, getäuſcht werden mußten. Die Armee durfte keine Zelte aufſchlagen; die ganze Nacht hindurch ward Geſchütz hin und her, beſonders nach dem linken Flügel, gefahren; überhaupt aber wurden ſolche Vorkehrungen getroffen, daß niemand mehr zweifelte, der kommende Tag werde einer der blutigſten werden. An Ueberläufern fehlte es auch nicht, die dem Prinzen Carl alle dieſe Veranſtaltungen hinterbrachten; allein dieſer ſchien ſich zu ſicher auf ſein feſtes Lager und ſeine überlegene Macht zu verlaſſen, als daß er ſich zu irgend einer falſchen Bewegung hätte verleiten laſſen ſollen.

Als am folgenden Morgen der König ſah, daß der Feind in ſeiner Stellung nichts verändert hatte, ſo beſchloß er, einen anderweitigen Verſuch auf das Corps des Generals Nadaſty, welches jenſeits der Neiße den rechten Flügel der öſtreichiſchen Armee deckte, zu machen. General Winter-

feldt erhielt den Auftrag, unterhalb Hirſchfeld Brücken ſchlagen zu laſſen, mit 10,000 Mann über die Neiße zu gehen, und Bewegungen vorzunehmen, die einen Angriff voraussetzen ließen. Unterdeſſen ſtellte ſich die Armee in Schlachtordnung, um zu allen ſchnellen Manövern, die der Zufall etwa nothwendig machen könnte, in Bereitſchaft zu ſeyn. Zwiſchen Winterfeldt und Nadaſty kam es bald zu einer lebhaften Kanonade; letzterer wurde von der Hauptarmee immer mehr verſtärkt, behauptete ſeine einmal angenommene Stellung, ohne zu wanken, und die Abſicht des Königs ward abermals vereitelt.

Alle ſeine mit ſo vieler Klugheit als Kühnheit verwebten Unternehmungen waren alſo fruchtlos. Der glückliche Ausgang eines Treffens konnte allein die Sicherheit von Schleſien und die Erhaltung von Sachſen beſtimmen; dazu konnte er aber den Prinzen Carl nicht bringen, weil dieſer in der Vorausſetzung, der König werde bei Annäherung des Prinzen Soubiſe und Hildburghauſen doch bald gezwungen werden, ſich der Elbe wieder zu nähern, ein ſolches Vorhaben unausführbar zu machen, ſich angelegen ſeyn laſſen mußte. Friedrich II gewann daher weiter nichts, als eine zweideutige Communication mit Schleſien, und den Ruhm, ſelbſt in der kritiſchſten Lage ſeiner Angelegenheiten dem ihm überlegenen Feinde dreiſt unter die Augen getreten zu ſeyn. Sich jedoch auch länger in dortiger Gegend unthätig aufzuhalten, war um ſo bedenklicher, da die aus Sachſen eingegangenen Nachrichten auf den Anmarſch der vereinigten franzöſiſchen und Reichsarmee hindeuteten. Nachdem er alſo noch zwei Tage bei Tittelsdorf verweilt hatte, und der öſtreichiſche Heerführer ſich zu keinem Abzuge aus ſeinem feſten Poſten anſchickte: ſo führte er ſeine Armee

nach Bernſtädel zurück, und lagerte ſie hinter die Pließnitz; das Corps des Generals Winterfeldt aber hinter die Wittſche bei Buhra.

In dieſer Stellung ſchmeichelte der König ſich, es werde dem Herzoge von Bevern nicht ſchwer fallen, die Communication mit Schleſien zu unterhalten, und die große öſtreichiſche Armee zu beobachten, während er ſelbſt an der Spitze von 12,000 Mann nach Sachſen marſchirte, und in Vereinigung des bei Dresden ſtehen gebliebenen Corps den Zug nach der Saale unternähme, um ſich den Operationen des Prinzen Soubiſe zu widerſetzen. Die Unthätigkeit, in der Prinz Carl verſunken zu ſeyn ſchien, überzeugte ihn, derſelbe wolle ohne Mitwirkung der Bundesgenoſſen nichts entſcheidendes unternehmen. Der Sieg, den kürzlich der Marſchall d' Etrees bei Haſtenbeck über die Armee der Alliirten erfochten hatte; der Marſch der vereinigten franzöſiſchen und Reichsarmee nach Thüringen: die Hoffnung, daß, nachdem der Herzog von Cumberland bis an die Elbe gedrängt worden war, die Franzoſen nicht ermangeln würden, einen Einfall in das Fürſtenthum Halberſtadt zu wagen, vielleicht gar Magdeburg zu belagern: alles dieſes ſchien dieſe Vorausſetzung noch mehr zu begründen, da es kein Geheimniß war, daß das Syſtem des Wiener Cabinets ſtets dahin gerichtet ſey, ſeinen Bundesgenoſſen die Laſt des Krieges allein aufzubürden, um mit geringerer Gefahr und weniger Anſtrengung den entſcheidenden Schlag zu thun. In dieſer bedenklichen Lage war es eben ſo nothwendig, die Eroberung von Sachſen zu hintertreiben, als von der äußerſten Wichtigkeit, einen Verſuch zu machen, wie lange es gelingen könne, den Prinzen Carl von einem Marſche nach Schleſien ab- und in ſeiner jetzigen Poſition feſtzuhalten.

Glückte dies, ſo konnte der König von Preußen, nachdem er ſich einen Feind vom Halſe geſchafft hatte, mit vereinten Kräften den Oeſtreichern die Spitze bieten, oder ſie durch anderweitige Diverſionen zwingen, wieder nach Böhmen zurückzugehen. Man will daher behaupten, Friedrich II habe in dieſer Hinſicht den General Winterfeldt bei ſeiner Obſervationsarmee gefliſſentlich angeſtellt und mit geheimen Aufträgen verſehen, um die Beharrlichkeit des Herzogs von Bevern, die Lauſitz nicht ohne dringende Noth zu verlaſſen, zu leiten. Leider vereitelte ein durch die vorhergegangenen Begebenheiten unter den preußiſchen Feldherren herbeigeführtes, nur zweideutiges Zutrauen, dieſe ſo wünſchenswerthen Ausſichten; ja Winterfeldts bald darauf erfolgter Tod verwebte in die Angelegenheiten des Königs eine ungleich traurigere Epoche, als die war, die er in den erſten Tagen nach der Schlacht bei Kollin erlebt hatte.

VII.

Die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich betreten den Kriegsſchauplatz. Schlachten bei Haſtenbeck und Groß-Jägersdorf.

Die Schlacht bei Kollin war gewiſſermaßen die Loſung zu der bisher noch zweideutigen Thätigkeit der Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich. So wie die Ruſſen nunmehr ſich anſchickten, ins Königreich Preußen einzudringen, und die Schweden ihre Zurüſtungen ernſtlicher betrieben; ſo ſetzten auch jetzt zwei franzöſiſche Heere über den Rhein. Das eine

ſollte den von dem Hofe zu Verſailles beſchloſſenen Krieg auf dem feſten Lande eröffnen; das andere war beſtimmt, als ein Marien Thereſien verſprochenes Hülfscorps ſich mit der Reichsarmee zu vereinigen, und mit derſelben Sachſen zu befreien. Das geringe Zutrauen, welches das franzöſiſche Miniſterium in die Möglichkeit ſetzte, es mit der großbritanniſchen Seemacht aufnehmen zu können, und die Hoffnung, Englands Unternehmungen in den beiden Indien durch eine, in die deutſchen Staaten ſeines Beherrſchers gewagte Diverſion zu entkräften, brachte das eine auf Deutſchlands Boden: ſo wie Zudringlichkeiten auf der einen, Cabalen und Leidenſchaften auf der andern Seite, das zweite in Bewegung ſetzten. Die beſondere Vorliebe, welche Ludwig XV und ſeine Rathgeber für dieſen Operationsplan hegten, überwog die von dem Cardinal Bernis dagegen gemachten gründlichen Vorſtellungen, und das Schickſal dieſes Miniſters bewies, daß nicht ſelten ein kluger Rath durch Leidenſchaften verdrängt, ja wohl gar geahndet wird. Durch das mit Oeſtreich geſchloſſene Bündniß hatte Bernis ſich den Cardinalshuth erworben; jetzt ward er vom Hofe entfernt, weil er deſſen genommene Beſchlüſſe mißbilligte.

An der Spitze dieſer beiden Armeen ſtanden der Marſchall d'Etrees und der Prinz von Soubiſe. D'Etrees hatte ſeine erſte Ausbildung dem verewigten Marſchall von Sachſen zu danken, der ihm in den letzten Feldzügen in Brabant als ſeinen rechten Arm gebrauchte. Da man nun beim Ausbruche des Krieges in Deutſchland den Sieger bei Lawfeldt eben ſo ſehr vermißte, als man ihn während des Friedens verachtet hatte: ſo wählte man ſeinen vornehmſten Zögling, vorzugsweiſe, vor ſo vielen Prinzen vom Geblüte.

Selbſt die alles nach ihren Willen lenkende Marquiſe von Pompadour billigte dieſe Wahl, oder ſchien ſie wenigſtens zu billigen, da ſolche dem Wunſche des Königs und der Nation entſprach. Sie rechnete aber dabei theils auf die Unterwürfigkeit des Marſchalls, der durch den Glanz, eine große Armee anzuführen, geblendet, ſich alle mit ihm eingegangenen Bedingungen gefallen ließ; theils auf ihre unumſchränkte Gewalt, die er wohl nicht anzugreifen wagen würde. Auf ſolche Weiſe mußte ſie in jedem Fall bei ſeiner Erhebung gewinnen. Sie lenkte die Operationen, weil d'Etrees ſich nicht getrauet hatte, auf einer unbedingten Vollmacht zu beſtehen, zu einer Zeit, da er hundert Meilen von Paris Krieg führen wollte; allein eben dadurch, daß er ſeine Sicherheit ſeinem Ruhme vorzog, ſetzte er an einem Hofe, wo die Cabale herrſchte, beide zugleich aufs Spiel.

Der Erfolg hat dieſe Wahrheit beſtätigt. D'Etrees fand ein zwar zahlreiches, aber den Krieg mit Nachdruck zu führen wenig geſchicktes Heer. Durch den inconſequenten Einfluß eines Frauenzimmers, während eines neunjährigen Friedens verwildert, herrſchten in demſelben Luxus, Ungehorſam, Frechheit rc., und durch eine, kurz zuvor unternommene harte und unvorſichtige Reform *), war es erbittert und mißmüthig geworden. Unter den dem Marſchall unter-

*) Der Graf St. Germain hatte ſich aufgeworfen, dem franzöſiſchen Militär eine beſſere Geſtalt zu geben, und eine mehr nach deutſchem Fuß geformte Disciplin einzuführen; da er aber bei dieſer wichtigen Reform den Charakter der Nation nicht in Anſchlag gebracht hatte, ſo zog ihm ſeine gewagte Unternehmung nicht allein den Haß der Armee zu, ſondern er ſah ſich ſogar genöthigt, den franzöſiſchen Kriegsdienſt mit dem deutſchen zu vertauſchen, um ſo manchen Unannehmlichkeiten auszuweichen.

geordneten Feldherren waren viele von Geburt vornehmer, als er; andere waren unwiſſend, Ränkeſchmieder und Leute von dem böſeſten Willen, die ſich auf die Protection, die ſie am Hofe hatten, verließen. Unter ſolchen Umſtänden übernahm d'Etrees eine höchſt gefahrvolle Rolle. In ſeiner Armee hatte er mächtigere Feinde, als die waren, die zu bekämpfen er ausgeſandt ward; die ſeinen ſchon durch gemeſſene Befehle eingeſchränkten Unternehmungen gefliſſentlich entgegen arbeiteten. Die Zügelloſigkeit ſeiner Soldaten, und die Unverſchämtheit vieler ſeiner Officiere, zwangen ihn zu einer ſtrengeren Kriegszucht, die den leichtſinnigen Franzoſen nicht gefiel. Der rechtſchaffene Feldherr hatte daher das Schickſal aller Reformatoren: man verabſcheuete ihn, nachdem er in wenigen Monaten über 1000 Marodeurs hatte aufhängen laſſen, um dadurch ein warnendes Beiſpiel ſeiner Liebe zur Ordnung zu geben.

Der Marſch, den er von der franzöſiſchen Gränze bis zur Weſer zurückzulegen hatte, war nicht allein in Abſicht der Verpflegung ſeiner Armee höchſt beſchwerlich, ſondern er ward auch durch mancherlei Zufälle verzögert *), und vielleicht würde es ihm nicht ſobald gelungen ſeyn, über dieſen Fluß zu ſetzen, hätte die Kleinmüthigkeit des hannöveriſchen Miniſteriums, nach deſſen Vorſchlägen der Herzog von Cumberland ſeine Operationen biegen mußte, ihm nicht den ent-

*) Hierzu muß man den Vorfall mit den in franzöſiſchem Solde ſtehenden Schweizern rechnen. Dieſe weigerten ſich, mit über den Rhein zu gehen, weil, vermöge ihrer, mit dem Hofe zu Verſailles geſchloſſenen Capitulation, ſie ſich dazu nicht befugt fanden. D'Etrees, aufgebracht, fuhr die Deputirten, welche ſie in dieſer Abſicht an ihn abgeſandt hatten, mit den Worten an: A quoi bon les Suisses, s'il refusent de passer le Rhin? Standhaft blie-

ſcheidendſten Vorſchub gethan. So viel Geſchrei man auch in Paris über den langſamen Gang ſeiner Unternehmungen erhob, ſo muß man doch zu ſeinem Ruhme geſtehen, daß er alle ſeine Schritte mit der größten Vorſicht und Klugheit einrichtete. Hierunter gehört beſonders, daß er den ſtets ihm ausweichenden Feind durch abgeſonderte Corps beobachten ließ, während er mit der Hauptarmee durch das Paderborniſche zog, bei Holzminden über die Weſer ging, durch dieſen Marſch ſich des engen Paſſes, die Trane genannt — der einzigen Verbindung zwiſchen dem Thale bei Wickenſee und der Weſer — bemeiſterte, und dadurch Gelegenheit erhielt — wiewohl mit unerwartetem Glücke — das Gebirge, ſo wie den Paß bei dem Dorfe Heine zu durchziehen, und die Anhöhen bei Borie, die vor des Feindes Lager lagen, zu gewinnen.

Meiſter von den Päſſen, die nach dem Thale führten, ſo wie von beiden Ufern der Weſer, eilte der franzöſiſche Heerführer der Armee der Alliirten entgegen. Da dieſe, von Bilefeld aus, ihm ſtets ausgewichen war, ihm den Uebergang über den Fluß, ſo wie den Durchzug durch die unbequemſten Päſſe auf keine Weiſe ſtreitig gemacht hatte; ſo ſchmeichelte er ſich ſie ferner zurückzudrücken, ſobald er ſich nur zeigte. Wenigſtens ſcheint dieſer ſtolze Gedanke in der franzöſiſchen Armee herrſchend geweſen zu ſeyn; denn ſo hatte z. B. der Graf Broglio ſich am linken Ufer der Weſer mit ſo wenig

---

ben ſie indeß bei ihrer Weigerung. D'Etrees ſah ſich gezwungen, dieſen Vorfall ſeinem Hofe zu berichten, und dieſer ward in die Nothwendigkeit geſetzt, mit den Schweizer-Cantonen zu unterhandeln, um die abgeſchloſſene Capitulation auch bis zum Uebergang über den Rhein auszudehnen; ein Umſtand, deſſen Berichtigung viel Zeit erforderte.

Vorſichtigkeit gelagert, daß ein hannöveriſcher General ſich bei dem Herzoge von Cumberland erbot, dieſes Corps durch einen von Hameln aus, über Fetzen und Amelgetzen, unternommenen nächtlichen Marſch zu überfallen, und von der Höhe, worauf es ſtand, in die Weſer zu ſtürzen, unterdeß einige leichte Cavallerie durch den an vielen Orten ſeichten Fluß ſetzen, und deſſen Untergang bei der feindlichen Brücke befördern helfen ſollte. Dieſe durch einen einſichtsvollen, der Gegend kundigen Feldherrn, glücklich ausgeführte Unternehmung, würde ſicher der Lage der Alliirten eine günſtige Wendung haben geben können, weil nach der Zerſtreuung des Broglioſchen Corps, d'Etrees, für die Sicherheit ſeines zu Paderborn angelegten Magazins beſorgt, es vielleicht nicht rathſam gehalten haben würde, ſich mit einem auf einmal ſo entſchoſſenen Feinde einzulaſſen. Allein der Herzog von Cumberland, verwarf auch dieſen Vorſchlag. Zu gefällig gegen das, bloß für die Hauptſtadt des Landes beſorgte hannöveriſche Miniſterium, das den Vertheidigungskrieg zu ſeinem Lieblingsſyſtem gemacht hatte, ließ er die ſchöne Gelegenheit, die Franzoſen durch einen kühnen Streich aus der Faſſung zu bringen, vorbeiſtreichen, und nahm einzig und allein — obgleich mit zu geringer Einſicht — darauf Bedacht, ſeiner gewählten Poſition die möglichſte Stärke zu geben.

Das Treffen bei Haſtenbeck, welches gleich darauf erfolgte, war übrigens ſowohl in Abſicht ſeiner verſchiedenen Wendung, als auch ſeines Ausgangs, eine von den ſonderbaren Begebenheiten, wovon die Geſchichte nur wenige Beiſpiele aufzuweiſen hat. Bald erlangten beide Armeen einige Vortheile, bald wurden ſie wieder geſchlagen, und beide, durch Vorurtheile geblendet, verließen das Schlacht-

feld, ohne eigentlich geworfen worden zu ſeyn; ja, wäre der Herzog von Cumberland mehr darauf bedacht geweſen, die durch den Obriſten Breitenbach und den Erbprinzen von Braunſchweig errungenen Vortheile gehörig zu unterſtützen, ſo würde niemand ihm einen Sieg haben ſtreitig machen können, den er ſeinem Gegner gutwillig überließ. Nur durch eine unzeitige Uebereilung ward das Treffen für die Franzoſen entſcheidend. D'Etrees ward ſeines Irrthums nicht ſo bald inne, als er die bereits zurückgezogenen Truppen wieder vorrücken und das Schlachtfeld beſetzen ließ. Der Herzog hingegen machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er durch die Eindrücke, welche die erſten Widerwärtigkeiten auf ihn machten, und durch einen nicht genug geprüften blinden Lärm ſich hatte hinreißen laſſen, und bedauerte — jedoch leider zu ſpät — daß er, von der Sicherheit ſeiner linken Flanke zu feſt überzeugt, verabſäumt hatte, mehr Infanterie in dem Deiſterwalde und auf dem Ohnsberge aufzuſtellen. Die Verzweiflung, die bei den Menſchen oft die widerſinnigſten Entſchließungen hervor bringt, trieb auch diesmal mit ihm ihr Spiel. Sie artete in eine ſolche Sinnloſigkeit aus, daß die dringenden Vorſtellungen des Erbprinzen und mehrere Generale, bei Hameln Stand zu halten, fruchtlos blieben, und er geſchehen ließ, daß ſeine Colonnen gegen die vor der Schlacht, im Fall eines unglücklichen Ausganges, ertheilte Dispoſition, ihren Marſch gerade nach Münden fortſetzen durften.

Nach dem glücklichen Ereigniſſe dieſes Tages, und nach der Eroberung von Hameln, ſchmeichelte D'Etrees ſich mit der gewiſſen Hoffnung, das Churfürſtenthum Hannover bald zu unterjochen. Er genoß aber das Glück nicht, dieſen Feldzug nach ſeinem Wunſche zu endigen. Während der recht-

ſchaffenſte, beſte Feldherr, den Frankreich damals aufzuwei-ſen hatte, alle ſeine Talente aufbot, ſeine Pflichten zu erfül-len, auch das Glück ihm dazu die Hand reichte, nahm man ihm in Paris den Oberbefehl. Der Herzog von Orleans, der Graf Maillebois, und der Prinz Soubiſe, waren ſeine heimlichen Feinde. Alle wünſchten die in Deutſchland aufge-ſtellte große Armee anzuführen. An dem böſen Willen der bei-den erſteren hatte es nicht gelegen, daß durch ihre begangenen Fehler die Schlacht bei Haſtenbeck nicht gänzlich verloren ging, und letzterer war darüber empfindlich, daß er, als be-ſtimmter Heerführer einer abgeſonderten Armee, dennoch von dem Marſchall d'Etrees abhängig bleiben ſollte. Die be-ſondere Protection, welche dieſe drei Männer am Hofe genoſ-ſen, gab ihren heimlich geſpielten Cabalen gegen d'Etrees das Gewicht; und um die ſchimpfliche Urſache des Haſſes, womit ſie ihn verfolgten, zu verbergen, mußte ſein Beneh-men als Feldherr angegriffen werden. Man murrete zu Pa-ris, daß er ſich bei der Eroberung der hannöveriſchen Lande ſo lange aufgehalten habe, und nicht ſchon vor Magdeburg ſtehe; man ließ aber gefliſſentlich aus der Acht, daß er in einer Zeit von drei Monaten von den Ufern des Rheins bis an die Thore von Hannover gekommen, Oſtfriesland erobert, Bremen beſetzt, Heſſen ſich unterwürfig gemacht, die Alliir-ten außer Stand geſetze hatte, ihm ferner zu widerſtehen, und daß ein Feldherr, der eine franzöſiſche Armee nach Deutſchland führt, zugleich ſich die Mittel bereiten muß, ſie dort zu verpflegen, und bei widrigen Ereigniſſen auch glücklich zurückzubringen. — Wie ſehr iſt nicht ein Heer-führer zu bedauern, wenn ſelbſt ſeine Verdienſte den Ränken der Lieblinge eines ſchwachen Regenten nachſte-hen müſſen!!

Die

Die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ſtellt noch mehrere Beiſpiele von dem Wankelmuthe des Hofes zu Verſailles bei der Wahl ſeiner nach Deutſchland beſtimmten Heerführer auf; faſt in jedem Feldzuge erſchien ein neuer. Dieſe oftmalige Abwechſelung war aber eine der Haupturſachen, daß die Armeen faſt immer ſchlecht geführt wurden. In der kurzen Periode ihrer Erſcheinung konnten ſie weder ihres Gegners Art, Krieg zu führen, gehörig ausſpähen, noch die ihnen untergeordneten Feldherren und Truppen mit Auswahl gebrauchen, noch denen mit einem Kriege auf deutſchem Boden vergeſellſchafteten Unbequemlichkeiten gehörig vorbeugen lernen. Sie wurden daher faſt jedesmal geſchlagen, und der Verluſt einer Schlacht zog mehrern die Zurückberufung zu, weil die müßigen oder zerſtreuten Pariſer gewohnt waren, das Unglück mehr auf die Schuld des Heerführers zu ſchieben, als auf die Umſtände, in denen er und ſeine Armee ſich befanden.

Keinem der drei Competenten zum Oberbefehle der d'Etreesſchen Armee gelang es, ſich auf den erhabenen Poſten zu ſchwingen, den Ehrgeiz ſie ſo ſehnlich wünſchen ließ. Der Herzog von Orleans ward übergangen, weil Grundſätze eines ſchwachen Regierungsſyſtems, Prinzen vom Geblüte von der Anführung einer Armee ausſchloſſen. Graf Maillebois ward wegen der Schlacht bei Haſtenbeck, zugleich mit dem abgerufenen Marſchall, in einen Prozeß verwickelt, der nicht zu ſeinem Ruhme ausfiel, und der Prinz Soubiſe, obgleich der Liebling der Pompadour, hatte die Würde eines Marſchalls von Frankreich noch nicht erlangt, konnte daher auf einen ſolchen Vorzug keinen Anſpruch machen, ohne älteren Generalen vor den Kopf zu

ſtoßen. Der Herzog von Richelieu ward daher gewählt, die Stelle eines d'Etrees zu erſetzen.

Richelieu war einer von den Menſchen, die das Glück in einen beſondern Schutz genommen zu haben ſchien. Jede Epoche ſeines Lebens war eben ſo glücklich als glänzend. In der Schlacht bei Fontenoi, durch die Vertheidigung von Genua, und durch die Eroberung von Port-Mahon hatte er ſeinem militäriſchen Ruhme einen Glanz gegeben, wie er nur wenigen verwegenen, zugleich aber vom Glücke begünſtigten Sterblichen zu Theil wird. Am Hofe genoß er eine Protection, deren ſich nur Leute erfreuen dürfen, die ſich durch Galanterie, muntern Witz und Pracht hervorzuthun verſtehen. Man nannte ihn damals den Alcibiades ſeines Jahrhunderts; allein obgleich er eben ſo herzhaft und eben ſo ein Wollüſtling war, wie jener Athenienſer, ſo ſcheint doch die Vergleichung etwas zu hinken: wenigſtens würde, hätte er in einer Republik gelebt, ſein wenig behutſames Betragen ihm leicht den Kopf gekoſtet haben.

Ein ſeltſames Gemiſch von Ruhm und Kriegsglück mit der Kunſt gepart, ſich inconſequenten Mächtigen beliebt zu machen, waren Vorzüge, die Richelieu würdig zu machen ſchienen, der Nachfolger eines edlen, rechtſchaffenen d'Etrees zu werden; keinesweges aber der innere Werth ſeiner Verdienſte. Als er bei der Armee ankam, fand er es nicht ſchwer, das glücklich zu vollenden, was ſein Vorgänger nur mühſam hatte vorbereiten können. Er hatte die Ehre, die berüchtigte Convention von Kloſter Seeven zu ſchließen, weil der König von England, durch die dem Herzoge von Cumberland wiederfahrnen Widerwärtigkeiten betäubt, der gänzlichen Eroberung ſeines Churfürſtenthums und dem muthmaßlich damit verbundenen Ver-

luſte der zur Vertheidigung ſeiner deutſchen Staaten zuſammengebrachten Armee vorbeugen wollte, folglich die vorgeſchriebenen Bedingungen ſich gefallen ließ. Allein Richelieu handelte bei dieſer Gelegenheit ſo übereilt, daß er den wahren Nutzen, den er aus der Verwirrung der Alliirten ziehen konnte, faſt gänzlich aus den Augen ließ. Zufrieden, gegenwärtig von Seiten derſelben nichts mehr zu befürchten zu haben, war er nur darauf bedacht, auf Koſten der eroberten Provinzen — und zwar durch die grauſamſten Erpreſſungen — ſich Reichthümer zu erwerben, die ſeine durch Ausſchweifungen zerrütteten Glücksumſtände wieder heben ſollten. Trotz aller gegen ihn ausgeſtoßenen Satyre brachte er ſolche ohne Scheu nach Frankreich, lebte dort noch verſchwenderiſcher, als zuvor, und ohne erhebliche Vorwürfe von ſeinem Hofe zu erdulden, genoß er den Lohn ſeiner Verbrechen in ſtolzer Ruhe. Uebrigens iſt es Thatſache: daß während der kurzen Zeit, in welcher er die Armee kommandirte, die Disciplin, die d'Etrees mit ſo vieler Anſtrengung wieder hergeſtellt hatte, gänzlich verloren ging. Die Raubbegierde griff von neuen um ſich, da der Heerführer mit böſem Beiſpiele vorging, nnd die Gewaltthätigkeiten, die man ſich ungeſtraft erlaubte, gränzten an die wildeſte Barbarei der roheſten Nationen. So viel Einfluß hat der ſchlechte Charakter des Heerführers auf die ihm untergebenen Krieger, und es bleibt ausgemacht, daß Richelieu durch ſein übermüthiges, leichtſinniges und ſittenloſes Betragen den Grund zu dem Verfall der franzöſiſchen Armee, ſo wie zu dem Schimpfe legte, womit in der Folge ihre Waffen befleckt wurden.

Während d'Etrees die Alliirten bei Haſtenbeck ſchlug, Richelieu die Convention von Kloſter Seeven ſchloß,

Soubiſe und Hildburgshauſen nach Thüringen zogen, folglich der König von Preußen ſowohl für Sachſen als ſeine an der Elbe belegenen Provinzen, ſehr beſorgt werden mußte, drängte ſich ihm von der entgegengeſetzten Seite ein neuer Feind auf, deſſen Macht zu bekämpfen anderweitige Anſtrengung erforderte. So wie die Schlacht bei Kollin die Vereinigung der Franzoſen mit der Reichsarmee beförderte, ſo hatte ſolche auch der Thätigkeit der Ruſſen eine Spannkraft gegeben. Unter Anführung des Feldmarſchalls Apraxin waren ſolche durch Samogitien in Preußen eingebrochen, und hatten Memel erobert. Der Beſitz dieſer Feſtung gewährte ihnen einen trefflichen Waffenplatz, um ihre tiefer in Polen angelegten Magazine da hinbringen zu laſſen, und ihr Geſchwader fand hier einen ſichern Haafen, aus dem es längs der Küſte von Preußen kreuzen konnte. Die Eroberung von Memel war daher von großer Wichtigkeit, und ohne dieſelbe würde es dem ruſſiſchen Heerführer, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſchwer geworden ſeyn, tiefer in Preußen einzudringen. Denn da der Schwarm von tartariſchen Völkern, der ſich bey der Armee befand, faſt alles verheerte, was er auf ſeinem Wege fand, und Apraxin ſelbſt dieſer Wuth Einhalt zu thun nicht vermochte: ſo mußte er bei der Verpflegung ſeiner Armee mehr auf ſeine Vorrathshäuſer, als auf die Produkte des Landes Rückſicht nehmen, wenn gleich die Ernte erſt ihren Anfang genommen hatte.

Am rechten Ufer des Flußes Ruß, da, wo ſich derſelbe in das curiſche Haf ergießt, verſammelte er ſeine ganze Macht. Mit Ausſchluß der Barbaren belief ſich derſelbe auf 80,000 Mann regulärer Truppen. Zwar ſtarke, robuſte Leute, vermögend, alle Ungemächlichkeiten eines Feldzuges zu ertragen; tapfer, ausdauernd und ſtandhaft bei Vertheidigung

des ihnen angewieſenen Poſten, keinesweges aber, wie andere europäiſche Armeen, geſchickt, das allereinfachſte Manöver auszuführen. Beſonders war die Cavallerie weder gut beritten, noch zu richtigen Evolutionen abgerichtet; daher dieſelbe auch leichter zu ſchlagen war, als die Infanterie, wenn ſie nach der ihr eingeprägten Moral, bei ihrem Geſchütze zu ſiegen oder zu ſterben, ſich vornahm. Zu dieſer ganz außerordentlichen Standhaftigkeit trug der Aberglaube, der bei dieſer noch wenig aufgeklärten Nation ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, vieles bei. Es war bei derſelben damals die Gewohnheit, den gemeinen Soldaten, ſtatt, wie bei andern europäiſchen Armeen, zur Fahne ſchwören, mittelſt Auflegung der Hand auf eine Kanone den Eid der Treue ablegen zu laſſen. Der dabei gegenwärtige Pope gab zugleich dem Rekruten die Verſicherung, daß, wenn er auch dabei erſchlagen werden ſollte, er dennoch in ſeinem Vaterlande wieder auferſtehen würde, um die Freuden dieſes Lebens mit erneuerter Kraft zu genießen. Dieſer ſonderbare Glaube, den vielleicht die Politik Peters des Großen erfand, erhielt ſich gleichwohl nicht länger, als bis nach der Schlacht bei Zorndorf, wo es auffallend ward, daß von einer ſo großen Menge daſelbſt getödteter Ruſſen nicht ein einziger wieder zum Vorſchein kam. Es war alſo dem philoſophiſchen Friedrich II vorbehalten, eine Nation, die er verachtete, aus dieſem Irrthume zu reißen.

Gegen dieſe ſo zahlreiche feindliche Macht das Königreich Preußen zu ſchützen, hatte er ſeinem Feldmarſchall Lehwald aufgetragen, demſelben aber nicht mehr, als 22,000 Mann gegeben, um dies große Werk auszuführen. Freilich war dieſe Armee dazu zu ſchwach; allein einestheils erlaubte die Menge der zu bekämpfenden Feinde dem Könige

nicht, dort eine größere aufzuſtellen, anderntheils hielt er die Ruſſen nur für ſchlechte Soldaten, die, ihrer Anzahl ungeachtet, durch ſeine geübten Truppen leicht zu überwinden ſeyn würden. Dies Vorurtheil hatte ihm ſein General Winterfeldt eingeflößt, indem er ihm die Ruſſen ſo ſchilderte, wie er ſolche im Jahre 1741, als er, um eine Staatsrevolution bewirken zu helfen, nach Petersburg geſandt ward, geſehen hatte. Damals mochten dieſe Kriegsvölker wohl nicht in den beſten Glanz erſchienen ſeyn. Sie hatten grauſame Kriege in Pohlen und gegen die Türken geführt; bei der Belagerung von Danzig und Oczakow war Feldmarſchall Münnich mit dem Blute ſeiner Untergebenen nur allzuverſchwenderiſch umgegangen; ihr Geſchütz war weder zahlreich noch gut bedient, und die ſogenannten Schuwalofs oder geheimen Haubitzen (eine der mörderiſchſten Waffen, welche die bisher ſo fleißig ſtudirte verderbliche Kunſt, die Menſchen zu tödten, hervorgebracht hat) waren noch nicht erfunden. Entweder hielt alſo Winterfeldt die Ruſſen gegenwärtig für nichts beſſer, als ſie waren, da er ſie ſah; oder ſein einmal gefaßtes Vorurtheil: keine andere Nation, als die preußiſche, ſey für wahre Soldaten zu achten, verleitete ihn, dem Könige jene ſchlechte Meinung von ihnen beizubringen. Sey es nun, daß eine oder die andere Veranlaſſung ihn bewog, ſo zu denken: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß Friedrich II ſo ſehr an der Idee ſeines Generals hing, daß, als kurz vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges der aus ruſſiſchen in preußiſche Kriegsdienſte getretene Feldmarſchall Keith einſt die Tapferkeit der Ruſſen und das gegen ihre Feinde bewieſene Benehmen rühmte, er ihn hitzig mit den Worten unterbrach: „die Moskoviter ſind „ein zuſammengebrachter Haufe Barbaren, die wohl disci-

„pliniŕte Truppen mit leichter Mühe überwältigen können.“ Keith war zu viel Hofmann, um die Behauptung des Königs durch Gründe zu entkräften; mit wahrer brittiſcher Kaltblütigkeit begnügte er ſich alſo, lakoniſch zu erwiedern: „wahrſcheinlich werden Ew. Majeſtät Gelegenheit erhalten, „dieſe Barbaren — näher kennen zu lernen.“

Außer der Verachtung, womit Friedrich II die Ruſſen belegte, rechnete er noch — vielleicht zu viel — auf den beſondern Einfluß, den er am Petersburger Hofe, durch die Geſinnungen des Großfürſten, erlangt zu haben ſich ſchmeichelte, als daß er von deſſen Armee viel befürchten zu dürfen glauben konnte, und hieraus läßt ſich der dem Feldmarſchall Lehwald ertheilte gemeſſene Befehl, nur vertheidigungsweiſe zu handeln, nicht weiter als bis Inſterburg vorzurücken, und bloß den Streifereien der Koſacken und Kalmucken durch ſeine leichte Cavallerie Einhalt zu thun, herleiten. Allein die dringenden Aufforderungen, ſo wie die Intriguen der Höfe zu Wien und Verſailles, mehr aber der perſönliche Haß der Kaiſerinn Eliſabeth, erhielten diesmal das Uebergewicht über die nur ſchwankende preußiſche Faction in Petersburg. Apraxin wurde angewieſen, das Königreich Preußen zu erobern; da er aber bis Ende des Auguſts zubrachte, um ſein ganzes Heer bis an den Pregel zu bringen: ſo blieb auch in dieſer langen Zeit Lehwald ruhig ſtehen, bis endlich die Annäherung des Feindes ihn zwang, ſein Lager bei Inſterburg zu verlaſſen, und ſich bis Wehlau zurückzuziehen.

Friedrich II ſah jetzt ein, daß es der Kaiſerinn von Rußland Ernſt ſey, die Eroberung von Preußen zu vollenden; und da das Projekt, das große Magazin zu Kaun in Pohlen zu zerſtören, nicht mehr auszuführen geweſen war:

ſo glaubte er, das Schickſal ſeines Königreichs durch einen entſcheidenden Streich beſtimmen zu müſſen. Jetzt alſo erhielt Lehwald den gemeſſenen Befehl, die Ruſſen anzugreifen und aus Preußen zu vertreiben. Kaum hatte er dieſen Befehl empfangen, als er ſich ſchon zur Vollſtreckung deſſelben anſchickte. Apraxin war eben über den Pregel gegangen, und hatte ſich kaum an dem Bach Auxine in einem Gehölz gelagert, als die Preußen auch ſchon über dieſes kleine Flüßchen ſetzen, und ein Lager nehmen mußten, welches durch einen dichten Wald verſteckt wurde.

Lehwald war unter den Waffen grau geworden. In den erſten ſchleſiſchen Kriegen hatte er bei verſchiedenen Gelegenheiten Beweiſe ſeiner perſönlichen Tapferkeit abgelegt; allein ein würdiger Officier iſt nicht immer ein geſchickter Heerführer, beſonders wenn ein hohes Alter die Geiſteskräfte zu ſchwächen anfängt. Der König kannte den Dienſteifer ſeines Feldmarſchalls, zugleich aber auch die Schwäche des Greiſes. Um letztere zu unterſtützen, hatte er ihm ſeinen Flügel-Adjutanten, den Major Goltz, einen Mann voll Einſichten, zugeſellt, um ihm mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Goltz that zwar das Mögliche, um der ihm ertheilten Inſtruktion zu genügen; es bleibt indeß immer ein undankbares, wo nicht ein faſt unaüsführbares Geſchäft, die Unternehmungen des Heerführers zweckmäßig zu leiten, wenn man Vorurtheile, vorzüglich in Abſicht der Rangordnung, Einfluß der Vertrauten, oder wohl gar herrſchende Mißhelligkeiten zu bekämpfen hat. In ſolchen Fällen ſcheitert nicht ſelten der klügſte Rathgeber; und dies erfuhr auch Goltz in ſeiner gegenwärtigen Lage. Er ſah das Verhältniß der kleinen preußiſchen Armee gegen die große feindliche Uebermacht eben ſo bedenklich an, als das ungewiſſe Schickſal von Preußen.

Der König war unwillig, daß er durch die unterlaſſene Zerſtörung der ruſſiſchen, in Pohlen aufgehäuften Magazine, Apraxins Vorrücken gewiſſermaßen begünſtigt hatte. Er war dagegen ſich bewußt, daß dies eben ſo unmöglich, als ſeine Bemühung vergeblich geweſen war, die Denkungsart verſchiedener Generale umzuſtimmen, und in ihre Handlungen Ueberlegung und Harmonie zu bringen. Dies alles brachte ihn zur Verzweiflung. Kurz vor der Schlacht bei Groß-Jägersdorf beklagte er ſich in ſeinem letzten Briefe über die unglückliche Rolle, die er zu ſpielen gezwungen worden, und ſchloß denſelben mit den Worten: „Mir bleibt „nichts übrig, als den rühmlichen Tod fürs Vaterland zu „ſterben, um nur noch mit Ehren eine Welt zu verlaſſen, in „der die Erreichung des mir angewieſenen Zieles meine „Kräfte überſteigt.“ Er führte auch ſeinen Vorſatz redlich aus; denn als er das Treffen verlohren ſah, ſetzte er ſich dem feindlichen Feuer kaltblütig aus. Eine Kanonenkugel erwies ihm den gewünſchten Dienſt, und zerſchmetterte den Kopf eines redlichen Mannes, der wegen ſeiner perſönlichen Tapferkeit, ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Talente und ſeiner Gelehrſamkeit eines glücklichern Schickſals vollkommen werth war.

Wenn man alles dieſes in Erwägung zieht, und noch dazu annimmt, daß bei der Ausführung verſchiedene Fehler begangen wurden; daß Lehwald in der Vorausſetzung, den Feind hier angreifen zu müſſen, deſſen Stellung durch den General Schorlemmer recognosciren ließ; daß ein blinder Lärm die Veranlaſſung gab, daß er dieſem mit einigen Truppen folgte, um ihn zu unterſtützen; daß ein Mißverſtand die Urſache ward, daß auch der übrige Theil der Armee ſich in Bewegung ſetzte, den Wald durchzog, und vor demſelben ſich in Schlachtordnung zu ſtellen anfing; daß

Lehwald, der an dieſem Tage noch nicht ſchlagen zu können glaubte, die Armee ins Lager zurückzuführen eilte; daß Schorlemmer die ganze Poſition der Ruſſen zu überſehen und genau zu beurtheilen nicht im Stande geweſen ſeyn mochte; daß man, nach Maßgabe ſeines Berichts, den feindlichen l[illegible]n Flügel anzugreifen beſchloß; daß auf dieſen Grund die Dispoſition zur Schlacht entworfen, wie in Friedenszeiten bei einem zu haltenden Manöver bei der Parole ausgegeben, und der folgende Tag zu dieſer Unternehmung angeſetzt ward; daß alle die von den Preußen gemachten Bewegungen Apraxin zur Aufmerkſamkeit reizten, er vielleicht auch durch Ueberläufer von ihrem Vorhaben unterrichtet wurde; daß er daher während der Nacht ſeine Stellung veränderte; daß Lehwald, dadurch irre geführt, ſeine entworfene Dispoſition auf einmal unwirkſam gemacht ſah, und daß hieraus Unordnungen entſtanden *): ſo darf man ſich nicht wundern, daß die preußiſche Armee, ihrer bewieſenen Tapferkeit ungeachtet, zum Weichen gebracht werden mußte.

So blutig auch die Schlacht bei Groß-Jägersdorf war, ſo ward ſie doch nicht entſcheidend. Der Verluſt derſelben war wenig ſchimpflich, und der Sieg gewährte keine Vortheile. Erwägt man die geringe Anzahl der Preußen, und vergleicht dieſe mit dem großen Heere des Feldmarſchalls

*) Hierunter muß man z. B. rechnen, daß bei dem allgemeinen Engagement das zweite Treffen, durch den Rauch zweier von den Ruſſen in Brand geſteckten Dörfer, ſo wie durch den heftigen Pulverdampf, den ein dicker Nebel und der Wald, worin das Gefecht vorfiel, ſich zu vertheilen hinderte, getäuſcht, höchſt unbedachtſamer Weiſe auf das erſte ſchoß, und dadurch die Verwirrung vermehrte.

Apraxin; zieht man alle Vortheile, welche dieſer gegen jene hatte, in Betrachtung: ſo wird es beinahe zur Gewißheit, daß der ſchwächere Theil dem ſtärkern weichen mußte, obgleich man dagegen auch nicht leugnen kann, daß der Feldmarſchall Lehwald bald zu bedenklich, bald zu übereilt gehandelt zu haben ſcheint. Vielleicht würde er mit mehr Glück gefochten haben, hätte er das Ungefähr, da ſeine ganze Armee ihm bei der Recognoſcirung gefolgt war, benutzt, um die auf einen ſo unerwarteten Vorfall nicht vorbereiteten Ruſſen gleich anzugreifen. Vielleicht wäre es auch ſchicklicher geweſen, ihnen auf ihrem Marſch ein Treffen anzubieten; denn da ſie viel Zeit gebrauchten, ihre Colonnen zu entwickeln: ſo iſt es glaublich, daß die Geſchwindigkeit und Ordnung, mit welcher die Preußen zu manövriren gewohnt waren, ihrer Schwäche ungeachtet, ihnen Gelegenheit verſchafft haben würden, den Feind zu ſchlagen. Doch man war damals mit den Ruſſen und der Verfaſſung ihrer Armee zu wenig bekannt, als daß man dem preußiſchen Heerführer es zum Vorwurf machen ſollte, dieſen Umſtand außer Acht gelaſſen zu haben. Mehr Grund iſt vorhanden, ſeine übereilten Schritte der zu außerordentlichen Pünktlichkeit in Befolgung der königlichen Befehle beizumeſſen. Man will bemerkt haben, daß in dem preußiſchen Militär dieſe Pünktlichkeit oder vielmehr Aengſtlichkeit in den Provinzen herrſchender iſt, als in der Reſidenz und der umliegenden Gegend. Sollte dieſe Behauptung wahr ſeyn; ſo dürfte dieſelbe ihren zureichenden Grund vielleicht darin haben, daß die Fürſten ihren Befehlshabern in den entlegenen Theilen ihres Staats, wo ſie nur ſelten erſcheinen, mehrern Ernſt zeigen zu müſſen glauben, um ſie deſto aufmerkſamer auf ihre Befehle zu machen; ſtatt diejenigen, die ſich dem Monarchen öfter

nähern, mehr Gelegenheit haben, ſeine Art zu denken, ken- nen zu lernen, und mit Ueberlegung darnach zu handeln. Zwar hatte Lehwald den beſtimmten Auftrag, zu ſchlagen; die Ausführung, die Zeit, die Gelegenheit dazu, ſo wie die Art, allenfalls auch mit einer geringern Macht einen glück- lichen Ausgang zu erzwingen, alles dieſes mußte ſeinen Talenten vorbehalten bleiben, weil dieſes nicht aus der Ferne vorgeſchrieben werden konnte. Es ſcheint daher einleuchtend zu werden, daß, wenn die Preußen hier mit einer ange- ſtrengten Tapferkeit fochten, ihr Muth dennoch den Vor- fällen weichen mußte, weil auch bei dem beſten Willen ſie nicht mit hinreichender Einſicht angeführt wurden.

Nach dem Verluſt dieſer Schlacht ſchien nichts wahr- ſcheinlicher, als daß das ganze Königreich Preußen den Ruſſen zur Beute werden würde; indeß geſchah von dem allen — nichts. Eben da jeder neugierig war, die Fort- ſchritte des ruſſiſchen Heerführers zu erfahren, zog dieſer ſich auf einmal über den Pregel zurück, und verließ Preußen mit einer viel größern Eilfertigkeit, als er zur Eroberung dieſes Königreichs angewendet hatte. Memel allein blieb in ſeinen Händen.

Europa ſtaunte über dieſe ganz unerwartete Begeben- heit. Die Höfe zu Wien und Verſailles konnten ihren Verdruß nicht bergen, und das Publikum war dreiſt genug, ſehr verſchiedene Urtheile zu fällen. — Was aber damals noch räthſelhaft ſchien, ſtieg bald nachher zur völligen Ge- wißheit. Die Kaiſerinn Eliſabeth war in eine gefährliche Krankheit verfallen, und der ſchon längſt durch Ausſchwei- fung zerrüttete Zuſtand ihres Körpers ließ die Aerzte ein nahe bevorſtehendes Ende ahnen. Der Großfürſt Peter war, vermöge ſeiner Anhänglichkeit an den König von

Preußen, für ſein Schickſal beſorgt, und er war es, der Beſtuſchef veranlaßte, den gemeſſenen Befehl zum Zurückzuge der Armee zu ertheilen. Obgleich der Großkanzler Friedrich II haßte, ſo glaubte er es doch ſeinem Intereſſe angemeſſener, für den Thronerben mehr Gefälligkeit haben zu müſſen, als für die ſterbende Kaiſerinn; er änderte daher ſein bisheriges Syſtem, und wagte es, Apraxin aus Preußen abzurufen. Unter veränderten Umſtänden würde dieſe despotiſche Handlung ihm bei ſeiner erlangten Allgewalt zu keinem Vorwurfe gereicht haben, gegenwärtig aber bereitete er ſich dadurch ſeinen Fall. Die berüchtigte Ritterinn d'Eon, die ſich bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Petersburg befand, kam ihm auf die Spur, und da, gegen alle Erwartung, Eliſabeth vor der Hand wieder genaß, ſo ward ſie das Werkzeug der Ungnade, in welche Beſtuſchef bei ſeiner Beherrſcherinn verfiel.

So ſonderbar entwickelte ſich das Schickſal von Preußen. Das Glück, welches Friedrich II wieder zu lächeln anfing, fügte es, daß er gegen den Verluſt ſeines Königreichs zu einer Zeit geſichert ward, als er eine Armee gebrauchte, um die Schweden aus ſeinen Staaten zu vertreiben. Da er dieſem neuen Feinde keinen erheblichen Widerſtand zu leiſten vermochte, ſo hatte ſich derſelbe in Pommern und der Uckermark ausgebreitet, und lebte auf Koſten dieſer Provinzen; kaum aber erſchien der Vortrab der Lehwaldiſchen Armee, als die Schweden ſchleunig nach Stralſund eilten, wo ſie bis zum Junius des folgenden Jahres völlig unthätig erhalten wurden.

VIII.

Feldzug der Preußen gegen die vereinigte franzöſiſche und Reichsarmee. Schlacht bei Roßbach.

Die Convention von Kloſter Seeven, welche der König von England nothgedrungen eingehen mußte, war dem Intereſſe des Königs von Preußen ſehr nachtheilig; ja ſie ſchien ſogar die drohenden Gefahren, die ihn von allen Seiten umgaben, zu vermehren. Die Armee des Herzogs von Cumberland hatte ſeinen an der Elbe belegenen Provinzen bisher zur Vormauer gedient, und ſo lange ſich dieſe erhalten konnte, hatte er dort von den Franzoſen nichts zu befürchten gehabt. Gegenwärtig hinderte den Herzog von Richelieu nichts, ſeine Operationen gegen das Fürſtenthum Halberſtadt und das Herzogthum Magdeburg zu richten, und dem Prinzen von Soubiſe, der in Vereinigung mit der Reichsarmee zur Befreiung von Sachſen herbeieilte, die Hand zu bieten. Schon waren dieſe beiden Heere unweit Erfurth zuſammengetroffen; ſchon hatte Kaiſer Franz I die Reichsacht gegen den Churfürſten von Brandenburg publiziren laſſen, auch den Contingenten der deutſchen Fürſten, welche der Prinz von Hildburgshauſen als Reichsfeldmarſchall befehligte, den furchtbaren Titel einer Reichsexecutions-Armee beigelegt; ſchon ging man zu Wien mit dem ſtolzen Gedanken ſchwanger,

einen Fürſtentag auszuſchreiben, um über das Schickſal Friedrichs II zu entſcheiden; ſchon war das vereinigte feindliche Heer bis Gotha und Weimar vorgedrungen, und forderte von der Stadt Halle und dem Saalkreiſe faſt unerſchwingliche Contributionen; ſchon hatte Richelieu eine Abtheilung ſeiner Armee unter dem Herzoge von Ayeu in das Halberſtädtiſche einrücken, und Streifereien bis an das Glacis von Magdeburg vornehmen laſſen, während der König von Preußen noch an dem äußerſten Ende der Oberlauſitz vergeblich hoffte, die öſtreichiſchen Feldherren zu einer Schlacht zu bewegen, und durch einen erfochtenen Sieg nach Böhmen zurück zu werfen.

Noch nie waren die Angelegenheiten dieſes Fürſten in einer ſo kritiſchen Lage geweſen. Wollte er Schleſien ſelbſt mit Nachdruck vertheidigen: ſo mußte er den Verluſt von Sachſen und des Herzogthums Magdeburg gewärtigen; wollte er hingegen dieſe Provinzen retten: ſo blieb jenes der größten Gefahr ausgeſetzt. Ganz Europa hatte jetzt die Augen auf ihn gerichtet, und das neugierige Publikum erwartete mit Ungeduld die Entwickelung dieſes Trauerſpiels. Vielleicht mochte Friedrich II ſelbſt ahnen, daß es ihm unmöglich werden würde, ſeinem unglücklichen Schickſale zu entgehen, und daher auf den Gedanken gerathen ſeyn, daſſelbe nicht überleben zu wollen; wenigſtens findet man Spuren davon in ſeinen damals geſchriebenen Briefen *); denn ſo bedient er ſich z. B. in einer Epiſtel an ſeine Schweſter, die Markgräfinn von Baireuth, des Ausdrucks: „Nur eine Freiſtatt, theure Schweſter! nur einen Hafen „finde ich in des Todes Armen.“ In einer andern, an den

*) Hinterlaſſene Werke Friedrichs II, Königs von Preußen.

Marquis d'Argens, ſagt er: „Um meine Qualen nun „zu enden — ſo wie die Armen in dem Kerker, die müde „des feindlichen Geſchicks, den Henker, der ſie quält, täu„ſchen, und ihre Feſſeln edel brechen, zerreiß auch ich — „was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, fein „gewebte Band, das meinen Geiſt an dieſen Körper, den „Gram zernagt, ſchon allzulange feſſelt.“ Desgleichen ſchließt er die bekannte Epiſtel an Voltaire mit den Worten: „Da mir ein naher Schiffbruch droht, ſo bleibt mir „nichts übrig, als das Ungewitter ſtandhaft zu beſtehen, „und als ein König zu denken, zu leben und zu ſterben.“ So dachte Friedrich, als das Maß ſeiner Widerwärtigkeiten faſt täglich wuchs. Bisher nur gewohnt, zu ſiegen, lag ſein gegenwärtiges Unglück auf ſeiner bekümmerten Seele, wie eine Laſt, unter der er ſicher zu erliegen fürchtete. Waren es aber wirklich Grundſätze der ſtoiſchen Philoſophie, die er aus den Schriften der Alten ſchöpfte; war es ein innerer Drang in dieſem Falle einen Cato oder Brutus ſich zum Muſter zu wählen, was ihn zu dieſem ſonderbaren Entſchluß brachte? oder war es Verdruß, den einmal gefaßten Vorſatz, die gegen ihn Verſchwornen gehörig zu demüthigen, aus Mangel an hinlänglichen Mitteln nicht realiſiren zu können? oder war es bloß Begeiſterung eines Dichters in einer melancholiſchen Stunde, was ihn zu den in ſeinen Briefen vorgetragenen Aeußerungen brachte? Dies ſind Fragen, von denen kein Geſchichtsforſcher — ſelbſt bei der mühſamſten Zergliederung der Denkungsart Friedrichs II — auch nur eine mit Gewißheit dürfte beantworten können.

Vielleicht hatte alles dies mehr oder weniger Antheil daran; denn er verehrte die Helden der Vorzeit, und beſon-

ders ihre in mißlichen Lagen bewieſene Standhaftigkeit eben ſo ſehr, als der Verdruß, ſeinen ſo mächtigen Feinden unterliegen zu müſſen, ſeinen unbegränzten Ehrgeiz kränken, und ihn daher leicht zur Verzweiflung bringen mußte; als Dichter aber war es ihm ſehr verzeihlich, daß er ſeine Poeſie durch ſtarke Bilder zu verſchönern ſuchte. Sey es indeß, daß nur einer dieſer Gründe, oder mehrere zugleich, ſein Gemüth ſtimmten, ſein unglückliches Schickſal nicht überleben zu wollen; ſey es, daß er mit der Idee eines freiwilligen Todes, die Begriffe von Muth und Stärke des Geiſtes verband, und daher denſelben eher für verzeihlich als ſtrafbar hielt: ſo iſt es dagegen gewiß, daß ſeine literariſchen Kenntniſſe und ſein Umgang mit den Wiſſenſchaften, dem er ſelbſt unter dem Geräuſche der Waffen nicht entſagte, viel dazu beitrugen, ſeine Schwermuth in etwas zu beſiegen, ſeine Lage mit Scharfſinn zu prüfen, jede günſtige Gelegenheit zu ſeinem Vortheil anzuwenden, und mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit jedem Vorfalle gelaſſen entgegen zu gehen. Meiſterhaft übte er zugleich die Geſchicklichkeit aus, alles, was ihn drückte, ſorgfältig zu verbergen, und Fröhlichkeit, ja ſelbſt muntre Laune blicken zu laſſen, wenn mitternächtliches Dunkel ſeine Seele umhüllte. Weder ſeine Armee, noch ſeine Feldherren, noch ſeine vertrauteſten Freunde konnten ihm eine Niedergeſchlagenheit anmerken, obgleich innere Bekümmerniß ihm wenig Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang übrig ließ. Hauptſächlich verſtand er die Kunſt, die Ruhmbegierde ſeiner Officiere und den Muth ſeiner Soldaten, auch unter den mißlichſten Umſtänden, aufrecht zu erhalten; ja das Vertrauen, welches man in ihn ſetzte, war ſo groß, daß jeder aller Gefahren trotzte, ſobald er ihn zum Anführer hatte. Eben ſo zeigte er ſich gegen ſeine Bundes-

genoſſen niemals kriechend, wenn er auch ihres Beiſtandes am nöthigſten bedurfte, und die Ehrfurcht, die er ihnen einzuſtößen wußte, war ſo mächtig, daß, als er z. B. dem Könige von England über die Convention von Kloſter Seeven Vorwürfe machte, und ſtolz ihn aufforderte, ihn nicht auf eine niederträchtige Art zu verlaſſen, das engliſche Miniſterium — in Hoffnung eines wiederkehrenden Glücks — die Ratification dieſer berüchtigten Convention unter allerlei Ausflüchten zu verzögern ſuchte.

In dieſer kritiſchen Lage entwarf er einen neuen Operationsplan. Da er urtheilte, daß die Oeſtreicher keine ſonderlichen Fortſchritte in Schleſien würden machen können, bevor ſie ſich nicht eines Waffenplatzes verſichert hätten, er ſich auch ſchmeichelte, die Belagerung von Schweidnitz, womit ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, den Anfang machen mußten, werde ihnen ſchon eine Zeitlang Beſchäftigung geben, und eine mäßige, in gute Poſten verſchanzte Armee im Stande ſeyn, ſie ſo lange unthätig zu erhalten, bis es ihm geglückt ſey, Sachſen und das Magdeburgiſche von der dieſe Provinzen drohenden Gefahr zu befreien: ſo beſchloß er, den Franzoſen und Reichscontingenten ſeine ſtete Wirkſamkeit vorzüglich zu zeigen. Er ließ daher den Herzog von Bevern mit 56,000 Mann zur Beobachtung der großen öſtreichiſchen Armee unweit Görlitz zurück, brach mit 12,000 Mann von Bernſtedel auf, und eilte nach Dresden. Hier ſtieß Fürſt Moritz mit 10,000 Mann zu ihm, und mit dieſer kleinen Armee zog er über Döbeln, Grimma und Pegau bis an die Ufer der Saale. Bei Köſen ſetzte er über dieſen Fluß, vertrieb die ſtreifenden Partheien des Laudoniſchen Corps, rückte über Nauenburg und Weimar bis Erfurth vor, und ließ Gotha durch den General Seydlitz mit einiger Ca-

vallerie beſetzen. Bei ſeiner Annäherung zogen die Feinde ſich allenthalben zurück, und nahmen endlich eine feſte Stellung bei Eiſenach. Dieſelben in einer Gegend weiter zu verfolgen und aufzuſuchen, wo er keine Magazine hatte, war um ſo weniger rathſam, da dieſe Unternehmung ihn zu weit von Sachſen und der Elbe entfernt haben würde. Zufrieden alſo, ihnen die Möglichkeit gezeigt zu haben, ſie auch aus dem entfernteſten Winkel der Oberlauſitz erreichen zu können, dachte er nunmehr auf die Sicherheit ſeiner eigenen Provinzen. Er ſandte daher den Herzog Ferdinand von Braunſchweig mit 4000 Mann in das Fürſtenthum Halberſtadt, um es von den Bedrückungen der Franzoſen zu befreien; den Fürſten Moritz aber mit 8000 Mann nach Sachſen, um zwiſchen der Mulda und der Elbe die Bewegungen der Oeſtreicher zu beobachten. Mit den übrigen 10,000 Mann blieb er keck unweit Erfurth ſtehen, um abzuwarten, was die vereinigte Armee weiter zu unternehmen geſonnen ſeyn würde.

Friedrich II blieb nicht lange in Ungewißheit. Kaum war Soubiſe von dem Abmarſche der preußiſchen Detaſchements benachrichtiget worden: ſo hob ſich ſein geſunkener Muth wieder, in der Hoffnung, gegen eine Handvoll zurückgebliebener Truppen eine glänzende That auszuführen. Seine erſte Abſicht ging auf Gotha, und fünf Tage darauf erfolgte hier das berühmte Gefecht, deſſen Herr von Archenholz *) ſo mahleriſch erwähnt, und welches dem preußiſchen General Seydlitz eben ſo viel Ehre erwarb, als es den franzöſiſchen Heerführer mit Spott bedeckte.

*) Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 1. Theil. S. 165 — 166.

Dies war die erſte Gelegenheit, bei welcher Seydlitz ſeine ihm ſo eigenthümlichen militäriſchen Talente zeigte; und obgleich es an Verwegenheit gränzte, mit 1500 Mann Cavallerie eine mit Infanterie und Geſchütz beſetzte Stadt überrumpeln zu wollen: ſo legt doch dieſe Unternehmung einen Beweis ab, daß eine auf Grundſätzen gebauete Kühnheit oft von einem glücklichen Erfolge begleitet werden kann, wenn der Feldherr die Umſtände, ſo wie die Gelegenheit, zu nützen verſteht. Seydlitz ſchien zum Partheigänger, ſo wie zum Heerführer geboren zu ſeyn. Er hatte wechſelsweiſe unter allen Gattungen von Cavallerie gedient, kannte alſo die zweckmäßige Anwendung jeder einzelnen genau. Perſönliche Tapferkeit, richtiges Augenmaß, gut gewählte und ſchnell ausgeführte Manöver, zeichneten ihn vor andern Feldherren eben ſo aus, als ſeine Leutſeligkeit, das Beſtreben, niemand unglücklich zu machen, vielmehr das Verdienſt in ſein wahres Licht zu ſtellen, und zu deſſen Belohnung beizutragen, ihm die Herzen ſeiner Untergebenen gewannen. Er hat ſeinen Namen bei verſchiedenen Gelegenheiten, beſonders in den Schlachten bei Roßbach und Zorndorf, verewigt. Der preußiſche Staat hat in ihm einen der geſchickteſten Feldherren ſeiner Zeit verloren; und obgleich er treffliche Zöglinge bei der Cavallerie gebildet hat, ſo bleibt ein Seydlitz doch ſtets über ſeine Schüler als Meiſter erhaben, weil das Genie im eigentlichen Verſtande ſich nicht erzwingen läßt. —

Nach dem Vorfalle bei Gotha verweilte der König nicht länger bei Erfurth, ſondern zog ſich bis hinter Buttſtädt zurück, und doch wagte ſich die vereinigte Armee nicht aus den Gebirgen bei Eiſenach. Gotha allein ward von ihr wieder beſetzt. Während dieſer Zeit hatte der Herzog Ferdinand von Braunſchweig die Franzoſen aus dem

Halberſtädtiſchen vertrieben; da aber Richelieu mit 30,000 Mann im Anzuge war, ſo mußte er ſich bis Wanzleben zurückziehen, um Magdeburg näher zu ſeyn. Jetzt ſchien auch dieſe Provinz ins Gedränge zu kommen, und ſelbſt der Feſtung Magdeburg eine Belagerung zu drohen. Beides konnte Herzog Ferdinand mit ſeiner geringen Macht nicht verhindern, ſobald es dem franzöſiſchen Heerführer ein Ernſt war, dieſe Operation zu unternehmen; wider alle Erwartung aber blieb er in ſeiner bei Wanzleben genommenen Stellung unangefochten, obgleich es nur bei Richelieu ſtand, ihn in Magdeburg einzuſchließen, und dann die ganze umliegende Gegend in Contribution zu ſetzen. Allen denen, die ſeine unermeßliche Begierde, ſich auf Koſten des Feindes zu bereichern, kannten, blieb es ein Räthſel, daß er ſie nicht befriedigte, wie er es konnte; dieſe ſonderbare Begebenheit ſcheint aber die Behauptung einiger Zeitgenoſſen zu beſtätigen: Friedrich II habe in der kritiſchen Lage, in der er ſich befand, einen Weg einzuſchlagen gewußt, den franzöſiſchen Feldherrn auf eine Zeitlang unthätig zu machen. Sie erhält ſchon einen großen Grad der Wahrſcheinlichkeit, wenn man erwägt, daß der König in bedrängten Fällen kein außerordentliches Mittel unverſucht zu laſſen pflegte, ſobald es darauf ankam, die Rettung ſeiner Staaten zu befördern, und daß, aus dem bisherigen Benehmen des Herzogs zu urtheilen, er ſich wohl ſchmeicheln konnte, an demſelben einen Mann zu finden, den Geſchenke einzuſchläfern vermöchten; hierzu kommt aber noch, daß der verſtorbene General Retzow mich verſichert hat, die durch den Obriſten Balby unter einer Verkleidung mit Richelieu gepflogene Unterhandlung habe dergleichen zum Gegenſtande gehabt, und letzterer ſey ſo gefällig geweſen, ſich anheiſchig zu

machen: gegen die ihm zugeſtellten 100,000 Thaler und die Erlaubniß, Salvegarden-Briefe auf dem platten Lande auszutheilen, die Staaten des Königs in dieſem Feldzuge nicht anzugreifen *).

Durch dieſe Vermittelung ward *Friedrich* II zwar in Anſehung ſeiner an der Elbe belegenen Provinzen einigermaßen geſichert, keinesweges aber in Abſicht Sachſens. Die vereinigte franzöſiſche und Reichsarmee war durch eine Abtheilung der beſten Truppen des *Richelieuſchen* Heeres anſehnlich verſtärkt worden, und nun ſchickte jene ſich an, ſich der Saale zu nähern, zu einer Zeit, da der von dem öſtreichiſchen General *Haddik* nach Berlin unternommene Streifzug den *König* zwang, nach Torgau zu eilen, um wo möglich dieſem kühnen Partheigänger den Rückzug abzuſchneiden. Er entwiſchte ihm aber mit der von Berlin erpreßten Contribution und den von der Kaufmannſchaft geforderten 24 Paar Damenhandſchuhe **).

---

*) Nach dem Hubertsburgiſchen Frieden habe ich dergleichen Salvegarden-Briefe ſelbſt in dem am rechten Ufer der Elbe belegenen Jerichowiſchen Kreiſe des Herzogthums Magdeburg geſehen. Die Gutsbeſitzer hoben ſolche als eine Seltenheit in ihren Archiven auf.

**) Man will behaupten, daß bei dieſer Gelegenheit ihm der Streich geſpielt worden ſey, daß die verlangten zwei Dutzend Paar Handſchuhe nur auf die linke Hand paſſend ausgeſucht, und ſo eingepackt ihm überliefert worden wären. Sollte dieſe Anekdote — wie man mich hat verſichern wollen — gegründet ſeyn: ſo kann das Geſchenk, welches wahrſcheinlich *Haddik* der *Kaiſerinn-Königinn* zu machen gedachte, nicht ſonderlich willkommen geweſen ſeyn, und die Berliner müſſen ſich über die ihnen gelungene Liſt herzlich gefreuet haben, — die einzige Rache, welche ſie für die erlittenen vielen Drangſale zu nehmen Verſchlagenheit genug gehabt hatten.

Als der König von Preußen Thüringen verließ, um Haddick für ſeinen nach Berlin ausgeführten Streifzug zu beſtrafen, ließ er den Feldmarſchall Keith an der Saale, um Sachſen zu decken; da er aber ſelbſt nur noch über 10,000 Mann disponiren konnte, ſo war er nicht im Stande dieſem Feldherrn mehr als die Hälfte dieſer Anzahl zu laſſen. Mit dieſem kleinen Corps das Feld zu halten, und die Ufer der Saale zu ſichern, war unmöglich; Keith theilte ſolches alſo in drei verſchiedene Abtheilungen: zwei derſelben mußten Merſeburg und Weißenfels beſetzen, und mit der dritten zog er ſelbſt nach Leipzig.

Soubiſe und Hildburghauſen nutzten dieſen Umſtand, um während der Entfernung des Königs aus ihrem Schlupfwinkel bey Eiſenach wieder hervor zu treten. Der wahrſcheinlich ſehr vergrößerte Ruf von der Wichtigkeit des Haddikſchen Zuges nach Berlin; die Vermuthung, daß die Schweden, im Einverſtändniſſe mit ihm, von der andern Seite eindringen, und beide den König in die Enge treiben könnten, munterte ſie auf, die ihnen ſchon längſt aufgetragene Befreiung von Sachſen noch in der ſpäten Jahrszeit vorzunehmen. Die Reichsarmee richtete ihren Marſch auf Weißenfels, die franzöſiſche auf Merſeburg. General Retzow, der im erſtern Poſten befehligte, bekam aber durch einen Kundſchafter Nachricht, daß er am folgenden Morgen durch 8000 Mann angegriffen werden würde, und daß in dieſer Abſicht der Paß bei Rippach auf der Straße nach Leipzig bereits beſetzt ſey. In aller Stille zog er ſeine Truppen aus der Stadt, nahm einen Umweg längs der Saale, und ſtieß glücklich zum Feldmarſchall Keith, der auch die Beſatzung von Merſeburg an ſich zog. Prinz von Hildburgshauſen drang nunmehr bis gegen Leipzig

vor, und ließ die Beſatzung zur Uebergabe auffordern, wäh⸗ rend Soubiſe gleichfalls über die Saale ſetzte.

Leipzig iſt kein haltbarer Ort, wenn es mit Ernſt angegriffen wird: die Ehre der preußiſchen Waffen erforderte indeß eine abſchlägliche Antwort, mit der Verſicherung, daß man ſich lieber unter dem Schutte dieſer Stadt begraben laſſen, als ſolche räumen wolle. Keith war ſich ſehr gut bewußt, daß dieſe Erklärung bloß ein gewöhnliches Compliment ſey, und eben ſo wenig war er verſichert, ob der König ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kommen werde; er ſuchte daher durch Liſt zu erſetzen, was ihm an Stärke abging. Da ihm bekannt war, wie viel Anhänglichkeit die Leipziger an ihre in den Vorſtädten belegene prächtige Gärten und Häuſer hatten: ſo ließ er den Magiſtrat zu ſich rufen, und redete ihn mit wahrem brittiſchen Stolz alſo an: „Der Prinz von Hildburgshauſen, meine Herren, hat „mich zur Uebergabe auffordern laſſen. Ehe ich aber eine „ſolche Niederträchtigkeit begehe, will ich lieber den letzten „Mann und mich ſelbſt aufopfern, wenn auch Leipzig darüber zu Grunde gehen ſollte. Ich muß ihnen daher eröff„nen, daß, wenn der Feind die mindeſte Bewegung macht, „mich anzugreifen, ich ſogleich alle Vorſtädte werde in „Brand ſtecken laſſen. Zwar iſt es mir höchſt unangenehm, „ihnen dieſe Kränkung machen zu müſſen, und ich würde „ſie ihnen gern erſparen, wenn nicht die Lage, in der ich „mich befinde, einen ſolchen Entſchluß von mir forderte.“ Dieſe Drohung hatte die Wirkung, daß ungeſäumt Deputirte nach dem feindlichen Lager ſich begaben, und durch Vorſtellungen und Geſchenke es dahin brachten, daß Hildburgshauſen unthätig blieb, — bis Friedrich II von ſeinem Zuge nach der Niederlauſitz zurückkam.

Der König hatte dem vereinigten Heere, das bisher ſo wenig Thätigkeit gezeigt, nicht zugetrauet, daß es am Ende des Oktobers noch Eroberungen zu machen ſich erdreiſten würde. Auch hatte er die durch den Feldmarſchall Keith ihm geſchilderte Gefahr nicht für ſo dringend gehalten; denn als er zu Leipzig anlangte, redete er denſelben ſpöttiſch ſo an: Hé bien! Monsieur de Hildbourgshausen vous a-t-il deja mangé? Non, Sire! antwortete der kaltblütige Schottländer, mais il ne étois bien près, si je n'avois surprendre mon parti. Friedrich II erkundigte ſich hierauf näher nach allen Umſtänden; und als er erfuhr, daß die feindlichen Vorpoſten unweit der Vorſtädte ſtänden, ließ er ſolche noch an eben demſelben Tage vertreiben. Dies bewog die Feinde, wieder über die Saale zurückzugehen. Die Franzoſen bezogen ein Lager unweit Merſeburg, die Reichsarmee ein anderes bei Weißenfels, und in beide Orte, ſo wie in Halle, legten ſie ſtarke Beſatzungen.

Dieſe Stellung ſchien den Vorſatz, die Ufer der Saale vertheidigen zu wollen, anzukündigen, welches der König aber um ſo weniger zugeben konnte, da er nicht geſtatten durfte, daß die vereinigten Armeen ihre Winterquartiere ſo nahe an Churſachſen bezögen. So dringend alſo auch die Angelegenheiten in Schleſien ſeine perſönliche Gegenwart erforderten; ſo glaubte er doch zuvor die Prinzen zwingen zu müſſen, ſich tiefer nach Thüringen hinein zurückzuziehen, und dann erſt, mit weniger Beſorgniß, dem Herzog von Bevern in ſeiner bedrängten Lage die Hand zu bieten. In dieſer Abſicht brach er von Leipzig auf, zog die Corps des Fürſten Moritz und des Herzogs Ferdinand wieder an ſich, und verſammelte ſeine Armee bei Altranſtädt. Zwanzigtauſend Mann war indeß alles, was er zuſammen-

raffen konnte, und mit dieſer geringen Macht ging er dem ihm dreimal überlegenen vereinigten Heere entgegen. An der Spitze des Vortrabes zog er ſelbſt nach Weißenfels, drang in die Stadt, und machte von den fliehenden Reichs-truppen alles zu Gefangenen, was nicht Zeit hatte, die etwas zu eilfertig in Brand geſteckte Brücke über die Saale zu erreichen. Dies ſchöne Monument der Baukunſt, nach der überbauten Brücke bei Torgau gemodelt, brannte ohne Rettung bis aufs Waſſer ab, weil die Beſatzung die Vorſicht gebraucht hatte, ſolche innerhalb mit Stroh, Pechkränzen und allen in der Stadt befindlich geweſenen Talglichtern dergeſtalt anzufüllen, daß ſie in weniger als fünf Minuten völlig in Flammen ſtand. Dieſer Umſtand bewog den König, die Colonne, welche Feldmarſchall Keith anführte, nach Merſeburg marſchiren zu laſſen. Hier fand dieſer die Brücke abgebrochen, und 14 Bataillone, unter Anführung des Herzogs von Broglio, bereit, die Ufer der Saale zu vertheidigen. Die Brücke bei Halle war gleichfalls ab-getragen; und da der König an einem oder dem andern Ort überzugehen ſich vorgeſetzt hatte, ſo ſandte er ein Corps nach Halle, um die dortige Brücke wieder herzuſtellen, während eine zweite unterhalb Weißenfels geſchlagen wurde. Dies bewog den Feind, die Ufer des Fluſſes zu verlaſſen, und ein gemeinſchaftliches Lager hinter dem Bach bey Micheln zu nehmen. Sogleich ging die preußiſche Armee auf drei ver-ſchiedenen Punkten über die Saale, und verſammelte ſich bei Braunsdorf.

Schon neigte ſich der Tag, als man dem Feinde näher kam; demungeachtet recognoscirte der König denſelben, und fand, daß er deſſen rechte Flanke mit Vortheil angreifen könne. Er ſchickte ſich alſo dazu an; als er aber am folgen-

den Morgen mit dem Vortrabe auf den Höhen von Schortau anlangte, ſah er, daß die vereinigte Armee ihre geſtern ſchlecht gewählte Stellung während der Nacht mit einer ungleich beſſern vertauſcht, auch vor ihrer Fronte verſchiedene Verſchanzungen aufgeworfen hatte. Jetzt ſchien ihm der Angriff unausführbar; er zog ſich daher zurück, und nahm ein feſtes Lager zwiſchen Bedra und Roßbach, wohin ihn die Franzoſen mit einigen Kanonenſchüſſen begleiteten.

Da Friedrich II ſah, daß die vereinigte feindliche Armee nicht mehr mit Vortheil zu einem entſcheidenden Treffen zu bringen ſey; ſo beſchloß er den Rückzug nach Schleſien. Er hoffte, die Ruhe von Sachſen werde wohl weiter nicht geſtört werden, indem der bereits einbrechende Winter ihm die Verſicherung zu geben ſchien, die weichlichen Franzoſen würden nunmehr ſich eher nach guten Winterquartieren umſehen, als zu neuen Unternehmungen ſich anſchicken. Das dies auch wohl ihre Abſicht geweſen ſeyn mag, und daß ſie ſich vielleicht von der Stärke der preußiſchen Armee eine größere Vorſtellung gemacht hatten, als ſie es verdiente, läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit daraus erklären, daß ſie nicht mit mehr Beharrlichkeit dem Könige den Uebergang über die Saale ſtreitig machten. Dieſe Nachläſſigkeit der feindlichen Feldherren wäre ſonſt eben ſo unverzeihlich, als daß ſie bei ihrer großen Uebermacht verabſäumten, eine oder die andere preußiſche Colonne auf ihrem ſo ſehr getrennten Marſch anzugreifen und völlig zu ſchlagen. — Nichts ſcheint daher ſie wieder zur Thätigkeit aufgemuntert zu haben, als die Erſcheinung einer ſo ſchwachen Armee, von der ſie nun erſt glaubten, daß ſie mit einer dreifach ſtärkern Macht leicht einzuſchließen und aufzuheben ſey.

So ſchnell als ſie dieſen Gedanken gefaßt hatten, eben ſo ſchnell ſuchten ſie ihn auszuführen: die Beſorgniß, ihren Fang zu verfehlen, hieß ſie eilen. Während alſo der Graf St. Germain, an der Spitze von 6000 Mann, dem Lager bey Roßbach gegen über, bei Groſt, ſtehen blieb, um die Preußen von Merſeburg abzuſchneiden, falls ſie dorthin ihre Rettung ſuchen wollten, marſchirte die Armee rechts ab, um über Buttſtädt des Königs linke Flanke zu umgehen, ſich ihm in den Rücken zu ſtellen, und ſo ihm auch den Weg nach Weißenfels zu verſperren. Auf dieſe Weiſe ſchmeichelten ſie ſich, dies kleine preußiſche Corps zuſammen zu drükken; ja ſie hatten ſo viel Vertrauen auf die Unfehlbarkeit dieſes Vorhabens, daß ſchon im Voraus die Gefangenſchaft Friedrichs II, mit einer ächt-franzöſiſchen Leichtſinnigkeit zu Paris angekündigt ward. Allein die zu ſichern Befehlshaber der vereinigten Armee begingen Fehler, wovon die Züchtigung, die ſie empfingen, eine natürliche Folge ſeyn mußte.

Schon ging der König von Preußen damit um, zum Zurückzuge nach Merſeburg die nöthigen Anſtalten zu treffen, ſchon war der Aufbruch der Armee auf die Nacht beſchloſſen, als man ihm die im feindlichen Lager wahrgenommenen Bewegungen meldete. Mit ſo viel Zuverläſſigkeit dies auch geſchah, ſo ſchien er doch darauf nicht zu achten; ja als um Mittagszeit die Rapporte der Feldwachen ſtets häufiger einliefen, ſetzte er ſich ruhig an ſeine Tafel. Die Feldherren, die bei ihm ſpeiſeten, konnten dieſe ganz überſpannte Kaltblütigkeit ſich nicht füglich erklären; der wachſame Seydlitz ſandte ſogar ſeinen Adjutanten nach dem Lager, um die Cavallerie ſatteln zu laſſen, und ſelbſt der gemeine Soldat, der den Marſch der Franzoſen genau beob-

achten konnte, verließ ſein Mittagsbrod, um ſich zum Kampfe zu rüſten. Ich glaube indeß nicht zu irren, wenn ich der unbegreiflichen Gelaſſenheit, welche der König bei dieſer Gelegenheit zu erkünſteln ſuchte, folgende Grundſätze unterlege.

In der Lage, in der er ſich befand, war der Weg nach Merſeburg der einzige, den er zum Rückzuge wählen konnte. So glücklich aber auch dieſer während der Nacht auszuführen war, eben ſo gefährlich würde es geweſen ſeyn, ein ſolches Manöver im Angeſicht eines anrückenden überlegenen Feindes zu unternehmen, zumal da St. Germain nur links abmarſchiren durfte, um die Preußen von der Saale abzuſchneiden. Es bleibt daher ſehr wahrſcheinlich, daß der König in einem Augenblicke, wo kein anderes Rettungsmittel ihm zu Gebote ſtand, gefliſſentlich ſo gelaſſen ſchien, um nicht, durch Uebereilung in den Anſtalten, ſeine kleine Armee muthlos zu machen; und daß er, im Vertrauen auf die Disciplin ſeiner Truppen, eins ſeiner Lieblings-Manöver, nämlich den Feind in vollem Marſch anzugreifen und durch Ueberraſchung zu ſchlagen, hier mit Glück in Ausübung zu bringen gedachte.

So kühn dieſer Entſchluß war, ſo zweckmäßig ward er auch ausgeführt. Kaum hatten die Spitzen der feindlichen Colonnen Buttſtädt erreicht; ſo erwachte Friedrich aus ſeinem vermeintlichen Schlummer, und eben ſo gelaſſen als er ſich bisher bewieſen hatte, eben ſo ſtark zeigte er ſich als Held, der in einem Augenblick ſich zweckmäßig zu entſchließen verſteht. In weniger als einer halben Stunde war das Lager abgebrochen, und die Armee in völliger Bewegung, um dem Feinde zuvorzukommen und ihn anzugreifen, ehe er Zeit gewönne, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Bloß dieſem

eben ſo regelmäßig als mit Schnelligkeit ausgeführten Manöver hatte der König den Sieg zu danken. Sorglos naheten ſich die feindlichen Colonnen, an deren Spitze ſich die Cavallerie befand, und man wollte damals behaupten, Soubiſe ſey — wenigſtens an dieſem Tage — nicht willens geweſen zu ſchlagen, ſondern nur das Netz erſt auszuſpannen, in das, nach ſeiner Ueberzeugung, die Preußen ſich verſtricken mußten. Eine Kette von kleinen Hügeln verbarg ihm die Bewegung der Armee des Königs, und alſo mußte der unerwartete ſtürmiſche Angriff der preußiſchen Cavallerie die franzöſiſche eben ſo unvorbereitet finden, als die auf dem ſogenannten Janus-Hügel aufgefahrne große Batterie die kaum mit 300 Schritt Diſtanz marſchirenden Colonnen der Infanterie zerſchmettern und dergeſtalt in Verwirrung bringen, daß es den feindlichen Feldherren unmöglich ward, ſolche zu entwickeln. Zwar verſuchten ſie, eine Stellung zwiſchen Tagewerben und dem Gehölze bei Obſchütz zu nehmen; allein die Reichsarmee lief davon, und ſobald Prinz Heinrich mit ſechs Bataillonen vorrückte, die franzöſiſche Infanterie in ihrer rechten Flanke angriff, und Seydlitz ihr mit ſeiner Cavallerie in den Rücken kam, ward die Verwirrung allgemein. Soubiſe wagte indeß den letzten Verſuch, die Ordnung wieder herzuſtellen, indem er die Reiterei ſeines linken Flügels und der Reſerve vorrücken ließ; allein dieſe erſchien mehr, um die völlige Niederlage der Armee zu verkündigen, als Thätigkeit zu beweiſen. Einige gut angebrachte Kanonenſchüſſe wieſen ſie faſt eben ſo geſchwind zurück, als ſie auf dem Kampfplatze ſich zeigte. General St. Germain deckte noch mit Entſchloſſenheit die Flucht der völlig zerſtreuten Armee.

Dies war der Ausgang einer Schlacht, die ſo merk-

würdig war, daß die Geſchichte ihr keine ganz ähnliche an die Seite ſtellen kann. Die zweckmäßige Schnelligkeit, mit welcher die Franzoſen unerwartet überraſcht wurden, bewirkte ihre Flucht, vermehrte die Unordnung, und erweckte eine ſolche Furcht vor den Preußen, daß, als am folgenden Tage der König über die Unſtrut ſetzte, und den Feind bis zum Eckartsberge verfolgen ließ, der franzöſiſche Nachzug ſein Geſchütz verſchiedentlich nur blind geladen abfeuerte, das Heer ſelbſt aber ſich bis in das Innere von Deutſchland faſt unaufhaltſam zerſtreute. Ein ächter Charakterzug der franzöſiſchen Nation! Ihr Muth geräth eben ſo geſchwind in Feuer, als er wieder verliſcht. Sie iſt voll Hoffnung, wenn es zum Treffen geht, überläßt ſich aber der Verzweifſlung, ſobald ein unerwarteter Zufall ihr in den Weg tritt. Der Franzoſe muß im Glücke ſeyn, wenn er geſchickt ſeyn ſoll, neue Vortheile zu erringen *).

Ausgemacht bleibt es, daß nur Friedrich II, mit Hülfe ſeiner ſo geübten Truppen, einen ſo kühnen Streich wagen, und entſcheidend auszuführen vermochte. Seine Kaltblütigkeit bei Annäherung des Feindes; ſeine Entſchloſſenheit bei der Wahl der Mittel, ihn nach ſeinem Lieblings-Syſteme anzugreifen; ſein zur rechter Zeit und auf dem eigentlichen

*) Am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, mit einigen Gefangenen vom Regiment Provence mich zu unterhalten. Als ich ſie fragte, wo ſie wohl meinten, daß ihre Armee gegenwärtig ſtehen möchte? ſo antwortete mir einer: „Wahrhaftig, mein „Herr, ich glaube, daß von unſern Truppen ſchon viele in Frank„reich angelangt ſind.“ Ich mußte über das Inconſequente dieſer Antwort herzlich lachen, zugleich aber den Franzoſen bedauern, der in einer einzigen Nacht ſeine geſchlagenen Waffenbrüder einen Sprung von 60 bis 70 Meilen machen ließ. —

Punkt angebrachter Angriff, die raſtloſe Fortſetzung deſſelben, um dem betroffenen Feinde keine Muße zu laſſen ſich zu ermannen; alles dieſes, mußte ihm in eben dem Grade den Sieg verſchaffen, als der Uebermuth der Befehlshaber der vereinigten Armee, ihre Geringſchätzung des kleinen preußiſchen Heeres, ihre daher mit Sorgloſigkeit und Uebereilung unternommenen Bewegungen, und insbeſondere die Ueberraſchung, ſich hintergangen, unerwartet ins Feuer gezogen und ſelbſt angegriffen zu ſehen, ohne die Kunſt zu verſtehen, eben ſo geſchickt zu manövriren, die Niederlage derſelben nach ſich ziehen mußte. Hätte Friedrich II — wie vielleicht mancher weniger entſchloſſene Heerführer — den Franzoſen Zeit gelaſſen, ihn zu umgehen; oder hätte er es gewagt, ſich im Angeſicht eines ihm dreifach überlegenen Feindes zum Rückzuge über einen Fluß anzuſchicken, wo ihm der Uebergang äußerſt erſchwert werden konnte: ſo würde wahrſcheinlich ſeine kleine Armee, trotz ihrer geprüften Tapferkeit, dem Verderben nicht entgangen ſeyn. So aber legte er an dieſem Tage die untrüglichſten Beweiſe ſeiner militäriſchen Kenntniſſe ab, und hatte das Glück, ſeine entworfenen Dispoſitionen durch den Prinzen Heinrich, General Seydlitz und Obriſten Moller von der Artillerie, meiſterhaft ausgeführt zu ſehen. Die beſondere Geſchicklichkeit, Einſicht und Entſchloſſenheit dieſer berühmt gewordenen Feldherren trug nicht wenig zu dem Gewinn einer Schlacht bei, deren Andenken in den Jahrbüchern des Hauſes Brandenburg unvergeßlich bleiben wird.

So ſehr aber auch gleichzeitige Schriftſteller die Franzoſen in Abſicht ihres an dieſem Tage bewieſenen Benehmens herabgewürdigt haben; ſo allgemein der Name Rosbach eine Satyre auf dieſe Nation geworden iſt: ſo würde

man doch ſehr ungerecht handeln, wenn man dieſer Mühe und Geſchicklichkeit abſprechen, und daraus den Verluſt der Schlacht folgern wollte. — Schon in dem ſpaniſchen ſowohl, als auch im öſtreichiſchen Erbfolgekriege hat das franzöſiſche Militär, von Feldherren angeführt, deren Namen und glänzende Handlungen die Geſchichte verewigt, Beweiſe abgelegt, daß es auch ſeine mächtigſten Feinde zu ſchlagen verſteht; noch mehr aber durch ſeine Großthaten im letzten Jahrzehend unſers Jahrhunderts gezeigt, was es zu leiſten vermag. Auch das geübteſte, tapferſte Heer kann zurückgeworfen werden, wenn z. B., wie bei Roßbach, Ueberraſchung ein ſo genanntes paniſches Schrecken verbreitet, und die Taktik der Heerführer nur ſehr eingeſchränkt iſt. —

Die Schlacht bei Roßbach veränderte die Lage der Alliirten merklich. In Abſicht Churſachſens war Friedrich II zwar nunmehr völlig beruhiget, allein er mußte befürchten, daß, wenn er ſeinen Marſch nach Schleſien angetreten haben würde, der nach Plünderung ſo lüſterne Herzog von Richelieu, ſeines gethanen Verſprechens uneingedenk, dahin trachten möchte, die ſeinen Landsleuten beigebrachte Schlappe an den halberſtädtiſchen und magdeburgiſchen Provinzen zu rächen. Die Convention von Kloſter Seeven bot ihm dazu freie Hand. Man kannte ſeinen Durſt nach deutſchem Gelde; und wenn es wahr iſt, was Voltaire behauptet, daß nämlich damals ein zwiſchen der Markgräfinn von Baireuth, Schweſter des Königs von Preußen, und dem Cardinal Tenſin unterhaltener Briefwechſel, einige Friedensvorſchläge zum Gegenſtande gehabt, der Hof zu Verſailles aber ſolche mit Stolz verworfen habe: ſo ſcheint dieſe Beſorgniß nicht ohne Grund geweſen zu ſeyn. In dieſer Lage hielt der König es alſo für nothwendig, dem fran-

zöſiſchen Heerführer andere Beſchäftigungen zu geben; und dies konnte nicht ſicherer bewerkſtelligt werden, als wenn die gegenwärtig unthätige Armee der Verbündeten den Schauplatz des Krieges von neuem zu betreten gezwungen wurde.

Der Zeitpunkt, dieſe merkwürdige Unternehmung auszuführen, ſchien günſtig. Im brittiſchen Miniſterium war eine große Veränderung vorgefallen. Die bisher ſo überzeugende Sprache des Herrn Fox hatte vieles von ihrer Kraft verlohren, ſeitdem der ſo ſtark gedemüthigte Herzog von Cumberland die Armee ohne Erlaubniß des Hofes verlaſſen hatte. Er und ſeine Anhänger vermochten nicht mehr der Kabale zu widerſtehen, die ihnen entgegen arbeitete. Fox legte alſo freiwillig ſeine Aemter nieder, und Herr Pitt, ein Mann von erhabenem Geiſte und überzeugender Beredſamkeit war an ſeine Stelle getreten. Jetzt ſtellte man eine Vergleichung zwiſchen dem, die alliirte Armee betroffenen widrigen Schickſale und dem Siege bei Roßbach an. Jenes erregte ein lautes Murren, dieſer machte zu London eine außerordentliche Senſation. Die Engländer vergötterten den König von Preußen, der mit einer Handvoll Truppen ihren Erbfeind ſo nachdrücklich gezüchtigt hatte; und nun ſann man auf Mittel, den Schimpf, womit die Nation ſich durch die Convention von Kloſter Seeven für befleckt hielt, auf eine oder die andere Art zu verwiſchen. Es iſt bekannt, mit wie wenig Aufmerkſamkeit Richelieu ſolche abſchloß; wie viel ſchwankendes und zweideutiges darin herrſchte. Hiernächſt hatte ſich die Ratification des Vergleichs verzögert; und obgleich ſolche endlich von Seiten des franzöſiſchen Miniſteriums, und zwar — einige Tage nach der Schlacht bei Roßbach — erfolgte: ſo fehlte doch gegenwärtig die des Hofes zu St. James. Schon hatte dieſer ſich

gegen Friedrich II dahin erklärt, daß die berüchtigte Convention ohne ſeine Theilnahme geſchloſſen worden, es folglich in ſeiner Gewalt ſtehe, bei jetzt veränderten Umſtänden, die Verbindlichkeiten des Vergleiches einzugehen, oder nicht. — Da es nun den Monarchen nie an Vorwand fehlt, den Sinn ihrer eingegangenen Verbindungen nach den Umſtänden willkührlich zu biegen: ſo war auch diesmal nichts leichter, als die Nichtigkeit der abgeſchloſſenen Convention zu erweiſen; ja das brittiſche Miniſterium behauptete ſogar, die Franzoſen hätten ſolche zuerſt gebrochen, indem ſie, gegen den eigentlichen Wortverſtand des darin aufgenommenen Artikels: daß alle Feindſeligkeiten gänzlich aufhören ſollten, ſich dennoch allerlei Gewaltthätigkeiten, Ausſchweifungen und Plünderungen erlaubt hätten. Es ward alſo beſchloſſen, die Armee der Verbündeten wieder in Bewegung zu ſetzen, um mittelſt eines, den Franzoſen läſtigen Winterfeldzuges, die durch ſie beſetzten Länder von der Laſt zu befreien, welche ſie ſo mächtig drückte.

So mächtig war Friedrichs II Einfluß im brittiſchen Parliamente, daß in beiden Häuſern eine faſt allgemeine Stimme für ihn ſprach; es fehlte jedoch an einem einſichtsvollen Feldherrn, um die beſchloſſenen Unternehmungen glücklich auszuführen. Anfänglich war man unſchlüſſig, wen man zu einem ſo wichtigen Geſchäfte erwählen ſollte, da das Glück oder Unglück des Churfürſtenthums Hannover, der braunſchweigiſchen und heſſiſchen Lande von den Talenten des neuen Befehlshabers abhing. Allein auch aus dieſer Verlegenheit riß der König von Preußen. Dieſem Fürſten war an der erneuerten Thätigkeit der Armee der Verbündeten eben ſo viel gelegen, als künftig mehrern Einfluß bei derſelben zu gewinnen. Major Grand, den er mit der Nach-

richt von dem Siege bei Roßbach nach London ſandte, erhielt daher den Auftrag, dem Herrn Pitt den Herzog Ferdinand von Braunſchweig zum Heerführer zu empfehlen. Grand war ein gebohrner Schottländer; er verſtand den Enthuſiasmus ſeiner Landsleute zu nutzen, und ſein Vorſchlag ward um ſo williger angenommen, da die Empfehlung eines Eingebohrnen nicht verdächtig ſcheinen konnte. Pitt ſäumte nicht, den König von England ſowohl als das Parliament dahin zu ſtimmen, ſich den Herzog zum Anführer ihrer Armee in Deutſchland auszubitten, und Friedrich II willigte ſofort ein, obgleich er ſich das Anſehen gab, als wenn er einer ſeiner beſten Generale nur ungern von ſich ließe. —

So ward dieſer Prinz zu einem der ehrenvollſten Poſten erhoben. Seine militäriſchen Talente, in Friedrichs Schule ausgebildet, machten ihn deſſen eben ſo würdig als ſeine Tugenden, und in allem Betracht war keiner geſchickter, eine aus ſo verſchiedenen Völkerſchaften zuſammengeſetzte Armee anzuführen, in der Eintracht ſo ſelten iſt, daß faſt jede Geſchichte eines verbündeten Heeres davon ein Beiſpiel vom Gegentheil aufſtellte. Auch entſprach er durch ſein kluges Benehmen, ſowohl der Empfehlung des großen Kenners, als dem Zutrauen, welches Georg II in ihn ſetzte, vollkommen. Seine Feldzüge ſind für den, welcher ſich dem Kriegsdienſte widmet, eben ſo lehrreich als das darin gegebene Beiſpiel einer praktiſchen Nachahmung werth iſt.

IX.

Operationen des Herzogs von Bevern gegen die Oeſtreicher in Schleſien. Schlacht bey Breslau, den 22. November 1757.

Zwar hatte der nicht zu erwartende ſchnelle Rückzug der Ruſſen aus Preußen in dem nördlichen Theile der preußiſchen Staaten die Ruhe geſchwinder und mit weniger Aufwand hergeſtellt, als man hätte vermuthen ſollen; zwar waren Sachſen und die Provinzen an der Elbe durch Friedrichs II Klugheit und militäriſche Talente geſichert worden: dagegen erforderte es gegenwärtig wirkſamere Mittel, das Schickſal von Schleſien eben ſo glücklich zu entſcheiden. In jenen Gegenden war das Glück mit im Spiele geweſen, hier aber mußte der König von Preußen zu gewaltſamern Maßregeln ſchreiten, wollte er die ihm beigebrachten Wunden aus dem Grunde heilen.

Als er die Lauſitz verließ, um den Zug nach Thüringen anzutreten, blieb ſeine zur Beobachtung der Oeſtreicher zurückgelaſſene Armee noch 36,000 Mann ſtark. Der Herzog von Bevern, der den Oberbefehl über dieſelbe hatte, behielt anfänglich ſeine einmal angenommene Stellung, um einen Mehlvorrath, den er von Dresden erwartete, an ſich zu ziehen. Zehentauſend Mann, die General Winterfeldt

anführte, ſtanden jenſeits der Neiße gegen den Grafen Naſdaſty; Prinz Franz von Braunſchweig deckte mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, und mitten zwiſchen dieſen beiden Abtheilungen war der Herzog mit 22,000 Mann bei Schönau gelagert.

So gewagt auch dieſe ſo ausgedehnte Stellung in Rückſicht auf die große Uebermacht des Feindes war; ſo verabſäumte letzterer doch, ſich ſeiner Ueberlegenheit zu bedienen, um gegen eins dieſer Corps etwas entſcheidendes zu unternehmen. Prinz Carl von Lothringen, der ſeit der Eroberung von Zittau ganz unthätig geweſen war, ſchien erſt wieder aufzuleben, als der Herzog, um die Gemeinſchaft mit Schleſien beſſer zu erhalten, ſeine ganze Armee bis Görlitz zurückzog, dort auf der ſogenannten Landeskrone — einem ſehr erhabenen, die ganze umliegende Gegend überſehenden Berge — ein feſtes Lager nahm, und den General Winterfeldt ein anderes am rechten Ufer der Neiße bei Moys beziehen ließ. Jetzt glaubte der öſtreichiſche Heerführer die auf dem Rückzuge begriffenen Preußen verfolgen, und ſie in die Nothwendigkeit verſetzen zu müſſen, die Oberlauſitz gänzlich zu verlaſſen. Die Vorausſetzung war ganz richtig, die Art der Ausführung aber ward nichts weniger als zweckmäßig eingeleitet. Prinz Carl konnte leicht urtheilen, daß der Herzog von Bevern den Weg nach Schleſien wählen mußte, weil er von ſeinem Magazine zu Dresden zu weit entfernt war; es wäre ihm daher ein Leichtes geweſen, dieſen Marſch zu erſchweren, den Uebergang über Queitz und Bober ſtreitig zu machen, ja vielleicht gar die ganze Armee zu Grunde zu richten, wenn er der großen Anzahl ſeiner Truppen ſich gehörig zu bedienen gewußt, oder — ſie

hätte gebrauchen wollen. So beging er aber mehr as einen Fehler; und in der Folge ſetzte der Herzog über drei Flüſſe nach Schleſien, ohne eine ſonderliche Einbuße zu leiden. Ein Beweis, daß Prinz Carl, um ſein Vorhaben auszuführen, wohl keinen zuſammenhangenden, gut überdachten Operationsplan entworfen, vielmehr ſich blos vorgenommen hatte, dem Herzoge zu folgen, wohin dieſer ihm vorangehen würde.

Seine erſte Unternehmung war indeß auf Bautzen gerichtet. Vielleicht glaubte er, den aus Dresden erwarteten Mehltransport noch dort zu finden; allein er kam zu ſpät. Der Obriſt Chauſſignon, welcher nach dem ihm ertheilten Befehle, das dortige Schloß auf das hartnäckigſte vertheidigen mußte, verſchaffte dem Prinzen Franz von Braunſchweig Zeit, das Lager bei Görlitz zu erreichen. Der Herzog opferte hier einige hundert Freibeuter auf, die nach einer zweitägigen tapfern Gegenwehr ſich zu Kriegsgefangenen ergaben, und erhielt dadurch die nöthigen Vorräthe, um allenfalls ſein Heer den ſchleſiſchen Magazinen näher zu bringen.

Mit dieſem geringen Vortheil zufrieden, äußerte Prinz Carl keine weitere Thätigkeit, bis der Fürſt Kaunitz in ſeinem Hauptquartier eintraf. Maria Thereſia ſowohl, als auch der Hofkriegsrath, waren über die Unthätigkeit der großen Armee zu einer Zeit unwillig, da die Uebermacht der Franzoſen, durch die Reichscontingente unterſtützt, die nahe Eroberung von Sachſen und das Verderben Friedrich II anzukündigen ſchien. Bei den gegenwärtigen, ſo reitzend ſcheinenden Ausſichten, wagten die Feinde des Prinzen, ſein bisheriges Benehmen laut zu tadeln, und Kaunitz mußte

daher eine Reiſe nach Zittau unternehmen, um mit dem öſtreichiſchen Heerführer einen neuen, zweckmäßigeren Operationsplan zu verabreden. Bei der Anweſenheit dieſes Vertrauten der Kaiſerinn-Königinn erforderte es die Klugheit, eine größere Bereitwilligkeit blicken zu laſſen, und ihm durch ein unter ſeinen Augen unternommenes glückliches Gefecht gewiſſermaſſen ein Compliment zu machen. Es ward daher beſchloſſen, einen Vorpoſten anzugreifen, den General Winterfeldt auf dem ſogenannten Holzberge in eine Redoute geſtellt hatte. Dieſe war nur mit zwei Bataillonen Grenadiere beſetzt, und vor dem Lager bey Moys zu weit vorgeſchoben, als daß ſie bei einem unerwarteten Ueberfalle hätte gehörig unterſtützt werden können. So geringe auch das Objekt war, welches die öſtreichiſchen Feldherren hier ins Auge faßten; ſo wenig weſentliche Vortheile auch die Eroberung dieſer Redoute dem Ganzen gewähren konnte: ſo mußte doch, theils um ihr einen Grad von Wichtigkeit zu geben, theils um die Unternehmung nicht durchfallen zu laſſen, General Nadaſty dieſen iſolirten Vorpoſten mit nicht weniger als 15,000 Mann angreifen. Der Kampf war hitzig, und die Vertheidigung machte den Preußen Ehre. Winterfeldt war durch einen ſeiner Kundſchafter von dem Vorhaben des Feindes unterrichtet worden; allein zu ſtolz auf ſeine Talente, verachtete er dieſe Nachricht um ſo mehr, da die Nacht, in welcher der Ueberfall geſchehen ſollte, bereits verſtrichen war. Er befand ſich eben in Görlitz, um mit dem Herzoge von Bevern Verabredungen zu nehmen, als man die erſten Kanonenſchüſſe fallen hörte. „Ha ha! — rief er aus — da ſind „meine Gäſte, nun will ich ſie auch gut bewirthen.“ So-

gleich eilte er mit dem Regiment von Manteufel herbei, um durch ſeine Gegenwart die Grenadier zur Gegenwehr aufzumuntern, bis die von dem Herzog erbetene Unterſtützung der Sache eine andere Wendung würde haben geben können. Nachdem er aber in dem Lager bey Görlitz nur eine zögernde Bereitwilligkeit bemerkte, und verſchiedener kurz hinter einander an den Herzog abgefertigter Adjutanten ungeachtet nicht mehr Ernſt wahrnahm, ſtürzte er wüthend in den Feind, ward durch die Bruſt geſchoſſen, und endigte ſo nach einigen Stunden ſein ruhmvolles Leben. Nach dieſem Vorfall erſtiegen die Oeſtreicher die Redoute, und machten einen Theil der Beſatzung zu Gefangenen. Auf beiden Seiten war dies Gefecht ſehr blutig, weil kein Theil dem andern weichen wollte: der obgleich nicht geringe, Verluſt der Preußen würde indeß noch zu verſchmerzen geweſen ſeyn, wäre nicht ihr tapferer Anführer gefallen.

Es iſt nicht völlig entſchieden, warum der für den preußiſchen Kriegsdienſt ſonſt ſo enthuſiaſtiſch eingenommene Herzog von Bevern gerade jetzt die erbetene Unterſtützung verſagte, oder vielmehr verzögerte. Einige Zeitgenoſſen wollen — und zwar mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit — behaupten: „Die Ungnade welche der König, „nach dem unglücklichen Rückzuge des Prinzen von „Preußen von Böhmiſch-Leipa, auf alle unter demſelben „gediente Generale, mit ausdrücklichem Ausſchluſſe des Ge„nerals Winterfeldt, geworfen, habe den Herzog zu „einem unverſöhnlichen Haſſe gegen dieſen Begünſtigten ver„anlaßt. Dieſer Haß habe noch mehr Nahrung erhalten, „als es dem Herzoge einleuchtend geworden, daß dieſer Feld„herr angewieſen ſei, bei ſeiner Armee eben die Rolle zu

„ſpielen, die er bei dem Heere des Prinzen von Preußen „zu übernehmen beauftragt war. In dieſer Vorausſetzung „habe ihn Winterfeldts — wahrſcheinlich nach einer er„haltenen geheimen Inſtruction — geäußerte dictatoriſche „Behauptung: man müſſe die an der Neiße ge„nommene Stellung nicht eher verlaſſen, als „bis der König aus Thüringen zurückgekom„men ſeyn werde, beſtärkt, obgleich der Herzog die Un„möglichkeit, dieſer zu weit ausgedehnten Forderung zu genü„gen, vollkommen eingeſehen. Wenn nun Winterfeldt, „gegen ſeine Meinung, den Poſten auf dem Holzberge gewiſſer„maßen in Gefahr ſetzte: ſo ſei es ihm vielleicht nicht unan„genehm geweſen, daß dieſer ein Opfer ſeines Stolzes werde, „zumal der Verluſt dieſes ſo weit vorgeſchobenen Poſtens, „auf das Ganze keinen weſentlichen Einfluß haben, vielleicht „gar den ſo ſehnlich gewünſchten Rückzug nach Schleſien ver„anlaſſen konnte.“ „Andere — obgleich ſie den Haß des Herzogs gegen Winterfeldt einräumen — „wollen in der „Zögerung des letzteren bloß die Beſorgniß auffinden, er „dürfe dem, außer ſeinem Lager und jenſeit der Neiße „belegenen, nur als einen Beobachtungsposten anzuneh„menden Holzberg nicht mit Macht unterſtützen, um „nicht Gefahr zu laufen, unvermerkt auf ein anderes, „minder günſtiges Terrain geführt, dann von der ganzen „öſtreichiſchen Armee angegriffen und wahrſcheinlich geſchla„gen zu werden.“

Die übertriebene Stärke des zur Eroberung des Holzberges anrückenden feindlichen Corps, konnte den Herzog leicht auf den Argwohn einer Ueberliſtung gebracht haben, und in ſeiner Lage war es höchſt bedenklich, ſich, ohne drin-

gende Noth, — denn der Beſitz dieſes iſolirten Berges konnte keinem Theile weſentlich nützen — aus dem Vortheil des Terrains zu begeben. Sey es indeß, daß eine oder die andere Behauptung mehr oder weniger Grund hat; ſey es, daß bei beiden die Wahrheit in der Mitte liegt, ſo kann man doch annehmen, daß die hier zuſammentreffenden Umſtände die Unternehmung des Feindes eben ſo begünſtigen mußten, als ſie zufälligerweiſe Winterfeldts zu frühen Tod veranlaßten *).

Die Nachricht von dem Tode dieſes Helden erſchütterte die Seele des großen Königs. Heftig fühlte er, wie viel er an ihm zu einer Zeit verlohr, da er die Erhaltung von Schleſien vorzüglich von ſeiner Geſchicklichkeit erwartete. Eine

---

*) Winterfeldt war Soldat im ganzen Umfange des Worts, und Hofmann aus leidenſchaftlichen Ehrgeize. Dieſe Talente verſtand Friedrich II zweckmäßig zu benutzen, indem er ihm ein unbegränztes Vertrauen ſchenkte. Er bediente ſich ſeiner als Feldherr und als Geſchäftsmann, weil deſſen unbedingte Ergebung in ſeinen Willen allen ſeinen geheimſten Wünſchen entſprach. Schon in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen hatte Winterfeldt ſich den Feinden des Königs ſo furchtbar gemacht, daß, wenn er auf dem Kampfplatz erſchien, ſie jederzeit vor ihm wichen. Dieſe beſondere Ehrfurcht hat auch ſeitdem ſich in der öſtreichiſchen Armee theils erhalten, theils fortgepflanzt, ſo daß, als ſeine Leiche nach ſeinem Gute in Schleſien gebracht wurde, die feindlichen Vorpoſten, durch welche ſie geführt werden mußte, dem erblaßten Helden vorzügliche militäriſche Ehrenbezeugungen erwieſen, und ihn bis Bolkenhayn unter ihre Bedeckung nahmen. Kein Ruhm bleibt zweideutig, ſobald er ſelbſt durch Feinde beſtätigt wird; auch hat ſein Andenken ihn überlebt, da der König, nach dem Beiſpiele der Römer und Griechen, ſolches durch eine ihm zu Ehren in Berlin, auf dem Wilhelmsplatze, errichtete Statüe verewigt hat.

wehmüthige Zähre und der Ausruf: gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt antreffen, — waren das Opfer, welches die Freundſchaft den Manen des Verſtorbenen brachte. Auch kann man wohl mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der Verluſt dieſes Generals ihn unendlich mehr ſchmerzte als der Tod des bei Prag gebliebenen Feldmarſchalls Schwerin. Dieſen ehrte er zwar als Feldherrn, war ihm, aber wegen ſeiner egoiſtiſchen Grundſätze, die ſeinen Meinungen nicht ſelten widerſprachen, nicht gewogen. Jener aber war der Vertraute aller ſeiner Geheimniſſe, und— der Liebling ſeines Herzens.

Nicht ſo ſchmerzhaft war Winterfeldts Tod dem Herzoge von Bevern. Obgleich er ſeinen militäriſchen Talenten alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ; ſo war es ihm doch nicht unangenehm, ſich von einem Manne befreit zu ſehen, der ſeinem Plane, nach Schleſien zu ziehen und die dortige Provinz zu decken, ſtets entgegen war, und dem er um ſo mehr nachgeben zu müſſen glaubte, da er denſelben zu feſt an die Gnade des Königs gefeſſelt wußte. —

Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß der Herzog das Peinliche der Lage, in welche ihn Winterfeldts Einfluß verſetzte, wirklich empfunden haben mochte. Durch den unglücklichen Rückzug aus Böhmen belehrt, ſchien ihm die Forderung des Königs, bis zu ſeiner Zurückkunft ſich gegen eine mehr als doppelt ſtarke Macht in einer Gegend zu behaupten, wo, bei der mindeſten Thätigkeit des Feindes, ihm die Gemeinſchaft mit Schleſien ſo leicht abgeſchnitten werden konnte, übertrieben. Von den ſächſiſchen Magazinen war er zu weit entfernt; in der Lauſitz befanden ſich keine; 340 Wi-

ſpel Mehl, die er nach dem Abmarſche des Königs noch aus Dresden erhalten hatte, konnten die Armee nur auf gewiſſe Tage verpflegen; was war alſo natürlicher, als daß er den Unterhalt derſelben aus Schleſien ziehen mußte. Sein ganzes Beſtreben ging nunmehr dahin, ſich dieſe Quelle nicht verſtopfen zu laſſen, um dadurch die ihm zugleich mit anempfohlne Sicherung dieſer Provinz nicht aus den Augen zu verlieren. Wer einmal die Erfahrung erlangt hat, daß eine unzeitige Beharrlichkeit oft ein größeres Unglück herbeiführen kann; wer ſelbſt in einer ähnlichen Lage geweſen iſt, dem iſt es wohl nicht zu verargen, wenn er mehr nach Regeln der Vorſichtigkeit handelt, als zuviel auf ein blindes Ungefähr rechnet. Gerade ſo verhielt es ſich jetzt mit dem Herzoge von Bevern. Der Angriff auf den Holzberg ſchien ihm ein zu ſchneller Uebergang von der bisherigen Apathie des Feindes zur Thätigkeit zu ſeyn, um nicht davon auf größere Entwürfe zu ſchließen; und obgleich die eigentliche Veranlaſſung dazu dem Herzoge unbekannt geblieben ſeyn konnte; obgleich Nadaſty den Holzberg, der ihm ſo viel Menſchenblut gekoſtet hatte, am folgenden Tage wieder räumte; obgleich der Verluſt dieſes Poſtens keine weſentliche Veränderung in ſeiner Poſition verurſachte: ſo mochte doch die Vorſtellung, Prinz Carl könne ihm am Queis, eben ſo wie dem Prinzen von Preußen bei Zittau, zuvorkommen, in ihm ſo lebhaft geworden ſeyn, daß er ſich entſchloß, ohne Verzug die Ufer der Neiße zu verlaſſen, und die Armee nach Schleſien zu führen.

Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß der Herzog hierbei etwas zu eilfertig zu Werke ging; denn es iſt Thatſache, daß er ſich nicht einmal die Zeit ließ, den in der Feldbäckerei bereiteten Teig verbacken zu laſſen, vielmehr das, was nicht

davon transportirt werden konnte, preis gab. Dagegen glückte es ihm, ohne den mindeſten Verluſt zu leiden, mit der Armee über den Queis und Bober zu ſetzen. Die öſtreichiſchen Feldherren, welche einen ſo ſchnellen Rückzug nicht vorausſetzten, vielleicht noch nicht beſchloſſen hatten, die Preußen von Schleſien abzuſchneiden; es wohl gar gern ſahen, daß ſie dieſen Weg einſchlugen, um freie Hand zu haben, ihnen dahin zu folgen, begingen den großen Fehler: daß ſie — welches doch völlig in ihrer Gewalt ſtand — ihnen den Uebergang über dieſe beiden Flüſſe nicht ſtreitig machten. Hätte der Prinz Carl die Entſchloſſenheit, oder vielmehr den Willen dazu gehabt: ſo mußte natürlicherweiſe die preußiſche, von ihren Magazinen getrennte Armee in die größte Verlegenheit kommen, und in dieſer höchſt wahrſcheinlichen Hinſicht iſt vorauszuſetzen, daß der Herzog es ſeiner Lage angemeſſener fand, ohne Zeitverluſt das Gewiſſe ſtatt des Unſicheren zu wählen.

Sobald er den ſchleſiſchen Boden betreten hatte, richtete er ſeinen Marſch auf Liegnitz, wo er das erſte Magazin antraf; und da er nun die Communication mit Breslau, Glogau und Schweidnitz wieder erlangt zu haben glaubte, ſo nahm er ein feſtes Lager hinter der Katzbach. Prinz Carl begnügte ſich, ihn bis an den Bober zu folgen, und ſeinen Nachzug durch unbedeutende Scharmützel zu beunruhigen. Dann zog er gleichfalls nach Schleſien, blieb den Preußen über Löwenberg und Jauer ſtets zur Seite, kam ihnen aber auf dem Wege von Liegnitz nach Breslau zuvor, und ließ das, vor des Herzogs Lager belegene, verſchanzte Bersdorf, einen ganzen Tag beſchießen, ohne die darin befindliche Beſatzung daraus vertreiben zu können. Jetzt aber ſah der Herzog ein, daß es ihm unmöglich fallen werde,

Breslau zu erreichen, ohne eine Schlacht zu liefern. Dieſe zu wagen ſchien ihm um ſo bedenklicher, weil von deren Ausgang das Schickſal von Schleſien abhing; er, nach der zur Sicherung der ſchleſiſchen Feſtungen erfolgten Abſendung verſchiedener Abtheilungen ſeiner Armee, ſich zu ſchwach fühlte, es mit einem ſo überlegenen Feinde aufzunehmen, noch mehr aber — des Vergangenen eingedenk — ſich abermals Verantwortung zuzuziehen befürchtete. Gleichwohl lag an der Erhaltung von Breslau äußerſt viel, da in dieſem nur ſchwach beſetzten Waffenplatz alles im Ueberfluß befindlich war, was zum Unterhalt und zur Verſorgung einer Armee erforderlich iſt. In dieſem kritiſchen Augenblick ergriff indeß der Herzog eine Maßregel, die ſeinen Talenten Ehre machte. Die Klugheit rieth ihm nämlich, den Prinzen Carl zu hintergehen; ihm glaubwürdig vorzuſpiegeln, daß er ſich unter die Kanonen von Glogau zurückziehe; dagegen aber bei Diebau über die Oder zu ſetzen, längs dem rechten Ufer dieſes Fluſſes Breslau zu erreichen, dem öſtreichiſchen Heerführer wieder bis an die Lohe entgegen zu rücken, und ſolchergeſtalt die Hauptſtadt Schleſiens zu decken. Dieſe Unternehmung ward mit ſo vielem Glück und guter Dispoſition ausgeführt, daß Prinz Carl, in der Vorausſetzung, die Eroberung von Breslau könne ihm nicht mehr fehl ſchlagen, es für ganz überflüſſig hielt, die Preußen nach Glogau zu verfolgen *). Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er,

*) Verſchiedene gleichzeitige Schriftſteller, ja ſelbſt Friedrich II, haben es dem Herzoge von Bevern als einen großen Fehler angerechnet, daß er, ſtatt ſeinen Marſch auf Breslau zu richten, nicht den Weg durch das Gebirge über Liebenthal nach Schweidnitz eingeſchlagen habe. Daß letzterer dem Herzoge dieſen Vorwurf machte, kann — nach allem dem, was wir über die bisherigen Be-

gegen alle Erwartung, den Herzog wieder zum Vorſchein kommen, und hinter der Lohe ſich verſchanzen ſah!

Dieſer nicht vorausgeſehene Streich erforderte andere Maßregeln, und dazu mußte der Prinz bald ſchreiten, weil die noch günſtige Jahreszeit verſtrich, und er ſich die Mittel verſchaffen mußte, Schleſien zu behaupten, wollte er nicht am Ende gezwungen ſeyn, noch vor Einbruch des Winters einen höchſt unrühmlichen Rückzug nach Böhmen anzutreten. Unwillig, ſein Projekt vereitelt zu ſehen, faßte er den raſchen Entſchluß,

---

gebenheiten vorgetragen haben — niemand befremden; dagegen aber ſcheinen mir die übrigen Schriftſteller weniger competente Richter zu ſeyn, nachdem ich die Gründe, welche der Herr General von Tempelhof im zweiten Theile ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Seite 297 — 300, zur Rechtfertigung des herzoglichen Benehmens aufſtellt, mit der Lage, worin ſich dieſer Prinz befand, verglichen habe. Aus dieſen erhellet zur Genüge, daß derſelbe zu der Zeit keinen beſſern Entſchluß faſſen konnte, als ſich nach Breslau zurückzuziehen, und von hier aus Schleſien zu decken. Daß die zu ſchnelle Eroberung von Schweidnitz, zu deren Belagerung man fünf bis ſechs Wochen Zeit vorausſetzen konnte, — da dieſe Feſtung zu ihrer Vertheidigung mit allem Erforderlichen verſehen war — ihn in die unangenehme Lage verſetzte, in die er in der Folge gerieth — und gewiſſermaßen gerathen mußte — iſt eben ſo Zufall, als was Hr. von Tempelhof mit Scharfſinn bemerkt, wenn er a. a. O. Seite 299 ſagt:

„Alle dieſe Gründe ſcheinen alſo zu erfordern, daß der Herzog ſich eher nach Breslau als nach Schweidnitz ziehen mußte; „und da er bei ſeiner Ankunft bei Liegnitz zweifelhaft zu ſeyn „ſchien, welches von beiden er wählen müſſe: ſo kann man es „mit unter die Glücksfälle dieſes Krieges rechnen, daß ihn die „Oeſtreicher durch ihr Manöver in die Nothwendigkeit ſetzten, „dieſen Entſchluß vorzüglich vor allen andern zu faſſen.“

Entſchluß, die Preußen mit ſeiner ganzen Macht anzugreifen. Allein ſeine Unterfeldherren bewieſen ihm das Gefahrvolle dieſer Unternehmung, ſo lange man keinen Waffenplatz beſäße, wohin man im Fall eines unglücklichen Ausganges ſeine Zuflucht nehmen könne. Dies Gutachten dämpfte ſeine erſte Hitze eben ſo bald, als einige Augenblicke Ueberlegung, in denen er die Verbindungen, in welchen er mit ſeinem Hofe ſtand, überdachte, ihn auf andere Gedanken brachten. Sofort ward alſo die Belagerung von Schweidnitz beſchloſſen, und dem General Nadaſty übertragen; Prinz Carl aber rückte mit ſeinem Heere bis Liſſa vor, um die Bewegungen des Herzogs von Bevern zu beobachten.

Schweidnitz liegt ungefähr eine Meile vom Fuße des Gebirges, welches auf der Gränze zwiſchen Böhmen und Schleſien fortläuft, in einer angenehmen Ebene, die durch die an der Stadt vorbeifließende Weiſtritz und den Peilfluß durchſchnitten wird. Schon ſeit Jahrhunderten war Schweidnitz befeſtigt; und obgleich nur ein mit gemauerten Thürmen und altväteriſchen Bollwerken verſehener Wall dieſen Ort einſchloß, ſo machten doch im 16ten und 17ten Jahrhunderte dieſe geringen Befeſtigungswerke manche Belagerung nothwendig. Nach dem Dresdener Frieden ſah Friedrich II dieſe Stadt als den Schlüſſel von Schleſien an, und ließ ſie nach einer von ihm ſelbſt angegebenen neuen Erfindung befeſtigen. Auf der Landſeite ließ er einige kleine Forts mit dazwiſchen gelegten Halbmonden, auf der Waſſerſeite aber ein Hornwerk erbauen. Dieſe Forts haben die Figur einer Sternſchanze, ſind mit einem tiefen Graben, einem bedeckten Wege und bombenfeſten Kaſematten verſehen *). Da-

*) General Wallrabe, dem der König den Bau dieſer Feſtung übertrug, war treulos genug, den Plan derſelben dem Wiener Hofe,

mals waren dieſe freiliegenden Werke durch keine ſogenannte Curtine zuſammengehängt; vielmehr geſchah dies erſt in der Folge, da nach der Eroberung dieſer Feſtung die Oeſtreicher, durch Erfahrung belehrt, die Vortheile dieſer Verbindung einſahen, und den Anfang damit machten. Von dieſer Art zu befeſtigen, hatte der König von Preußen eine ſo hohe Meinung gefaßt, daß er ſich ſchmeichelte, ſelbſt die regelmäßigſte Belagerung könne jederzeit einen Zeitraum von ſechs Wochen erfordern. Es war daher nichts geſpart worden, dieſe Feſtung mit allem Erforderlichen bis zum Ueberfluſſe zu verſehen; und da der Herzog von Bevern bei ſeinem Abzuge aus der Lauſitz die Beſatzung bis auf 6000 Mann verſtärkt hatte, ſo fehlte es dem Commandanten, General Seers, an nichts zu einer tapfern Gegenwehr. Allein da während des ſiebenjährigen Krieges Schweidnitz dreimal belagert, und nur einmal überrumpelt worden iſt: ſo ſcheint erwieſen zu ſeyn, daß, wenn einmal ein Fort erobert worden, die Stadt ſich ergeben muß, weil die Einſchließung derſelben alsdann keinen erheblichen Widerſtand mehr finden kann.

---

gegen eine anſehnliche Belohnung, in die Hände zu ſpielen. Sobald Friedrich II dieſe Verrätherei erfuhr, ließ er Wallrabe in Magdeburg in eben das Gefängniß einkerkern, welches derſelbe im ſogenannten Stern für Staatsgefangene erbauet hatte. Hier verlebte er viele Jahre unter ſtrenger Aufſicht in der tödtendſten Einſamkeit, bis der Tod ſeinen Leiden, die man dieſem Sybariten durch manches Raffinement fühlbarer zu machen wußte, ein Ende machte. Zwar hatte der König, nach entdeckter That, einiges in ſeinem anfänglich entworfenen Plane verändern laſſen; allein dieſe Veränderungen konnten nicht ſehr erheblich ſeyn, weil das Weſentlichſte dieſer neuen Befeſtigung bereits ausgeführt war, ehe der Verräther entdeckt und zur gebührenden Strafe gezogen wurde.

In dem vorbeſchriebenen Zuſtande befand ſich Schweidnitz, als Nadaſty es mit einer Armee von 30,000 Mann berennte, in der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten Oktober die Laufgräben auf der Seite von Bögendorf eröffnen ließ, den Hauptangriff auf das Fort Nr. 3. und auf die zu ſeinen beiden Seiten belegenen Halbmonde, einen falſchen aber auf das Fort Nr. 4. richtete. Dieſe Angriffe wurden ſo anhaltend fortgeſetzt und ſo kräftig unterſtützt, daß des lebhaften Feuers der Belagerten und eines von denſelben unternommenen Ausfalls ungeachtet, die feindlichen Batterien zu Stande kamen, und dieſe das preußiſche Geſchütz in wenig Tagen zum Schweigen brachten. Die Ziehung der zweiten Parallele und der Bau der Breſchebatterien fand weniger Schwierigkeiten, und endlich ließ Nadaſty die beiden angegriffenen Forts nebſt dem dazwiſchen liegenden Halbmond zugleich ſtürmen. Es gelang ihm, dieſe nicht zuſammenhangenden Werke zu umgehen, in die Bollwerkskehle zu faſſen, und, obgleich mit einem anſehnlichen Verluſte, zu erobern. Seers, außer Stand geſetzt ſich länger zu vertheidigen, übergab die Feſtung mit einer reichen Beute an Geld, Mund- und Kriegsvorräthen.

In der beſchränkten Lage, in welcher der Herzog von Bevern ſich befand, that er keinen Schritt, oder vielmehr konnte er keinen wagen, um Schweidnitz zu entſetzen. Zwar hatte der König ihm befohlen, den Prinzen Carl anzugreifen, wenn dieſer ſich mit der Belagerung dieſer Feſtung befaſſen würde; zwar hatte der Herzog dazu einen Verſuch gemacht; zwar war es ihm gelungen, einen feindlichen Vorpoſten zurückzudrücken, allein die Schwäche ſeiner Armee ſchreckte ihn ab, dieſen Verſuch in eine förmliche Schlacht zu verwandeln, weil der Ausgang derſelben ihm zu zweideutig ſchien.

Vielleicht glaubte er, Seers würde einen längern Widerſtand leiſten, und der König noch vor der Eroberung von Schweidnitz wieder zu ihm ſtoßen *); vielleicht rieth ihm ſeine eigene Beſorgniß, nichts aufs Gerathewohl zu geben, da Friedrich II — wenn gleich derſelbe zu dergleichen kühnen Unternehmungen keine hinlängliche Mittel hatte ertheilen können — ihm doch als König aus demjenigen bekannt war, was dem Prinzen von Preußen, ihm ſelbſt und den übrigen Generalen, nach dem Rückzuge aus Böhmen begegnete. Hieraus läßt ſich folgern, daß es dem Herzoge ſicherer ſcheinen mußte, eine Schlacht anzunehmen als eine anzubieten.

Die Eroberung von Schweidnitz gewährte dem Prinzen Carl einen Waffenplatz, um ſeine in Schleſien angefangenen Operationen mit mehr Sicherheit fortzuſetzen. Er war jetzt Meiſter vom Gebirge, und aller nach Böhmen führenden Päſſe; konnte die ganze umliegende Gegend brandſchatzen, und bei widrigen Ereigniſſen hatte er einen Zufluchtsort, um von dort aus ſeinen Rückzug zu decken. Alle dieſe erlangten Vortheile, imgleichen die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach, und von dem ſchnellen Marſche des Königs, riethen ihm, bei dem einbrechenden Winter, alles nach Möglichkeit zu beſchleunigen, um feſten Fuß in Schleſien zu behalten. Eiligſt ſchritt er jetzt zur Ausführung ſeines ſchon vor der Belagerung gefaßten Vorhabens, die Preußen anzugreifen und ſich der Stadt Breslau zu verſichern, ehe Friedrich II Gelegenheit nähme, das hinter der Lohe verſchanzte Lager durch

---

*) Dies war nicht unwahrſcheinlich, wenn die Belagerten ſich nur mit mehr Einſicht und Entſchloſſenheit zu vertheidigen verſtänden hätten. An Mitteln dazu fehlte es ihnen gewiß nicht.

20,000 Mann der auserleſenſten Truppen, noch mehr aber durch ſeine Talente zu verſtärken. Ja, wollte Prinz Carl den Feldzug rühmlichſt beſchließen, ſo war keine Zeit mehr zu verlieren, indem jeder verabſäumte Tag ihm höchſt gefährlich werden konnte.

Sogleich mußte Nadaſty mit der zur Belagerung von Schweidnitz gebrachten Armee zu ihm ſtoßen, und ſich über ſeinen rechten Flügel hinaus lagern. Mit dem Feldmarſchall Daun wurde die zu entwerfende Dispoſition verabredet, und der 22ſte November zum Tage des Angriffs beſtimmt. Zwar war dieſer mit mancher Gefahr verknüpft: allein in der Lage in welcher Prinz Carl ſich befand, ſchreckten ihn weder der im Angeſicht des Feindes zu unternehmende Uebergang über die Lohe, noch die Verſchanzungen des Herzogs, noch die bekannte Tapferkeit der Preußen. An der Spitze von 80,000 Mann, mit einer großen Anzahl groben Geſchützes verſehen, glaubte er allen Schwierigkeiten Trotz bieten, und eine Armee von 25,000 Mann überwältigen zu können, wenn gleich er den Sieg, durch Vergießung vieles Menſchenbluts, erkaufen müßte.

Die Stellung des Herzogs von Bevern, die Angriffe der Oeſtreicher, kurz alle einzelne Vorfälle der Schlacht bei Breslau ſind in des Herrn von Tempelhof Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges *) ſehr richtig geſchildert; daher ich, um den Leſer nicht mit einer Wiederholung zu ermüden, denſelben darauf hinweiſe. Dagegen halte ich mich verbunden, einige Bemerkungen über das Benehmen des Herzogs, welches Herr von Archenholz ſo ſehr herabwürdiget, zu machen, um den künftigen pragmatiſchen Geſchichtsſchreiber aller dieſer Begebenheiten nicht irre gehen zu laſſen.

---

*) Zweiter Theil, S. 203 — 310.

„Der Herzog“ — ſagt Herr von Archenholz *) — „der ſeit Winterfeldts Tode große Unentſchloſſenheit ge„zeigt, und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war be„ſonders jetzt voll Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächt„lichen Ueberfalls, ſo wahrſcheinlich auch der glückliche „Erfolg war, u. ſ. w.“ Daß, wenn gleich der Herzog die Wahl hatte, ob er die Armee nach Schweidnitz oder Breslau führen wollte, er dennoch den letztern Weg vorzog, und gewiſſermaſſen vorziehen mußte, haben wir in der auf der 223 und 224ſten Seite befindlichen Anmerkung erwieſen, daß er dagegen, als er ſeine Stellung hinter der Lohe genommen hatte, und ſelbſt in der Schlacht alles that, was man von ſeinen Talenten erwarten konnte, wird kein Sachkundiger leugnen; ſo ſehr es auch dieſem Prinzen an hinlänglichen Mitteln fehlte, mehr zu leiſten. Die Verſchanzungen ſeines Lagers ſtanden gewiſſermaßen mit den Werken von Breslau in Verbindung, und in Rückſicht des ihm damals unter den Augen ſtehenden Feindes, hielt er ſich in denſelben für ſicher genug, um ihm, obgleich nur mit der Hälfte Truppen, die Spitze zu bieten. Daß er auf dieſe Weiſe den Prinzen Carl volle ſieben Wochen in Unthätigkeit erhielt, iſt Thatſache. Nachdem aber das Belagerungs-Corps des Generals Nadaſty vor Schweidnitz angelangt war, der großen Armee viel ſchweres Geſchütz zugeführt hatte, und Breslau von der Seite der Olauer Vorſtadt bedrohete, ward ſeine bisherige Lage merklich verändert. Jetzt war der Feind ihm dreimal überlegen; er ward gezwungen, den Theil ſeiner Verſchanzungen, welcher die linke Flanke ſeines Lagers bis zur Nicolaus-Vorſtadt einſchloß, zu entblößen, um den General

*) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, erſter Theil, S. 198.

Ziethen dem General Nadaſty entgegen zu ſtellen; ſeine gegenwärtig zu ausgedehnte Stellung verlohr viel von ihrer bisherigen Stärke, und dieſe ſeine damalige Lage, ſo wie der Mangel an grobem Geſchütz, auch einige nicht vorauszu- ſehende Nebenzufälle, trugen nicht wenig zum Verluſte der Schlacht bei. Demungeachtet erwartete der Herzog den An- griff mit eben der Kaltblütigkeit, mit der er bei Lowoſitz, an der Spitze des tapferen Regiments von Itzenplitz, in den Feind drang, und völlig vorbereitet empfing er die Oeſt- reicher. Daß aber ſeinen ertheilten Befehlen nicht immer zweckmäßig Folge geleiſtet wurde; daß z. B. die vor dem Dorfe Gräbichen angelegte Redoute zu früh verlaſſen ward; daß dadurch der Feind Gelegenheit bekam, die ganze Linie der Preußen mit ſeinem groben Geſchütz zu flankiren; daß der General Leſtwitz, dem die Unterſtützung der angegrif- fenen Poſten anvertraut war, zu lange zögerte, und dem Feinde zu viel Zeit ließ, zur Eroberung derſelben ſeine ganze Macht anzuwenden, ſind Zufälle, die dem Herzoge nicht zur Laſt gelegt werden können, ſein Schickſal jedoch gewiſſer- maßen entſchieden. Denn obgleich er noch einen kühnen Ver- ſuch machte, dem Prinzen Carl die bereits durch Ueber- macht errungenen Lorbeern wieder zu entreißen, zwanzig ſchon ſehr mitgenommene Bataillone und einige Cavallerie zuſammenraffte, und mit vieler Entſchloſſenheit gegen die bereits verlorenen Poſten anführte: ſo wollte es ihm doch nicht gelingen, die Oeſtreicher wieder daraus zu vertreiben; ſie hatten ſchon zu feſten Fuß gefaßt, und dehnten ihre nach- rückenden Colonnen immer weiter aus.

Daß — wie Herr von Archenholz behaupten will — der Herzog den ihm ertheilten Rath eines nächtlichen Ueber- falls verwarf, iſt nicht zu verbürgen: vielmehr iſt es That-

ſache, daß er mit einbrechender Nacht zum General Ziethen ritt, um mit demſelben dieſes Wageſtück zu verabreden. Allein dieſer Zeitpunkt ward für ihn der ſchrecklichſte, ſo wie der unerwartetſte dieſes Tages. Von beiden Seiten hatte das Feuern aufgehört; die Preußen — man weiß nicht eigentlich, durch welche Veranlaſſung? — hatten das Schlachtfeld verlaſſen, und ſich bis unter die Kanonen von Breslau zurückgezogen. Bei ſeiner Zurückkunft fand ſie der Herzog bereits bei der Vorſtadt des heil. Nicolaus. Außer ſich über dieſen nicht vorausgeſehenen Vorfall, nicht mehr im Stande, mit den geringen Ueberbleibſeln ſeines entkräfteten und muthlos gewordenen Heeres weder den beſchloſſenen Ueberfall auszuführen, noch dem Prinzen Carl länger zu widerſtehen, blieb ihm nichts mehr übrig, als ſeine bis auf ungefähr 16,000 Mann zuſammengeſchmolzene Armee über die Oder zu führen, und zum fernern Dienſte ſeines Monarchen ſicher nach Glogau zu bringen. Zwar ſtand der noch vor der Schlacht bei Sandberg über die Oder gegangene, und während derſelben bis Oſtritz vorgerückte öſtreichiſche General Beck ihm im Wege; als er aber ſolchen zurückzutreiben hoffte, und in dieſer Abſicht noch vor Tages Anbruch deſſen Stellung recognosciren wollte, ſtieß er auf einen feindlichen Vorpoſten, und ward gefangen. —

Ob in ſeiner damaligen Lage der Herzog mehr leiſten konnte, als er wirklich that, überlaſſe ich dem Urtheil eines unpartheiiſchen Publikums. Jeder Sachkundige wird — wie ich mir ſchmeichle — mit mir eingeſtehen müſſen, daß es ein Glück für den König von Preußen war, daß der Herzog den Entſchluß faßte, den Reſt der geſchlagenen Armee nach Glogau zu führen; denn es iſt noch nicht unumſtößlich gewiß, daß der nächtliche Ueberfall, wenn er ihn wirklich

gewagt hätte, ſo ganz unfehlbar glücklich geweſen ſeyn würde, als Hr. v. Archenholz vorausſetzt. Man ſtelle ſich eine Armee vor, die durch die am Tage der Schlacht ausgeſtandenen Strapazen entkräftet, und durch die erlittenen Widerwärtigkeiten muthlos geworden war; man bedenke das Unbequeme eines nächtlichen Gefechts und die damit faſt unzertrennliche Unordnung; man beherzige, daß, wenn dieſer Ueberfall mißlang, die ganze Arme leicht aufgerieben werden konnte, und dann fälle man ein beſtimmtes Urtheil, ob der Herzog nicht beſſer that, dem Könige 16 bis 17000 Mann zu erhalten, zumal da ihm bekannt war, daß derſelbe nur noch die 20,000 Mann zu ſeiner Diſpoſition hatte, welche er aus Sachſen herbeiführte. — Ohne die geretteten Trümmer der Beverniſchen Armee würde wahrſcheinlich Friedrich II die Schlacht bei Leuthen nicht haben liefern können. Bei Prüfung der Thatſachen iſt es daher Pflicht des Geſchichtsforſchers, alle dabei eingetretenen einzelnen Umſtände genau zu erwägen, ſie mit andern zu vergleichen, und dann erſt das Reſultat daraus zu ziehen *).

Damals ward faſt allgemein behauptet, der Herzog ſey mit Vorbedacht auf die feindlichen Vorpoſten zu geritten, um bei dieſer Gelegenheit gefangen zu werden. Wir wollen nun dieſer Sage zwar nicht völlig Glauben beimeſſen, weil es ſich wohl zutragen konnte, daß er in der Dämmerung ſich zu weit vor wagte; allein einige nicht unwahrſcheinliche Vorausſetzungen ſcheinen doch dieſer Muthmaßung einigen Eingang zu verſchaffen. Dem Herzoge war die Erhaltung von

*) Was ich hier zur Rechtfertigung des Herzogs von Bevern angeführt habe, beruhet auf dem Zeugniß einiger Augenzeugen, die im Stande waren, ein eben ſo richtiges als unpartheiiſches Urtheil zu fällen.

Schleſien anvertraut; dieſe ſchien durch den Verluſt der Schlacht bei Breslau gänzlich vereitelt. Er war der erſte preußiſche Feldherr, der in dieſem Kriege das Unglück gehabt hatte, völlig geſchlagen zu werden; er ſahe den Verluſt der Schlacht als den traurigen Vorboten des Unterganges des Staats an, und mußte daher befürchten, in dem Könige einen unerbittlichen Richter ſeiner Handlungen anzutreffen, wenn gleich das Bewußtſeyn, nichts verabſäumt zu haben, um mit der ihm untergeordneten geringen Armee einer ſo großen Uebermacht zu widerſtehen, ſein beſter Sachwalter ſeyn konnte. Man denke ſich ferner, in welche Gemüthsverfaſſung alle dieſe Betrachtungen ihn verſetzt haben mußten; man nehme an, daß er die Recognoscirung ganz allein, und nur in Begleitung eines Reitknechts unternahm, und dann wird man es ſchwer über ſich gewinnen können, ſich gegen das Urtheil des Publikums zu erklären *).

Die unmittelbare Folge der Schlacht war die Eroberung von Breslau. General Leſtwitz übergab dieſe Feſtung gleich auf die erſte Aufforderung gegen einen ihm zugeſtandenen freien Abzug. Er ſowohl, wie der unter ihm kom-

---

*) Dem Herzoge war die Härte, mit welcher der König ſeinem leiblichen Bruder nach ſeinem Rückzuge aus Böhmen begegnete, erinnerlich, und noch mochte der damals gegen die übrigen Feldherren ergangene Ausſpruch: „Sie verdienten, daß er ihnen die Köpfe vor die Füße legen ließe,“ ihm in die Ohren donnern. Wäre es daher einem Menſchen, geſchweige einem Heerführer, dem, ſo wie dem Herzoge, die Ehre das ſchätzbarſte Kleinod war, zu verdenken geweſen, wenn er in die Verſuchung gerathen wäre, ſich einem harten Arreſt oder gar einem ſchimpflichen Tode zu entziehen, da es noch in ſeiner Gewalt ſtand, unter einem das größere Publikum täuſchenden Anſtande einen ſolchen Schritt zu wagen?

mandirende General Kyau, mußten dafür mit einem harten Arreſte büßen, und aus dieſem Beiſpiele läßt ſich ſchließen, welches Schickſal der aufgebrachte König dem unglücklichen Herzoge von Bevern bereitet haben würde, hätte er ihn damals in ſeiner Gewalt gehabt Nur der glückliche Ausgang der Schlacht bei Leuthen mäßigte einigermaßen Friedrichs Zorn. Dagegen wurde dem Herzoge, während ſeiner Gefangenſchaft, von dem Wiener Hofe mit aller nur erſinnlichen Achtung begegnet, bald darauf ward er, wegen ſeiner nahen Verwandtſchaft mit der Kaiſerinn-Königinn, ohne Ranzion auf freien Fuß geſtellt; und obgleich er auf eine Zeitlang nach ſeinem Gouvernement zu Stettin verwieſen wurde, ſo bewies er doch auch dort ſeine Thätigkeit gegen die Schweden mit dem ihm ſo eigenthümlichen patriotiſchen Eifer, bis man ihn im Jahre 1762 aufs neue zur Armee berief, wo er Gelegenheit erhielt, ſich beſonders auszuzeichnen.

X.

Schlacht bei Leuthen, den 5. December 1757.

Während der Zeit, daß die im vorhergehenden Abſchnitte erzählten unglücklichen Vorfälle ſich ereigneten, hatte der König von Preußen ſchon den Marſch nach Schleſien angetreten, um dort der Uebermacht der Oeſtreicher ein Gegengewicht zu geben. Der Sieger bei Roßbach kannte die Gefahren welche dieſer ſeiner Provinz droheten; er ſäumte alſo nicht, das gegen feindlichen Unternehmungen von Wichtig-

keit nunmehr geſicherte Sachſen zu verlaſſen, um mit unge≠ fähr 14,000 Mann dem Herzoge von Bevern zu Hülfe zu eilen. So raſtlos er aber auch den Marſch ſeiner Truppen beſchleunigte, als er den Verluſt von Schweidnitz erfuhr; ſo zweckmäßig er auch ſolchen in einem Lande, wo er keine Magazine vorfand, durch andere weiſe Maßregeln unter≠ ſtützte: ſo war doch die Entfernung zu groß, als daß er zeitig genug hätte ankommen können, um dem, was geſchahe, vor≠ zubeugen. Seit der Schlacht von Kollin ſchien das Schickſal ihn beſtimmt zu haben, verſchiedene Länder zu durchziehen, um den verſchiedenen Anfällen ſeiner mächtigen Feinde zu begegnen. So ſahe man ihn unlängſt von Zittau nach Er≠ furth, und gegenwärtig von der Unſtrut bis an die Oder ſeine Armee führen. Dort war es ihm geglückt, mit 22,000 Mann 70,000 zu ſchlagen und zu zerſtreuen; jetzt hoffte er ſein bei Breslau ſtehendes Heer noch unangefochten zu erreichen, die Saumſeligkeit des Prinzen Carl von Lothringen zu be≠ ſtrafen, und Schleſien den dort den Meiſter ſpielenden Oeſt≠ reichern wieder zu entreißen.

Schon hatte er, als er durch die Oberlauſitz zog, die fliegenden Corps der feindlichen Generale Haddik und Marſchall vertrieben; ſchon hatten dieſe ſich ſchleunig nach Böhmen zurückgezogen, um den Feldmarſchall Keith, den der König mit 6000 Mann nach Leutmeritz hatte ziehen laſſen, von der Zerſtörung des dortigen Magazins und der prächti≠ gen Elbbrücke abzuhalten; ſchon ſtand der König am Queis, als er die traurige Botſchaft von der verlohrnen Schlacht, dem Verluſt von Breslau, dem Rückzuge ſeiner Armee nach Glogau, und daß Prinz Carl das verſchanzte Lager hinter der Lohe bezogen habe, erhielt. So viele auf einander ge≠ drängte Unglücksfälle hätten manchen andern Heerführer nie≠

dergeſchlagen, und bei dem ſchon einbrechenden Winter gewiß veranlaßt, bloß die Ueberbleibſel der geſchlagenen Armee an ſich zu ziehen, und zu dem künftigen Feldzuge neue Kräfte zu ſammeln. So dachte aber Friedrich II nicht. — Statt ihn zu Boden zu drücken, erweckten die ſo ſchnell auf einander gefolgten Schläge des Unglücks bei ihm eine außerordentliche Energie. Seit Kollin mit Widerwärtigkeiten ſchon bekannter geworden, hätte er ſich auch zur Ertragung der Leiden abgehärtet; und da er ſchon die Erfahrung gemacht hatte, daß das Glück ihm nicht jederzeit den Rücken zukehre, wenn er ſolches durch Klugheit ſich geneigt zu machen ſuche; ſo blieb ihm ſtets ein Stral von Hoffnung übrig, den erlittenen Verluſt durch anderweitige Siege verwiſchen zu können. Sich dazu anzuſchicken, glaubte er, ſey keine Zeit mit weitläuftigen Ueberlegungen und Betrachtungen zu verſplittern; vielmehr hielt er dafür, daß bei großen Unternehmungen, wo nur ein großer Entſchluß zu faſſen ſey, zu viele Vorſichtigkeit aufhöre — Klugheit zu ſeyn. Wirklich ſchwang er ſich auch über ſein trauriges Schickſal muthig empor, und zeigte zu aller Erſtaunen, jetzt mehr Seelengröße als zur Zeit ſeines ununterbrochenen Glücks.

Weder die geringe Anzahl ſeiner Truppen, noch die Muthloſigkeit die er bei der geſchlagenen Armee vorausſetzen mußte, weder die Gefahr, mit welcher der Uebergang über die Lohe, und der Angriff des feindlichen ſtarken, mit mehr denn 80,000 Mann beſetzten Poſtens verknüpft war, noch der Gedanke, daß, wenn er das Unglück haben ſollte die Schlacht zu verlieren, er völlig zu Grunde gerichtet ſeyn würde, konnten ſeine große Seele herabſtimmen. Entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, brach er von Naumburg am Queis auf und eilte nach Parchwitz, wo General Ziethen

mit dem Reſte der ehemaligen Bevernſchen Armee zu ihm ſtieß. Was ihn inzwiſchen am meiſten bekümmerte, war der Mangel an ſchwerem Geſchütz. Der größte Theil deſſelben war in den Schlachten von Kollin und Breslau verlohren gegangen; und da bei der jetzigen Art Krieg zu führen, das Geſchütz keinen geringen Antheil an dem Ausgange eines Treffens hat: ſo befürchtete er, daß ohne deſſen Hülfe ſelbſt ſeine künſtliche Manöver nicht den ſicherſten Erfolg haben würden. Gleichwohl war in der Geſchwindigkeit dergleichen nicht herbeizuſchaffen, da Schweidnitz und Brerlau, wo die Depots ſich befanden, dem Feinde zu Theil geworden waren; wenn indeß die Noth am größten zu ſeyn ſcheint, iſt gemeiniglich der Menſch am erfinderiſchſten; und da ein jeder Patriot, durch die bisherigen Widerwärtigkeiten des Königs, bis zum Enthuſiasmus theilnehmend ward: ſo fand ſich auch ein Mann *), der den Vorſchlag that, 20 Batterienſtücke von Glogau kommen zu laſſen, ſolche gehörig zu beſpannen, und ſo wie es bisher mit den ſogenannten ſchweren Zwölfpfündern üblich war, mit dem angreifenden Theile der Armee vorrükken zu laſſen. Friedrich II ſtutzte über dieſen wirklich koloſſalen Gedanken, und hielt ihn faſt für unausführbar, weil bis jetzt noch kein Beiſpiel aufzuweiſen war, daß dergleichen ſchwerfällige Maſchinen zugleich mit der avancirenden Linie fortgeſchafft und gebraucht worden wären; da ihm indeſſen äußerſt daran gelegen war, ſich mit allem Erforderlichen zu verſehen, um wo möglich den Sieg zu erzwingen, ſo willigte er in den Vorſchlag. Der Erfolg hat erwieſen, daß dies grobe Geſchütz mit dem beſten Nutzen angebracht ward, und nicht wenig zum Gewinn der Schlacht beitrug, obgleich das

---

*) Der General von Retzow.

Fortbringen deſſelben ſowohl, wie deſſen geſchickte Behandlung, vielen Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt blieb.

So war die Lage des Königs beſchaffen, als er ſeine kleine Armee über die Katzbach führte, und ſie nach einem ſo langen und beſchwerlichen Marſche einige Erholung genießen ließ, um ſie zu den bevorſtehenden Gefahren vorzubereiten. Groß waren dieſe in der That; und wenn man ſich in die damalige Situation beider Armeen hineindenkt, ſo muß man geſtehen, daß ein faſt übernatürlicher Muth dazu gehörte, ſolche zu beſtehen. Nur der kritiſche Zuſtand, in welchen der König durch die unglückliche Schlacht bei Breslau ſich verſetzt ſah, zwang ihn, in einer äußerſt verzweifelten Angelegenheit, zu den verzweifeltſten Mitteln zu greifen. Wären die Oeſtreicher in dem feſten Poſten hinter der Lohe ſtehen geblieben, ſo war freilich, ſelbſt bei der größten Anſtrengung, der Sieg weniger denkbar, als die völlige Auflöſung der geringen Anzahl der angreifenden Preußen. Nach der bekannten vorſichtigen Art zu handeln, welche die feindlichen Feldherren bisher beobachtet hatten, zu urtheilen, ließ ſich nicht erwarten, daß ſie einen andern Entſchluß faſſen würden, wenn gleich eine dreifach ſtärkere Macht ſie zu größern Unternehmungen berechtigte. Friedrich II ſetzte nichts gewiſſer voraus, und ging daher dem Schickſale mit eben ſo vieler Gelaſſenheit als feſtem Schritt entgegen. Seine militäriſchen Kenntniſſe, der Muth und die Disciplin ſeiner Truppen, deren Kern ihm noch übrig blieb, die Geſchicklichkeit ſeiner Feldherren und Officiere, beſonders aber die Hoffnung zur Wiederkehr des Glücks, und daß Prinz Carl ihm irgend eine Blöße geben würde, aus der er Vortheile ziehen könnte, waren die Stützen, auf die er ſich verlaſſen zu können glaubte. Gleichwohl ſchien es ihm mit darauf anzukommen,

ſeiner Armee die Nothwendigkeit, das Aeußerſte zu wagen, begreiflich zu machen, den Enthuſiasmus für ſeine Perſon und das Vaterland zu erwecken, und dadurch ihre bekannte Tapferkeit zu ſtählen. In dieſer Abſicht berief er ſeine Generale und Staabsofficiere zu ſich, und mit der ihm eigenthümlichen Beredſamkeit, und mit ſeelenvollem Ausdruck hielt er ihnen jene ſehr merkwürdige Rede, deren Hauptinhalt mir unvergeßlich geblieben iſt. Noch nach einer langen Periode von Jahren, da ich dies ſchreibe, belebt ſie meine Empfindungen für den größten König und Menſchen, wenn ich jene mir ſo wichtige Epoche meines Lebens in meiner Einſamkeit überdenke. —

„Ihnen, meine Herren," — ſo redetete der König die Verſammlung an — „iſt es bekannt, daß es dem Prinzen „Carl von Lothringen gelungen iſt, Schweidnitz zu „erobern, den Herzog von Bevern zu ſchlagen, und „ſich Meiſter von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortſchritten der Franzoſen und Reichsvölker „Einhalt zu thun. Ein Theil von Schleſien, meine Hauptſtadt, und alle meine darin befindlich geweſenen Kriegsbedürfniſſe ſind dadurch verlohren gegangen, und meine „Widerwärtigkeiten würden aufs höchſte geſtiegen ſeyn, „ſetzte ich nicht ein unbegränztes Vertrauen in ihren Muth, „ihre Standhaftigkeit und ihre Vaterlandsliebe, die ſie bei „ſo vielen Gelegenheiten mir bewieſen haben. Ich erkenne „dieſe dem Vaterlande und mir geleiſteten Dienſte mit der „innigſten Rührung meines Herzens. Es iſt faſt keiner „unter Ihnen, der ſich nicht durch eine große, ehrenvolle „Handlung ausgezeichnet hätte, und ich ſchmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an „dem mangeln laſſen, was der Staat von ihrer Tapferkeit

„zu fordern berechtigt iſt. Dieſer Zeitpunkt rückt heran; „ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die „Oeſtreicher in dem Beſitz von Schleſien. Laſſen Sie es „ſich alſo geſagt ſeyn: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt „die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Carl an„greifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von „der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres ge„wählten Poſtens; alles dieſes, hoffe ich, wird die Herz„haftigkeit meiner Truppen, und die richtige Befolgung „meiner Diſpoſition zu überwinden ſuchen. Ich muß „dieſen Schritt wagen, oder es iſt alles verloren; wir „müſſen den Feind ſchlagen, oder uns alle vor ſeinen Batte„rieen begraben laſſen. So denke ich — ſo werde ich handeln. „Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Officieren der „Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den „Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie „ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Ge„horſam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens beden„ken, daß Sie Preußen ſind: ſo werden Sie gewiß ſich die„ſes Vorzuges nicht unwürdig machen; iſt aber einer oder „der andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren „mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied er„halten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden.“*)

Dieſe Rede des Königs durchſtrömte die Adern der anweſenden Helden, fachte ein neues Feuer in ihnen an, ſich

*) Dieſer beſondere Zuſatz war der Rath, den General Wobersnow dem Könige gab, als dieſer bekümmert ſchien, ob auch ſeine Officiere bereit ſeyn würden, ſich mit ihm in die bevorſtehenden augenſcheinlichen Gefahren willig zu ſtürzen? Friedrich milderte indeß den Ausdruck, dem Wobersnow die ſtärkſte Energie d. h. ein H — t der mir nicht folgt, zu geben vorſchlug.

durch ausgezeichnete Tapferkeit hervorzuthun, und Blut und Leben für ihren großen Monarchen aufzuopfern, der dieſen Eindruck mit der innigſten Zufriedenheit bemerkte. Eine heilige Stille, die von Seiten ſeiner Zuhörer erfolgte, und eine gewiſſe Begeiſterung, die er in ihren Geſichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit ſeiner Armee. Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von „Ihnen mich verlaſſen würde; ich rechne alſo ganz auf Ihre „treue Hülfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollte ich bleiben, „und Sie für Ihre mir geleiſteten Dienſte nicht belohnen „können, ſo muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun „ins Lager, und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie „jetzt von mir gehört haben.“

So lange hatte Friedrich II in dem Tone der Ueberzeugung geredet, um den Enthuſiasmus ſeiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er ſich von der unwiderſtehlichen Gewalt ſeiner Worte überzeugt hielt, ſprach er wieder als König, und kündigte die Strafen an, die er über diejenigen verhängen wolle, die ihre Schuldigkeit verabſäumen würden. „Das Regiment Cavallerie“ — ſagte er — welches nicht „gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den „Feind ſtürzt, laſſe ich gleich nach der Schlacht abſitzen, „und mache es zu einem Garniſon-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu „ſtocken anfängt, verliehrt die Fahnen und die Säbel, und „ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden. „Nun leben Sie wohl, meine Herren: in Kurzem haben wir „den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder.“

So verſtand der große König die ſeltene Kunſt, zu einer und eben derſelben Zeit Zutrauen zu erwecken und Gehorſam

einzuprägen. Seine Beredſamkeit und ein gewiſſer gemeſſe⸗ner Ausdruck, den er auf ſeine Reden zu legen wußte, waren ſo hinreißend, daß — ich will es kühn behaupten — auch der roheſte, gefühlloſeſte Menſch, ja ſelbſt derjenige, der mit ihm unzufrieden zu ſeyn gegründete Urſache haben mochte, enthuſiaſtiſch für ihn werden mußte, wenn er Friedrich ſo aus dem Herzen reden hörte.

Die Begeiſterung, die er der Verſammlung einzuflößen gewußt hatte, ergoß ſich bald über alle übrige Officiere und Soldaten der Armee. Im preußiſchen Lager ertönte ein lauter Jubel. Die alten Krieger, die ſo manche Schlacht unter Friedrich II gewonnen hatten, reichten ſich wechſel⸗ſeitig die Hände, verſprachen einander treulich beizuſtehen, und beſchworen die jungen Leute, den Feind nicht zu ſcheuen, vielmehr ſeines Widerſtandes ungeachtet, ihm dreiſt unter die Augen zu treten. Man bemerkte ſeitdem bei jedem ein ge⸗wiſſes inneres Gefühl von Feſtigkeit und Zuverſicht; gemei⸗niglich glückliche Vorboten eines nahen Sieges. Mit Unge⸗duld erwartete das Heer den Befehl zum Aufbruch, und dieſe kleine Schaar — wiewohl auserleſener Soldaten — ging willig und zufrieden ihrem Schickſal entgegen. Was konnte nicht der König mit ſolchen Truppen ausrichten, und was bewirkte nicht durch ſie ſein fruchtbares Genie! Er nutzte aber auch den Enthuſiasmus ſeiner Armee, brach von Parch⸗witz auf, und richtete ſeinen Marſch auf Neumark.

Von nun an ſchien das Glück, welches ſeit der Schlacht bei Kollin dem Könige von Preußen ſo manchen böſen Streich geſpielt hatte, ſich wieder mit ihm ausſöhnen zu wol⸗len: ja man muß ſogar vorausſetzen, daß die Vorſehung be⸗ſchloſſen hatte, ihn nicht fallen zu laſſen; denn ſie lenkte ſeine Angelegenheiten ſo zu ſeinem Vortheile, daß er nun mit mehr

Gewißheit hoffen durfte, ſich mit Ehren aus dem verworrenſten Handel zu ziehen.

Bei den für die Oeſtreicher ſo glücklichen Ereigniſſen, die ſo raſch aufeinander folgten, war es ſehr natürlich, daß der Muth des Prinzen Carl von Lothringen ſich von Tag zu Tage heben mußte. Sein kürzlich erfochtener Sieg, die Eroberungen von Schweidnitz und Breslau, ſo wie die gegründete Hoffnung, der Kaiſerinn-Königinn eine ihr vor ſechszehn Jahren entriſſene Provinz wieder zu verſchaffen, mußten das Bewußtſeyn ſeiner erlangten Ueberlegenheit eben ſo reizen, als die Schmeicheleien derjenigen, die ihm zur gänzlichen Niederlage der anrückenden wenigen Preußen, und zu der völligen Eroberung von Schleſien ſchon im voraus Glück wünſchten. Zu dieſer großen Begebenheit ſchienen wirklich die vortheilhafteſten Ausſichten vorhanden zu ſeyn, und dieſe Epoche konnte unſtreitig die glänzendſte in dem Leben des Prinzen werden, hätte er die Kunſt verſtanden, ſolche gehörig herbeizuführen, Feſt hatte er beſchloſſen, durch die Vernichtung der preußiſchen Armee ſeinen Feldzug zu krönen; allein über die zweckmäßige Ausführung dieſes Plans konnte man im öſtreichiſchen Hauptquartiere noch nicht einig werden. Feldmarſchall Daun und mehrere Generale, die unter ſeinem Befehle geſtanden und die Erfahrung gemacht hatten, welch einen ſichern Damm ein gut gewählter feſter Poſten dem heftigen Ungeſtüme des Königs entgegen zu ſetzen vermochte, riethen, denſelben in dem verſchanzten Lager hinter der Lohe zu erwarten, und ſeine kleine Armee durch das zahlreiche Geſchütz zu zerſchmettern; andere hingegen hielten es unter der Würde des Siegers bei Breslau, gegen ein ſo ſehr zuſammengeſchmolzenes Heer vertheidigungsweiſe zu verfahren. So wenig man in der erſten Meinung die Denk- und Hand-

lungsweiſe des deutſchen Fabius verkennt; ſo wahrſcheinlich es auch bleibt, daß dieſer Rath ſeines grauſamen Zweckes nicht leicht verfehlt haben würde: eben ſo wenig kann man die zweite tadeln, wenn man die große Ueberlegenheit der Oeſtreicher und das Glück mit in Anſchlag bringt, welches bisher den Prinzen Carl begleitet hatte. General Luchesy, der an der Spitze verſchiedener Feldherren Dauns Behauptung — mehr durch Schmeichelei als durch Gründe — zu entkräften ſuchte, bemühte ſich, den Prinzen ſeiner Meinung geneigter zu machen, indem er demſelben vorſtellte: „es „würde ihm wenig Mühe koſten, den König von Preußen zu „überwinden; er werde demſelben gewiß den letzten Stoß „geben, und ihn dadurch zwingen um Frieden zu bitten; dieſe „ausgezeichnete Ehre ſchiene das Schickſal ihm vorbehalten „zu haben; es ſey ihm bekannt, was die Bevernſche Armee in der letzten Schlacht eingebüßt habe; er wiſſe, daß „die in Breslau zurückgelaſſenen Regimenter bei ihrem Abzuge größtentheils auseinander gelaufen wären; daß die „dem General Ziethen nach Glogau gefolgten Truppen „nicht 15,000 Mann ausmachten; daß der König höchſtens „eben ſo viel anführe, und daß folglich die Berliniſche „Wachtparade*) dem beträchtlichen ſiegreichen Heere des „Prinzen auf keine Weiſe zu widerſtehen vermöge. Nach „zwei verlornen Schlachten ſey der Muth der Preußen geſunken, das öſtreichiſche Geſchütz dem ihrigen merklich überlegen, der Soldat voller Feuer, und man dürfe ſich nur „zeigen, ſo ſey der Sieg und die Zerſtreuung der Feinde eben „ſo gewiß, als daß man die Winterquartiere bis an die bran-

*) So nannten damals die Oeſtreicher ſpottweiſe die preußiſche Armee.

„denburgiſchen Gränzen ausdehnen, ja ſelbſt Berlin zittern „machen werde.“ Dieſe und ähnliche übertriebene Schmeicheleien, womit man den Prinzen täglich unterhielt, die beſonders an ſeiner Tafel noch mehr Gewicht erhielten, munterten Carls natürlich-feurigen Charakter dergeſtalt auf, daß er aller Vorſtellungen des vorſichtigen Feldmarſchalls Daun ungeachtet, dem König entgegen zu gehen kein Bedenken trug *).

Verſchiedene gleichzeitige Schriften machen es dem Prinzen Carl von Lothringen zum Vorwurf, daß er den Entſchluß faßte, die preußiſche Armee anzugreifen, da es doch ſicherer für ihn geweſen ſeyn würde, ihren Angriff in ſeinem feſten Poſten hinter der Lohe zu erwarten. Wenn man aber das große, mit dem bisherigen Glücke gepaarte Uebergewicht der Oeſtreicher erwägt; wenn man ferner bedenkt, daß es wirklich unter der Würde eines ſo mächtigen Heeres war, ſich gegen einen an Anzahl ſo geringen Feind in unangreifliche Verſchanzungen einzuſchließen, zumal es eine faſt allgemein behauptete Wahrheit bleibt, daß der angreifende Theil jederzeit Vortheile über den ſich vertheidigenden behält; ſo kann man es nicht geradezu ein Verſehen des Prinzen Carl nennen. Sein kürzlich erfochtener Sieg, die übrigen Vortheile, die er erlangt hatte, noch mehr aber als alles dies, der Wunſch, das Schickſal Schleſiens auf einmal zu entſcheiden, berechtigten ihn vollkommen, ſeinen Feind aufzuſuchen, und völlig außer Stand zu ſetzen ihm ferner zu ſchaden. Nur die Art und Weiſe wie er ſich dabei benahm, war fehlerhaft, und mußte die traurigſten Folgen herbeiführen. Von dem ſchnellen Marſche des Königs, imgleichen von dem Zuge des Gene-

---

*) Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen; zweiter Theil. S. 419.

rals Ziethen nach Parchwitz unterrichtet, mußte er früher aufbrechen, und beider Vereinigung zu unterbrechen ſuchen. Nachläſſig war dagegen ſein Marſch über das Schweidnitzer Waſſer, und unverantwortlich groß der zweite Fehler: daß er nämlich gegen alle Regeln der Taktik, ſeine Bäckerei mit dem Vortrabe nach Neumark voraus ſandte, gleichſam als habe er wegen ihrer Sicherheit von den Preußen nichts zu fürchten. Der Verluſt derſelben, da ſie dem Könige bei ſeiner Annäherung in die Hände fiel, war die Folge dieſes unzeitigen Entſchluſſes. Der dritte Fehler war: daß er bei der plötzlichen Erſcheinung der Preußiſchen Armée, ſogleich vom Angriffskriege wieder zum Vertheidigungs-Syſtem überging, und dadurch manche Vortheile verlohr, die ihm ſeine Uebermacht bei einer klugen Diſpoſition gewährt haben würde. Der vierte Fehler endlich war der: daß er ſich durch Friedrichs II künſtliche Manöver eben ſo, als durch das ungeſtüme Geſchrei eben des Lucheſy, der zuvor die Preußen ſo gering ſchätzte, zu falſchen Schritten verleiten ließ, die ſeine angenommene Stellung theils ſchwächten, theils unnütz machten. Dieſe kurz aufeinander begangenen Fehler — nicht aber der ihn zum Vorwurf gemachte Entſchluß — waren es, wodurch er ſeinem Gegner Blößen gab, die dieſer wiſſenſchaftlich zu nützen verſtand, und dadurch den entſcheidendſten Sieg erfocht. So zogen alſo des Prinzen Carl zu große Sicherheit, Unbeſtimmtheit und Kurzſichtigkeit, dem öſtreichiſchen Heere eine der ſchrecklichſten Niederlagen zu, welche die neuere Geſchichte aufzuweiſen hat.

Erſt als der König von Preußen ſich des Poſtens von Neumark bemeiſtert, und daſelbſt die feindliche Bäckerei weggenommen hatte, erfuhr er, daß der öſtreichiſche Heerführer ſein Lager bei Breslau verlaſſen habe, über das

Schweidnitzer Waſſer gegangen ſey, und ihm entgegen ziehe. Kaum konnte Friedrich II. dieſer, gänzlich gegen das bisher gegen ihn bewieſene Betragen ſtreitenden Nachricht Glauben beimeſſen. Dachte er ſich den Prinzen Carl gegenwärtig in der Ebene, im Begriff ihm zu begegnen um ihn anzugreifen, ſo ſchien es ihm, als müſſe in deſſen Charakter ſich ein gewiſſer Stolz gemiſcht haben, der nahe an die Verachtung ſeiner Perſon und ſeiner kleinen Armee gränze; ſehr zufrieden indeß, nicht mehr ſo große Gefahren beſtehen zu dürfen, nahm er den unerwarteten Schritt ſeines Gegners als eine gute Vorbedeutung zum Siege auf, trat in das Zimmer, wo er die Parole ausgeben wolle, mit einer Fröhlichkeit, die allen Anweſenden auffiel, wandte ſich zum Prinzen Franz von Braunſchweig, und ſagte dieſem lächelnd: „der Fuchs „iſt aus ſeinem Loche gekrochen, nun will ich „auch ſeinen Uebermuth beſtrafen.“ Sogleich gab er den Befehl, daß mit einbrechender Nacht die Armee ſich in Bewegung ſetzen, und man derſelben bekannt machen ſolle: der Feind habe ſich gelüſten laſſen, im freien Felde zu erſcheinen, und es ſey ſein Vorſatz, ihn am folgenden Tage anzugreifen.

Heftige Leidenſchaften und dringende Gefahren bewirken nicht ſelten in der Seele des Menſchen ein Erſtaunen, eine Betäubung, wodurch er einſtweilen des Gebrauchs ſeiner Kräfte beraubt wird, und nur nach und nach erlangt er das Bewußtſeyn wieder; dann entwickeln ſich aber auch die gehemmt geweſenen Fähigkeiten mit erneuerter Kraft; er nützt ſeine ganze Spannkraft, und die ehemalige Feſtigkeit ſtellt ſich ſeinem Zuſtande angemeſſener dar. Auch dies erfuhr Prinz Carl in dem gegenwärtigen Augenblick. Der Vorfall bei Neumark war ihm eine ſehr unwillkommene Nach-

richt. Außer dem dabei erlittenen Verluſt, ließ ſie ihm keinen Zweifel übrig, der König werde ſuchen ihn anzugreifen wo er ihn finde, und dieſer Gedanke, der ſeinen ganzen entworfenen Operationsplan verrückte, der ihn wegen des nunmehrigen Ausganges Beſorgniſſe erweckte, machte ihn ungewiß, wel=chen Weg er einſchlagen ſollte, um ſich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Im öſtreichiſchen Lager herrſchte daher eine Unentſchloſſenheit, die das fernere Vordringen der Preußen, beſonders das bei Borna vorgefallene unglückliche Gefecht, ſtets vergrößerte, und endlich ward man darüber einig; ſtatt, nach dem erſten Vorſatze, den Feind ſelbſt an=zugreifen, ſich zur Vertheidigung anzuſchicken. Die Kunſt, ihren Armeen die beſten Stellungen zu geben, beſaßen die Oeſtreicher vollkommen; und obgleich diejenige, die ſie hier zwiſchen dem Walde von Niepern und den Teichen bei Goh=lau wählten, mit der bei Kollin und Witgendorf keineswegs verglichen werden kann: ſo iſt es doch ausgemacht, daß die feindlichen Feldherren alle Vortheile, die ein ebenes Terrain anbot, mit kluger Auswahl zu nützen wußten, und alles an=wendeten, um ſich ihrer Uebermacht zum Verderben der Preußen zu bedienen. Iſt dagegen etwas einzuwenden: ſo beſteht es darin, daß ſie ihrer Schlachtordnung eine zu große Ausdehnung*) gaben, wodurch ſie an innerer Stärke ver=lohr, und daß ſie, ſtatt zur Deckung ihrer linken Flanke Nationaltruppen anzuwenden, die Baieriſchen und Würtem=bergiſchen Contingente aufſtellten.

So war die Lage beider Armeen vor und am Tage der berühmten Schlacht bei Leuthen, die das Schickſal von Schleſien eben ſo entſchied, als ſie den Ruhm Friedrichs II

*) Sie faßte den Raum einer deutſchen Meile ein.

verewigt hat. Nach meinem einmal angenommenen Plan übergehe ich hier das Detail derſelben. Herr von Archenholz hat ſolche ſehr mahleriſch *), Herr von Tempelhof wahrhaft militäriſch **) beſchrieben; auch empfehle ich den Leſer den von letztern dazu gelieferten Plan, um ſich eine lokale Ueberſicht des ganzen Gefechtes zu verſchaffen. Es ſey mir indeſſen erlaubt, einige einzelne Züge anzuführen, deren bisher keine Erwähnung geſchehen, und wovon ich ſelbſt Zeuge geweſen bin.

Schon war das Nadaſtyſche Corps, welches die linke Flanke der öſtreichiſchen Armee decken ſollte, über den Haufen geworfen, der linke Flügel ſchon auf das Dorf Leuthen zurückgedrängt, und noch vertheidigte ſich daſſelbe mit möglichſter Anſtrengung, als der feindliche rechte Flügel durch eine vorgenommene Schwenkung dieſen heftig angegriffenen Poſten zu unterſtützen ſuchte. Jetzt ſtand derſelbe gleich oberhalb Leuthen, und fing an, den ihm immer näher kommenden linken Flügel der Armee des Königs mit einem lebhaften Feuer aus ſeinem groben Geſchütz zu begrüßen. Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein Vorfall, der dem bisher ſiegreichen Heere ſehr gefährlich werden konnte. Nach der zur Schlacht ertheilten Diſpoſition ſollte der preußiſche linke Flügel ſich beſtändig zurückhalten: durch die feindliche Schwenkung fand er ſich aber den Oeſtreichern unvermerkt näher gebracht. Bisher war derſelbe ganz aus dem Schluſſe geblieben. Das unerwartete Kanonenfeuer ward ihm gewiſſermaßen befremdend, und ein paniſches Schrecken verleitete

---

*) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, 1. Th. S. 207 — 213.

**) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, 1. Th. S. 325 — 330, wobei auch der Plan der Schlacht befindlich iſt.

ſechs Bataillone, ohne Noth umzukehren, um ſich hinter einem, unweit davon belegnen, ſogenannten Brechhauſe*) zu ſichern. Der General Retzow, der dieſen Flügel anführte, über eine ſolche Muthloſigkeit betroffen, wandte alles an, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen. Zureden, Beſchimpfung, Züchtigung, Bemühungen der Officiere, waren aber umſonſt, und es ſchien nicht möglich, die Ordnung wieder herzuſtellen. In dieſem kritiſchen Augenblicke beſinnt ſein erſter Adjutant**) ſich nicht lange: er eilt nach dem zweiten Treffen, findet aber nur noch ein einziges Bataillon, weil alle übrigen ſchon zur Unterſtüzung des angreifenden rechten Flügels waren gezogen worden. Dies führt er durch die ſich ihm entgegen wälzende Fluth der Flüchtlinge, die ſtaunend ihm Platz machen, ſchließt es an die noch ſtehende Linie, und läßt es auf den Feind feuern. Dieſer kaltblütige Entſchluß ermannt die Regimenter wieder; beſchämt, den Ruhm ihrer ſonſt bewieſenen Tapferkeit durch ein nicht zu erklärendes Ungefähr befleckt zu haben, ſammeln ſie ſich bei ihren Fahnen, und General Retzow hatte die Freude, ſeinen ganzen Flügel wieder gerichtet zu haben, als das Dorf Leuthen erobert, und dadurch der Sieg entſchieden ward.

Die einbrechende Nacht begünſtigte die Flucht der Oeſtreicher, die Nadaſty vortrefflich deckte. Der König aber nicht zufrieden, das Schlachtfeld behauptet zu haben, zog, von einiger Cavallerie und einer Anzahl Grenadieren begleitet, noch bis Liſſa, um ſich des daſelbſt befindlichen Ueber-

---

*) So nennt man in Schleſien die zur Verhütung der Feuersgefahr auf freiem Felde erbauten Häuſer, worin der Flachs gedörrt und gebrochen wird.

**) Der damalige Lieutenant Retzow.

ganges über das Schweidnitzer Waſſer zu verſichern, und den Feind zu hindern, ſich hinter dieſem Fluſſe wieder zu ſetzen; um aber das einmal verbreitete Schrecken zu unterhalten, ließ er von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, bis er die Brücke bei Liſſa erreicht hatte. Hier ward er mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr, die ein dort aufgeſtellter Poſten Infanterie machte, empfangen; dies Feuer hörte aber ſogleich auf, als er ſeine Artillerie gegen die Brücke auffahren, unaufhörlich ſchießen ließ, und endlich die Grenadiere in die Häuſer, aus deren Fenſtern noch gefeuert ward, drangen und alles niedermachten was ſich zur Wehr ſetzte. Nun zog er in Liſſa ein, und ritt nach dem dortigen Schloſſe, um dort das Hauptquartier zu nehmen; dies war aber mit einer Menge theils verwundeter, theils geflüchteter öſtreichiſcher Officiere und Soldaten angefüllt, die alle Zimmer des Schloſſes, und ſelbſt die zu demſelben führenden Treppen bezogen hatten, um einiger Erholung zu genieſen. Nur von einigen ſeiner Adjutanten begleitet trat er mitten unter ſie, und mit dem freundlichſten Geſicht wünſchte er ihnen einen guten Abend. Die Beſtürzung, den gekrönten Sieger wieder da zu erblicken, wo man ſich gegen ihn geſichert zu haben glaubte, war allgemein. Betroffen bewunderte jeder den kühnen Schritt. Alle ſtaunten den Helden an, in dem ſie die Erſcheinung eines Halbgottes zu erblicken wähnten, und die Ehrfurcht für ſeine Perſon wirkte ſo ſtark, daß alle ſich ehrerbietig entfernten, um ihm das Schloß einzuräumen.

Ohne dazu einen ausdrücklichen Befehl erhalten zu haben, folgte die ganze Armee dem Könige auf dem Fuße nach. Dieſer Marſch geſchah mit einer Stille, die nur das Bewuſtſeyn, dieſen großen blutigen Tag überlebt zu haben, dem Nachdenken einflößen konnte; plötzlich aber unter-

brach ſolche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: Nun danket alle Gott ꝛc. anſtimmte. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, fühlte ſich jetzt jeder zum Dank gegen die Vorſicht für ſeine Erhaltung hingeriſſen, und mehr als 25,000 Menſchen ſangen dieſen Choral einſtimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derſelben und das Grauſende eines Schlachtfeldes, wo man faſt bei jedem Schritt auf eine Leiche ſtieß, gaben dieſer Handlung eine Feierlichkeit, die ſich beſſer empfinden ließ, als ſie beſchrieben werden kann; ſelbſt die auf der Wahlſtatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an dieſem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Feſtigkeit belebte jetzt den durch ſo viele Anſtrengung erſchlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf das heftige Kanonenfeuer bey Liſſa gehört ward, wollte es einer dem andern an Geſchwindigkeit zuvorthun, ſeinem Könige beizuſtehn.

Die Schlacht bei Leuthen iſt einzig in ihrer Art; denn wenn gleich die alte Geſchichte 10,000 Auserleſene, durch einen Miltiades angeführt, 500,000 Perſer bei Marathon ſchlagen läßt, und wenn die neuere erwähnt, wie ein kühner und zugleich glücklicher Carl XII mit 8000 Schweden über 80,000 Ruſſen bei Narva ſiegte; ſo ſind doch dieſe und ähnliche Schlachten, in Rückſicht auf die Umſtände und Folgen, mit der von Leuthen nicht zu vergleichen. Die Perſer und Ruſſen waren Barbaren, die keine Kriegeswiſſenſchaft beſaßen; hier aber hatten die Preußen mit geübten Kriegsvölkern und nicht unerfahrnen Feldherren zu thun, deren Muth ſie ſchon in mehrern Treffen erprobt hatten. An dieſem Tage

legte Friedrich II den Beweis ab, mit wie vielem Scharfſinn er die heutige Kriegskunſt verfeinert, und ſeine Armee in bisher noch nicht erfundenen Manövern geübt hatte. Es kann vielleicht mehr als ein Jahrhundert verfließen, ehe die Annalen der Welt eines ſo ausgezeichneten Muſters der Taktik erwähnen und man kann ſicher annehmen, daß dieſe Schlacht Epoche in der Kriegswiſſenſchaft mache, da der Erfinder des Syſtems der ſchrägen Stellung und des darnach behandelten Angriffs, die daraus entſpringenden Vortheile zum erſten Mal mit Einſicht in Anwendung brachte. —

Die Folgen dieſer berühmten Schlacht waren für das öſtreichiſche Heer ſchrecklich. Noch nie hatte Friedrich II das wieder mit ihm ausgeſöhnete Glück mit mehr Thätigkeit benutzt als bei dieſer Gelegenheit. Die Verwirrung, in die er ſeinen geſchlagenen Feind brachte, war ſo groß, daß die Cavallerie ſeines linken Flügels ganze Bataillone zu Gefangenen machte; daß von dem öſtreichiſchen Militair ein Theil aus Unwillen, ein anderer aus Ermüdung dieſſeits des Schweidnitzer Waſſers zurückblieb, und ſich der erſten beſten preußiſchen Patrouille ergab. Hieraus läßt ſich die ungeheure Menge Kriegsgefangener, die an dieſem Tage gemacht wurden, und deren Zahl ſich über 21,000 belief, berechnen. Selbſt die Anführer der öſtreichiſchen Armee verlohren gewiſſermaßen den Kopf; denn ſonſt würden ſie — wie es ſelbſt am Tage nach der Schlacht noch in ihrer Gewalt ſtand — ſämmtliches, hinter dem Fluſſe aufgefahrne Gepäck, ſo viel Munition und die Kriegskaſſe zu retten verſucht haben. Der kurz zuvor ſiegreiche, ſtolze Prinz Carl von Lothringen ſammelte in Eil die Ueberbleibſel ſeiner geſchlagenen Armee, und ſogleich verließ er eine Gegend, die ſtatt der zuvor geſchöpften ſichern Ueberzeugung, dort ruhig Winterquartiere

zu nehmen, ihn nur an ſeinen erlittenen großen Verluſt erinnerte. Er floh nach Böhmen. Breslau ward des einbrechenden Winters ungeachtet belagert, in wenigen Tagen erobert, eine kleine Armee *) darin zu Gefangenen gemacht, und ganz Schleſien, bis auf Schweidnitz, dem preußiſchen Scepter wieder unterworfen.

So endigte ſich der an großen merkwürdigen Begebenheiten ſo reichhaltige Feldzug von 1757. Die Geſchichte älterer und neuerer Zeit erwähnt keines, in welchem ſo viele Schlachten vorgefallen ſind und ſo viel Menſchenblut vergoſſen ward. Man kann, ohne die Sache zu übertreiben, annehmen, daß 200,000 Mann in demſelben, ſowohl durchs Schwert als durch Krankheit, hingerafft wurden. Ein trauriges Andenken für die Nachwelt, deren Väter oder Anverwandte ſich willig erwürgen ließen, um die Zänkereien ihrer Regenten zu unterſtützen, wenn gleich, weder verweigerte gerechte Anſprüche noch Selbſterhaltung, im eigentlichen Verſtande, den Krieg veranlaßten, vielmehr bloß Neid, perſönlicher Haß, Ungerechtigkeit, Eroberungsſucht und übel verſtandene Politik, ihnen die Waffen in die Hand gaben. Dieſe durch die Leidenſchaften der Regenten einmal angezündete Fackel des Krieges hatte den größten Theil von Deutſchland, das Königreich Preußen, Oſt- und Weſtindien in Brand geſetzt. Mehr als eine halbe Million Krieger war auf die ſchaudervolle Bühne der Uneinigkeiten geführt worden. Wech-

*) Es war ſehr inconſequent, daß Prinz Carl — der vorausſetzen konnte, der König werde das ſo wenig haltbare Breslau gewiß nicht lange in ſeiner Gewalt laſſen — dennoch daſſelbe mit 12,000 Mann beſetzte, die er nebſt 5000 Verwundeten ſeiner ſchon ſo anſehnlich geſchwächten Armee ganz zweckwidrig entzog, und gewiſſermaſſen ohne Ueberlegung dem Sieger in die Hände ſpielte. —

ſelſeitig hatten ſie ihre Schwerter in das Blut ihrer Mitmenſchen getaucht, die Leichname ihrer Freunde und Feinde zertreten, Siegeslieder mitten unter dem Geſchrei der Sterbenden angeſtimmt, und überhaupt ihre Tritte mit Tod und Verwüſtung bezeichnet. Bei dergleichen Gräueln zittert der friedliche Städter und Landmann, der Menſchenfreund nimmt einen mitleidigen Antheil an dem Schickſale ſo vieler Unglücklichen, und der Philoſoph kann die Grauſamkeiten mit den ſanften Grundſätzen der Moral nicht reimen. Leider aber dürfte dieſe fürchterliche Geißel des Menſchengeſchlechts nicht abgewendet werden, ſo lange der Eroberungsgeiſt Monarchen peinigt; kaufmänniſche Speculationen die Nationen aufmuntern ihre Handlung zu erweitern, und das Phantom des Gleichgewichts von Europa in ſchreckhaften Geſtalten zu erſcheinen fortfährt.

Wer inzwiſchen mit einem vorurtheilsfreien Blicke den Anfang, die Folgen und das Ende dieſes Feldzuges überſieht, muß die verſchiedenen Wendungen der Cataſtrophen ſtaunend bewundern. So höchſt wahrſcheinlich Maria Thereſia ſich zum Frieden würde bequemt haben, hätte Friedrich II ſein kühnes Vorhaben auszuführen vermocht, ſo entſchieden ſchien faſt deſſen Untergang nach dem Verluſte der Schlacht bei Kollin, und es dürfte ausgemacht bleiben, daß, wenn die große Anzahl ſeiner Feinde ſich ihrer Uebermacht zweckmäßiger bedient hätte, er ſchwerlich die ihm von allen Seiten beigebrachten harten Schläge würde haben aushalten können. Nach ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten mancherlei Art, lenkte jedoch die Vorſehung alle Vorfälle zu ſeiner Erhaltung, und beim Schluſſe des Feldzuges blieb er ungefähr in der Lage, worin er vor Anfang deſſelben ſich befunden hatte. Indeß muß man zu ſeinem unvergeßlichen Ruhme bekennen,

daß

daß er, bloß durch ſein fruchtbares Genie und ſeine feine Politik, die begangenen Fehler ſeiner Gegner benutzte, das Glück gewiſſermaßen am Gängelbande führte, und mit Hülfe deſſelben, ſo wie durch ſeine militäriſchen Talente, die Anſchläge ſeiner erbitterten Feinde zu vereiteln gewußt hat. Das Publikum, und ſelbſt Patrioten ſchmeichelten ſich nicht eines ſo glücklichen Ausgangs; die Welt bewunderte die Heldenthaten des preußiſchen Monarchen, und ganz Europa gab ihm den, in allem Betracht ihm gebührenden, Beinamen des Großen.

XI.

Zuſtand der kriegführenden Mächte im Anfang des Jahres 1758.

Unerwartet war der Ausgang des Feldzuges von 1757 geweſen, indem gerade das Gegentheil von dem erfolgte, was Europa als gewiß vorausſetzen zu können wähnte. Das Haus Oeſtreich, die Seele der gegen Friedrich II angeſponnenen Verſchwörung, ſah ſich, von der drei Monat früher ſchon ſicher geſchöpften Hoffnung, dieſen Fürſten bis zu dem erſten Urſprunge ſeines Hauſes zurück geſetzt zu ſehen, völlig hintergangen. Durch die einzige Schlacht bei Leuthen und deren raſche Folgen, war das große Heer, welches daſſelbe aufgeſtellt hatte, ſo zuſammengeſchmolzen, daß man ſich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen glauben müßte, bezeugten nicht unpartheiiſche gleichzeitige Schriften die Wahr-

heit dieſer Behauptung *). Es war wieder nach Böhmen zurückgetrieben, und die Marien Thereſien ſo ſehr am Herzen liegende Eroberung von Schleſien erforderte nunmehr neue Kräfte in einem neuen Feldzuge. Billig hätte jene Fürſtinn den friedfertigen Geſinnungen, die man, unter dieſen Umſtänden, bei ihr vorausſetzen mußte, Gehör geben, und die uneigennützigen Friedensvorſchläge annehmen ſollen, die der Sieger bei Leuthen ihr durch den Fürſten Lobkowitz **) großmüthig anbieten ließ. Allein wenn bei gekrönten Häuptern die Leidenſchaften die Oberhand behalten, ſo werden ſelten die Regeln der Vorſichtigkeit beobachtet. Nur zu oft laſſen ſich Regenten durch Eigennutz, Vorurtheil, Eigenſinn oder — welches bei den mehreſten der Fall iſt — durch den partheiiſchen Einfluß ihrer Rathgeber und Schmeichler irre leiten ***). Sie verkennen alsdann ihr wahres

---

*) Der Verfaſſer des Verhältniſſes zwiſchen Oeſtreich und Preußen, der damals in der öſtreichiſchen Armee diente, verſichert im zweiten Bande, S. 441: daß, laut einer dem Feldmarſchall Daun bei Schweidnitz übergebenen Liſte, von den 80,000 Mann, die in Schleſien gefochten hatten, nur 17,000 nach Böhmen zurückkamen.

**) Fürſt Lobkowitz war preußiſcher Kriegsgefangener, und reiſete, auf Parole, nach Wien, um dem Auftrage des Königs gemäß, die Kaiſerinn-Königinn zu einem billigen Frieden zu ſtimmen. Er eröffnete derſelben Friedrichs aufrichtigen Wunſch, eine ganz uneigennützige Ausſöhnung zu Stande zu bringen, konnte aber über ſeine Monarchinn nichts erhalten, weil ihr die wahren Umſtände des erlittenen Verluſtes ſorgfältig verſchwiegen waren, und ſie daher ohne Zuſtimmung ihrer Alliirten keinen Frieden eingehen mochte.

***) Man raffinirte ordentlich darauf, das Bild der ſchrecklichen Cataſtrophe in den Augen des Publikums, beſonders aber des Hofes,

Intereſſe, um blindlings nach einem Schatten zu greifen, der ſich ihnen dennoch gefliſſentlich entzieht.

So war die Lage beſchaffen, in der ſich der öſtreichiſche Staat befand. Wahrſcheinlich würde es zur Milderung des Elendes, welches im Innern von Deutſchland herrſchte, zuträglicher geweſen ſeyn, wenn Maria Thereſia von den letzten höchſt unglücklichen Vorfällen genauer wäre unterrichtet worden; vielleicht hätte die nähere Betrachtung dieſer Widerwärtigkeiten ſie auf friedlichere Geſinnungen zurückgeführt, wenn gleich fremde Einwirkungen ſie zur Fortſetzung des Krieges aufzufordern bemüht waren.

Der Hof zu Verſailles, von dem was in Schleſien vorgefallen war beſſer benachrichtigt als die Kaiſerinn-Königinn, beſorgte, dieſe Fürſtinn möchte durch die aufeinander gehäuften Unglücksfälle wankend gemacht werden. Das Intereſſe Ludwig XV konnte keinen Separatfrieden zugeben; denn er ſtand in Gefahr, einen Krieg mit England und einen andern auf deutſchem Boden allein führen zu müſſen. Dieſem mußte alſo in Zeiten vorgebeugt werden. Sein Geſandter am Wiener Hofe erhielt daher den Auftrag, ſich einer vielleicht vorauszuſetzenden Ausſöhnung mit dem Könige von Preußen aus allen Kräften zu widerſetzen. Die Möglichkeit, den Entzweck des Petersburgiſchen Bündniſſes dennoch in Erfüllung gehen zu ſehen; die mit mehr Ausdruck, als

möglichſt zu mildern. Man verfertigte zwar ſchon gezeichnete, aber höchſt unrichtig angelegte Plane von der Schlacht bei Leuthen; man erdichtete allerlei abſtrakte Mährchen, theils um die Stärke der preußiſchen Armee ins Unendliche zu vergrößern, theils den Ausgang und die Folgen der Schlacht einer nur harten Nothwendigkeit zuzuſchreiben, um die Ehre des Prinzen Carl zu retten. Verhältniß zwiſchen Oeſtreich u. Preußen, 2ter Th. S. 441—443.

dies Bild eigentlich verdiente, geſchilderte unruhige, ſtets zu ſeiner Vergrößerung abzielende Politik Friedrichs II; die Behauptung, daß es demſelben, ſeiner Klugheit und Thätigkeit ungeachtet, doch endlich an Hülfsquellen fehlen müſſe, der Macht aller ſeiner Feinde zu widerſtehen, und endlich die Verſicherung: daß, wenn die Bundesgenoſſen nur mit mehr Vorſicht und Nachdruck, wie bisher, zu Werke gingen, das Haus Oeſtreich nicht allein ſeinen Wunſch erfüllt ſehen, ſondern auch den Nebenbuhler ſeiner Größe in die Unmöglichkeit verſetzen würde, ihm je wieder zu ſchaden, waren Beweggründe, um denſelben die Fortſetzung des Krieges annehmlich zu machen. Indes bedurfte es ſo vieler Beredſamkeit nicht, da die getäuſchte, noch auf ihre eigenen Kräfte ſich verlaſſende Maria Thereſia ihr im vorigen Jahre verunglücktes Projekt, Schleſien zu erobern, in einem neuen Feldzuge ſicher auszuführen wähnte. Die Unterhandlung des Fürſten Lobkowitz wurde daher mit ſo viel Stolz abgewieſen, daß man hätte glauben ſollen, der König von Preußen wäre bei Leuthen geſchlagen worden.

Zu dem bevorſtehenden Feldzuge beſtimmte die Kaiſerinn-Königinn drei verſchiedene Armeen regelmäßiger Truppen, ingleichen 40,000 Inſurgenten; noch aber war der Heerführer, der den Oberbefehl über dieſe geſammte Kriegsmacht führen ſollte, nicht ernannt. Maria Thereſia beſtand darauf, daß ihr Liebling, der Prinz Carl von Lothringen, ihn ferner beibehalten ſollte; allein ſeit der unglücklichen Schlacht bei Leuthen hatte dieſer Prinz das Zutrauen des Publikums verlohren. Die laut gegen ihn ſich erhebende Volksſtimme, ſo wie der Verdruß, dem Unglücke, welches ihn zu verfolgen ſchien, ſo oft er gegen Friedrich II focht, nicht ausweichen zu können, bewogen ihn, die Armee

zu verlaſſen, und ſelbſt vom Hofe ſich zu entfernen. Der tapfre Feldmarſchall Nadaſty war durch Eiferſucht und Cabale gleichfalls verdrängt worden. So gerecht aber ſein Verdruß ſeyn mußte, eben ſo großmüthig bewies er ſich durch ſeinen Patriotismus, als die Ungarn zur Stellung des Aufgebots aufgefordert wurden. Serbelloni, derſelbe, der vor der Schlacht bei Leuthen mit darauf beſtand, das feſte Lager hinter der Lohe beizubehalten, hatte keine Protection, und es blieb alſo dem Feldmarſchall Daun allein vorbehalten, dieſen wichtigen Poſten zu bekleiden. Noch ſah der Hof den Sieger bei Kollin als den erſten Erretter des Staats an, ſo wenig er auch dieſen durch Zufall erhaltenen ehrenvollen Beinamen verdient hatte. Selbſt gegen die Meinung der Kenner hielt man ihn allein würdig, den großen Friedrich zu bekämpfen, und zog den Fabius der Deutſchen thätigern Feldherren vor, weil man auf dieſe kein ſo unbegränztes Vertrauen ſetzte; ein Beweis daß auch Monarchen in Abſicht ihrer Vorurtheile mit dem größten Haufen des Publikums vieles gemein haben, wenn dieſes die Feldherren bloß nach ihren günſtigen oder ungünſtigen Unternehmungen richtet. Daun hat dem in ſeine Geſchicklichkeit und Talente geſetzten Zutrauen nicht völlig entſprochen, und alles, was man in der Folge auf Rechnung ſeines Genies ſchrieb, war faſt nur Reſultat fremder Einwirkung. —

Zugleich ließ Maria Thereſia es ſich angelegen ſeyn, das einmal mit Rußland und Frankreich geſchloſſene Bündniß enger zuſammen zu ziehen, auch einen zweckmäßigern gemeinſchaftlichen Operationsplan zu verabreden. Die Kaiſerinn Eliſabeth war williger als jemals, noch beträchtlichere Armeen ins Feld zu ſtellen, ſeitdem ſie, durch

die Liſt des Amazonenritters d'Eon, eine Cabale entdeckt hatte, durch welche die Früchte des vorjährigen Feldzuges in Preußen verlohren gegangen waren. Dieſe Entdeckung hatte im ruſſiſchen Miniſterium eine große Veränderung bewirkt. Graf Woronzow war an die Stelle des verwieſenen Groskanzlers Beſtuſchef gekommen, und ſeitdem bekamen die Angelegenheiten des Wiener Hofes mehr Thätigkeit von Seiten Rußlands. General Fermor ward an die Spitze des Heeres geſtellt, mit dem gemeſſenen Befehl, das Königreich Preußen unverzüglich wieder zu beſetzen. Dieſer Auftrag war um ſo leichter auszuführen, als nach Apraxins unerwartetem Rückzuge die preußiſche Armee herausgezogen worden war, um gegen die Schweden gebraucht zu werden. Es glückte daher dem ruſſiſchen Heerführer, noch vor Ende Januars 1758 ſich das ganze Königreich zu unterwerfen, weil er nirgends Widerſtand fand.

Frankreich, als der dritte mächtige Theil des großen Bündniſſes, gab dem Wiener Hofe gleichfalls die ſtärkſten Verſicherungen, daß es in dem bevorſtehenden Feldzuge bemüht ſeyn würde, dem gemeinſchaftlichen Entzwecke ſo nahe als möglich zu kommen. Es verſprach, die bisher an Rußland gezahlten Subſidien ferner abzutragen, ſein in Deutſchland befindliches Heer wieder zu ergänzen, und einen andern Heerführer an ſeine Spitze zu ſtellen; dieſe Vorkehrungen waren aber auch nothwendig, wenn ſonſt etwas mit Einſicht und Nachdruck bewirkt werden ſollte. Schon durch ſein eigenes Intereſſe geleitet, hielt der Hof zu Verſailles ſich zu dergleichen Aufopferungen verpflichtet, und der ſchmeichelhafte, obgleich ſehr zweideutige Wahn, durch ſeinen beſondern Einfluß die ſchon ſchwankende Kaiſerinn-Königinn zur Fortſetzung des Krieges vermocht zu haben, war ein

Sporn mehr, alle Kräfte anzuſtrengen, um ſeine Armeen, wovon gewiß 50,000 Mann ihr Grab in Deutſchland fanden, wieder auf einen reſpektabeln Fuß zu ſetzen. Der wegen ſeiner Bedrückungen und Unordnungen zu Paris ſo ſehr verſchrieene Herzog von Richelieu ward zurückberufen. Graf Clermont, ein Prinz vom Geblüte, ein Geiſtlicher, aber ein Begünſtigter der Pompadour, trat an ſeine Stelle, mit dem gemeſſenen Befehle, die unter ſeinem Vorgänger ſo ſehr vernachläſſigte Kriegszucht wieder herzuſtellen; allein dieſe künſtliche Aufgabe glücklich zu löſen, und zugleich eine ganz verwilderte Armee zweckmäßig anzuführen, war den Schultern eines Prinzen zu ſchwer, der aus Nachgiebigkeit das Meßgewand mit dem Schwerte vertauſchte. Auch im franzöſiſchen Miniſterium geſchah bald eine wichtige Veränderung. Der Kardinal Bernis, der, um den Launen der königlichen Mätreſſe zu fröhnen, den Traktat von Verſailles*) mit ſo vielem Eifer betrieben hatte, ſah jetzt ein, wie nachtheilig derſelbe dem wahren Intereſſe Frankreichs ſey. Er wünſchte daher, ſeinen begangenen Fehler zu verbeſſern; allein ſchon der erſte Verſuch dazu bereitete ſeinen Fall unwiederbringlich. Der Graf Stainville, damals franzöſiſcher Geſandter am Wiener Hofe, ward ins Miniſterium berufen, erſchien daſelbſt als Herzog von Choiſeul, und dieſer Begünſtigte, dem Hauſe Oeſtreich gänzlich Ergebene, zeigte bald durch ſeine Allgewalt, wie ſehr er, an Energie des Charakters und an Geiſt, einem wollüſtigen Könige und ſeinem verdorbenen Hofgefolge überlegen war. Indeß war der Aufwand, den Frankreich ſeit dem Anfange des Krieges gemacht hatte, außerordentlich geweſen. Der zu dem gegen-

---

*) Den 1ſten Mai 1756.

wärtigen Feldzuge beſtimmte, fing ſchon an die Finanzen zu erſchöpfen; und da Ludwig XV darauf beſtand, den Krieg in Deutſchland, der mehr zum Vortheil des Hauſes Oeſtreich, als zu ſeinem eigenen abzweckte, mit Nachdruck fortzuſetzen: ſo mußte nothwendig das Seeweſen vernachläſſiget werden, weil man zu beiden zugleich zu rathen nicht mehr vermochte.

Die Schweden und die Reichsfürſten, erſtere mit franzöſiſchem Gelde erkauft, letztere mehr aus Gehorſam gegen das Oberhaupt des Reichs, als aus Hang zum Kriege, zeigten ſich zwar bereitwillig, Oeſtreichs Angelegenheiten nach Möglichkeit zu unterſtützen: allein auf dem blutigen Schauplatze des Krieges ſpielten ſie nur unbedeutende Rollen. Ihre Auftritte dienten mehr dazu, die Pracht der Vorſtellung zu vermehren, als daß ſie zur glücklichen Entwickelung des Stücks etwas beigetragen hätten.

Gegen dieſe furchtbaren Zurüſtungen ſeiner Feinde ſäumte der König von Preußen nicht, ſich in die beſtmöglichſte Verfaſſung zu ſetzen. In dem verfloſſenen Feldzuge hatten ſeine Armeen an Mannſchaft außerordentlich eingebüßt. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß er ſeine Siege theuer erkaufen mußte; daß in den Schlachten bei Kollin und Breslau faſt die Hälfte ſeiner Infanterie aufgerieben ward; daß ſeine übrigen Widerwärtigkeiten die Anzahl der Ausreißer vermehrten; daß die beſchwerlichen und beſtändigen Märſche viele Tauſende ſeiner Soldaten auf das Krankenlager warfen; daß ein großer Theil an einer herrſchenden Epidemie ſtarb, und daß ſeine Armeen von ihrer urſprünglichen Anzahl auf die Hälfte eingeſchmolzen waren *). So anſehnlich aber

*) Warnery behauptet, daß am Schluſſe des vorjährigen Feldzuges die preußiſche Armee von 125,000 bis auf 40,000 Mann

auch dieſer Verluſt war, ſo ward doch, in Zeit von drei Monaten, jedes Regiment, theils durch freiwillig angeworbene Kriegsgefangene und Ausreißer, theils durch die aus den Cantons ausgehobenen Landeskinder wieder vollzählig gemacht; überdies aber wurden noch vier neue Freibataillone errichtet. Freilich waren es nicht mehr dieſelben Preußen die im Jahre 1756 zu Felde zogen. Sie waren weder ſo auserleſen an Mannſchaft, noch ſo geübt; auf die angeworbenen Oeſtreicher war wenig Rechnung zu machen; die Rekruten aus den Provinzen waren junge, unerfahrne Leute; indeß bediente man ſich ihrer mit Nutzen, weil noch verſchiedene Generale und Officiere vorhanden waren, die ſich in der Schule Friedrichs II gebildet hatten.

Dieſer Anſtrengungen ungeachtet, war die Lage dieſes Fürſten bedenklicher als bei der Eröffnung des vorjährigen Feldzuges. Damals waren die Ruſſen noch in Pohlen, die Franzoſen jenſeits des Rheins, die Schweden noch nicht verſammelt, und die deutſchen Fürſten noch mit Mobilmachung ihrer verſprochenen Contingente beſchäftigt; damals war er noch im Beſitz aller ſeiner Staaten, konnte aus ſelbigen die vollen Einkünfte erheben, die nöthige Mannſchaft zur Ergänzung der Armeen wählen, und allerlei Getreide zu Anfüllung der Magazine beziehen. Gegenwärtig aber war Rußland Meiſter des Königreichs Preußen, Frankreich der Provinzen jenſeits der Weſer. Die Abgaben dieſer Lande waren nicht mehr zu erhalten; 30 Millionen Kriegskoſten ſchon verwendet; Schleſien, Magdeburg, Pommern, Halber-

---

reduzirt geweſen ſey. Dies ſcheint aber eben ſo übertrieben, als man von dieſem Schriftſteller manche gefliſſentliche Uebertreibungen ſchon gewohnt iſt. Campagnes de Frédéric II. pag. 228.

ſtadt, die Altmark, mehr oder weniger durch die feindlichen Einfälle oder Streifereien mitgenommen, und hiernächſt die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich ihm viel näher gerückt, folglich im Stande, ihre verabredeten Operationen früher ins Werk zu richten; er hingegen mehr gezwungen, allen zugleich die Spitze zu bieten.

In dieſer ſo veränderten Lage zwang ihn die Nothwendigkeit, die gemeſſenſten Maßregeln zu ergreifen, wolle er die ihm drohenden Gefahren muthig beſtehen, und ſich die Mittel verſchaffen, das noch nicht abzuſehende Ende des Krieges rühmlich zu erreichen. Noch war der König von England ſein, wiewohl einziger, Alliirter; allein bis jetzt hatte deſſen Parliament, zu ſeiner Unterſtützung, ſich nicht ſonderlich thätig bewieſen. Das Hauptaugenmerk der Nation war auf den Krieg zur See und auf die franzöſiſchen Beſitzungen in den beiden Indien gerichtet geweſen; ſie hatte im abgewichenen Jahre, zu den Ausrüſtungen ihrer Geſchwader, zwölf Millionen Pf. Sterling bewilligt, und dennoch hatten ihre Unternehmungen keineswegs den gehofften Erfolg gehabt. Hierzu hatte die Uneinigkeit die im brittiſchen Parliamente herrſchte, viel beigetragen. Den Gliedern deſſelben lag es mehr am Herzen ihre Privatzänkereien zu betreiben, als die Operationen zur See würdigern Befehlshabern anzuvertrauen. Die dem Admiral Holburne und dem Lord Caudon ertheilten Aufträge in Nord-Amerika blieben eben ſo unerfüllt, als die mit ſo vieler Wichtigkeit und geheim betriebene Expedition gegen die Inſeln Aix und Rochefort, worauf ½ Million Pf. Sterling verwendet ward, fruchtlos ablief. So viel Verdruß und Murren indeß dieſe widrigen Vorfälle bei den, auf die Oberherrſchaft der Meere ſo eiferſüchtigen Britten erregt hatten: ſo dienten ſie doch gegenwärtig zum

Sporn, zu dem bevorſtehenden Feldzuge die Fehler ihrer Feldherren zu verwiſchen. Seit der ſchimpflichen Epoche der Convention von Kloſter Seeven, hatte die Faktion des Herzogs von Cumberland viel von ihrem Einfluſſe verlohren. Herr Pitt war zum Staatsminiſter erhoben worden, und dieſer große Geiſt hatte über das wahre Intereſſe ſeiner Nation richtigere Begriffe, als ſein Vorgänger. Da er durch ſeine Beredſamkeit alle Herzen an ſich riß: ſo erlangte er das ſeltene Glück, beide Häuſer des Parliaments zu Einem Entzwecke zu vereinigen, und die Nation zur Fortſetzung des Krieges auf dem feſten Lande zu ſtimmen. Die Siege bei Roßbach und Leuthen, ſo wie die dadurch begünſtigte einſtweilige Vertreibung der Franzoſen über die Aller, trugen nicht wenig dazu bei, eine lebhafte Senſation zu erwecken. Friedrich II und Pitt wurden bald die Abgötter der Engländer. Von Erſterem ſprachen ſie mit dem höchſten Enthuſiasmus; ſie wurden theilnehmender an ſeinem Schickſale ſeitdem ſie geſehen hatten, mit welcher Entſchloſſenheit er ſeine ſchon bedrängten Umſtände, troz allen Gefahren, zu verbeſſern gewußt hatte. Man ward darüber einig, daß es der Nation unrühmlich ſeyn würde, einen ſo thätigen Alliirten ſinken zu laſſen; und der einmal aufgeregte Enthuſiasmus der Britten brachte es dahin, daß das Parliament beſchloß, ein Corps von 12,000 Mann nach Deutſchland überzuſetzen, und 110,000 Pf. Sterling für die hannöveriſche Armee zu bewilligen. Zugleich wurden zu den übrigen Ausrüſtungen abermals zwölf Millionen Pf. Sterling aufgebracht; und da nunmehr das Bündniß zwiſchen Groß-Britannien und Preußen noch enger zuſammen gezogen werden ſollte, ſo bewilligte man dem Könige eine jährliche Subſidie von 670,000 Pf. Sterling auf die Dauer des Krieges, wogegen Letzterer ſich verbindlich

machte, funfzehn Schwadronen zur Armee der Verbündeten ſtoßen zu laſſen.

So angenehm dem Könige dieſe Hülfe ſeyn mußte, ſo machte ſie doch nur einen geringen Theil der zu einem Feldzuge erforderlichen Koſten aus. Außer zwölf Millionen, die der ſogenannte kleine Schatz im Jahre 1756 enthielt, und die größtentheils zur Mobilmachung der Armee verbraucht wurden, hatte man ſchon zu zwei Feldzügen aus dem großen ſchöpfen müſſen; und dieſer konnte nicht viel länger als zu einem dritten hinreichen, wenn man annimmt, daß die Einkünfte, die Friedrich II aus Sachſen zog, den Ausfall deckten, den der Verluſt von Preußen und der weſtphäliſchen Länder ihm zugezogen hatte. Bei der nicht voranszuſehenden Dauer des Krieges war er daher genöthigt, ſich noch mehrere Hülfsquellen zu eröffnen, wollte er es mit ſeinen Feinden aushalten und ſeine Unterthanen nicht drücken *). Das Churfürſten-

*) Es iſt Thatſache, daß Friedrich II damals von ſeinen Vaſallen keine weitere Kriegesſteuer an Gelde verlangt hat, als den Vorſchuß des Capitals, welches, zu vier Procent gerechnet, die ſogenannten Ritterpferdegelder ausmachte, womit in den alten Provinzen die Rittergüter belaſtet ſind, und die in Quartalzahlungen in die königlichen Kaſſen fließen. Bald nach dem Hubertsburgiſchen Frieden wurde dieſes Capital den Gutsbeſitzern wieder zurückgezahlt; ſie erhielten es aber in ſogenannten Mittel-Friedrichsd'or, mit Zuſchuß des gegen altes Gold damals gewürdigten Agio. In den letzten Jahren des Krieges aber mußten ſowohl Gutsbeſitzer als Unterthanen Mehllieferungen zu den Magazinen leiſten. Der Wiſpel ward nur mit 36 Thlr. vergütigt, obgleich der Marktpreis des Roggens zu der Zeit 144 — 168 Thlr. für den Wiſpel betrug. Das Land fühlte jedoch dieſe Laſt weniger, weil bei dem Ueberfluß an ſchlechtem Gelde, und bei der Unkunde ſeines wahren Werths, die Preiſe mancher Lebensmittel mit demſelben noch in keinem Verhältniſſe ſtanden.

thum Sachſen mußte alſo außerordentliche Lieferungen an Getreide, Pferden und Rekruten leiſten. Dem Herzogthum Mecklenburg wurde eine Kontribution von 2,400,000 Thaler auferlegt, weil die Herzoge den Durchmarſch der Schweden zugelaſſen hatten, den ſie doch nicht verhindern konnten, und hiernächſt wurden zu Leipzig, unter ſächſiſchem Stempel, für einige Millionen $\frac{1}{3}$ Stücke geſchlagen, deren innerer Werth um 20 Procent ſchlechter war als die nach dem Grauman-niſchen Münzfuß ausgeprägten brandenburgiſchen Silbermünzen.

Damals ward nur die Armee mit dieſem ſchlechten Gelde beſoldet, weil dieſe es größtentheils in des Feindes Landen in Umlauf brachte; nachdem aber in der Folge die Lage des Königs immer dringender und beſchränkter ward: ſo mußte der König dieſe Münze von Jahr zu Jahre noch geringer ausprägen laſſen. Bald nachher wurden dieſe $\frac{1}{3}$ Stücke um 40, und am Ende bis $62\frac{1}{2}$ Procent ſchlechter, als das alte Silbergeld; ja die ſächſiſchen $\frac{1}{24}$, berenburger $\frac{1}{6}$ und polniſchen Tympfe verlohren bis 75 Procent an innerm Werthe.

Man hat dieſe Operation des Königs von Preußen vielfältig getadelt und das Publikum hat ſich nicht geſcheuet, ihn einen Falſchmünzer zu nennen. Freilich iſt dieſe Handlung, in Abſicht deſſen, was ein Regent dem Staate ſchuldig iſt, wohl nicht zu entſchuldigen, wenn gleich die Geſchichte ähnliche Begebenheiten, wiewohl nur im Kleinen, aufzuweiſen hat; beſonders aber ſcheint ſolche in Abſicht der Armee, die Blut und Leben für ihn aufopferte, außerordentlich hart *). Allein man verſetze ſich in Friedrichs II

*) In den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges, in welchen die Lebensmittel doch ſchon merklich im Preiſe ſtiegen, und der Sol-

Lage; man bedenke, daß, wenn er die außerordentlichen Koſten des Krieges bloß aus ſeinem Schatze hätten beſtreiten ſollen, er bei der nicht vorauszuſehenden Dauer deſſelben ſolchen bald würde erſchöpft haben. Als ein kluger Staatsmann ſah er alſo ein, daß, wenn es auch ſeinen Feinden endlich an dem nöthigen Gelde fehlen könnte, um ſeinen Untergang zu befördern, er dennoch Gefahr laufe, zuerſt Mangel daran zu leiden, und er urtheilte daher ganz recht, wenn er behauptete: derjenige Theil werde jederzeit einen rühmlichen Frieden ſchließen, der den letzten Thaler in der Taſche behalte. Dieſe Betrachtung mußte ihn aber veranlaſſen, in Zeiten ſich auf jede Weiſe ſicher zu ſtellen *). Da er nun ſeine Einrichtung ſo zu treffen bemüht war, daß er zu jeder Zeit die zu einem Feldzuge benöthigten Summen vorräthig hatte: ſo ſchmeichelte er ſich, es am Ende mit ſeinen Feinden auszuhalten zu können. Bloß aus Noth gedrungen ſchritt er alſo zu einer gewiſſermaßen gewaltſamen Operation, weil die gewöhnliche einfache, oder auf Palliativmitteln beruhende, für ihn nicht wirkſam genug war; auch hielt er ſich um ſo mehr dazu berechtigt, als er in dem gegenwärtigen Falle das ſchlechte

---

dat in der geringſten Scheidemünze beſoldet wurde, empfing er ſtatt 8 Ggr., die ſeine fünftägige Löhnung betrugen, nur den innern Werth von 2 Ggr.

*) Glaubwürdige Perſonen haben mir verſichern wollen, daß in dieſer Hinſicht ſowohl, als um ſeinen Feinden eine Quelle zu verſtopfen, der König ſchon damals, als er die mächtige Fehde zu beſtehen beſchloß, im Auslande große Capitale beſprochen habe; daß er ſolche richtig verzinſete, dagegen aber dieſe Gelder immer zu ſeiner Dispoſition bereit bleiben mußten. Iſt dies gegründet: ſo zeigt es von Friedrichs tiefer Weisheit.

Geld mit den Waffen in der Hand in den Staaten ſeiner Feinde zirkuliren ließ, und ſo viel, als zuläſſig war, den Umlauf deſſelben und in ſeinen eigenen Provinzen zu hemmen ſuchte. Dies — jedoch nicht weniger zu entſchuldigende — Benehmen ſollte alſo mehr ſeine Nachbaren, als ſeine eigenen Unterthanen treffen, und wenn man ihn dieſerhalb das Wort reden will: ſo muß die dabei beobachtete, obgleich nicht ganz erreichte, Abſicht dazu die Gründe leihen. Hätte es nur noch eines Feldzuges bedurft, um den Frieden zu bewirken, ſo wäre der durch das erſte ſchlechte Geld angerichtete Verluſt, der größtentheis nur Capitaliſten treffen konnte, im allgemeinen noch zu verwinden geweſen; da aber dieſe Münze faſt einzig gangbar, und noch dazu häufiger und ſchlechter ward, und der König, wollte er den Kredit ſeines falſchen Geldes einigermaßen erhalten, ſich gezwungen ſah, es ſelbſt in ſeinen Kaſſen anzunehmen: ſo wurden ſeine eigenen Staaten gleichſam damit überſchwemmt. Das Aufgeld, welches die Juden gegen vollwichtiges Geld und gegen Silberſpezies zahlten, ſtand niemals im Verhältniſſe des wahren Werths; dennoch reizte es Reiche und Arme, ihr bisher ſo ſorgfältig aufgehobenes altes Gold und Courrant zu verwechſeln, um ſich ein großes, obgleich eingebildetes, Vermögen zu erwerben. Jeder dünkte ſich reich, wenn er viel baare Münze beſaß, und dieſer Schwindel hörte erſt auf, als das ſchlechte Geld reduzirt ward. Jetzt erſt empfand man die Nachwehen, und die Capitaliſten, welche zu nachläſſig geweſen waren, ihr Vermögen bei Zeiten in altes Gold umzuſetzen, verlohren viel von ihrem eingebildeten Reichthume. Die hierdurch angerichtete Revolution war fühlbar, aber ſie ward noch empfindlicher, als nach dem Hubertsburgiſchen Frieden, der König, im Jahre 1763, eine etwas

beſſere Silbermünze ſchlagen und kurſiren ließ, die ein Jahr darauf, als der Epoche des jetzigen guten brandenburgiſchen Geldes, wieder reduzirt ward. Dies verurſachte abermals anſehnliche Ausfälle iu den Familien, ſchadete dem Kredite des Landes außerordentlich, und zog viele Prozeſſe und nicht unbedeutende Bankerotte nach ſich. —

Aus dieſer gedrängten Schilderung des Zuſtandes der kriegführenden Mächte wird der Leſer beurtheilen können, mit welcher Erbitterung die Theilnehmer des Petersburgiſchen Bündniſſes ſich zur Ausführung ihres großen Vorhabens anſtrengten, und mit wie vieler Weisheit und Induſtrie der König von Preußen alle ſeine Schritte bezeichnete, um ſich den Unternehmungen ſeiner Feinde zu widerſetzen. Europa würde ſich haben glücklich preiſen können, wenn der Feldzug 1758, deſſen Charakteriſtik wir darzuſtellen vorhaben, der letzte hätte ſeyn können. Allein die Vorſehung hatte Friedrich II noch harte Prüfungen beſtimmt; und obgleich in der Folge die ruſſiſchen Staatsumwälzungen und Frankreichs gänzliche Erſchlaffung, ſeinem bedrängten Zuſtande einige Erleichterung verſchafften; ſo bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß bloß der Mangel an Gelde endlich dem Hauſe Oeſtreich die Waffen aus der Hand wand.

XII.

Feldzug der Preußen in Mähren, 1758. Ausgang deſſelben.

Noch waren die kriegführenden Mächte damit beſchäftigt, die nöthigen Zurüſtungen zu dem bevorſtehenden Feldzuge zu machen; noch gingen ſie damit um, ihre Operationsplane zu verabreden, zu beſtimmen, und noch hinderte die rauhe Jahreszeit jede Ausführung, als der König von Preußen darauf bedacht war, ſeinen Feinden zuvorzukommen. Einmal war nun ſeine Lage ſo beſchaffen, daß er ſuchen mußte einen derſelben zurückzuſchleudern, um den zweiten mit Macht zu bekämpfen, und auf ſolche Weiſe die nachtheiligen Wirkungen ihrer vereinten Kräfte zu vereiteln. Noch war von Seiten der Oeſtreicher und Ruſſen wenig zu befürchten. Erſtere bedurften aller Anſtrengung, um ihren kürzlich in Schleſien erlittenen außerordentlichen Verluſt zu erſetzen. Letztere hatten zwar das Königreich Preußen beſetzt, brauchten aber noch Zeit um die nöthigen Vorkehrungen zu ihren ferneren Operationen zu treffen. Dagegen aber waren die Franzoſen, ſowohl wegen ihrer nahen Poſitionen, als wegen Schwäche der alliirten Armee, furchtbarer, und der König hielt es daher ſeinen Angelegenheiten angemeſſen, dieſen den erſten Schlag beizubringen, da alle Umſtände dazu günſtig ſchienen.

Zwar gingen die zwiſchen ihm und Groß-Britannien, in Abſicht Deutſchlands, genommenen Verabredungen nur

dahin, vertheidigungsweiſe zu handeln. Wahrſcheinlich ſchloß man zu London aus den vergangenen Begebenheiten, daß die aus ungefähr 35,000 Mann beſtehende hannöveriſche Armee nicht im Stande ſeyn würde es mit 100,000 Franzoſen aufzunehmen. Allein das Syſtem des Vertheidigungskrieges war nie nach dem Geſchmacke Friedrichs II, ſo lange er noch irgend eine Möglichkeit einſah, der angreifende Theil ſeyn zu können. Auch jetzt nutzte er den Einfluß, den er ſich bei jener Armee dadurch verſchafft hatte, daß er ihr einen gewiſſermaßen von ihm abhängigen Heerführer gab; und da er gegenwärtig, gegen alle Anfälle der Oeſtreicher noch geſichert, einen Theil ſeiner in Sachſen überwinternden Truppen ohne Gefahr gebrauchen konnte; ſo wurde mit dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig die Verabredung genommen: in Verbindung mit dem Prinzen Heinrich die Franzoſen frühzeitig in ihren Quartieren zu überfallen, und aus Weſtphalen zu vertreiben. Dieſe Unternehmung diente ſo zu ſagen zum Vorſpiele des Hauptſtücks, das in Schleſien und Mähren aufgeführt werden ſollte, ſo wie das Glück mit welchem ſie gekrönt wurde, dem Könige freieren Spielraum gab, einen Operationsplan zu entwerfen, um die Abſichten der Oeſtreicher zu vereiteln.

Die Zurüſtungen, die ſie in Böhmen machten, das Zuſammenziehen eines großen Heeres, und die demſelben zwiſchen der Aupa und dem Gebirge angewieſenen Stellungen, ſchienen vorauszuſetzen, daß ihre erſten Unternehmungen auf Schleſien gerichtet ſeyn möchten. Schweidnitz war noch in ihren Händen. Glückte es ihnen, dieſe Feſtung wieder zu erreichen, ſo hätten ſie einen Waffenplatz um ihre Operationen, in Verbindung mit den Ruſſen weiter fortzuſetzen. Unmöglich konnte Friedrich II dies zugeben, wollte er nicht die

Früchte der Schlacht bei Leuthen und das Uebergewicht verlieren, welches er dadurch über ſeine Feinde errungen hatte. Noch hielten ſich die Ruſſen in Pohlen und Preußen ruhig. Die ſchwerfälligen Bewegungen ihrer Armee waren bekannt; man wußte, daß aus Mangel an einer beweglichen Feldbäkkerei und einem eingerichteten Proviantfuhrwerke, ſie ſich von ihren Hauptmagazinen nicht weit entfernen konnten; daß es Zeit erfordere, ſolche dem vorrückenden Heere näher zu bringen, und daß der ungeheure Troß von Karren, worauf jede Zeltſchaft ihre Lebensmittel nachſchleppen ließ, ihnen nur kurze Märſche zu machen erlaubte. Dies zuſammen genommen, ließ berechnen, daß ſie vor der Mitte des Sommers nichts von Wichtigkeit gegen die brandenburgiſchen Provinzen zu unternehmen im Stande ſeyn würden. Hiernächſt war die Armee des Grafen Dohna, die in Pommern und Mecklenburg überwinterte, wenigſtens vermögend ihre Schritte zu beobachten, wenn gleich ſie zu ſchwach war ſolche aufzuhalten. Dieſer Zeitpunkt mußte daher benutzt werden, um den Unternehmungen des Feldmarſchalls Daun entgegen zu arbeiten, und ihn in die Unmöglichkeit zu verſetzen, den Ruſſen die Hand zu bieten. In dieſer Rückſicht faßte der König den Entſchluß, den Schauplatz des Krieges von der Oder weiter zu entfernen, und nach Mähren zu verſetzen, ſobald er Schweidnitz wieder erobert haben würde.

Ohne den Beſitz dieſer Feſtung war dieſe Unternehmung unmöglich, und mit Ungeduld erwartete er die Rückkehr der ſchönen Jahrszeit, um die Belagerung vorzunehmen. Bereits im Monat März, da im Gebirge noch ein ſtrenger Winter herrſchte, bezog er mit 33,000 Mann die Cantonnirungs-Quartiere zwiſchen Hirſchberg und Friedland, während deſſen General Fouquet mit 11,000 Mann den öſtreichiſchen Ge-

neral Janus aus der Grafſchaft Glaz vertrieb, und dann eine Stellung zwiſchen Wünſchelburg und Neurode nahm. Beide Corps waren beſtimmt die Belagerung zu decken, die mit dem 1ſten April ihren Anfang nahm, und am 16ten ſich mit der Uebergabe der Feſtung endigte.

Kaum war Schweidnitz erobert, ſo traf Friedrich II die nöthigen Anſtalten, um ſeinen beabſichtigten Zug nach Mähren zu realiſiren. Er machte ſich eine ſo ſchmeichelhafte Vorſtellung von der Wirkung, welche dieſe Unternehmung hervorbringen ſollte, daß er kaum den Tag erwarten konnte, an welchem die dazu erforderlichen Zurüſtungen beendigt ſeyn würden; und da es hauptſächlich darauf ankam, den öſtreichiſchen Feldherrn zu täuſchen, und ſoviel möglich von Mähren noch entfernt zu halten, ſo zeigte er auch bei dieſer Gelegenheit ſeinen durchdringenden, an Hülfsmitteln ſo reichen Geiſt. Alle Vorkehrungen, die er zu treffen wußte, waren Ausbildungen eines Künſtlers, der in der Art zu erfinden ſeinen Meiſter ſucht, die aber theils durch die Ungeſchicklichkeit einiger Mitarbeiter, theils durch nicht zu vermeidende Zwiſchenfälle, nie zu einem Meiſterſtück gediehen.

Schon damals ward der ſonderbare Entwurf, den Feldzug in Mähren zu eröffnen, und Olmütz zu belagern, von vielen Sachkundigen getadelt. „In der Lage, worin ſich der „König befindet“, — ſagten ſie — „iſt es gefahrvoll, wo „nicht gar verwegen, ſich ſo weit von den Provinzen zu ent„fernen, die den Anfällen der Ruſſen und Schweden, ohne „hinlängliche Vertheidigung, ausgeſetzt ſind, um Eroberun„gen zu verſuchen, die nicht behauptet werden können. Ge„ſetzt, die ganze Unternehmung glückt auch dergeſtalt, daß „man Meiſter der Hauptfeſtung Olmütz wird; ſo iſt man „doch nicht im Stande daraus einen ſoliden Waffenplatz zu

„machen, um bei den obwaltenden Umſtänden weitere Fort„ſchrite zu verſuchen. Die Entfernung von den ſchleſiſchen „Magazinen, die Beſchwerlichkeit, die Lebensmittel und „Kriegsbedürfniſſe durch die Gebirge an die Morava zu brin„gen, die Gefahr, ſolche jedesmal angefallen, wohl gar zer„ſtreuet oder weggenommen zu ſehn, ſind weſentliche Hin„derniſſe, die ſich der zweckmäßigen Ausführung eines ſolchen „Unternehmens in den Weg ſtellen. Zwar zerüttet der uner„wartete Zug nach Mähren den von dem Grafen Daun ent„worfenen Operationsplan; zwar wird derſelbe dadurch ge„zwungen Böhmen zu verlaſſen, um jener Provinz zu Hülfe „zu eilen; zwar bewirkt man zwiſchen ſeiner und der ruſſi„ſchen Armee einen weiten Zwiſchenraum; allein endlich „wird der König doch genöthigt werden, ſich der letztern „thätig zu widerſetzen, und dann dürfte eine Entfernung von „30 Meilen, ein Rückzug durch eine Gegend, worin der an „leichten Truppen ſo überlegne Feind alle erſinnliche Chika„nen anbringen kann, den rechten Zeitpunkt zur Sicherung „der Erbſtaaten verabſäumen laſſen.“ Der Ausgang hat dieſe Meinung völlig beſtätigt; auch will man verſichern, es wären dem Könige von einigen ſeiner Generale Gegenvorſtellungen gemacht worden. Allein Friedrich II haßte den Vertheidigungskrieg; er behauptete vielmehr: „man müſſe „ſeinem Feinde Beſchäftigungen in ſeinem eignen Lande „geben, wolle man ſein Vorhaben rückgängig machen. Hier„nächſt müſſe ein Heerführer bei ſeinen Unternehmungen im„mer etwas auf Zufall ſetzen, und die Möglichkeit glücklicher „Ereigniſſe mit in Anſchlag bringen; kurz er halte ſich über„zeugt, diesmal ſey ſein gefaßter Entſchluß ſeinen gegen„wärtigen Umſtänden am angemeſſenſten;“ und ſo ward der Marſch nach Mähren ungeſäumt angetreten.

Um von Landshut bis in die Ebene von Olmütz zu gelangen, mußte die preußiſche Armee 30 Meilen zurücklegen, die öſtreichiſche hingegen nur ſechzehn. Es kam daher hauptſächlich darauf an, dem Feldmarſchall Daun die wahren Abſichten, zu verhehlen und Olmütz zu berennen, ehe er im Stande ſey dieſe Feſtung durch ſein ganzes Heer zu decken. Zu dem Ende zog der König ſeine Armee aus dem Gebirge nach der Gegend von Schweidnitz, und, ließ nur 4000 Mann unter dem Befehl des Generals Ziethen bei Landshut ſtehen, um das Gebirge gegen die Streifereien der Oeſtreicher zu ſichern. General Fouquet, der mit ſeinem Corps bereits bis Braunau in Böhmen vorgerückt war, mußte ſich nach der Grafſchaft Glaz zurückziehen, und nun eilte Friedrich mit dem Vortrabe nach Neiße, wohin ihn die Armee unter Anführung des Feldmarſchalls Keith folgte. Sogleich wurden die Wege, die von Neiße nach Glaz führen, auf das ſorgfältigſte ausgebeſſert. Man ſprengte aus: der auf einige tauſend Wägen geladene Mehl- und Futtervorrath ſey nach Glaz beſtimmt. Der König verfügte ſich ſelbſt dahin, recognoscirte die böhmiſche Gränze, und unterſuchte verſchiedene Poſten mit einer Aufmerkſamkeit, die das Gepräge einer ſehr geheimen Abſicht trug..

Alle dieſe verſchiedenen Bewegungen blieben dem Feldmarſchall Daun nicht verborgen; allein unter allen Unternehmungen, die ihn Friedrichs bekannte Thätigkeit vermuthen ließ, kam der Zug nach Mähren gewiß am allerwenigſten in Anſchlag; denn außer den damit verknüpften erheblichen Schwierigkeiten und der gefahrvollen Entfernung von dem Mittelpunkte der Operationslinie, ſchien ihm der vortreffliche Zuſtand, in welchem ſich Olmütz befand, eine zu ſichere Schutzwehr dieſer Provinz zu ſeyn. Er hielt daher

alle Bewegungen des Königs für eine Kriegsliſt, um ihn aus ſeiner vortheilhaften Stellung zu locken, und dadurch den gemuthmaßten Einmarſch in Böhmen zu erleichtern. Die Verlegenheiten, in die bei Eröffnung des vorjährigen Feldzuges ähnliche Bewegungen den Feldmarſchall Brown verſetzt hatten, ſchienen ihm ein zu warnendes Beiſpiel, als daß er nach ſeinem äußerſt vorſichtigen Charakter nicht noch mit mehr Beharrlichkeit ſeine einmal gewählten Poſten zu behaupten ſich hätte vornehmen ſollen; er verdoppelte daher ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung der böhmiſchen Gränze mit einer Ueberlegung und Auswahl der verſchanzten Poſten, die ſeinen Talenten Ehre machten.

Während der getäuſchte Daun, um nichts zu verfehlen, das unangreifliche Lager bei Scalitz bezog, und ſolches noch überdies durch die bei Nachod, Levin, Trautenau und Grulich vorgeſchobenen Corps deckte; während er ſich damit beſchäftigte, den ernannten Rittern des von der Kaiſerinn-Königinn neu geſtifteten militäriſchen Maria Thereſien-Ordens das Kreutz mit dem am Wiener Hofe ſo beliebten Ceremoniell umzuhängen, und bei dieſer Gelegenheit Freudenfeſte anzuſtellen, eilte der König von Preußen über Neuſtadt, Jägerndorf und Troppau nach Mähren. Schon hatte er den General de Ville aus Oberſchleſien verdrängt; ſchon ſetzte er über die Morava, und ſchon erſtieg er den Nickelsberg, als Daun die erſte unerwartete Nachricht von dem Zuge des preußiſchen Heeres erhielt. Staunend ſann er, ob er ihr wirklich glauben ſollte, und nur erſt dann, als ſich ſolche faſt ſtündlich beſtätigte, fand er ſie glaubwürdig. Nunmehr war er gezwungen, ſeine Schritte nach denen des Feindes abzumeſſen, ſo unwillkommen es ihn auch dünkte, alle ſeine zum Empfange der Preußen getroffenen vortreff-

lichen Anſtalten vergeblich gemacht zu haben. Voll Verdruß brach er von Scalitz auf, über Wodirad und Choze, um das feſte Lager bei Leitomiſchl zu erreichen. In dieſer an der Gränze von Mähren belegenen Stadt war ein Magazin befindlich, aus dem er ſeine Armee eine Zeitlang verpflegen konnte; ſtatt aber gleich weiter vorzurücken, und den Preußen in der Ebene von Olmütz zuvorzukommen, blieb er hier ſtehen, und begnügte ſich, die Bewegungen des Feindes durch die Generale Janus und Laudon beobachten zu laſſen. Dies Verhalten ſcheint zu beweiſen, daß er auch damals ſich noch nicht völlig überzeugen konnte, es werde mit der Belagerung von Olmütz Ernſt werden; vielmehr wird man bewogen, zu muthmaßen, Daun ſey ſtets der Meinung geweſen, der Zug nach Mähren ſey nur unternommen, um ihn aus ſeiner vortheilhaften Stellung an der Aupa zu locken, und den Einmarſch nach Böhmen zu erleichtern. So wenig Glauben hatte man ſelbſt im öſtreichiſchen Lager an der Wirklichkeit einer Unternehmung, die, nach taktiſchen Grundſätzen beurtheilt, wenigſtens damals, den Anſchein einer militäriſchen Charlatannerie hatte. —

Obſelbſt bei aller Wichtigkeit, mit der man dieſe Unternehmung auszuführen ſich angelegen ſeyn ließ, Friedrich II ſich davon mehr, als von einem Streifzuge verſprochen habe, bleibt problematiſch. Wenigſtens drückt er ſich darüber in einem Briefe an den Marquis d'Argens auf eine Art aus, welche die Muthmaßung zu unterſtützen ſcheint, er habe nur eine einſtweilige Diverſion beabſichtigt; denn er ſagt bloß: „Wir gehen hier auf „große Abentheuer aus. Ich habe den Herrn Daun aus „Böhmen nach Mähren traben laſſen; kurz, wir werden

„ uns ſo lange herum ſchlagen, bis ſich unſere verdamm-
„ ten Feinde zum Frieden entſchließen.“ *)

Der König, der die Bewegungen ſeiner Feinde nach dem Prinzip abmaß, nach welchem er in ähnlichen Fällen gehandelt haben würde, war kaum von der Ankunft des Feldmarſchalls Daun bei Leitomiſchl unterrichtet, als er deſſen weitere Fortſchritte zur Sicherung von Olmütz vorausſetzte. Die ſcheinbare Ruhe des feindlichen Heerführers war ihm daher auffallend; denn überreden konnte er ſich nicht, daß derſelbe von den großen, zu Neiße veranſtaltenden Zurüſtungen nicht ſollte unterrichtet geweſen ſeyn. Die Geſchicklichkeit ſeiner leichten Truppen im Ausſpähen, ſo wie der Fanatismus, der die Oberſchleſier noch an das Haus Oeſtreich band, waren beides zu bekannte Umſtände, als daß der König an der Entdeckung ſeiner wahren Abſichten hätte zweifeln ſollen. Und wenn man nicht vorausſetzt, Daun habe dem Zuge der Preußen die Wichtigkeit nicht zugetrauet, die er in der Folge bewies, ſo bleibt es wirklich auffallend, daß er diesmal nicht beſſer unterrichtet war, oder nach ſeiner Ueberzeugung ſeyn wollte.

Die Armee, welche der König nach Mähren führte, war nicht über 38,000 Mann ſtark; demungeachtet nahm er mit derſelben ſo vortheilhafte Stellungen an der Morava, daß er theils die Wege deckte, die aus Schleſien nach Mähren führen, theils ſein in verſchiedene Corps vertheiltes Heer in kurzer Zeit auf den Punkt vereinigen konnte, wo es die Nothwendigkeit erfordern würde, ohne die Hauptabſicht, Olmütz berennt zu halten, aus den Augen zu verlieren: und

*) Briefwechſel zwiſchen Friedrich II, König von Preußen, und dem Marquis d'Argens. S. 54.

ſo erwartete er die Ankunft des Generals Fouquet, der das Belagerungsgeſchütz, die Munition und ſehr viel Lebensmittel unter ſeine Bedeckung genommen hatte.

Glücklich, und ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, brachte dieſer den Transport vor Olmütz. Dieſe Begebenheit ward aber gleichſam das Signal, welches den Grafen Daun aus ſeiner bisherigen Unthätigkeit weckte. Nunmehr riß ihn dieſer nicht vorausgeſetzte und wider ſeine Erwartung eingetretene Fall aus ſeinem bisherigen Wahne. Jetzt ſah er die Nothwendigkeit ein, ſich der Feſtung zu nähern, deren Eroberung man ſo ernſtlich zu betreiben Anſtalten machte. Dies that er, indem er das feſte Lager bei Gewitz bezog, ſeinem Syſteme zu Folge aber ſeine abgeſonderten Corps noch weiter vorſchob, um ſich gegen alle Anfälle ſicher zu ſtellen.

Hierdurch war er dem Könige merklich näher gerückt. Jetze engte er die Preußen nicht wenig ein, beſchnitt ihnen alle Lebensmittel, die ſie aus dem Innern von Mähren hätten ziehen können, und ſetzte ſie der Gefahr aus, von einer ungleich ſtärkern Macht angegriffen, vielleicht gar einzeln geſchlagen zu werden. Faſt in einem Tage konnte er unter ihren Augen ſeyn. Seine Ueberlegenheit, die verhältnißmäßige Schwäche der feindlichen Armee, ihre zerſtreuten Läger, die von Proßnitz bis Neuſtadt einen Raum von drei Meilen einnahmen, und deren Gemeinſchaft ſehr unſicher war; die nahe Feſtung und ein Land, worin die Nation ihm allen Vorſchub that: alles dieſes waren weſentliche Vortheile, welche ihm, an der Hand des Glücks, Gelegenheit gaben, die bevorſtehende Belagerung durch einen entſcheidenden Streich zu hintertreiben, und dem Feldzuge in Mähren ein rühmliches Ende zu machen. Gewiß, dieſer Entſchluß würde den König in nicht geringe Verlegenheit gebracht, und

wäre er geſchlagen worden, in Abſicht ſeines Rückzuges in die kritiſchſte Lage verſetzt haben. Allein Dauns allzuvorſichtiger Charakter erlaubte ihm nicht, ſich in ein gefahrvolles Spiel einzulaſſen, welches er, nach ſeiner Denkungsart, noch immer zu ſpielen Zeit zu haben glaubte, wenn andre verſuchte Mittel nicht mehr anſchlagen würden. Gleich einem furchtſamen Arzte wollte er zuvörderſt die gelindern Arzeneien verſuchen, und nur erſt bei vermehrter Gefahr zu den heroiſchen greifen. Beſonders gründete er die Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange der Sache theils auf die großen Schwierigkeiten, welche die Preußen in Rückſicht der Herbeiſchaffung ihrer Bedürfniſſe zu überwinden haben würden, theils auf die Stärke der Feſtung und die Geſchicklichkeit des darin befehlenden Generals von Marſchall.

Dieſer geübte Feldherr rechtfertigte, durch ſein während der Belagerung bezeugtes kluges Betragen, das auf ſeine Talente geſetzte Vertrauen vollkommen. Außer ſeinem Muthe und ſeiner Thätigkeit, in Abſicht des Widerſtandes; außer ſeiner Einſicht und Erfindungsgabe, wenn es darauf ankam die Arbeiten der Belagerer möglichſt zu erſchweren und zu verzögern, war ihm aber auch die Lage, in der er ſich befand, beſonders günſtig. Olmütz liegt in einer ſchönen Ebene zwiſchen zwei kleinen Flüſſen, die Powalka und die Morava. Dieſer letzte Fluß, der in den Schneebergen an der Gränze der Grafſchaft Glaz entſpringt, iſt mit Schleuſen verſehen, um einen Theil der vorliegenden Gegend größtentheils unter Waſſer zu ſetzen. Unter allen Feſtungen der öſtreichiſchen Erblande war Olmütz eine der ſtärkſten, und ihre Werke waren am beſten unterhalten. Bei ſeinem Rückzuge aus Oberſchleſien hatte General de Ville ſeine ganze Infanterie hineingeworfen; die Beſatzung beſtand daher aus

8000 Mann. Mit Geſchütz aller Art, und mit der erforderlichen Muntion war der Ort reichlich verſehen, auch konnten die in der Nähe belegenen Waldungen alle, zur Befeſtigung nöthigen, Materialien mit geringer Mühe hergeben. Beim Eintritt der Preußen in Mähren nützte Marſchall alle dieſe Vortheile. Er ließ ſich angelegen ſeyn, die ſchadhaften Werke ausbeſſern und an ſchicklichen Orten neue anlegen zu laſſen. Das erforderliche Schlachtvieh und andre Lebensmittel mußten die umliegenden Dörfer liefern; und als er merkte, daß man ſich zur Belagerung anſchicke, ließ er die Vorſtädte theils ſchleifen, theils abbrennen, auch auf der Seite, wo das Kloſter Hradiſch liegt, die Gegend unter Waſſer ſetzen. So gerüſtet erwartete er entſchloſſen den drohenden Angriff der Preußen.

Ihrerſeits waren dieſe gleichfalls thätig. Feldmarſchall Keith, dem der König den Oberbefehl über das Belagerungs-Corps anvertraut hatte, war eifrig bemüht, alles, was zur Eröffnung der Laufgräben erfordert wird, in Bereitſchaft zu ſetzen; zugleich ließ er zur Deckung ſeines Lagers eine Circumvallationslinie ziehen, und Brücken über die Morava ſchlagen, um die Gemeinſchaft mit dem Corps des Generals Mayer zu unterhalten, welches die Feſtung von der Seite des Kloſters Hradiſch einſchließen ſollte. Erſtere verdiente indeß wegen ihrer ſchlechten Bauart und geringen Stärke dieſen Namen nicht, und Letzteres war viel zu ſchwach, um der Feſtung alle Gemeinſchaft mit dem öſtreichiſchen Heerführer gänzlich zu entziehen. In der Kunſt, ſich gehörig zu verſchanzen, waren damals die Preußen gegen andere Völker, beſonders die Franzoſen, noch um ein halbes Jahrhundert zurück — vielleicht waren ſie zu ſtolz auf ihre angebohrne Tapferkeit, um auf dergleichen Sicherungswerke viel zu

achten. — Ueberdies war die Armee des Königs zu ſchwach, um Olmütz ganz einzuſchließen, und zugleich einem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten; dem General Marſchall konnte es daher nicht füglich benommen werden, bald einen Briefwechſel mit dem Feldmarſchall Daun zu unterhalten, bald friſche Lebensmittel einzubringen, bald Ingenieure und Artilleriſten, woran es ihm noch mangelte, ja zuletzt eine Verſtärkung von 1200 Mann unbemerkt an ſich ziehen.

In der Nacht vom 27ſten auf den 28ſten Mai wurden die Laufgräben eröffnet, und die Belagerung bis zum 1ſten Julius fortgeſetzt. Das Tagebuch derſelben findet man in den damals herausgegebenen Zeitſchriften, daher ich mich begnüge, die Hauptbegebenheiten derſelben zu berühren, und zu zeigen, wie man Preußiſcherſeits eben ſo viele Fehler dabei beging, als der Kommandant in Olmütz weiſe Maßregeln zu ſeiner Vertheidigung zu nehmen wußte.

Unter den preußiſchen, bei dieſer Belagerung angeſtellten Feldherren herrſchte kein richtiges Einverſtändniß. Feldmarſchall Keith war unlängſt vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges, aus ruſſiſchen in preußiſche Dienſte getreten. Man kann dieſem edlen Manne, deſſen Andenken ich noch verehre, weder militäriſche Talente noch Heldenmuth abſprechen; vielmehr beſaß er, als ein eingebohrnen Schottländer, letzteren in einem Grade, den die, dieſer Nation eigene Kaltblütigkeit, und die unter einem Münnich erlernte Kriegskunſt um ſo vieles erhöhte. Es ſcheint aber, daß er, als Ausländer, das feſte, einem Generale ſo unentbehrliche Zutrauen ſeiner Untergebenen, nicht ganz zu gewinnen vermochte, da dieſe nur gewohnt waren, Anführern zu gehorchen, die als Eingebohrne von ihrer Jugend an durch alle Stufen des Militärs empor geſtiegen waren.

Unter ihm ſtand der General Fouquet; ein Mann, der nach der Stärke des Ausdrucks, Heerführer genannt zu werden verdient; der während dieſes Krieges Beweiſe ſeiner Talente und perſönlichen Tapferkeit ablegte, und dieſerhalb bis an ſeinem Tode des beſondern Zutrauens ſeines Monarchen genoß; der aber in ſeine Taktik zu viel Pedanterie miſchte, und deſſen Scharfſinn ihm nicht erlaubte einem andern, als dem von ihm erzeugten Gedanken Gehör zu geben.

Der als Ingenieur, zur Führung der Belagerung, angeſtellte Obriſt Balby hatte zwar kürzlich die von Schweidnitz glücklich beendigt, hatte der von Bergenopzoom im Jahre 1747 als Freiwilliger beigewohnt, und man konnte ihm die theoretiſchen Kenntniſſe eines Ingenieurs nicht abſprechen; allein er hing zu ſtark an veralteten Gebräuchen, und entſagte ſeinen einmal gefaßten Meinungen nicht gern, wenn gleich ſolche auf falſchen Hypotheſen beruhten. Unter den ihm untergeordneten 22 Ingenieuren waren verſchiedene fähige Köpfe; allein ſie hatten noch zu wenig Gelegenheit gehabt, ſich in Belagerungen von Wichtigkeit zu üben; und ſo wie die Officiere der Artillerie, deren Geſchicklichkeit und praktiſche Kenntniß ihrer Wiſſenſchaft kein Kenner bezweifelt, mußten ſie — gehorchen. —

Aus der Schilderung dieſer drei Hauptperſonen, von deren Eintracht oder Uneinigkeit das Schickſal der Belagerung abhing, läßt ſich leicht ſchließen, daß ſie wegen ihrer ſo verſchiedenen Denkungsart oft gegen einander anſtoßen mußten; und daß die Fehler, die Balbys Eigenſinn begehen ließ, und Fouquet, aus Hang zum Förmlichen, nicht ſelten billigte, durch das Anſehen und die Einſicht des Feldmarſchalls nicht ſo leicht verbeſſert werden konnten. Ich werde hier nur die unverzeihlichſten erwähnen, da es hauptſächlich

dieſe waren, die den Grund zu verſchiedenen daraus fließenden geringeren, und zur Verzögerung der Belagerung legten.

Nachdem man darin übereingekommen war, Olmütz von der Seite des Thereſienthores zu belagern, beſtimmte man einen Hohlweg, der in einer Länge von einigen hundert Schritten über den ſogenannten Tafelberg lief, zum Mittelpunkte der erſten Parallele. Die Vortheile die man ſich davon verſprach, beſtanden in der Verminderung der Arbeit der erſten Nacht und in Balbys Vorausſetzung: der Berg ſey ſehr geſchickt daſelbſt die beſten Demontirbatterien zu errichten. Ob gleich nun dieſe erſte Parallele, gegen alle Grundſätze der Belagerungskunſt, in einer Entfernung von 1500 Schritten angelegt ward: ſo wäre dies noch zu entſchuldigen geweſen, hätte man dieſen Laufgraben bloß als einen Waffenplatz betrachtet, aus dem man mit mehr Sicherheit weiter zu gehen zur Abſicht gehabt hätte. Allein da, nach dem alten Herkommen, die Demontirbatterien in der erſten Parallele angelegt zu werden pflegen: ſo hielt man ſich für berechtigt, von dieſer Regel nicht abweichen, und daher die erſten ſechs Batterien hier erbauen zu müſſen. — Man ließ ſolche ſogleich mit der lebhafteſten Thätigkeit bedienen, ohne zuvor zu unterſuchen, ob man auch bei der Schußweite, im Stande ſeyn würde, dem Hauptentzwecke, nämlich das feindliche Geſchütz zum Schweigen zu bringen und die Werke zu zerſtöhren, völlig zu entſprechen. Leider zu ſpät, und nachdem eine Menge Munition ohne Wirkung verſchwendet, auch durch die nothwendig verdoppelte Kraft des Pulvers, manches Geſchütz unbrauchbar geworden war, ſahe man ein, wie wenig zweckmäßig man gehandelt hatte. Der vorſichtige General Marſchall hingegen bemerkte dieſen Fehler nicht ſo bald, als er anfing ſein Feuer weislich zu ſparen. Dies

an ſich kluge Betragen ward auffallend; es ward verſchiedentlich ausgelegt, und bei manchen Kurzſichtigen erregte es ſogar die ſchmeichelhafte Hoffnung, es fehle der Feſtung an hinlänglichem Geſchütze und an Munition *).

Feldmarſchall Keith, der ſchon mehr Belagerungen beigewohnt hatte, ſahe die unſchickliche Anlage der Demontirbatterien zuerſt ein. Er beſtand darauf, man müſſe mit der Arbeit weiter vorrücken, und dann das Geſchütz der Feſtung näher bringen; Balby hingegen hatte zu viel Anhänglichkeit an ſeine einmal gefaßten Vorurtheile, um nachzugeben. Hierdurch entſtand ein Streit, der nur durch die perſönliche Dazwiſchenkunft des Königs geſchlichtet werden konnte. Balby erhielt den gemeſſenen Befehl unverzüglich zu einer zweiten Parallele zu ſchreiten. Er mußte gehorchen, beging aber einen andern Fehler, den er erſt einſah, da der Sache nicht mehr abzuhelfen war. Dieſer beſtand darin, daß er die zweite Parallele gerade in den Strich der Werke brachte, welche Marſchall auf den Inſeln der Powalka hatte anlegen laſſen. Dieſe Werke lagen tief, und beſtrichen mit ihrem vertilgenden Feuer einen großen Theil der Parallele dergeſtalt, daß man ſich genöthigt ſahe Traverſen darin anzulegen.

Dieſe begangenen Hauptfehler verzögerten die Belagerung merklich. Sie gaben die Veranlaſſung dazu, daß man auf

---

*) Zu dieſer ſonderbaren Behauptung trug wohl der Umſtand das ſeinige bei, daß Marſchall, um der tobenden preußiſchen Artillerie die Antwort nicht ganz ſchuldig zu bleiben, ſich anfänglich marmorner Kugeln — wahrſcheinlich eines Ueberbleibſels aus dem dreißigjährigen Kriege — bediente, um ſeine eiſernen zweckmäßiger zu gebrauchen.

auf die Arbeiten eine verdoppelte Sorgfalt und Kunſt anwenden mußte; zugleich aber wurden dieſelben die unmittelbare Urſache der Zeitverſplitterung, der gehäuften Koſten und des Verluſtes an Menſchen. Der König machte dem Obriſten Balby die bitterſten Vorwürfe; allein dieſer war zu eigenſinnig, um ſeine Vorurtheile zurückzunehmen; vielmehr ſchien er ſich widerſetzen zu wollen, als man das Geſchütz vom Tafelberge nach den, in der zweiten Parallele erbaueten neuen Batterien abführte. Hier war deſſen Wirkung ungleich zweckmäßiger, allein auf dem Tafelberge war ſchon zu viel Munition verſchwendet worden; wollte man daher mit dem im Depot noch befindlichen Vorrathe zur Unterſtützung der Sappenarbeit, bis zur Ankunft des aus Neiße erwarteten Transports, reichen, ſo mußte man haushälteriſch zu Werke gehen. Man berechnete daher wie viel Schüſſe man täglich thun könne, und auch dieſe beſtimmte Schußzahl mußte in der Folge vermindert werden, da der Transport aus verſchiedenen Urſachen ſich um einige Tage verſpätete.

Aus dieſer inconſequenten Art, eine Belagerung zu führen, läßt ſich leicht urtheilen, daß es den Preußen eben ſo beſchwerlich fallen mußte ihre Arbeiten fortzuſetzen, als daß die Belagerten völlige Muſſe genoſſen, den an ihren Werken angerichteten Schaden mit der größten Bequemlichkeit auszubeſſern; ja, als die Belagerung aufgehoben werden mußte, war es ihnen kaum anzuſehen, daß ſie eine ausgehalten hatten. Indeß war es dennoch den Belagerern, jedoch unter unglaublicher Anſtrengung und den größten Gefahren, gelungen, ihre Sappen bis zum Glacis der Feſtung zu bringen, und an der dritten Parallele zu arbeiten, ehe Feldmarſchall Daun einen bedeutenden Schritt that, um Olmütz zu entſetzen. Unbeweglich war er zeither in ſeinem Lager bei

Gewitz geblieben, und ungeachtet alle Vortheile auf ſeiner Seite waren, ungeachtet es völlig in ſeiner Gewalt ſtand, den König anzugreifen und zu zwingen, von der Belagerung abzuſtehen; ſo hatte er doch nichts entſcheidendes unternommen. Wahrſcheinlich hielt er es für überflüſſig, ſich in Verlegenheit zu ſetzen, um einer Feſtung zu Hülfe zu kommen, die bei einer ſo wenig regelmäßig geleiteten Belagerung ſich ſelbſt ſo gut zu vertheidigen im Stande war, und noch an Nichts Mangel litt. In ſeinem feſten Lager war er gegen jeden Angriff ſicher; ſeine abgeſonderten Corps hingegen engten die Preußen ſo ein, daß ihnen der Unterhalt äußerſt beſchwerlich gemacht wurde; ja, wären die Saten nicht in ihrem beſten Wachsthume geweſen, ſo weiß ich nicht, wovon in der beſchränkten Gegend, die ſie beſetzt hatten, ihre Cavallerie und der anſehnliche Train ſich würden haben erhalten können. Außer Mehl, Reiß und Schlachtvieh, welches ſie mit nach Mähren gebracht hatten, mußten ſie alle übrigen Bedürfniſſe aus Schleſien ziehen, weil die dem Hauſe Oeſtreich ſo eifrig ergebenen Eingebohrnen nichts weniger als geneigt waren, ihnen ſelbſt für baares Geld etwas zufließen zu laſſen. Die wenigen Marketender aber, die, bei der wahrſcheinlichſten Gefahr alles einzubüßen, es wagten, ihre Waaren durch das Gebirge zu bringen, ſetzten darauf die übertriebenſten Preiſe *).

---

*) So wurde z. B. ein Pfund Kaffee mit 1 Thlr. 16 Gr., ein Pfund Zucker mit 1 Thlr. 12 Gr., ein Maß ſchlechter Franz- oder Niederungarwein mit 1 Thlr. 12 Gr. bis 2 Thlr., ein Pfund Butter mit 16 Gr., ein Maß Branntwein mit 16 bis 18 Gr., und ſo alles übrige nach Verhältniß, bezahlt. Man war froh, dieſe nicht zu entbehrenden Bedürfniſſe um einen fünfmal höheren, als den gewöhnlichen, Preis erhalten zu können.

Sobald der Feldmarſchall Daun von dem Zuſtande der Belagerung, beſonders aber von der Ankunft des aus Neiße erwarteten Transports, näher unterrichtet worden war, ſchien ihm endlich der Zeitpunkt eingetreten zu ſeyn, zum Entſatze von Olmütz zu ſchreiten. Zwei Mittel, dies auszuführen, ſtanden ihm zu Gebote: entweder mußte er den König in ſeiner bei Proſtnitz genommenen Stellung angreifen, oder den ankommenden Transport zu zerſprengen und zu erobern ſuchen. Erſteres ſchien ihm um ſo mißlicher in der Anwendung, da, wenn ihm das zweite auszuführen glückte, ein und eben der Entzweck mit weniger Gefahr erreicht werden konnte. Es war ausgemacht, daß, wenn es dem Könige nicht gelingen ſollte, den aus 3000 mit Gelde, Munition und Lebensmitteln befrachteten Wagen beſtehenden Transport ſicher in ſein Lager zu bringen, er nothgedrungen die Belagerung aufheben mußte, um unverrichteter Sache auf ſeinen Rückzug Bedacht zu nehmen. Die Ausführung dieſes Vorhabens ſchien auch um ſo leichter, da die engen Päſſe, welche der Transport zu durchziehen hatte; die Länge des Weges, den die große Anzahl Wagen einnahmen; die verdeckten Märſche, welche die zum Angriffe beſtimmten Corps wählen konnten; die gebirgichte, waldichte Gegend, wo ſehr ſchickliche Hinterhalte zu veranſtalten waren; die Treue der Nation, die ſich willig zu Kundſchaftern gebrauchen ließ, und zur Zeit des Angriffs ſogar bewaffnet erſchien, eben ſo viele erwünſchte Ausſichten an die Hand gaben, als ſie den Preußen Verderben zu prophezeihen ſchienen. Alles kam hier nur auf Verſchwiegenheit und zweckmäßige Maßregeln an, um das Werk zu krönen.

Daß der ſo vorſichtige Daun an allen dieſen Erforderniſſen es nicht fehlen ließ; daß er 20,000 Mann zu dieſer

Unternehmung beſtimmte; daß er dazu ſeine geſchickteſten Feldherren wählte; den ganzen Transport zerſprengte und eroberte, während er ſich das Anſehen gab, den König anzugreifen, iſt aus der Geſchichte des Krieges bekannt; vielleicht aber weniger, daß Friedrich II diesmal um ſo mehr getäuſcht ward, da, nach ſeiner Vorausſetzung, Daun das Schickſal von Olmütz durch eine Schlacht zu entſcheiden verbunden ſey; daß die große Anzahl der feindlichen leichten Truppen ſeinen ausgeſandten Patrouillen nicht erlaubten, ſich weit zu wagen; daß der Fanatismus der Mähren es faſt unmöglich machte, treue Kundſchafter, ſelbſt nicht für ſchweres Geld, zu bekommen, und daß er daher bloß unzuverläſſige, wohl gar falſche Nachrichten von den Bewegungen der Oeſtreicher erhielt. Sicher iſt es wenigſtens, daß die Abſendung des Ziskowitzſchen, als des ſtärkſten feindlichen Corps, ihm völlig unbekannt blieb, und daß er glaubte, der Obriſt Moſel werde mit einer Bedeckung von 9000 Mann im Stande ſeyn, alle Anfälle des Generals Laudon abzuhalten, wenn General Ziethen dem Transport mit 4000 Mann entgegen zöge. Zu ſpät alſo erfuhr der König die ſeinem Transporte drohende Gefahr, zu ſpät ſandte er den General Retzow mit ſeinem an der Fiſtritz gelagerten Corps zur Unterſtützung ab. Der Schlag war geſchehen, der Transport verlohren, und alle Zugänge des Gebirges beſetzt, ehe Retzow eine Meile vorgerückt war. Er mußte daher, wenn er nicht abgeſchnitten werden wollte, eilen, ſeinen Rückzug anzutreten, und kaum konnte er die zur Unterhaltung der Gemeinſchaft mit der Belagerungsarmee geſchlagene Brücke erreichen, als ſchon ein von dem Dauniſchen Heere ihm nachgeeiltes Corps ſeinen Nachzug hindern wollte, dieſelbe abzubrechen.

Doppelt ſchmerzhaft war dem Könige der erlittene Verluſt. Zu geſchweigen, daß ihm eine Abtheilung ſeiner Armee zu Grunde gerichtet oder verſprengt, eiue Menge Munition und ein anſehnlicher Mehlvorrath dem Feinde in die Hände gerathen war; ſo hatte Feldmarſchall Daun, durch ſeinen Marſch nach Groß-Teinitz, ſich die Gemeinſchaft mit Olmütz nun völlig eröffnet. Der Verluſt des Transports machte die Fortſetzung der Belagerung unmöglich; die Gebirgspäſſe nach Schleſien waren mit 25,000 Mann beſetzt, und Friedrich II befand ſich in einem Lande, wo es ihm in kurzem an Lebensmitteln fehlen konnte. Von der äußerſten Wichtigkeit war es daher, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen, ehe der Feiud Zeit gewönne, ihn von allen Seiten zu umringen und in die Nothwendigkeit zu verſetzen, mit dem Degen in der Hand ſich einen Weg nach ſeinen Staaten zu bahnen. Die Aufhebung der Belagerung war daher die erſte Folge dieſes Entſchluſſes. Feldmarſchall Keith bewirkte dieſelbe mit vielem Glücke; denn General Marſchall, der den Rückzug ungemein erſchweren, ja durch einen lebhaften Ausfall ſich vielleicht des größten Theils des Belagerungsgeſchützes bemeiſtern konnte, that es nicht. Sey es nun, daß er bei dieſer Gelegenheit einen verzweifelten Streich der Preußen befürchtete, oder zu menſchenfreundlich dachte, um noch mehr Blut zu vergießen; ſo iſt es doch Thatſache, daß er den Abzug auf keine Weiſe hinderte. Seine in den bedeckten Weg geſtellten Kroaten ließen ihm zwar melden, der Feind hebe die Belagerung auf, und ſie wären bereit, ſeinen Nachzug lebhaft zu verfolgen; allein er verbot dies, indem er zu dem an ihn abgeſchickten Officier geſagt haben ſoll: „Die „Leute haben doch Unglück genug erlitten, laßt ſie in „Frieden ziehen.“

So ſcheiterte der nach Mähren unternommene Zug, der, nach dem unpartheiiſchen Urtheil einſichtsvoller Feldherren, unter den obwaltenden Umſtänden, nicht leicht einen glücklichern Ausgang gewinnen konnte. Die Belagerung von Olmütz hatte einen auſſerordentlichen Koſtenaufwand verurſacht; der Verluſt an Menſchen, Geſchütz, Munition und Lebensmitteln war beträchtlich. Alles dieſes war ohne allen Nutzen verſchwendet, und in dieſer bedrängten Lage entſtand jetzt die wichtige Frage: welches ſind die zweckmäſigſten Mittel, die Armee, die man aufs Gerathewohl nach Mähren hatte wandern laſſen, nebſt einem ungeheuren Train wieder glücklich herauszuziehen? Dies wirklich ſchwere Problem löſte indeß Friedrich II durch einen Entſchluß, der das Publikum, welches ſeine bisherigen Schritte zu tadeln gewagt hatte, zur Bewunderung fortriß. Ueberhaupt erſchien dieſer Heerführer nie gröſſer, als nach ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten.

Nothgedrungen ward der Rückzug beſchloſſen; allein noch war nicht entſchieden, welchen Weg man wählen ſollte. Dauns Stellung bei Groß-Teinitz, ſo wie die der Generale Laudon und Ziſchkowitz im Gebirge, erlaubten nicht, die Straße über die Morava nach Troppau zu nehmen. Der Weg über Auße und Altſtadt nach der Grafſchaft Glaz war wegen der hohen Gebirge und engen Päſſe zu beſchwerlich, als daß man denſelben einzuſchlagen wagen durfte. Auf beiden war der Untergang der mit dem Belagerungsgeſchütz und ſonſtigen Train belaſteten Armee höchſt wahrſcheinlich, wenn der in der Nähe ſtehende Feind nur irgend Thätigkeit bewies. Der ſicherſte Ausweg ſchien alſo, einen Verſuch zu machen, über Zwittau und Leitomiſchl nach Böhmen zu ziehen, ſich Meiſter von Königsgrätz zu

machen, und von dort aus den Marſch nach Schleſien anzutreten. Freilich war auch dieſer Zug manchen Schwierigkeiten unterworfen, worunter die ſichere Bedeckung von mehr als 4000 Fuhrwerken und die Bedürfniſſe an Lebensmitteln die vornehmſten waren; allein in der Lage, worin ſich der König befand, gewährte er ihm doch noch die meiſten Vortheile. Die Stellung der öſtreichiſchen Hauptarmee hinter Olmütz verſtattete ihm einen Vorſprung; die Wege nach Böhmen waren bequemer; dies Königreich war von Truppen entblößt; zu Leitomiſchl und Königsgrätz waren Magazine befindlich, woraus man das Heer verpflegen konnte; die Laſt des Krieges ward unvermerkt von Schleſien abgewendet; der Schauplatz deſſelben nach Böhmen verſetzt, und gelang es dem Könige, die Ufer der Elbe zu erreichen: ſo ſtand es in ſeiner Gewalt, ſich in dortiger Gegend auf Koſten des Feindes ſo lange zu erhalten, als es ihm ſeine Umſtände erlaubten. Es kam bloß darauf an, dem Feldmarſchall Daun ſeine wahre Abſicht zu verhehlen, deſſen Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände zu richten, und ihm die Gelegenheit zu benehmen, den Marſch nach Böhmen mit Thätigkeit zu erſchweren, vielleicht gar zu verhindern.

Die bekannte Kriegsliſt *), welcher der König ſich be-

*) Der König fertigte einen Feldjäger mit einer Ordre an den Kommandanten zu Neiße ab, Brod und Futter zur Ankunft der Armee, die ihren Marſch über Troppau nehmen würde, in Bereitſchaft zu halten. Dieſer Jäger war angewieſen, durch ſcheinbare Bekümmerniß, des rechten Weges zu verfehlen, Anlaß zur Vermuthung zu geben, er ſey der Ueberbringer wichtiger Geheimniſſe. Die Bergbewohner ſchöpften daher Verdacht, bemächtigten ſich ſeiner, und führten ihn zum Feldmarſchall Daun, dem auf dieſe Weiſe die falſche Depeſche in die Hände geſpielt ward.

diente, um ſeinen Feind in Abſicht ſeines gefaßten Entſchluſſes zu hintergehen, wirkte ſo gut, daß Daun ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf richtete, die Päſſe im Gebirge dergeſtalt zu beſetzen, daß er von dem Rückzuge der Preußen nach Troppau alle möglichen Vortheile ziehen konnte. Schon mochte er ſich mit der ſüßen Hoffnung ſchmeicheln, eine erwünſchte Gelegenheit herbeigeführt zu haben, dieſe Armee, wo nicht ganz aufzureiben, doch wenigſtens außer Stand zu ſetzen, den übrigen Theil des Sommers thätig zu ſeyn, und auf ſolche Weiſe den Feldzug mit leichter Mühe rühmlich zu beſchließen, als er eben ſo überliſtet ward, wie er kurz zuvor den König in Abſicht ſeiner Bewegungen getäuſcht hatte. Kaum merkte letzterer, daß Daun alle Sorgfalt auf die ſchleſiſche Gränze richte, ſo berief er ſeine Generale und Staabsofficiere, ſchilderte ihnen ſeine erlittenen Widerwärtigkeiten mit dem Feuer ſeiner Beredſamkeit, verhehlte ihnen die Gefahren nicht, die ſie wahrſcheinlich zu beſtehen haben würden, und forderte bei Vorfällen, wo Gewalt zu gebrauchen das einzige Rettungsmittel ſeyn dürfte, ihre erprobte Tapferkeit abermals auf. Alle gaben ihm die bündigſte Verſicherung ihrer Treue, und nun trat er den Marſch nach Böhmen mit der ihm eigenen Vorſicht und Schnelligkeit an.

Mit welcher taktiſchen Präciſion Friedich II dieſen Zug bis nach Königsgrätz ausführte; mit wie vieler Entſchloſſenheit er ſich unter den Augen des großen öſtreichiſchen Heeres zwiſchen der Elbe und dem ſchleſiſchen Gebirge aufhielt; wie er vier Wochen lang ſeine Armee auf Koſten des Feindes unterhielt, und wie meiſterhaft — jedoch nur durch einen fremden Antrieb genöthigt — er ſeinen Rückzug nach Landshut veranſtaltete: alles dies findet man in des Herrn von Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges

beſchrieben *). Es ſey mir indeß erlaubt, einiger weniger bekannten Züge zu erwähnen, welche dieſe ganze Unternehmung beſonders charakteriſiren.

Durch den Vorſprung, den die Preußen den Oeſtreichern abgewonnen hatten, ſo wie durch die zweckmäßigen Stellungen, welche der König jedes ſeiner abgeſonderten Corps nehmen ließ, war es gelungen, einen Train von mehr als 4000 Fuhrwerken ſicher bis nach Triebau zu bringen. Allein jetzt fingen die Schwierigkeiten an ſich täglich zu mehren. General Buccow hatte das Defilee von Schönhengſt auf dem Wege von Triebau nach Zwittau verhauen und beſetzen laſſen. Die Generale Laudon und Ziſchkowitz blieben längs der Gränze der Grafſchaft Glaz dem Transporte ſtets zur Seite, und General Lascy folgte mit ſeinem Grenadier- und Carabinier-Corps den Preußen auf dem Fuße nach. Hierzu kam, daß der Feldmarſchall Keith, dem die Bedeckung des Trains aufgetragen war, plötzlich krank ward. Die Engbrüſtigkeit, mit der er in ſeinem hohen Alter oft zu kämpfen hatte, zwang ihn, das Bette zu hüten, und an ſeiner Stelle übernahm General Fouquet den Oberbefehl.

Ein neuer Heerführer macht nicht ſelten neue Einrichtungen, und Fouquet war gerade der Mann, der zu ſehr an der Pedanterie der Taktik hing, als daß er einer andern als ſeiner eigenen Meinung hätte ſeyn können. Er befehligte 33 Bataillone, 2 Mineur-Compagnieen, 3 Freibataillons, 21 Schwadronen Reiterei und 15 Schwadronen Huſaren, mit welchen jene 4000 Fuhrwerke gedeckt und ſicher nach Königsgrätz gebracht werden ſollten. Dieſer Zug ſchien zu

---

*) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, 2r Th. S. 139 — 189.

ſang, um ihn auf einem Wege auf einmal in Gang zu bringen und zu erhalten; er beſchloß daher, daraus drei Abtheilungen zu machen, von denen jede einen Tag ſpäter aufbrechen ſollte, um ſich in ihrem beſſern Fortkommen nicht zu hindern. Bei dieſer Eintheilung ward die arithmetiſche Diviſion ſo pünktlich wie möglich beobachtet. Jeder Zug von 1333 Fuhrwerken, wobei das grobe Geſchütz, die Pontons, das Proviantfuhrweſen und das Gepäcke, zu einem Drittheile jeder Art eingetheilt ward, bekam 11 Bataillone, ⅔ einer Mineur-Compagnie, 1 Freibataillon, 7 Schwadronen Reiterei und 5 Schwadronen Huſaren zur Bedeckung. Fouquet ſelbſt führte die erſte, der Graf Wied die zweite, General Retzow die dritte, und in dieſer Ordnung ſollten dieſe verſchiedene Diviſionen den 6ten, 7ten und 8ten Julius von Triebau aufbrechen.

Gegen die Methode, einen zahlreichen Train zu zergliedern, um ſeinen Zug zu erleichtern, iſt um ſo weniger etwas einzuwenden, da es unſtreitig eins der wichtigſten, zugleich aber ſchwerſten Geſchäfte eines Feldherrn bleibt, einen Zug von einigen tauſend Fuhrwerken im Angeſichte des Feindes ſicher zu bedecken, und ohne Verluſt zu leiden durchzubringen. Fouquet hatte dieſe Methode mit vielem Glücke beobachtet, als er das Belagerungsgeſchütz von Neiße nach Mähren brachte; allein damals hatte er keinen Feind, der ihn beunruhigte, gegen ſich; es ſtand bei ihm, mehrere Wege einzuſchlagen, und er ward durch die Armee des Königs gedeckt. Gegenwärtig trat gerade der umgekehrte Fall ein. Friedrich war mit einem Theile des Heeres nach Böhmen vorausgegangen, um ſich einen Ausweg zu bahnen; man konnte nur auf einer Straße fahren; um ſich mit der Eröffnung des Paſſes von Schönhengſt nicht abzugeben, mußte

man einen Umweg über Krenau nehmen; drei Tage, die man bei Triebau verweilen ſollte, waren mehr als hinreichend, den im Anzuge begriffenen Lascy, ja den ſchwerfälligen Daun ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht näher zu bringen. Buccow, Laudon und Ziſchkowitz blieben ſtets auf den Flanken, und der Transport war gerade das Letzte der preußiſchen Armee, was Mähren verließ; dieſe Art zu marſchiren hätte indeß dennoch Vortheile gewähren können, wäre die dritte und letzte Diviſion, die doch im eigentlichen Verſtande den Nachzug des ganzen Heeres ausmachte, und in jeder Stunde gefaßt ſeyn mußte, mit einem weit überlegenen Feinde handgemein zu werden, nicht auch mit mehr als 1300 Fuhrwerken belaſtet geweſen. Wir glauben alſo in dieſem Verfahren des in vorgefaßten Meinungen ſo eigenwilligen Generals, den erſten Fehler bemerken zu können, den er bei dieſer Gelegenheit beging; ſo wie man den zweiten darin ſetzen muß, daß, als die erſte Diviſion den Paß bei Krenau erreicht hatte, und General Forcade, bei deſſen Annäherung, die ſo lange beſetzt gehaltenen Höhen von Johnsdorf verließ, und zum Könige zu ſtoßen, Fouquet dieſe wieder zu beſetzen vernachläſſigte. Hierdurch und durch den ſo ſehr verzögerten Abmarſch der beiden erſten Diviſionen geſchahe es, daß Buccow Gelegenheit fand, ſich in die Wälder, die den Paß umgeben, zu ſchleichen, und Lascy Zeit gewann, ſich der vorbenannten Höhen zu bemeiſtern. Zum Glück hatte Retzow von dem Anmarſche der feindlichen Armee, und beſonders ihrer abgeſonderten Corps, Nachricht erhalten. Die Vorſichtigkeit rieth ihm daher, die Diſpoſition des Generals Fouquet nicht buchſtäblich zu nehmen, vielmehr mit ſeiner Diviſion der zweiten auf dem Fuße zu folgen. Es traf ſich

daher, daß der Nachzug des Grafen Wied und ſein Vor⸗trab ſich gerade gegen Krenau befanden, als die Croaten ein heftiges Feuer auf die in dem Defilee ziehenden Wägen mach⸗ten, Laſcy aus der auf der Anhöhe errichteten Batterie die vorbeiziehenden Bataillone lebhaft beſchoß, und das Dorf mit 8 Compagnien Grenadiere beſetzen ließ.

Völlig abgeſchnitten wäre alſo die dritte Diviſion ge⸗weſen, hätte Retzow ſich an die Fouquetiſche Dispoſition ge⸗bunden; ſo aber blieb der Zug nur ſo lange getrennt, als es Zeit erforderte, den Feind aus dem Walde und dem Dorfe zu treiben, das Defilee aufzuräumen, das Dorf in Brand zu ſtecken, und durch alle dieſe ſich ſchnell gefolgten herzhaften Entſchlüſſe den General Laſcy ſtutzen zu machen. Gleich⸗wohl koſtete dies abgenöthigte Gefecht über 200 Kriegern das Leben oder ihre geſunden Glieder. Allen ferneren Verſuchen des Feindes, den Transport zu ſprengen, begegnete Retzow mit vieler Entſchloſſenheit, ſetzte während der Nacht ſeinen Marſch fort, erreichte Zwittau, und genoß die Ehre, bei die⸗ſer Gelegenheit alle ſeine Schritte mit Einſicht abgemeſſen und kein Fuhrwerk von Bedeutung verlohren zu haben.

Als ich von demſelben an den Feldmarſchall Keith nach Zwittau (Fouquet war mit ſeiner Diviſion ſchon nach Leito⸗miſchl aufgebrochen) geſandt ward, um die Ankunft der dritten Diviſion zu melden, fand ich dieſen würdigen Greis noch auf ſeinem Krankenlager. Ich mußte ihm eine Beſchrei⸗bung der Vorgänge des abgewichenen Tages machen, und mit Rührung antwortete er mir: Je félicite le Général Re-tzow de s'être si bien tiré d'affaire. J'ai prévu les inconvéni-ens, qui resulteroient de la disposition donnée à Tribau, qui je vous assure, n'a pas été de mon aveu. J'avoue que

je vous comtois perdu, si le Maréchal Daun avoit témoigné autant de vigueur, que ses Généraux de sagacité *).

Von Zwittau bis Leitomiſchl werden die Wege ebener, und wenn man das Defilee bei Nickel zurückgelegt hat, giebt der ſogenannte Kaiſerweg dem Fortkommen der Fuhrwerke einen herrlichen Vorſchub. Dieſer Weg, den Kaiſer Carl VI von Prag aus mit großen Koſten anlegen ließ, iſt gegen das dabei liegende Terrain um etwas, in den Niederungen aber um mehrere Fuß erhöht und mit gewölbten Brücken verſehen, um den Regengüſſen oder ſonſtigen Ueberſchwemmungen einen freien Spielraum zu verſtatten. Neben dieſer erhöheten Straße geht der ſogenannte Sommerweg, auf welchem man in der jetzigen trockenen Jahreszeit ſehr bequem fortkommen konnte. Obgleich nun nach der Diſpoſition des Generals Fouquet die beiden letzten Diviſionen einander in der vorgeſchriebenen Ordnung folgen ſollten: ſo bediente ſich doch der von Laſcy auf dem Fuße verfolgte Retzow dieſes Nebenweges mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er der Abtheilung des Grafen Wied ein gut Stück des Weges zur Seite blieb, und faſt zu gleicher Zeit mit ihr Leitomiſchl erreichte, ohne vom Feinde eingeholt worden zu ſeyn.

Als Fouquet der zweiten Diviſion entgegen geritten war, und zugleich die Spitze der dritten ihr zur Seite er=

*) Ich wünſche dem Generale Retzow Glück, ſich mit ſo vieler Ehre aus einem ſchlimmen Handel gezogen zu haben. Ich ſah die Schwierigkeiten voraus, die aus der zu Triebau gegebenen Diſpoſition entſtehen konnten, verſichere aber, daß ſolche in der Art nie meine Zuſtimmung erhalten haben würden. Offenherzig muß ich geſtehen, daß ich dieſe letzte Diviſion ſchon für verlohren hielt, wenn der Feldmarſchall Daun eben ſo viel Kraft, als ſeine Feldherren Betriebſamkeit, gezeigt hätte.

blickte, war er unzufrieden, daß man ſeine einmal befohlene Marſchordnung gefliſſentlich verändert hatte. Nach ſeiner hämiſchen Art zu denken, würde er gewiß nicht abgeneigt geweſen ſeyn, ein ſtrafbares Verbrechen daraus zu machen; da indeß der Entſchluß des Generals Retzow den Umſtänden angemeſſener war als die ertheilte Diſpoſition: ſo hatte er kein beſtimmtes Recht ihm ſolches zu verweiſen. Er hüllte daher ſeinen Verdruß in die ironiſche Frage: Hé! d'où venez-vous mon Général? ein, die ihm aber die lakoniſche Antwort zuzog: Par le grand chemin, votre Excellence! — Es bleibt indeß wahrſcheinlich, daß Fouquet das bei dieſer Gelegenheit bezeigte rühmliche Benehmen des Generals Retzow bei dem Könige nicht in das verdiente Licht geſtellt haben mag; denn als dieſer Feldherr ſich bald darauf in dem Gefechte bei Holitz*) durch ſo viele Einſicht auszeichnete, war der König dennoch nicht zufrieden, ſondern ließ ihn einige Kälte fühlen; die aber bei dem bald darauf beſſer unterrichteten Monarchen, und beſonders durch die Geſchicklichkeit verwiſcht ward, mit welcher Retzow bei dem Rückzuge aus Böhmen die rechte Flanke der Armee, durch die unwegſamſte Gegend des Gebirges, deckte. Es bleibt immer wahr, daß der Menſch, von Leidenſchaften hingeriſſen, ſelbſt das ausgemachte Verdienſt verkennt. —

War übrigens der dem Publikum ſo inkonſequent geſchienene Zug nach Mähren anfänglich ſehr getadelt worden; war derſelbe auch wirklich wenig zweckmäſig ausgefallen; ja

---

*) Von dieſem Gefechte findet man eine ſehr richtige Beſchreibung im zweiten Theile des Herrn von Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Seite 164 — 168, worin der Verfaſſer dem General Retzow alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

hatte der König ſich ſogar in große Gefahren verwickelt geſehen: ſo war dagegen ſein Rückzug durch Böhmen nach Schleſien deſto rühmlicher. Er war ihm ſo viel werth, als ein glänzender Sieg. Europa ſtaunte nicht wenig, als es, gegen alle Erwartung, die preußiſche Armee auf ihre anfängliche Operationslinie ſo glücklich zurückgeführt erblickte, und bewunderte die Talente des Königs eben ſo enthuſiaſtiſch, als es Dauns Benehmen tadelte. Friedrichs Geiſt, durch die erlittenen Widerwärtigkeiten auf kurze Zeit niedergedrückt, hob ſich zu ſeiner gewöhnlichen Höhe empor, ſobald er ſein Heer, ohne weitern Verluſt, bei Königsgrätz verſammelt ſah, und triumphirend ſpottete er jetzt der Unthätigkeit ſeines Gegners. Freilich mußte das Glück mit im Spiele ſeyn, wenn er ſich mit Ehren aus dem verworrenen Handel herausziehen wollte. Daun mußte eben ſo viele Nachläſſigkeiten begehen, als er zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen wußte. Der jenem ſo eigene vorſichtige Charakter mußte in den ſchnellen, aber abgemeſſenen, Schritten des Königs tauſend Bedenklichkeiten finden; daher ſich begnügen, ihm äußerſt langſam zu folgen, und alſo gefliſſentlich die Gelegenheiten vorbeiſtreichen laſſen, ihm den Schaden zuzufügen, den mehrere Thätigkeit wahrſcheinlich zuwege gebracht haben würde. Man wird davon überzeugt, wenn man z. B. bemerkt, daß er, am Tage des Gefechts bei Holitz *), an welchem doch der König ſchon Beſitz von Königsgrätz genommen hatte, erſt die mähriſche Gränze verließ, um ſich nach Böhmen zu ziehen; daß er erſt fünf Tage darauf bei Pardubitz über die Elbe ſetzte, und erſt nach vielen Recognoscirungen, Bedenklichkeiten und mit übertriebener Vorſichtigkeit **) ein äußerſt

*) Den 12ten Julius. **) Den 22ſten.

feſtes Lager, nahe bei dem preußiſchen, bezog: folglich zehn Tage zubrachte, um einen Weg von ungefähr 9 Meilen zurückzulegen. Bei dieſer Art ſich zu benehmen, dürfte es dem Feldmarſchall Daun ſchwerlich gelungen ſeyn, den König aus Böhmen zu verdrängen, hätten nicht andere Vorfälle den Monarchen gezwungen dies Königreich ſelbſt zu verlaſſen.

Dieſer Rückzug war ein Meiſterſtück der Taktik. Von den vier Hauptſtraßen, die aus Böhmen nach Schleſien führen, wählte der König gerade die unbequemſte, indem er ſeinen Marſch über Politz und Friedland nahm. Hier ſind die Gebirge ungleich höher, die Päſſe enger und beſchwerlicher, als über Trautenau und Schatzlar, oder über Levin und Reinerz. Weder die mit dieſem Marſche vergeſellſchafteten Unbequemlichkeiten und Gefahren; weder die Menge der ihn umſchwärmenden feindlichen leichten Truppen, die im Einverſtändniſſe mit den Bergbewohnern ſeinen Zug möglichſt erſchweren konnten, noch das Impoſante einer ihm auf dem Fuße folgenden großen Armee ſchreckten ihn ab. Der Uebergang über die Metau, der im Angeſichte ſeines Feindes unternommen wurde; ſo wie jeder Marſch, jede genommene Stellung, der zur Deckung der Flanken und zum Nachzuge beſtimmten Corps, waren ſo mathematiſch berechnet, daß Friedrich II, ohne einigen Verluſt zu leiden, Schleſien erreichte. Weder Laudon noch Lascy, noch Janus, dieſe ſonſt ſo unternehmenden Feldherren, die ihn mit ihren abgeſonderten Corps verfolgten, wagten es ihm zu nahe zu kommen; und Daun ſehr zufrieden, einen Gegner losgeworden zu ſeyn, deſſen Name und Gegenwart ihm die größte Behutſamkeit zu beobachten anrieth, blieb ſogar mit der Hauptarmee bei Arnau ſtehen, um abzuwarten, welche Wendung der Feldzug der Ruſſen in der Neumark nehmen würde.

Vergleicht

Vergleicht man das übertriebene, bedächtige Benehmen dieſes Heerführers mit den damals im Publikum verbreiteten Berichten über dieſen Feldzug; ſo bleibt es auffallend, wie man ſich nicht ſcheuete, den freiwilligen Rückzug der Preußen als ein Werk ſeines militäriſchen Genies auszugeben; ja die Art, mit welcher Feldmarſchall Daun den Angriff, den ſeine Kroaten auf die Vorſtadt von Königsgrätz zu einer Zeit machen mußten, da der Rückzug ſchon beſchloſſen war, an ſeinem Hofe ausposaunte, muß jedem, der Zeuge dieſes Gefechts geweſen iſt, äußerlich lächerlich vorkommen.

XIII.

Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen in der Neumark. Schlacht bei Zorndorf, den 25ſten Auguſt 1758.

Drei volle Wochen hatte Friedrich II in ſeinem Lager bei Königsgrätz allen Unternehmungen des Feldmarſchalls Daun, ihn aus Böhmen zu verdrängen, getrotzt; und ſicher würde er den Zauderer noch länger unthätig erhalten haben, hätte die täglich dringender werdende Noth ſeiner eigenen Staaten ihn nicht gezwungen, ihnen ſchleunig zu Hülfe zu eilen. Das Schickſal dieſes Fürſten wollte es, daß er, während dieſes grauſamen Krieges ſtets ſeine Armee von einem Ende ſeiner Beſitzungen zum andern führen mußte, um ſeinen vielen Feinden die Spitze zu bieten; nur einem mit ſo ſeltenen Talenten begabten Heerführer blieb es indeß vorbehalten, dergleichen abgenöthigte Wanderungen mit ſo hohem Muthe, und mit eben ſo viel Schnelligkeit als Einſicht aus-

zuführen, um die ihm drohenden Gefahren ſtandhaft zu beſtehen, wenn gleich er ſeine Siege nur mit Vergießung vieles Menſchenblutes zu erkaufen vermochte. So war auch der Zug beſchaffen, den er nach der Oder unternahm, um ſich dem vordringenden ruſſiſchen Heere entgegenzuſtellen.

Nachdem, ſeit der im Miniſterium zu Petersburg vorgefallenen Veränderung, die Ruſſen das von Vertheidigern ganz entblößte Königreich Preußen eben ſo geſchwind wieder beſetzt hatten, als es im vorigen Jahre der Sieger bei Groß-Jägersdorf zu verlaſſen befehligt ward: waren ſie bemüht geweſen, alles zum bevorſtehenden Feldzuge vorzukehren. Dreißigtauſend Schlitten mußten Magazinvorräthe für eine Armee von 100,000 Mann herbeiführen. General Fermor, der ſie anzuführen beſtimmt war, hatte dieſelbe der Weichſel näher rücken laſſen, und von Elbing und Thorn — zwei damals unter polniſchem Schutze ſtehende große Städte — ſich Meiſter zu machen gewußt. Dieſe hatte er zu Waffenplätzen eingerichtet, auch ging er damit um, ſich des Beſitzes von Danzig zu verſichern. Allein dieſer Verſuch ward durch die Widerſetzlichkeit der Bürgerſchaft und durch die Aufmerkſamkeit, die dieſer Schritt bei der Krone Pohlen nothwendig rege machen mußte, vereitelt. Auf dieſe ſeine Zurüſtungen brachte er indeß drei Monate zu, ehe er über die Weichſel zu gehen beſchloß. Hier verweilte er abermals, um die Ankunft einer zweiten Armee von 20,000 Mann zu erwarten, welche die Kaiſerinn Eliſabeth *) unter der Benennung des

*) Dieſe Monarchinn mochte wohl weniger Antheil an der Mobilmachung dieſes außerordentlichen Corps haben, als der Graf Peter Schuwalow, der Erfinder der geheimen Haubitzen, die ſeinen Namen führen. Jene hatte damals ihre Geſundheit gänzlich eingebüßt, und das mit ihrer natürlichen Unthätigkeit verbundene

neuen oder Obſervations-Corps hatte errichten laſſen, und ſo verlief wieder ein Monat, ehe Fermor ſeine Operationen anfangen und fortſetzen konnte. Hätte ſeine damalige Lage es ihm erlaubt, mehr Thätigkeit in ſeine Unternehmungen zu bringen; wäre es ihm möglich geweſen, den Feldzug zwei Monate früher zu eröffnen: ſo war der Zeitpunkt, in welchem Graf Dohna die Schweden bei Stralſund eingeſchloſſen hielt, der König ſich mit der Belagerung von Olmütz befaßte, und die Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen viel zu ſchwach war, um auch nur das allerkleinſte Detaſchement abzuſenden, gewiß der günſtigſte, um in das Innere der brandenburgiſchen Staaten zu dringen, im Einverſtändniſſe mit den Schweden die Armee des Grafen Dohna ins Gedränge zu bringen, und das nur mit einer ſchwachen Beſatzung verſehene Stettin zu erobern. Schrecklich würde dann Friedrichs Lage, noch ſchrecklicher aber würden die Folgen ſeines nach Mähren unternommenen Zuges geweſen ſeyn. Pommern, die Marken und Berlin konnten alsdann eben ſolche Verheerungen erdulden, wie ſie in der Folge die Neumark trafen, ehe der König

---

Bedürfniß zur Ruhe, machte, daß ſie die Geſchäfte mehr als jemals vernachläſſigte. Kaum konnte der neue Großkanzler, Graf Woronzow, ſie dazu bewegen, daß ſie ihren Namen unterſchrieb; kaum raffte ſie ſich noch auf, wenn es Vergnügungen oder Zerſtreuungen galt. Dieſer hat in Rußland ſich durch ſeinen übertriebenen Ehrgeiz berühmt gemacht. Er haßte den Großfürſten, den er gern vom Thron entfernt gehalten hätte; und es ſcheint ſehr wahrſcheinlich, daß er, um dieſen Prinzen zu kränken, den Einfluß ſeines Vetters, des Grafen Iwan Schuwalow, erklärten Liebhabers der Kaiſerin, benutzte, dies auserleſene Corps zur Armee nach Preußen zu ſenden. Geſch. Catharina's II. S. 73 und 80.

von den Ufern der Morava bis zu den Ufern der Spree gelangen konnte, und ein noch blutigerer Kampf, als der bei Zorndorf, würde vielleicht ſeine Angelegenheiten zu verbeſſern kaum im Stande geweſen ſeyn. Allein alle dieſe Ausſichten mußten verſchwinden, da Fermor mit vielen erheblichen Schwierigkeiten, ſowohl in Abſicht ſeiner Magazine, als der bei ſeiner Armee üblichen Art zu marſchiren, zu kämpfen hatte *).

Als er über die Weichſel gegangen war, hatte es wirklich das Anſehen, als ob er ſeine Schritte nach Pommern richten wollte. Die Abſendung eines Corps von 17,000 Mann das unter Anführung der Generale Romanzow und Demikew nach Neu-Stettin vordrang, ſchien dies Vorhaben zu begründen. Es iſt indeß vorauszuſetzen, daß Fermor, da er auf dieſem Zuge keinen ſchiffbaren Fluß zu benutzen fand, vielleicht auch nach dem Wunſche des Wiener Hofes den Krieg nach Schleſien ſpielen ſollte, es gerathener fand, ſich der beiden Ufer der Warthe zu verſichern, mit mehr Bequemlichkeit durch die Neumark an die Oder zu dringen. In dieſer Abſicht nahm er von Poſen eben ſo Beſitz, als er es von Elbing und Thorn gethan hatte, weil die Pohlen — der gelobten Neutralität ungeachtet — geſchehen laſſen mußten, was der Stärkere zu unternehmen für gut fand. Romanzow's Erſcheinung in Pommern hatte dagegen nur zur

*) Der Marſch einer ruſſiſchen Armee mußte damals außerordentlich ſchwerfällig ſeyn, weil, in Ermangelung eines gut eingerichteten und trefflich beſpannten Proviantfuhrwerks und einer ordentlichen Feldbäckerei, eine jede Zeltſchaft ihre Lebensmittel auf eigenen, zum Theil mit Ochſen beſpannten, Karren mit ſich ſchleppte. Wie ungeheuer mußte dieſer Train ſeyn, und wie langſam daher der Marſch einer Colonne!

Abſicht, den Grafen Dohna zu zwingen, den eingeſchloſſe- nen Schweden ihre Freiheit wieder zu geben, indem man ihn veranlaßte, den Gegenden zu Hülfe zu eilen, welche die Ruſſen mit unmenſchlicher Grauſamkeit verheerten.

So menſchenfreundlich Fermor das Königreich Preußen behandelte, da er daraus eine ruſſiſche Provinz zu machen glaubte, ſo fürchterlich wütheten dagegen die Horden ſeiner leichten Truppen in den übrigen Staaten des Königs, die er beim Frieden für ſeine Beherrſcherinn zu behalten nicht hoffen konnte. Die Schilderung aller Gräuel, die ſie ſich erlaubten, erweckt um ſo mehr Abſchen, ſeitdem geſittete Nationen es ſich zur Schande anrechnen, Tod und Verwüſtung unter die wehrloſen Einwohner des Landes zu verbreiten, wohin der Schauplatz des Krieges verlegt wird. Die Furcht vor den Koſaken trieb jeden zur Flucht an; ſein Eigenthum ward geplündert, ſeine Wohnung ein Raub der Flamme, und wer nicht zu entfliehen vermochte, wurde tyranniſch mißhan- delt, oder auf das erbärmlichſte ums Leben gebracht. Die Kirchen wurden nicht verſchont, auch ſie wurden beraubt. Der halb nakte Koſak putzte ſich mit den Umhängen der Altäre *); ihre Diener wurden gemordet; der Säugling

*) Als ein Beiſpiel der mit der Raubgier dieſer Völkerſchaft verbundenen Denkungsart, glaube ich, wird folgende Anekdote nicht am unrechten Orte ſtehen. Als im Jahre 1762 das Czerniſchewſche Corps zur preußiſchen Armee geſtoßen war, und die dabei befindlichen Koſaken Streifereien auf der böhmiſchen Gränze vornahmen, begegnete einer meiner Freunde einem der- ſelben, der ſich ein ſchönes Meßgewand umgehängt hatte, „Aus „welcher Kirche haſt du dies geſtohlen?“ rief ihm jener zu; und dieſer antwortete ihm in einem ſehr undeutſchen Dialekte: Lieb Gott beſehrt. Welche Begriffe mußten dieſe Unholde vom Raube und der Vorſehung haben!!

ſtarb in den Armen ſeiner geſchändeten Mutter, und der faſt todt geprügelte Greis dankte Gott, wenn eine wohlthätige Lanze ihm den Gnadenſtoß gab.

Dieſe Gräuel, noch mehr über die Fortſchritte der Ruſſen, bewogen endlich Friedrich II, Böhmen zu verlaſſen, um ſeine eigenen Staaten vom Untergange zu retten, und für die vielen Drangſale, die ſeine Unterthanen hatten erdulden müſſen, blutige Rache an ſeinen unmenſchlichen Feinden auszuüben. Kaum hatte er ſeine Armee glücklich nach Schleſien zurückgeführt, als er an der Spitze von 14,000 Mann auserleſener Truppen aufbrach, und in Zeit von eilf Tagen den beſchwerlichen Marſch von Landshut bis an die Oder zurücklegte. Je näher er der Gegend von Küſtrin kam, je mehr verdoppelte er ſeine Schritte, je williger folgte ihm der Soldat. Die aufeinander gedrängten Nachrichten von den Unternehmungen der Ruſſen ſpornten ihn an, ihnen Einhalt zu thun, und die Verwüſtungen dieſer Barbaren forderten den gemeinen Mann, beſonders der mitziehenden Nationalregimenter, auf, die verübten Gewaltthätigkeiten in ihrem Blute abzuwaſchen. Unweit Küſtrin vereinigte ſich der König mit der Armee des Grafen Dohna, der, nachdem er die Einſchließung der Schweden aufgehoben, ſich über Frankfurt der Oder genähert hatte; zu ſchwach aber, es mit einem ihm ſo überlegenen Feinde aufzunehmen, weder die Einäſcherung von Küſtrin zu verhindern, noch dieſe Feſtung zu entſetzen im Stande war.

Nachdem Fermor beſchloſſen hatte, unter Begünſtigung der ſchiffbaren Warthe durch die Neumark an die Oder zu dringen, um, im Einverſtändniſſe mit den Schweden und der großen öſtreichiſchen Armee, ſeine Operationen einzurichten, mußte er vor allen Dingen ſich an dieſem Fluſſe

einen Waffenplatz verſchaffen. Küſtrin ſchien ihm dazu am ſchicklichſten. Dieſe kleine Feſtung liegt am Zuſammenfluſſe der Warthe und Oder, und iſt nur, in Abſicht ihrer vortheilhaften Lage in den Sümpfen des Warthebruchs, von Bedeutung. Dieſe Lage macht eine förmliche Belagerung unendlich ſchwierig, und es bleiben daher faſt nur zweierlei Mittel übrig, ſich derſelben zu bemeiſtern: durch Hunger oder durch einen Handſtreich. Das erſte erforderte zu viel Zeit, und ſchien wegen Annäherung der Dohnaiſchen Armee unzweckmäßig: Fermor entſchloß ſich daher zum letztern, während Küſtrin nur noch ſeiner eigenen Vertheidigung überlaſſen blieb. Offenbare Gewalt würde gleichwohl an Tollkühnheit gegränzt haben, weil man auf der einen Seite ſich der Feſtung nur auf einem ſchmalen, durch die Sümpfe angelegten, und von allen Werken beſtrichenen Damme nähern konnte; über die Oder zu ſetzen, und auf der Landſeite einen Angriff zu wagen aber, bei der bekannten Ankunft der Preußen, zu gefährlich geweſen wäre. Er hoffte daher, durch ein Bombardement, das zu erzwingen, was ihm ein Sturm nicht gewähren konnte. Dies barbariſche Mittel wirkte mächtig auf die Häuſer der Stadt, die in wenigen Stunden in der Aſche lagen; vermochte aber den Kommandanten, Obriſten Schack von Wuthenow, nicht, eine Kapitulation anzubieten, obgleich ſein Magazin ein Raub der Flamme geworden, und ſein in feuchten Kaſematten aufbewahrtes Pulver zum Theil verdorben war. Da nun dies nicht fruchten wollte, erlaubte Fermor ſich einen zweiten Schreckſchuß, indem er den Kommandanten, unter Bedrohung eines Sturms und Ermordung der Beſatzung, zur gutwilligen Uebergabe auffordern ließ. Wuthenow war zwar mit einem General Marſchall, der Olmütz ſo einſichtsvoll vertheidigte, keinesweges

zu vergleichen, gleichwohl ſchienen die an ihn ergangenen Drohungen ihm um ſo lächerlicher, da die bereits anrückende Armee des Grafen Dohna ſolche durchaus zu vereiteln hinreichend war: ſtandhaft ſchlug er alſo jeden Vorſchlag aus, und der ruſſiſche Heerführer hütete ſich, ſeine Drohungen zu vollziehen.

Man muß ſich wundern, wenn bei dieſer Gelegenheit Fermor den im Krige üblichen Grundſatz: zuvor eine Feſtung aufzufordern, und ſie dann erſt zu belagern, gerade umkehrte, mit dem Beſchießen den Anfang machte, und da dies den Kommandanten zu keinem falſchen Schritte verleitete, ihn mittelſt eitler Großſprechereien zur Uebergabe aufforderte. Dies ſonderbare Benehmen ſcheint zu beweiſen, daß er die Preußen eben ſo gering ſchätzte, als er ein zu großes Vertrauen auf die Wirkung ſeines Wurfgeſchützes ſetzte. Diesmal aber hatten ſeine gegen die Stadt gerichteten Brandgrenaden nicht die Eigenſchaft der Poſaunen vor Jericho. Die im beſten Stande ſich befindenden Werke trotzten der ruſſiſchen Brandſucht, da deren Geſchütz noch zu weit entfernt war, um Breſche ſchießen zu können.

So ſtanden die Sachen bei Küſtrin, als der König im Lager des Grafen Dohna anlangte. Sogleich muſterte er deſſen Armee; und da, nach einer hergebrachten Pedanterie, jeder ſich beeiferte, in einem ſtattlichen Anzuge zu erſcheinen: ſo fiel dies dem Monarchen auf, der dieſe Gelegenheit benutzte, den bei Groß-Jägersdorf geſchlagenen Truppen ſeine Empfindlichkeit durch eine Ironie zu erkennen zu geben. „Ihre Leute“ — ſagte er zum Grafen Dohna im Beiſeyn mehrerer Officiere — „haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſeyen aus wie die Gras-„Teufel, aber — ſie beißen.“

So ſchnell Friedrich II das Ufer der Oder erreicht hatte, eben ſo ſchnell ging er mit den Vorkehrungen zur Schlacht zu Werke. Er hatte keine Zeit zu verlieren; denn während er es mit den Ruſſen aufnahm, waren ſeine Armeen in Sachſen und Schleſien allen Gefahren ausgeſetzt. Daun und die Reichsarmee waren ihnen dreimal überlegen. Letztere war im Anzuge auf Dresden, erſterer richtete ſeine Bewegungen nach der Oberlauſitz. Sehr richtig war daher die Vorausſetzung: beide würden die Unternehmungen ihrer Bundesgenoſſen auf die Neumark durch anderweitige Diverſionen zu unterſtützen ſuchen, und in dieſer Rückſicht war Cäſars: ich kam, ſah und ſiegte, in Anwendung zu bringen.

Mit wie viel Geſchicklichkeit der König den ruſſiſchen Heerführer, in Abſicht ſeines Ueberganges über die Oder, täuſchte; wie er über die Mützel ſetzte, um ihn in den Rücken zu faſſen; wie Fermor, durch dieſes Manöver veranlaßt, die Belagerung von Küſtrin aufhob, das Corps des Generals Braun ſchnell an ſich zog, und zwiſchen der Mützel und Zorndorf die Preußen in Schlachtordnung erwartete, iſt aus andern Schriften hinlänglich bekannt *). So ſonderbar aber auch die Stellung war, die er ſeinem Heere gab; ſo auffallend ſolche auch den neueren Taktikern ſchien: ſo entſprach ſie doch der bei den Ruſſen eingeführten Methode, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Die vielen Kriege, welche dieſe Nation gegen die Türken führte, hatten dies Syſtem begründet. Gegen die zahlreiche muhamedaniſche Cavallerie war es in den Ebenen der kleinen Tartarei bewährt gefunden worden;

*) Siehe Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges; 2r Th. S. 220—223.

dem preußiſchen Geſchütze hingegen gab es Gelegenheit zu ganz entſetzlichen Verwüſtungen. Auch gingen in der Folge die Ruſſen von dieſer Methode ab, da ſie deren Mängel in den Kriegen gegen die Deutſchen einſehen lernten. Uebrigens war dieſe Stellung ſtark, wenn, wie Fermor vorausſetzte, der König ſolche auf der Fronte oder der rechten Flanke anzugreifen geſonnen ſeyn ſollte; ſie verlohr aber von ihrer Güte, da er ſie in den Rücken faßte.

Verſchiedene Gründe veranlaßten Friedrich II zu dieſem Entſchluß. Eines Theils war der Angriff auf die Fronte der Ruſſen, wegen der vielen vor derſelben liegenden Sümpfe und Seen, die ſie faſt unzugänglich machten, vielen Beſchwerlichkeiten und Gefahren unterworfen; dagegen bot der von der Seite von Zorndorf unternommene, ein bequemeres Terrain dar. Hier lag eine ſchöne Ebene, allen militäriſchen Evolutionen, und der Cavallerie, woran der König dem Feinde überlegen war, beſonders günſtig. Zweitens, konnte er, im Fall er geſchlagen wurde, ſeinen Rückzug mit mehr Sicherheit nach Küſtrin richten, als wenn er ſich gezwungen geſehen hätte, ſolchen über die Mützel zu nehmen, deren Brücken er gleich nach ſeinem Uebergange hatte abtragen laſſen. Drittens ging bei dieſer Schlacht der ganze Umfang ſeiner Abſicht hauptſächlich dahin: nicht nur die Ruſſen zu ſchlagen, ſondern vielmehr ihre Armee aufzureiben; und dann war es der Sache angemeſſener ſie von dieſer Seite anzugreifen, um ſie in die Sümpfe, welche die Mützel einfaſſen, zu werfen, worin ſie unfehlbar Tod oder Gefangenſchaft erwarten mußten. Daß dies der Gedanke des Königs geweſen ſey, ſtimmt nicht allein mit dem Eigenthümlichen ſeines Charakters und ſeinem Hange zu den Extremen, wenn es ſeine Feinde galt: ſondern läßt ſich auch daraus erklären,

daß er kurz vor der Schlacht den Befehl ertheilte, keinen Pardon zu geben. Friedrichs Vorſatz ſchien an dieſem Tage ſo feſt, daß er ſogar den Vorſchlag des Generals Ruitſch, ſtatt zu ſchlagen, bloß die bei Klein-Camin aufgefahrene, von der feindlichen Armee völlig abgeſchnittene Wagenburg zu verbrennen, mit Stolz verwarf, obgleich es einleuchtend ſcheint, daß, wenn er dieſe ſehr leicht auszuführende Unternehmung einem allgemeinen, mit Menſchenverluſt verbundenen Kampfe vorgezogen hätte, er ohnehin Fermor gezwungen haben würde, die ganze Neumark zu verlaſſen. Denn, da nach der bei den Ruſſen eingeführten Gewohnheit, alle Mundvorräthe ſich dort befanden: ſo mußte deren Verluſt ſie nöthigen, ungeſäumt den Rückzug nach Pohlen anzutreten, um ſich ihren Magazinen zu nähern, oder den König anzugreifen. Im erſten Falle würde der Rückzug unendlich vielen Schwierigkeiten unterworfen geblieben ſeyn, da der Mangel an Lebensmitteln, in einer verwüſteten Provinz, ſie allen Mühſeligkeiten ausſetzen mußte, die ein nicht zu befriedigender Hunger zuwege bringt; im zweiten aber würde die ruſſiſche Taktik der preußiſchen in der Ebene unſtreitig haben nachſtehen müſſen. — Allein der beim Anblick der feindlichen Verheerungen aufgebrachte König, durch das Jubelgeſchrei ſeiner Unterthanen geſchmeichelt, die in ihm ihren Retter bewillkommten, war mit dem freiwilligen Abzuge der Ruſſen nicht zufrieden. Sein einmal entbrannter Zorn forderte blutige Rache. Er hatte ihren Untergang beſchloſſen, und in dieſer Hinſicht die zweckmäßigſten Vorkehrungen getroffen, deren völlig glückliche Ausführung jedoch durch beſondere Vorfälle verhindert wurde, die ſelbſt den vollkommenen Sieg eine Zeitlang zweifelhaft machten.

Dieſer Vorfälle waren mancherlei; und man muß ihren

Grund theils in dem Charakter der Kämpfenden, theils in der Ungeſchicklichkeit der Feldherren, theils in dem Drange der Umſtände aufſuchen. So wenig es indeß zu meinem Plane gehört, mich in ein weitläuftiges militäriſches Detail einzulaſſen; ſo ſehe ich mich doch gezwungen, davon manches anzuführen, ſowohl um die begangenen Fehler zu rügen, als auch um das charakteriſtiſche dieſer merkwürdigen Schlacht, bei gewiſſen einzelnen Begebenheiten, in ein helleres Licht zu ſtellen.

Als der König mit der Armee in der Ebene von Zorndorf angelangt war, ſtand es noch bei ihm, welchen Theil der ruſſiſchen Schlachtordnung er angreifen wolle. Ein Stoß auf den linken Flügel derſelben war ungleich ſicherer, weil derſelbe zu einem ſpitzen Winkel auslief; und die Verwirrung beider, hier in einem Punkte zuſammenſtoßenden Treffen allgemeiner machen mußte. Allein da er, im Fall eines unglücklichen Ausgangs, auf einen ſichern Rückzug nach Küſtrin Bedacht zu nehmen Urſache hatte, ſo beſchloß er, den rechten anzugreifen, wenn gleich derſelbe nicht umgangen werden konnte. In der Schlacht bei Leuthen hatte Friedrich II die großen Vortheile wahrgenommen, welche der Angriff in einer ſchrägen Linie gewährt, wenn ſolcher mit Einſicht ausgeführt wird. Hier verſprach er ſich von einem ähnlichen um ſo mehr Vortheile, da er die Ruſſen nur als ſchlechte Soldaten betrachtete. Bei Leuthen war es ſein rechter Flügel, der den Sieg errang, hier ſollte der linke dieſe Ehre haben. Ein von zwanzig Stück Zwölfpfündern begleiteter Vortrab, ward beſtimmt, den erſten Stoß zu geben. General Manteuffel, ein Mann von erprobter Tapferkeit; derſelbe, der bei Prag die Fahne emporhob, die Held Schwerin mit ſeinem Blute gefärbt hatte, und dadurch die Preußen zum Siege anfeuerte,

befehligte denſelben. General Kanitz führte den linken Flügel der Infanterie, der dieſen Angriff unterſtützen ſollte, und General Seydlitz den hier aufgeſtellten größten Theil der Cavallerie.

Dieſe Anordnung zur Schlacht war vortrefflich, und konnte durch eine pünktliche Befolgung der gegebenen Dispoſition den Sieg verſprechen, wenngleich die Ruſſen dem Könige um 20,000 Mann überlegen waren. Allein die Anführer der Infanterie waren in die Geheimniſſe der verfeinerten Taktik nicht ſo eingeweiht, als diejenigen, deren ſich Friedrich II bei Leuthen bediente; ſie ließen ſich unverzeihliche Fehler zu Schulden kommen. Das Dorf Zorndorf maskirte den Aufmarſch des preußiſchen linken Flügels. Manteuffel durchzog ſolches, indem er ſeine Bataillone abbrechen ließ, und dies war regelmäßig, Kanitz, deſſen Diviſion ihm auf dem Fuße folgen ſollte, ließ, ſtatt eben dies Manöver zu machen, das Dorf links liegen. Hierdurch geſchah es, daß er die zur Unterſtützung des Vortrabes ihm angewieſene Stellung nicht wieder zu gewinnen vermochte, vielmehr ſein linker Flügel mit demſelben in eine Linie zu ſtehen kam. Jetzt war ſchon das Zweckmäßige des Angriffs vereitelt; und da Manteuffel den letzten Bataillonen ſeines Corps geſtattete zu weit vorzuprellen, ſo gaben dieſe ihre von aller Unterſtützung entblößte Flanke dem Feinde preis. Fermor bemerkte kaum dieſe begangenen Fehler, als er auch ſchon ſeine Cavallerie vorzog, um daraus Vortheile zu ziehen. Ungeſtüm ſtürzte ſie auf die angreifenden Preußen, und warf ſie bis gegen Zorndorf zurück. Allein, durch dieſen glücklichen Vorfall des Sieges zu gewiß, beging er gleichfalls den Fehler, daß er der Infanterie ſeines rechten Flügels den Befehl gab, das Viereck zu brechen und den Feind zu verfolgen. Mit lautem

Jubel rückte ſie an; aber der aufmerkſame Seydlitz beſtrafte dieſe unzeitige Hitze auf der Stelle. Mit verhängten Zügeln eilte er herbei, warf die ruſſiſche Cavallerie über den Haufen, hieb in die ſchwankende Infanterie ein, und richtete ein entſetzliches Blutbad unter derſelben an. Durch dieſen kühnen Streich, der den Preußen die Hoffnung zum Siege wieder gab, geſchah es, daß Fermors ganzer rechter Flügel theils niedergehauen, theils in die Sümpfe bei Quartſchen verſprengt ward; ja die Unordnung vergrößerte ſich bei demſelben, als die Flüchtlinge unter das Gepäcke geriethen, und in dem vorgefundenen Branntwein ſich ſo übermäßig beſoffen, daß die Generale und Officiere vergebens ſich bemühten die Ordnung wieder herzuſtellen.

So ſtanden die Sachen auf dem Schlachtfelde bei Zorndorf, als es ſchon hoch Mittag war. Jezt entſtand unter den Streitenden eine Pauſe. Beide Theile ſchienen einiger Erholung zu bedürfen, um ſich zu einem erneuerten Kampfe anzuſchicken. Die zurückgewichene preußiſche Infanterie mußte wieder in Ordnung gebracht werden; die Cavallerie, des Nirdermetzelns müde, zog ſich gegen Zorndorf zurück, um neue Kräfte zu ſammeln, und die ruſſiſchen Feldherren bemühten ſich, die noch ſtehen gebliebenen Theile ihres Vielecks abermals durch eine Linie Infanterie zu ſchließen. Man hätte glauben ſollen, daß an dieſem Tage ſchon Menſchenblut genug vergoſſen ſey, um ihn unvergeßlich zu machen, und daß, da durch die gänzliche Niederlage des ruſſiſchen rechten Flügels, der Sieg für die Preußen ſich erklärt hatte, ſie ſich an ihren errungenen Lorbern begnügen würden. Allein Friedrich, unzufrieden, ſeinen gefaßten Vorſatz, das feindliche Heer ganz zu zernichten, nur halb ausgeführt zu ſehen, wollte ihn in ſeinem ganzen Umfange reali-

ſirt wiſſen, und ſchickte ſich daher zum Angriff des ruſſiſchen linken Flügels an. Zu dem Ende mußte aber die gegenwärtige Schlachtordnung verändert werden. Was anfänglich dem linken Flügel auszuführen aufgetragen war, ſollte jetzt das Geſchäft des rechten werden. Es beſtand derſelbe aus dem Kern derjenigen Truppen, die dem Könige aus Schleſien gefolgt waren, zum Theil aus Landeskindern der durch die Ruſſen verheerten Provinzen. Mit dieſen hielt er ſich verſichert allen Gefahren trotzen zu können, und dennoch konnte nur die Disciplin der Preußen die eiſerne Tapferkeit ihrer Feinde beſiegen.

Vor jedem Flügel ſeiner Armee ließ Friedrich II Batterien von ſchwerem Geſchütze auffahren; man beging aber den Fehler, ſolche zu weit von dem erſten Treffen vorzuſchieben. Auf dem rechten Flügel wurde man dazu durch eine Anhöhe verleitet, deren man ſich bedienen wollte, um dem Geſchütze mehr Wirkung zu verſchaffen. Dazu war es aber noch Zeit, wenn man Geduld genug beſeſſen hätte, die Infanterie dieſes rechten Flügels zuvörderſt weiter vorrücken zu laſſen. Man hoffte dieſem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man dieſer Batterie ein Bataillon zur Bedeckung gab; allein Fermor benutzte dieſen Umſtand, und ließ ſeine Cavallerie zum Angriff vorrücken. Pfeilſchnell umringte dieſe das Bataillon, hieb in daſſelbe ein, nahm es gefangen, und eroberte das Geſchütz. Durch dieſen glücklichen Erfolg angefeuert, wollte ſie ihre Vortheile verfolgeu, und die Infanterie des rechten Flügels angreifen; hier aber ward ſie kaltblütig empfangen, und was nicht ein gut angebrachtes Feuer zu Boden ſtreckte, ergriff eiligſt die Flucht. Die preußiſche Cavallerie des rechten Flügels verfolgte ſie mit der größten Lebhaftigkeit, befreiete das bereits gefangene Bataillon,

eroberte die Batterie wieder, und trieb die Ruſſen in die Moräſte an der Müzel. Nur wenige derſelben entgingen dem Tode. Ein Theil ward niedergehauen, ein anderer blieb in den Sümpfen ſtecken, und ein dritter mußte in dem durch die Koſaken angezündeten Dorfe Zicher erbärmlich verbrennen. Gleich darauf griff ein anderer Theil der ruſſiſchen Cavallerie auch die Batterie vom linken Flügel an. Ihr ungeſtümer Anfall, mit einem wilden Geſchrei begleitet, machte auf die hier aufgeſtellten preuſſiſchen Nationalregimenter einen ſo fürchterlichen Eindruck, daß ſie, wie durch einen paniſchen Schrecken verleitet, bis nach Wilkersdorf zurückwichen, und weder Zureden noch Züchtigung vermögend waren, ſie wieder zum Stehen zu bringen *).

Dieſe auf dem linken Flügel entſtandene Verwirrung theilte ſich mehreren Regimentern bis zur Mitte des Treffens, mit,

*) Man will angemerkt haben, daß ſeit der Schlacht bei Groß-Jägersdorf, vielmehr aber noch, nachdem die Ruſſen die Eroberung des Königreichs Preußen vollendet hatten, die ſogenannten preußiſchen Nationalregimenter nicht mehr ſo viele Tapferkeit bewieſen, als ſie in den erſten ſchleſiſchen Kriegen gezeigt hatten. Sey es nun, daß, nachdem ſie bei Groß-Jägersdorf geſchlagen worden, ſie ſich nicht mehr für unüberwindlich hielten; oder daß die äußerſt gelinde Behandlung, welche die Ruſſen ihrem Vaterlande angedeihen ließen, bei ihnen die Sehnſucht nach ihrer ruhigen Heimath rege machte: ſo beweiſet doch dies Beiſpiel, wie durch entgegengeſetzte Zufälle der Charakter einer Nation bald geſtählt, bald verſtimmt werden kann. Seit dieſem Tage hielt Friedrich II nicht viel mehr auf dieſe Regimenter. Er vergaß was ſie bei Mollwitz und Czaslau zu ſeinem Ruhme beigetragen hatten; ja das Benehmen aller Stände des Königreichs Preußen, die ſich unter die ruſſiſche Regierung ſo willig fügten, erregte in ihm einen Widerwillen gegen die ganze Nation, wenngleich dieſe damals ſich genöthigt ſah den Umſtänden zu weichen.

mit, und hätte dem vorrückenden übrigen Theil deſſelben höchſt gefährlich werden können, hätte man den Ruſſen Zeit gelaſſen Vortheile daraus zu ziehen. Es ſcheint, daß an dieſem Tage die preußiſche Cavallerie beſtimmt war, durch überſpannte Tapferkeit, faſt allein den Sieg zu erkämpfen. Kaum bemerkte General Seydlitz die nahe Gefahr, als er an der Spitze ſeiner Cavallerie herbeiflog, die ruſſiſche noch einmal angriff, in die Flucht ſchlug, und weit über das Schlachtfeld bis in die Sümpfe bei Quartſchen ſprengte. Zu eben der Zeit hatte die preußiſche Infanterie des rechten Flügels die des feindlichen linken durchbrochen, und trieb dieſelbe ihrer Cavallerie in die Hände. Nunmehr gerieth alles untereinander. Man ſchlug ſich hier mit einer Erbitterung ohne Beiſpiel; Ströme von Menſchenblut färbten die Erde; jeder wehrte ſich ſeiner Haut ſo gut er konnte. Die Ruſſen waren völlig in Unordnung, die Preußen nicht viel weniger; doch ſiegte bei letzteren die Disciplin. Zu ſchnellen Manövern abgerichtet, ſammelten ſie ſich wieder in ihre Reihen, und trieben die Ruſſen, ihres hartnäckigen Widerſtandes ungeachtet, nach allen Seiten zurück. In unordentlichen Haufen ſchwärmten dieſe umher. Alle eilten nach der Mützel, um hinter derſelben einen Zufluchtsort zu ſuchen. Hier fanden ſie die Brücken abgebrochen, und durch den ſonderbaren Eigenſinn des Schickſals mußte das, was nach der Abſicht des Königs den Untergang ſeiner Feinde befördern ſollte, gerade das Mittel zu ihrer Rettung werden. Jetzt blieb den Ruſſen nur die Wahl, ſich zu wehren oder zu erſaufen. Sicherer und edler ſchien es ihnen alſo, mit den Waffen in der Hand ihr Leben theuer zu verkaufen, als es wilden Fluthen ungeahndet preis zu geben. Allmählig fingen ſie daher an ſich von neuem zu ſammeln, und ihre Generale

nutzten dieſe Stimmung, um ſie wieder in Corps zu formiren. Eins derſelben beſetzte die Anhöhe hinter dem ſogenannten Galgengrunde, ein anderes ſammelte ſich bei dem Amte Quartſchen, und dieſe zuſammengerafften Haufen dienten in der Folge dazu, der ganzen flüchtig gewordenen Armee einen Sammelplatz anzuweiſen.

Schon hatten die durch ſo mannichfaltige Anſtrengung völlig ermüdeten Preußen das weitere Verfolgen eingeſtellt; ſchon rückte der Abend heran, und ſchon war der König im Begriff, ſeine erlangten Vortheile nicht weiter zu treiben, als er die Ruſſen abermals unter ſeinen Augen ſich formiren ſah. Dies glaubte er um ſo weniger zugeben zu müſſen, da er vermuthete, dieſer aus allen Regimentern zuſammengelaufene, bereits geſchlagene Haufen werde, der Vortheile des Terrains ungeachtet, bald zerſtreut werden, und er alſo ſeinen einmal, zur gänzlichen Auflöſung der feindlichen Armee, entworfenen Plan dennoch ausführen können. Allein hier belehrte ihn die Erfahrung, wie gefährlich es ſey, ſeinen geſchlagenen Feind zur Verzweiflung zu bringen. Der Charakter des ruſſiſchen Soldaten war zu feſt, an blinden Gehorſam zu ſehr gewöhnt, um bei Annäherung einer neuen Gefahr muthlos zu werden; und da er bemerkte, daß es hier auf ſeine Vernichtung angeſehen ſey: ſo bot er alle ſeine Kräfte auf, um dies Vorhaben möglichſt zu vereiteln. Unbeweglich blieb er in ſeiner einmal genommenen Stellung; und da das Terrain, auf welchem er fechten mußte, ihm beſonders günſtig war, ſo behauptete er daſſelbe auch mit der angeſtrengteſten Tapferkeit. Die wiederholten Angriffe, die General Forcade mit einem Theile der Infanterie des preußiſchen rechten Flügels machen mußte, brachten ihn nie weiter, als bis an den Fuß der Anhöhe, welche die Ruſſen ver-

theidigten, und die Abtheilung, mit welcher General Rauter den Feind in die Flanke zu nehmen den Auftrag hatte, wich vor deſſen Kartätſchenfeuer eben ſo muthlos, als ſie während der Schlacht vor der ruſſiſchen Cavallerie geflohen war.

Neun lange Stunden hatte dieſe Scene des Mordens gedauert, als endlich, während der letzten unzweckmäßigen Gefechte, die Nacht einbrach. Ihre Schatten verdeckten dem ſterblichen Auge den grauſenden Anblick unzähliger Leichen, und die Dunkelheit machte einem Blutbade ein Ende, das nur die grauſamſte Erbitterung an dieſem Tage erzeugt hatte. Beide Heere brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Sie, die nach einer gänzlichen Erſchlaffung, der Ruhe ſo ſehr bedurften, mußten dennoch unter den Waffen bleiben, weil nichts als der Galgengrund ſie von einander trennte. Friedrich II ſowohl, als Fermor, nutzten dieſe Stille, um ihre Armeen wieder in Schlachtordnung zu bringen. Zufolge der bei ſeinen Truppen eingeführten Disciplin gelang es Erſterem bald; Letzterer hingegen mußte den Anbruch des Tages erwarten, um das Chaos ſeiner Krieger zu entwickeln. Bald darauf machte er eine kleine Bewegung gegen Zorndorf, und es erfolgte darauf ein lebhaftes Kanonenfeuer, das von beiden Seiten einige Stunden fortgeſetzt ward. Es gewann wirklich das Anſehen, als ſollten die Gräuel einer blutigen Schlacht an dieſem Tage (den 26ſten Auguſt) erneuert werden; allein beiden Heerführern war es kein Ernſt. Fermor mochte ſich bloß das Anſehen geben wollen, als habe er das Schlachtfeld behauptet, und Friedrich II fehlte es nicht allein an Munition, ſondern, nach der ausgeſtandenen außerordentlichen Anſtrengung, bedurfte ſeine Cavallerie aller möglichen Schonung; beide Theile blieben

daher ruhig in ihren Lägern. Fermor hielt, unter dem Vorwande, die Todten zu begraben, um einen Waffenſtillſtand an. Nachdem ihm ſolcher aber mit der Verſicherung war abgeſchlagen worden: der Sieger würde ſchon dafür ſorgen, brach er auf, um ſeine noch unverſehrt gebliebene Wagenburg zu retten, — und mit derſelben die polniſche Gränze zu erreichen.

Unter allen Feldſchlachten, die während des ſiebenjährigen Krieges geliefert worden ſind, war unſtreitig die bei Zorndorf die blutigſte. Die Erbitterung der Kämpfenden war zu groß. der Vorſatz des Königs, die Fermorſche Armee gänzlich aufzulöſen, zu feſt; die Entſchloſſenheit der Ruſſen zu unbiegſam, und endlich die Verzweiflung, zu der man ſie zwang, zu allgemein, als daß dieſer Tag nicht unzähligen Menſchen das Leben geraubt, oder ſie durch empfangene Wunden unglücklich gemacht haben ſollte. Die Ruſſen ließen 19,000 Todte und Verwundete auf dem Platze, noch keine 3000 wurden zu Gefangenen gemacht. Die Preußen büßten 11,000 Mann ein, worunter der Kern der Infanterie ſich befand. Noch einige ſolcher Siege würden Friedrichs treffliche Armee zu Grunde gerichtet haben; denn ſelbſt die ausgezeichnetſte Tapferkeit ſeiner Truppen und die geſchickteſten Manöver wirkten nicht zweckmäßig auf eine Völkerſchaft, die von dem ihr angewieſenen Poſten nicht wich, die Fronte auf allen Seiten machte, wenn ſie umgangen wurde, und kaltblütig eher den Tod erwartete, als daß ſie leicht zur Flucht hätte gebracht werden können. Auch konnte, nach dieſer Schlacht, der König ſein Befremden darüber nicht bergen. Er, der die Ruſſen immer verachtet hatte, ſah jezt mit eigenen Augen, was eine gewiſſe Natio-

nalfeſtigkeit, durch Aberglauben *) und ſklaviſchen Gehorſam unterſtützt, hervorzubringen vermag. Jetzt erinnerte er ſich deſſen, was einſt in Potsdam **) ein Keith ihm verſicherte, und er nicht glauben wollte; und dieſe Erinnerung entriß ihm den Ausruf: dieſe Leute ſind leichter todt zu ſchlagen, als zu überwinden!

Ueberhaupt ſind faſt in keiner Schlacht dieſes Krieges ſo viel einzelne Fehler, theils aus Unwiſſenheit, Muthloſigkeit oder Uebereilung, theils aus Vorſatz begangen worden, als in der bei Zorndorf. Dagegen ſind ſolche durch geſchickte, mit Einſicht und Entſchloſſenheit ausgeführte Manöver eben ſo bald verbeſſert worden, als ſie, durch den Drang der Umſtände, überſpannte heroiſche Thaten veranlaßten.

So viel Wirkung ſich auch Friedrich II von ſeiner zur Schlacht gegebenen Diſpoſition verſprechen konnte: ſo

---

*) Schon von längerer Zeit her hat man behaupten wollen, daß die Politik der ruſſiſchen Czare die Stumpfheit ihrer Nation zu benutzen, und durch die gegebene Verſicherung: — daß, wer im Kriege erſchlagen würde, in ſeinem Vaterlande wieder erſtehe, — ihrer natürlichen Tapferkeit eine noch größere Spannkraft zu geben glaubte. So lächerlich dieſe Behauptung jedem Aufgeklärten ſcheinen muß; ſo mag ſie doch zu Zeiten die gewünſchte Wirkung hervorgebracht haben. Der gemeine Ruſſe war bigott genug, ſeinem Popen aufs Wort zu glauben, und dieſe eingeimpfte tröſtliche Idee mußte um ſo mehr Reiz erwecken, da der Wunſch nach langem Leben jedem Menſchen angebohren iſt. Sollte indeß dieſe Behauptung — die ich nicht verbürgen mag — gegründet ſeyn; ſo iſt zu vermuthen, daß die Schlacht bei Zorndorf dieſe irrige Meinung ſehr verwiſcht hat; und daß es alſo einem philoſophiſchen Könige vorbehalten blieb, eine Nation, die er haßte, über ihre Vorurtheile, durch unumſtößliche Beweiſe, völlig aufzuklären.

**) Seite 183.

hätten doch die Kurzſichtigkeit eines Kanitz, und die Muthloſigkeit der preußiſchen Nationalregimenter ihm ſehr gefährlich werden können, hätte ſeine Cavallerie, unter der Anführung eines Seydlitz, nicht jederzeit die Fehler ſeiner Infanterie verbeſſert, und durch die ausgezeichnetſte Tapferkeit den Ruſſen den Sieg aus den Händen geriſſen. Der König erkannte dies ſelbſt, und bezeugte öffentlich: daß er dieſem Feldherrn allein den Sieg zu verdanken habe. Was übrigens ſeinen letzten Angriff betrifft, den er noch auf die ſich wieder ſammelnden geſchlagenen Ruſſen unternahm: ſo ſcheint uns ſolcher eben ſo überflüſſig, als charakteriſtiſch in Abſicht des Bewegungsgrundes. Einmal hatte der Sieg ſich ſchon für ihn erklärt, und er konnte alſo viele ſeiner beſten Truppen dem gewiſſen Tode entziehen, hätte er der bereits zerſtreuten feindlichen Armee den Rückzug, zu welchem ſie ſich nothgedrungen hier zu ſammeln ſchien, eben ſo erleichtert, als es Daun, in Hinſicht ſeiner, bei Kollin that. Ueberdieß mußte er als Philoſoph urtheilen, daß Verzweiflung — wozu er ſelbſt, durch das Abtragen der Brücken über die Müzel, den Grund gelegt hatte — der mächtigſte Sporn ſey, auch das Unmögliche zu wagen, um Ehre und Leben zu retten. Dieſer letzte, ſehr überflüſſige Angriff kann daher nur dadurch entſchuldigt werden, daß er die Ruſſen ſo wenig als das charakteriſtiſche ihrer Nation genau kannte, und ſich zu vortheilhafte Begriffe von der geringen Anſtrengung machte, die dieſer Streich ihm koſten würde. —

Fermor hingegen hatte Urſache, mit dem Betragen ſeiner Armee zufrieden zu ſeyn; ſie that alles, was man von Truppen, die in der Kunſt zu manövriren noch um ein halbes Jahrhundert zurück waren, erwarten konnte. Denn hatte gleich ſeine anfänglich genommene Stellung viel von ſeiner

Stärke verlohren, da ſie umgangen ward; hatte gleich das übereilte unordentliche Vorrücken ſeiner Infanterie die anfängliche Zerſtreuung ſeines rechten Flügels nach ſich gezogen: ſo muß man doch bekennen, daß die Ruſſen ſonſt, und beſonders in dem kritiſchen Zeitpunkte, wo ſie aus Verzweiflung Stand halten mußten, mit unerſchütterlichem Muthe fochten. Dieſe, während der Schlacht bewieſene Standhaftigkeit vermehrte aber auch ihren Verluſt, weil die preußiſche Cavallerie, nachdem es ihr gelungen war, die ruſſiſchen Regimenter zu durchbrechen, alles niederhieb, was ihr vorkam. Dieſer Niederlage, des Verluſtes einer Menge Geſchützes, der Kriegskaſſe und vieler Trophäen, des Antrags auf einen Waffenſtillſtand, und endlich des Rückzuges nach Landsberg ungeachtet, eignete ſich Fermor den Sieg zu. Stolz darauf, die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht zu haben, kündigte er ſolchen ſeiner Beherrſcherinn, den Höfen ihrer Bundesgenoſſen und den Befehlshabern ihrer Armeen mit ſo viel Gepränge als Zuverſicht an — eine Prahlerei, die zu nichts diente, als das Publikum auf eine kurze Zeit zu täuſchen, da die Folgen dieſes blutigen Tages dieſelbe völlig widerlegten. Bei den Bundesgenoſſen fand ſie demungeachtet Eingang, weil man gemeiniglich das für wahr hält, was man wünſcht. Niemand war betretener als der Feldmarſchall Daun, da er von dem Gegentheile deſſen überzeugt ward, was Fermor ausposaunt hatte; denn er, der den König von Preußen ganz außer Faſſung glaubte, ſah ihn bald darauf in Sachſen wieder auftreten, und die unerwartete Nachricht: Friedrich kömmt! vereitelte ſogleich ſeinen entworfenen Operationsplan.

Am Schluſſe dieſes Aufſatzes erweiſe ich vielleicht manchem, durch das Gemählde eines beſtändigen Mordens empör-

ten, empfindſamen Leſer eine Gefälligkeit, wenn ich zur Abwechſelung ihm eine tragikomiſche Anekdote erzähle, die ſich bei dieſer Gelegenheit zugetragen hat, und einen Beweis giebt, daß in dieſer Welt, auch bei den ernſthafteſten Auftritten, oft lächerliche Scenen mit unterlaufen. Als das Regiment Prinz von Preußen, die hinter und von den Bäumen feuernden Ruſſen aus dem ſogenannten Galgengrunde vertrieb, warf ſich ein feindlicher Soldat zu den Füßen des Lieutenants Hagen, und rief ihm zu: Ah mon cher Monsieur! ayez pitié, sauvez moi la vie. Erſtaunt, einen Franzoſen unter den Barbaren anzutreffen, war dieſer gleichwohl launig genug, ihm aus dem Geizigen des Molliere zu antworten: mais que diable alliez vous faire dans cette maudite galére? Indem reicht er dem Franzoſen die Hand, um ihn in Schutz zu nehmen, als ein Unterofficier dem Unglücklichen ſein Kurzgewehr in den Leib ſtößt, und ihn todt zu den Füßen ſeines Erretters niederſtreckt. Dieſe raſche That empörte Hagen, er unterſtand ſich aber nicht ſie zu ahnden, weil einmal der Befehl ertheilt war, keinen Pardon zu geben. Der Obriſt Waknitz, der in eben dieſer Schlacht einen ruſſiſchen Officier, der ſich ihm ergeben hatte, in Schutz nahm, war weniger nachgiebig: er erſchoß einen Garde du Corps in dem Augenblick, als dieſer dem bereits Gefangenen einen tödlichen Hieb verſetzte. So gerecht auch der Unwille dieſes wackern Mannes war; ſo ſehr ſeine Handlung, in Rückſicht auf das menſchliche Gefühl, ſich entſchuldigen läßt: ſo trug dieſelbe doch in der Folge das Ihrige zu der Ungnade mit bei, die der König auf ihn warf. Er, würdig, einſt den großen Verluſt eines Seydlitz *) zu erſetzen, ſah ſich

*) Kurze Zeit zuvor, ehe der berühmte, von der ganzen Armee geſchätzte General Seydlitz ſtarb, beſuchte Friedrich II denſelben

gezwungen die preußiſchen Kriegsdienſte zu verlaſſen. Der Landgraf von Heſſen trug kein Bedenken ihn bei ſeiner Armee anzuſtellen, wo er der Cavallerie dieſes Fürſten die Vollkommenheit gab.

XIV.

Bemerkungen über die Operationen der öſtreichiſchen und Reichsarmee in Sachſen. Prinz Heinrich von Preußen. Schlacht bei Hochkirch, den 14ten October 1758.

Die unglückliche Wendung, welche der Feldzug in Mähren für die Preußen genommen hatte, der Rückzug derſelben aus Böhmen, noch mehr aber der Einfall der Ruſſen in die Neumark, ſtimmten den Hof zu Wien zum Entwurf eines neuen Operationsplans. Durch denſelben wurde die Reichsarmee aus ihrer bisherigen Schlafſucht geweckt, und Feldmarſchall Daun traf Vorkehrungen, um den Schauplatz des Krieges

---

auf ſeinem Krankenlager, und erkundigte ſich, wer von ſeinen Officieren der Cavallerie ſeinen Poſten im ganzen Umfange zu bekleiden der würdigſte ſey? Seydlitz bedachte ſich nicht lange, und nannte den bereits verabſchiedeten Obriſten Waknitz. Friedrich ſtutzte, und erwiederte: wie kann Er zu einem ſolchen Poſten einen Officier vorſchlagen, der nicht mehr in meinem Dienſt eſteht? — Ich kenne keinen geſchicktern, war ſeine Antwort. Unwillig verließ der König den Kranken, und bewies dadurch abermals, wie feſt — wenn gleich durch Vorurtheile geleitet — er an ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe hing. —

nach Sachſen zu verſetzen. Der Zeitpunkt ſchien dazu der günſtigſte. Für Böhmen war nichts mehr zu beſorgen; die Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen war nur ſchwach, die des Markgrafen Carl in Schleſien nicht zahlreich, und der König an der Oder beſchäftigt, ſich mit dem General Fermor zu meſſen. Dieſe Lage auf der einen Seite, und auf der andern die Verbindlichkeit, die Unternehmungen der Ruſſen in der Neumark zu unterſtützen, waren es, die den Wiener Hof bewogen, auch an ſeinem Theile zum allgemeinen Endzwecke mitzuwirken. Bei Beſtimmung des zu entwerfenden neuen Operationsplans kam es nun auf die Wahl der Mittel an, deren man ſich bedienen ſollte, um dem vorgeſetzten Ziele näher zu rücken. Zwar lag die Eroberung von Schleſien Marien Thereſien beſonders am Herzen; allein ſo unendlich überlegen auch Daun dem Markgrafen Carl war, ſo fand deſſen vorſichtiges Zaudern doch zu viel Gefahr bei dieſer Unternehmung. War gleich die preußiſche Armee nur ſchwach: ſo konnte ſie doch die engen Päſſe im Gebirge ſtreitig machen; und ward ſie gezwungen, ſich bis unter die Kanonen von Schweidnitz zurückzuziehen: ſo konnte ſie hier den Ausgang der Sachen an der Oder ruhig abwarten. Ohne den Beſitz einer oder der andern Feſtung war es den Oeſtreichern nicht wohl möglich, die Eroberung von Schleſien zu gründen, und hierzu waren ſie keinesweges vorbereitet. Die Befreiung von Sachſen ſchien hingegen minderen Schwierigkeiten unterworfen zu ſeyn. Außer dem Vortheil, die Laſt des Krieges von den Erblanden zu entfernen, gewährte ſie noch den, daß die Preußen gezwungen wurden, Schleſien zu verlaſſen, und daß dadurch Zeit gewonnen ward, die Zurüſtungen zu der Belagerung von Neiße zu veranſtalten. Glückte es hiernächſt, den Prinzen Heinrich aus Sachſen

zu verdrängen, und Dresden zu erobern: ſo ward der Weg nach der Mark Brandenburg gebahnt, beſonders wenn Friedrich II das Unglück haben ſollte, von den Ruſſen geſchlagen zu werden.

Es waren zu viele Vortheile, zu viele Wahrſcheinlichkeiten eines glücklichen Erfolgs auf dieſer Seite, als daß der Wiener Hof nicht die Hand zu dem Operationsplane hätte bieten ſollen. In den Augen ſeiner Alliirten, der Könige von Pohlen und von Frankreich, mußte ſolcher ihm ein glänzendes Anſehen geben, wenn gleich der einmal angenommene Grundſatz: den Bundesgenoſſen die meiſte Gefahr des Krieges aufzubürden, dabei nicht aus der Acht gelaſſen wurde, und im Grunde dieſer Feldzug nach Sachſen die Eroberung Schleſiens begünſtigen ſollte. Dieſem Entwurfe zufolge ward alſo die Reichsarmee beſtimmt, in Verbindung mit dem Corps des Generals Dombale, das man von der franzöſiſchen Armee abrief, in Sachſen einzurücken, und die Eroberung von Dresden zu verſuchen; Feldmarſchall Daun wollte unterdeſſen nach der Oberlauſitz ziehen, um die Gemeinſchaft zwiſchen den Armeen des Prinzen Heinrich und des Markgrafen Carl zu trennen, und der Reichsarmee ſowohl, als den Ruſſen die Hand zu bieten.

Schon gegen das Ende des Julius, da der Rückzug des Königs aus Böhmen vorauszuſehen war, machte die Reichsarmee unter Anführung des Herzogs von Zweibrücken, Anſtalten zum Einmarſch in Sachſen. Dombale rückte gleichfalls von Hof vor, und beider Bewegungen ſchienen nicht undeutlich zu erkennen zu geben, daß erſtere über Gieshübel und Gottleube eindringen, letzterer aber die rechte Flanke des Prinzen zu drängen, und ſich ihm in den Rücken zu ſetzen ſuchen werde. So ſchwach indeß auch Prinz Hein-

rich war *), ſo unmöglich es ihm auch fallen mußte, die ganze ſächſiſche Gränze, von der Elbe bis zur Saale, zu decken; ſo fand er doch Mittel, durch allerlei künſtliche Bewegungen, ja ſelbſt durch den Angriff der bei Pasberg errichteten Verſchanzungen, das Vorrücken der Reichsarmee zu verzögern. Endlich aber, da ſolche ſich immer näher an die Elbe zog, Dombale ſich im Voigtlande mehr ausbreitete, und Streifereien bis Leipzig und Halle vornahm; ſo ſchien es Zeit zu ſeyn, ſich näher nach Dresden zu ziehen, um dieſe Hauptſtadt und das dortige große Magazin zu decken. Er verließ daher das Erzgebirge, zog mit ſeiner Armee eine Kette von Poſten von Freiberg bis Pirna, und ſtellte den General Aſſeburg mit 2000 Mann dem General Dombale bei Waldenburg entgegen. Bei dieſer Stellung hatte er die Vortheile des Terrains mit ſo vieler Einſicht und Ueberlegung genützt, daß jedes einzelne Corps das andere zur rechten Zeit unterſtützen konnte, wenn es dem Feinde gelüſten ſollte, von der großen Ausdehnung ſeiner Armee Vortheile zu ziehen, und einen oder den andern Poſten anzugreifen. Nur dann, als der vom Feldmarſchall Daun entworfene Operationsplan mehr zur Reife gedieh; die feindlichen Feldherren, theils auf der Heerſtraße die von Prag nach Dresden führt, theils über Außig, Tetſchen und Schandau anrückten, folglich nicht undeutlich zu verſtehen gaben, ihre Abſicht ſey, ſich beider Ufer der Elbe zu verſichern, um in Gemeinſchaft mit der großen öſtreichiſchen Armee die Preußen enger einzuſchließen; nur dann erſt ſage ich, zog ſich Prinz Heinrich mit ſehr gemeſſenen Schritten, und mit Beob-

---

*) Seine Armee, mit Inbegriff der erhaltenen Verſtärkung, beſtand nur aus 20,000 Mann.

achtung der künſtlichſten Taktik, näher nach Dresden, um unter dem Schutze dieſer Feſtung die Ankunft des Königs oder des Markgrafen Carl zu erwarten.

Man muß dem Prinzen Heinrich von Preußen, (deſſen Leutſeligkeit, Gerechtigkeitsliebe und charakteriſtiſches Zuvorkommen — Tugenden, die nicht jedem ſeines Gleichen eigen zu ſeyn pflegen — die Herzen eben ſo allgemein einnahmen, als ſeine militäriſchen Talente ihm das Zutrauen der Armee gewannen) die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſchon in dieſem Feldzuge, in welchem er ſich zum erſtenmal an die Spitze eines Heeres geſtellt fand, redende Beweiſe davon ablegte, was er in den folgenden ſtets mit dem ausgezeichnetſten Ruhme geleiſtet hat. Sowohl in dieſem, als faſt in allen ſeinen übrigen Feldzügen beſtimmt, den Vertheidigungskrieg — die ſchwerſte und künſtlichſte aller militäriſchen Operationen — zu führen, hat der Prinz anſchauliche Beiſpiele ſeiner Talente, für dieſen Theil der Taktik, der Nachwelt zum Muſter aufgeſtellt. Die Stellungen, die er nahm, waren immer zweckmäßig, ſicher, und der peinlichen Lage, in der er ſich oft befand, angemeſſen. Den Charakter ſeiner Gegner ſtudirte er genau, und dann durften ſie ihm nie ungeahndet eine Blöße geben; ſeine Unterfeldherren, und die Truppen die er anführte, von der Art wie er ſie behandelte hingeriſſen, unterzogen ſich ſeinen Anordnungen mit aller Zuverſicht, ſo daß er ſeinen Feinden furchtbar blieb, obgleich er ſich leidend zu verhalten gezwungen war. Kurz ſein ganzes militäriſches Betragen, während des ſiebenjährigen Krieges, erwarb ihm die Bewunderung von Europa, und entriß ſelbſt Friedrich II das Bekenntniß: mein Bruder, der Prinz Heinrich, beging nie einen Fehler. Dies Geſtändniß des großen Kenners

militäriſche Verdienſte, wäre ſchon Apologie genug für den verehrungswürdigen Prinzen, wenn auch nicht jeder noch lebende, der das Glück genoſſen hat, unter ihm zu dienen, es ſich zu einer angenehmen Pflicht machte, ihm das gebührende Lob zu weihen, und ſein rühmliches Andenken auf die Nachwelt zu bringen.

Während die Reichsarmee ſich in das durch die Gefangennehmung der Sachſen ſo berühmt gewordene Lager bei Pirna pflanzte, General Maquire den Sonnenſtein eroberte, und Prinz Heinrich ſeinen feſten Poſten bei Gamich noch behauptete, war der Feldmarſchall Daun mit der Hauptarmee über Zittau in die Lauſitz gedrungen, und bis Görlitz vorgerückt. Die Gebirgskette, die Böhmen von Schleſien trennt, war ganz dazu geeignet, dem Markgrafen Carl ſeine Bewegungen zu verbergen. Daun nutzte dieſen Vortheil mit vieler Geſchicklichkeit; um aber den preußiſchen Feldherrn, in Hinſicht ſeines Vorhabens, noch mehr zu täuſchen, ſandte er den General Harſch mit 10,000 Mann gegen die ſchleſiſche Gränze. Dies Corps war beſtimmt, Scheinbewegungen gegen Landshut vorzunehmen, nach dem Abzuge des preußiſchen Heeres aber durch dieſen Paß vorzudringen. Schon früher war General Laudon mit einigen tauſend Mann über Arnau und Hohenelbe durch die Ober- und Niederlauſitz bis in den Kottbuſſer Kreis vorgedrungen, wo er Peitz eroberte. Dieſe unbedeutende kleine Gränzfeſtung war nur mit 50 Invaliden beſetzt, und dieſe wenigen Krüppel, die keinen Widerſtand von Erheblichkeit hätten leiſten können, erhielten eine ehrenvolle Capitulation. Laudons Auftrag ging dahin, eine Diverſion nach der Mark zu unter-

nehmen. Wahrſcheinlich wollte man dadurch den Ruſſen ein Kompliment machen; denn die Gefahr, abgeſchnitten zu werden, war zu einleuchtend, als daß dieſer ſonſt zu kühne Feldherr das Aeußerſte gewagt haben ſollte. Auch ereilte ihn General Ziethen, kam ihm bei Lieberoſe zuvor, und deckte ſo die Mark Brandenburg.

Zwar blieben dem Markgrafen Carl dieſe Bewegungen nicht ganz verſchwiegen; allein noch ungewiß über die wahren Abſichten des Feldmarſchalls Daun, wollte er ſich nicht aus dem Vortheil geben, und mit der ganzen Armee ſein Lager bei Grüſſau verlaſſen. Dies geſchah erſt, als er die Nachricht erhielt, daß die große öſtreichiſche Armee ſchon bei Görlitz ſtehe. Jetzt zog auch er über Hirſchberg durch das Gebirge, und nahm eine Stellung am Bober. Daun, der aus derſelben auf die Zweifel ſchloß, welche die Preußen, in Abſicht ſeiner Unternehmung hegten, eilte diesmal, wider ſeine Gewohnheit, um das große Vorhaben, die Armee des Prinzen Heinrich aufzureiben, in Erfüllung zu bringen. Nachdem er alſo den Prinzen von Durlach mit 20,000 Mann bei Schönberg aufgeſtellt hatte, um Zittau, das dortige Magazin und die böhmiſche Gränze zu decken, verließ er Görlitz, um in Eilmärſchen Meißen zu erreichen, dort über die Elbe zu ſetzen und den Prinzen Heinrich in den Rücken zu nehmen, während die Reichsarmee ihn in der Fronte angreifen ſollte.

So künſtlich aber auch dieſe Bewegungen eingeleitet waren; ſo wahrſcheinlich damals auch der glückliche Erfolg dieſer merkwürdigen Unternehmung zu erwarten war, und mit ſo vieler Ungeduld man auch zu Wien der Nachricht von dem Ausgange derſelben entgegen ſah: ſo vereitelten doch die klugen Vorkehrungen des Prinzen und der ſchnelle Marſch des Königs nach Sachſen, die geſchöpfte Hoffnung gänzlich.

Erſterer hatte ſo weiſe Maßregeln ergriffen, daß es blos bei ihm ſtand, an welchem Ufer der Elbe er unter den Kanonen von Dresden Stand halten, und die Ankunft der ſchleſiſchen oder königlichen Armee erwarten wollte. Letzterer war, nach dem Rückzuge der Ruſſen, mit dem größten Theile des Heeres, welches bei Zorndorf focht, aufgebrochen, um ſeinen Bruder aus der bedenklichen Lage, in der er ſich befand, zu befreien. Sein Marſch war ſo ſchnell, daß er in ſieben Tagen 23 Meilen zurücklegte, und bei Großenhayn ſich ſowohl mit dem General Ziethen als mit dem Markgrafen Carl vereinigte, ehe Daun über die Elbe ſetzen konnte.

Kaum hatte dieſer Nachricht von allen dieſen Bewegungen eingezogen, als er ſeine Unternehmung nicht mehr ſo ausführbar fand, als zu der Zeit, da er ſich dazu anſchickte. Sein ſtets vorſichtiger Charakter ließ ihn jetzt das Glück, den Prinzen Heinrich zwiſchen zwei Feuer zu bringen, und von Dresden abzuſchneiden, bezweifeln. Das Erhabene ſeines Entwurfs verwandelte ſich nunmehr in einen Traum, der, ſo angenehm er oft iſt, dem Erwachenden nur die Erinnerung zurückläßt, ihn — geträumt zu haben. — So ſicher er ſich auch geſchmeichelt hatte, dem Wunſche ſeines Hofes zu entſprechen, ſo machten doch ſeine immerwährenden Bedenklichkeiten alle herrliche Ausſichten verſchwinden. Es blieb ihm nichts als der leere Troſt übrig, die Preußen gezwungen zu haben, Schleſien zu verlaſſen, und daß es nun dem General Harſch leichter werden würde, Neiße zu belagern und zu erobern, wenn es ihm gelingen könnte, den König während dieſer Zeit in Sachſen feſt zu halten. Er nahm daher von neuem ſeine Zuflucht zu dem ihm ſo eigenen Zaudern, wählte einen unangreiflichen Poſten hinter der Wesnitz, unweit des Bergſchloſſes Stolpen, und ſtellte das Corps des Generals

Laudon

Laudon dergeſtalt, daß es die über Bauzen und Görlitz nach Schleſien führende Hauptſtraße verſperren konnte. Da Daun keinen Beruf in ſich fand, die Angelegenheiten von Sachſen durch eine Schlacht zu entſcheiden; ſo waren ſeine gemäßigten Schritte vollkommen zweckmäßig eingerichtet. Allein die Zurüſtungen zur Belagerung von Neiße verzögerten ſich zu ſehr; und hätten nicht den König einige Unglücksfälle getroffen, ſo würde er Schleſien vielleicht eher erreicht haben, als Harſch die Laufgräben zu eröffnen im Stande geweſen wäre.

Nachdem es Friedrich II gelungen war, durch ſeine Erſcheinung in Sachſen, den Feldmarſchall Daun von der Ausführung ſeines entworfenen Operationsplans abzuſchrekken, ſo marſchirte er nach Dresden, um ſeinen bedrängten Bruder aus aller Verlegeuheit zu reißen. Jetzt ſtanden vier Armeen auf einem Raume von ungefähr zwei Meilen um Dresden, und jeder anbrechende Tag ſchien die blutigſten Auftritte zu verkündigen. Allein das Verhältniß jeder Parthei, ihre Lage, ihre Abſichten, hielten das ſchon halb gezückte Schwert noch in der Scheide. Die öſtreichiſche Hauptarmee ſtand in eiuem Poſten, deſſeen anliegendes Terrain allen Angriff unmöglich machte, und Daun hatte vor ſeine Flanke noch beſondere Corps vorgeſchoben, die das Umgehen derſelben nicht zuließen, ohne ſolche vorher zu vertreiben. Dies war jedoch gleichfalls ſchwer auszuführen, weil ſie nur in einer Entfernung aufgeſtellt waren, daß er ſie gemächlich unterſtützen konnte. Ueberhaupt iſt die Gegend zwiſchen Stolpen und Biſchofswerda, eine der zerſchnittenſten von ganz Sachſen, für den Vertheidigungskrieg günſtiger, als für den Angriffskrieg. Die Reichsarmee hatte ein Lager bei Pirna, am linken Ufer der Elbe bezogen; ihre Gemeinſchaft

mit der öſtreichiſchen war durch zwei über dieſen Fluß geſchlagene Brücken geſichert, und beide konnten bei Vorfällen von Wichtigkeit ſich die Hand bieten. Die kleine Armee des Prinzen Heinrich ſtand hinter der Müglitz, zwiſchen Maxen und Gemich; die größere des Königs bei Reichenberg, und Dresden diente zu ihrer Gemeinſchaft, ſo wie das dortige Magazin zu ihrer Verpflegung.

Dies waren die Poſitionen, welche die vier um Dresden gelagerten Armeen einnahmen, und in welchen ſie ſich wechſelſeitig beobachteten. Preußiſcher Seits war, wegen der zu vortheilhaften Stellungen der Feinde, ein Angriff eben ſo wenig denkbar, als weder Daun noch der Herzog von Zweibrücken Luſt bezeigten, zu weichen; überhaupt ſchien das Schickſal des Feldzuges gegenwärtig im Gleichgewichte zu ſchweben, und nur ein begangener, vom Gegner benutzter Fehler konnte es zerſtören. Mit ſo vieler Ungeduld aber auch Friedrich II eine glückliche Wendung ſeiner gegenwärtigen, für ihn ſo peinlichen Lage zu erzwingen wünſchte, eben ſo behutſam mußte er zu Werke gehen, wollte er keine unzeitige Blöße geben. Es war ihm eben ſo wichtig, nöthigenfalls ſich den Weg nach Schleſien zu eröffnen, als den öſtreichiſchen Heerführer zu verhindern, ſein Projekt, die Armee des Prinzen Heinrich aufzureiben, zur Wirklichkeit zu bringen. Beides zugleich zu erfüllen, war ſchwer. An dem deutſchen Fabius fand er gerade den Mann, der die unbiegſamſte Beharrlichkeit in Beobachtung der Sicherheitsmaßregeln beſaß; der alle Reize zum Ruhme verachtete, wenn er nicht des Sieges unfehlbar gewiß zu ſeyn glaubte. Jetzt alſo war der Zeitpunkt gekommen, in welchem nur klug ausgedachte und mit Geſchicklichkeit ausgeführte Manöver der Sache eine andre Geſtalt geben konnten.

Zwar waren die Operationen der öſtreichiſchen Feldherren in Oberſchleſien noch ſo ſchwankend, daß man auf ihre wahren Abſichten mit keiner Zuverläßigkeit ſchließen konnte. Ihrer großen Ueberlegenheit ungeachtet hatten ſie nicht einmal einen Verſuch gemacht, das kleine Corps des Generals Fouquet aus dem Gebirge zu vertreiben. Nachrichten aus Mähren beſtätigten zwar die Vorkehrungen, die zu einer vorzunehmenden Belagerung gemacht wurden, beſchrieben ſolche aber als von ihrer Vollendung noch entfernt. Obgleich nun die dortigen Unternehmungen keine ſonderliche Beſorgniß erweckten: ſo ſchien doch eine dergleichen Belagerung Neiße vorzüglich zu bedrohen, weil General de Ville dieſen Ort ſchon ſeit einem Monat berennt hielt. Es war daher eben ſo wichtig, auf die Erhaltung dieſer Feſtung Bedacht zu nehmen, als es gefährlich ſchien, ſich von Dresden zu entfernen, ſo lange Daun bei Stolpen verweilte. Zwar ſtand es in des Königs Gewalt, durch einen Umweg über Königsbrück und Großenhayn, Bauzen zu gewinnen, und durch eine in der rechten Flanke des Feindes genommene Stellung ihm Beſorgniſſe wegen Zittau — woraus er ſeine meiſten Bedürfniſſe zog — zu erregen; allein alsdann ging die Gemeinſchaft mit dem Prinzen Heinrich und Dresden verlohren, und es blieb dennoch ungewiß, ob Daun nach dieſer Finte greifen würde. Da es nun die Nothwendigkeit erforderte, einen oder den andern Schritt zu thun, um ihn aus ſeinem Poſten zu locken: ſo beſchloß Friedrich II, auf der geraden Straße nach Bauzen fortzurücken, und gegen den rechten Flügel des Feindes ein Lager zu beziehen. Hierdurch ward zwar die Gemeinſchaft mit Dresden nicht ganz unterbrochen; allein andere Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Unternehmung entgegen. Denn, gelang es ihm auch, nach

ſeiner Abſicht, bis Schönefeld vorzurücken, ſo ſtand ihm doch General Laudon in der linken Flanke und faſt im Rücken. Dieſer mußte alſo erſt vertrieben werden, wenn jener Schritt ſicher ſeyn ſollte. Mit ſo vielem Geheimniſſe dieſe Unternehmung auch betrieben wurde; ſo zweckmäßig auch der König ſeine Dispoſitionen traf, um Daun, falls er ſich Laudon zu unterſtützen vornähme, unvermerkt in eine Schlacht zu verwickeln, ſo war doch letzterer zu ſchlau, und erſterer zu kaltblütig, um ſich in ein ungewiſſes Spiel einzulaſſen. Laudon zog ſich mit ſo vieler Geſchwindigkeit als Ordnung nach dem Kapellenberge zurück; nur ſein Nachzug wurde erreicht, und erlitt einigen Verluſt.

Nach dieſem mißlungenen Verſuche und des längern Zauderns überdrüßig, beſchloß der König, den Feldmarſchall Daun durch künſtliche Manöver zu nöthigen, Sachſen zu verlaſſen. Die Jahrszeit fing ſchon an ſehr rauh zu werden. Die Oeſtreicher zogen ihren mehreſten Unterhalt aus dem Magazine von Zittau. Bei der regnichten Witterung wurde die Zufuhre, da ſie zur Achſe geſchehen mußte, täglich beſchwerlicher. Friedrich II ſchmeichelte ſich alſo, daß, wenn er Bewegungen auf des Feindes rechter Flanke vornähme, dieſer ſich um ſo eher entſchließen würde, ſich ſeinen Niederlagen zu nähern, und unter dieſem Vorwande — den Feldzug zu beſchließen. In dieſer Abſicht nahm er ſich vor, ein Lager auf den Anhöhen von Biſchofswerda zu nehmen, und, um dahin zu gelangen, das Laudoniſche Corps von drei Seiten zugleich anzugreifen. Schon war er im Anzuge, dieſen Schlag zu führen, als er, bei ſeiner Annäherung, fand, daß der feindliche Feldherr ſich bis hinter Biſchofswerda zurückgezogen hatte. Ihn dort ferner aufzuſuchen, hielt er für überflüſſig. Sein Wunſch, ſich in die

rechte Flanke der Oeſtreicher zu ſtelleu, und ihre Beſorgniſſe wegen Zittau zu vermehren, war durch dieſen eben ſo kühnen, als künſtlichen Marſch erfüllt. Die bisher verſperrt geweſene gerade Straße nach Bauzen war jetzt wieder eröffnet, und nun mußte auch ſogleich General Retzow mit 10,000 Mann dahin eilen, um ſich dieſes Poſtens, den General Wehla nur mit 500 Kroaten beſetzt hielt, zu verſichern.

Durch die Stellung, die der König bei Biſchofswerda nahm, war die rechte Flanke der Oeſtreicher nicht mehr außer aller Gefahr. Daun ſah dies ein, und verſtärkte dieſelbe durch einen Theil ſeines Reſervecorps. Dieſer Vorſicht ungeachtet vergrößerte ſich ſeine Verlegenheit faſt mit jedem Tage, und ſeinem großen Entwurfe, den König von Schleſien abzuſchneiden, ſtanden bereits Hinderniſſe im Wege. Der Verluſt von Bauzen hatte die Straße nach dieſer Provinz ſchon gewiſſermaßen gebahnt, und glückte es dem Könige, dort feſten Fuß zu faſſen; ſo war er nicht außer Sorgen, von Zittau ſelbſt abgeſchnitten zu werden. In dieſem Falle blieb ihm nur die Wahl zwiſchen einer Schlacht und dem Rückzuge nach Böhmen. Zu erſterer konnte er ſich nicht entſchließen, obgleich die gewagten, getrennten Stellungen der Preußen ihn dazu berechtigten, und dies ein kräftiges Mittel geweſen ſeyn würde, die Abſichten des Königs zu vereiteln. Denn ehe dieſer den Marſch nach Bauzen antreten konnte, mußte er zuvor das zur Verpflegung ſeiner Armee erforderliche Mehl aus dem Magazine von Dresden dahin bringen laſſen; und da dieſe Straße nicht mehr ganz ſicher war, ſo mußten ſtarke Bedeckungen mitgegeben werden. Allein hierdurch wurde die Armee noch mehr geſchwächt; Daun hingegen hatte ſein zahlreiches Heer beiſammen, und konnte ſich

deſſen ſo zweckmäßig bedienen, als er nur wollte. Er ließ aber den günſtigen Zeitpunkt verſtreichen; und da Retzow mit der einen Hälfte ſeines Corps ſogar von Bauzen nach Weißenberg aufgebrochen war, ſo ſchien es ihm gefährlich, länger bei Stolpen zu verweilen. Schon hatte er den Prinzen von Durlach mit einer Abtheilung nach Löbau geſandt, um Zittau mehr zu ſichern. Jetzt ſtellte er den Herzog von Urſel mit einer andern bei Tautewalde auf, um ſeinen Marſch, den eine Kette von Dörfern und Bergen, die ſich bis Hochkirch erſtrecken, maskirte, noch mehr zu decken. Endlich brach er am Abend des 5ten Oktobers in zwei Colonnen auf, und zog, unter Begünſtigung einer regnichten Nacht, durch den Otterdorfer Wald nach Kruſta, wo er ein Lager bezog.

Der König erfuhr den Abmarſch der Oeſtreicher nicht ſo bald, als er ſich mit 8000 Mann aufmachte, um ihren Nachzug einzuholen; dieſer aber war zu ſtark, das Terrain ihm zu günſtig, und die Dispoſition des Herzogs von Aremberg, der denſelben führte, zu gut gewählt, als daß er etwas gegen ihn zu unternehmen im Stande geweſen wäre. Es kam zwar zu einem Gefechte, wobei von beiden Seiten einige hundert Mann blieben, und die preußiſchen Freibataillone durch die feindliche Cavallerie ziemlich unſanft behandelt wurden; allein Friedrich konnte Aremberg nicht hindern, ſeinen Marſch in aller Sicherheit fortzuſetzen. Gleich darauf brach er mit einem Theile ſeiner Armee nach Bauzen auf. Bei ſeiner Ankunft rückte der Prinz von Würtemberg mit der andern Hälfte des Retzowiſchen Corps nach Weißenberg; Daun hingegen bezog ein neues Lager bei Kittlitz, unweit Löbau. Seinen rechten Flügel

ſtellte er hinter den ſogenannten Stromberg *), den linken dehnte er bis hinter die waldichten Gebirge vor Hochkirch, und General Laudon, beſtimmt, die Bewegungen des Königs zu beobachten, mußte ihm ſtets zur Seite bleiben.

Sobald der aus Dresden erwartete Mehltransport, und die zu ſeiner Sicherung ſtehen gebliebene Abtheilung des Feldmarſchalls Keith, zu Bauzen angelangt war, marſchirte der König nach der Gegend von Hochkirch. Die nahe Nachbarſchaft des Laudoniſchen Corps reizte deſſen leichte Truppen ſchon damals einen Ausfall auf das Gepäck zu machen, als es den Paß bei Jenkewitz durchzog, und der König ſowohl als der bei Bauzen zurückgebliebene Feldmarſchall Keith ſahen ſich genöthigt, einige Regimenter abzuſenden, um ſolches ſicher nach dem Lager zu bringen. Dieſer

*) Als General Retzow das Lager bei Weißenberg zu beziehen beauftragt ward, war der Stromberg noch nicht vom Feinde beſetzt; dieß geſchah erſt kurz vor der Ankunft der Dauniſchen Armee. Der König, den es vielleicht verdroß, daß Daun ſich unterſtand, ihm abermals den Weg verſperren zu wollen, rechnete in der Folge es ſeinem Feldherrn zum Verbrechen an, daß er dieſen Berg unbeſetzt gelaſſen hatte; gleichwohl war dies nicht zuläſſig, ſo lange er ſeine Stellung bei Weißenberg behaupten ſollte. Dieſer Berg lag 3500 Schritt vor dem Lager. Das zwiſchen ſehr hohen und ſteilen Ufern fließende Löbauer Waſſer hinderte die Gemeinſchaft mit demſelben dergeſtalt, daß, wenn auch einige Bataillone auf denſelben geſtellt worden wären, man hier das Gegenſtück von dem Treffen bei Mons vermuthen mußte, weil das hinter dem Fluß gelagerte Corps, wegen des Defilees einer einzigen Brücke, dieſen Poſten nicht unterſtützen konnte, ohne ſich, bei einem widrigen Ausgange des Gefechts, ſelbſt allen Gefahren, zernichtet zu werden, auszuſetzen. Eins von beiden konnte alſo nur geſchehen. Entweder Retzow mußte ſein Lager jenſeits des Löbauer Waſſers am Stromberge aufſchlagen,

Umſtand hätte erſteren überzeugen können, daß ihm die große öſtreichiſche Armee näher ſey, als hinter Löbau, wohin falſche Nachrichten ſie verſetzt hatten; allein kühn verfolgte er ſeinen Marſch, um ſich bei Hochkirch zu lagern. Als er den Platz dazu ſeinem Quartiermeiſter-Lieutenant Marwitz anwies, weigerte ſich dieſer das Lager darauf abzuſtecken. Er ſtellte die Fehler deſſelben einleuchtend vor, und wollte bei der nahen Nachbarſchaft des Feindes für die Folgen nicht Bürge ſeyn. So ſehr auch dieſer Officier ſonſt Liebling ſeines Monarchen war, ſo fand doch Friedrich II, als König, durch den Widerſpruch deſſelben ſich beleidigt; er befahl nochmals mit Ernſt, und da ſich Marwitz nicht dazu bequemen wollte, ſchickte er ihn in Arreſt. Statt ſeiner bediente er ſich des Ingenieur-Lieutenants Marquart. Dieſer mußte nun freilich gehorchen, obgleich er ſowohl als die ihm folgenden

---

oder, wenn er bey Weißenberg ſich aufſtellen ſollte, ſolchen unbeſetzt laſſen. Die Stellung bei Weißenberg war ungleich vortheilhafter, als die andre, die man in der Gegend des berüchtigten Berges hätte nehmen können †), ſie eröffnete die Straße nach Görlitz. Retzow hatte den Auftrag, ſich derſelben zu bemächtigen; in Abſicht des ganzen Umfangs der intendirten Operation, die Straße nach Schleſien wieder zu gewinnen, war alſo nichts verfehlt, und man hätte Daun das Vergnügen laſſen können, ſich am Stromberge zu lagern, hätte nur Friedrich II nicht das Lager bei Hochkirch gewählt, und, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, zu behaupten ſich entſchloſſen. Dieſer Vorfall zog indeß dem General Retzow den Unwillen des Königs und einige Tage Arreſt zu; der Verfaſſer des Officier-Leſebuchs bemerkt daher ſehr richtig: wenn einer von beiden Unrecht haben ſollte, ſo mußte es natürlich auf Retzow fallen.

†) Sachkundige werden ſich ſicher von der Richtigkeit dieſer Behauptung durch den Tempelhofiſchen Plan der Schlacht überzeugen.

Fourierſchützen ſchon durch das Geſchütz der feindlichen Vorpoſten begrüßt wurden, als ſie mit dem Abſtecken beſchäftigt waren. Marwitz war nicht der Einzige, der das Lager nicht für ſicher hielt. Mehrere Generale gaben dies zu erkennen, und Feldmarſchall Keith erdreiſtete ſich ſogar dem Könige zu ſagen: Wenn uns die Oeſtreicher hier ruhig laſſen, ſo verdienen ſie gehangen zu werden. Es ſey indeß, daß Friedrich II zu beharrlich auf ſeinem einmal gefaßten Entſchluß beſtand, oder daß er zu viel auf die Bedenklichkeiten des Grafen Daun und ſeine bisher bewieſene Vorſichtigkeit rechnete; ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß er hier gefehlt zu haben nicht Wort haben wollte, vielmehr dem Keith in eben dem Tone antwortete: Wir müſſen hoffen, daß ſich die Oeſtreicher mehr vor uns als vor den Galgen fürchten werden. Daß inzwiſchen die hier geäußerte Vorausſetzung des Königs nichts weniger als gegründet war, beweiſet die Stimmung, die über ſeine ſo äußerſt gewagte, gewiſſermaßen eine offenbare Verachtung ankündigende Stellung, ſelbſt im öſtreichiſchen Lager, herrſchte; denn die meiſten Feldherren geſtanden laut: Wir verdienen, vom Feldmarſchall an, alle kaſſirt zu werden, wenn wir den Preußen dieſe Bravade ungeſtraft hingehen laſſen *).

So viel Ruhm Friedrich II ſich ſeit ſeinem Rückzuge aus Mähren erworben hatte, ſo ſehr entkräftete er denſelben jetzt, da er, durch Leidenſchaften geleitet, ihn eben ſo, wie das Schickſal ſeiner Armee, willkührlich aufs Spiel ſetzte, und ſeinem Feinde eine Geringſchätzung zeigte, die er gewiß nicht verdiente. Es bleibt immer gefährlich, zuviel auf ſeine

*) Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen, 3r Th. S. 32.

eigenen Talente und auf ſein eigenes Glück zu bauen, und ſeinen Gegner zu gering zu achten. Die Geſchichte hat mehrere Beiſpiele aufgezeichnet, wie dergleichen Egoismus auf ähnliche Art, wie hier geſchah, beſtraft worden iſt. So wenig Thätigkeit man auch dem Feldmarſchall Daun zutrauete; ſo ſehr man ſeine Bedenklichkeiten kannte, und ſo gewiß man hatte behaupten wollen, er ſey nur durch das dringende Zureden eines Laſcy und Laudon, zum Angriffe vermocht worden: ſo kann man doch vorausſetzen, daß die Fehler, deren ſich Friedrich II bei dieſer Gelegenheit ſchuldig machte, ihm zu einleuchtend geweſen ſeyn mußten, um noch eines fremden Antriebes zu bedürfen, ſolche zu ſeinem Nutzen anzuwenden. Die Vortheile, durch einen, aller Wahrſcheinlichkeit nach gewiß zu erhaltenden Sieg, dem Könige den bereits wieder eröffneten Weg nach Schleſien abermals zu verſperren, und ihn in die Unmöglichkeit zu verſetzen, der belagerten Feſtung Neiße Hülfe zu leiſten, waren zu augenſcheinlich, als daß ſie dem Blick eines Heerführers, dem man doch nicht alle militäriſchen Talente abſprechen, vielmehr nur der peinlichen Ausübung derſelben beſchuldigen kann, hätten entgehen ſollen.

Abgerechnet, daß das Lager bei Hochkirch im Kanonenſchuſſe des feindlichen genommen ward, hatte es, unter mehreren Mängeln, den Hauptfehler, daß der König ſeinen rechten Flügel an den Fuß eines Gebirges lehnte, in welchem das ganze Laudoniſche Corps, nebſt einer Menge Kroaten, ſich feſtgeſetzt hatte, ſeiner rechten Flanke gegenüber und ſogar im Rücken ſtand; daß die Schluchte und die dichten Wälder, die dies Gebirge bedeckten, dem Feinde den Vortheil verſchafften, nicht allein ſeine Bewegungen auf das deutlichſte zu beobachten, ſondern auch die ihrigen ſeinem Auge

gänzlich zu verbergen; daß er daher ſeine Flanke, obgleich mit einigen Reduten verſehen, allen Gefahren, mit Uebermacht unvermerkt angegriffen zu werden, preis gab, und die Gemeinſchaft mit Bauzen ſich völlig unſicher befand. So kritiſch indeß die Lage war, in die ſich der König verſetzt hatte; ſo würde es ihm dennoch geglückt ſeyn, ſich aus dieſer ſich ſelbſt geſtellten Falle zu ziehen, wenn nicht das Schickſal der Begebenheiten oft von beſondern Umſtänden abhinge, und im Kriege, wie im Spiel, ein begangener Fehler gemeiniglich beſtraft zu werden pflegte.

Aller ihm ertheilten Nachrichten von den Stellungen und Bewegnngen der Feinde ungeachtet, wollte er doch dies ſchlechte Lager nicht verändern; und da er überdies durch falſche Berichte getäuſcht ward, ſo wurde er in dieſem Entſchluſſe nur noch beharrlicher. Jn der öſtreichiſchen Armee hatte er einen Mann erkauft, durch den er alles erfuhr was bei derſelben vorging. Die Briefe wurden in einem Korbe voll Eier, worunter ein ausgeblaſenes das Schreiben enthielt, überbracht; das Unglück wollte aber, daß der Feldmarſchall Daun dem Uberbringer begegnen mußte, und als er ihn fragte, was er zu verkaufen habe, die Eier nach ſeiner Küche zu bringen befahl. Hierdurch war das Geheimniß entdeckt; und da Daun ſchon damit umging den König anzugreifen, ſo nutzte er dieſen Umſtand, um ihn ſicher zu machen. Er ließ den Correſpondenten *) ſogleich fordern, und nachdem

*) Er ſoll Schollner geheißen, und den Rang als Major bekleidet haben; gleich nach dem Ueberfalle bei Hochkirch auf den Spielberg, bei Brünn, in Sicherheit gebracht, und erſt nach dem Hubertsburgiſchen Frieden wieder in Freiheit geſetzt worden ſeyn. Im dritten Theile, S. 37, des Verhältniſſes zwiſchen Oeſtreich und Preußen, leugnet der Verfaſſer dieſes ſonſt ſchätz-

er ihn als einen Verräther auf das härteſte angegangen hatte, ſchenkte er ihm das Leben unter der Bedingung, den König durch falſche Nachrichten, die er ihm in die Feder diktiren würde, gegen die ihm gedrohete Gefahr völlig ſicher zu machen. Dieſer Briefwechſel, der von nichts als dem bevorſtehenden Aufbruche der öſtreichiſchen Armee und deren beſchloſſenen Rückzuge nach Böhmen ſprach, ward einige Tage unterhalten, und der König dadurch ſo ſicher gemacht, daß er, noch am Tage vor dem Ueberfalle, gegen alle Warnungen ſeiner Feldherren vor der zu beſorgenden Gefahr, nicht zugeben wollte, daß die Armee die Nacht über angezogen bleiben ſollte.

---

baren Werkes, die Authenticität dieſes Faktums, wenn gleich er die Zuläſſigkeit deſſelben, als einer erlaubten Kriegsliſt, nicht verwirft. Es iſt zu glauben, daß er, da er in der öſtreichiſchen Armee gedient hat, es bedenklich fand, die Niederträchtigkeit eines ſeiner damaligen Kameraden auf die Nachwelt zu bringen; ich halte mich indeß von der Wahrheit dieſes Umſtandes um ſo mehr überzeugt, da nicht allein mehrere die Aechtheit deſſelben verſichern, ſondern ich auch Gelegenheit gehabt habe, ſowohl die täglichen Berichte, die General Retzow, während er bei Weißenberg ſtand, dem Könige überreichen ließ, als die darauf erfolgten Antworten zu leſen. Hieraus ergibt ſich, daß Letzterer dieſen gewiß gegründeten Berichten immer widerſprach, und dagegen z. B. behauptete: „Er „wiſſe zuverläſſig, das zweite Treffen des Feindes marſchire nach „Zittau; oder die Armee ſchicke ſich zum Abzuge an, u. dgl. m.“ Retzow war viel zu vorſichtig, um dem Könige etwas zu berichten, wovon er nicht überzeugt geweſen wäre; auch ſparte er kein Geld, um ſich die ſicherſten Kundſchafter zu verſchaffen; die nicht zu erklärenden Widerſprüche ſchmerzten ihn daher, und in einer vertrauten Stunde ſagte er mir: „Sicher wird der König „hintergangen, und ich beſorge ein nahes Unglück.“ —

Die Zeit, welche Daun auf ſeinen angeblichen Abzug verwendete, mußte indeß ſeine Ungeduld reizen; denn er entſchloß ſich, aufzubrechen, das Retzowiſche Lager bei Weißenberg zu beziehen, und dieſem wieder begnadigten Generale den Auftrag zu ertheilen, den Prinzen von Durlach aus ſeinem Poſten bei Reichenbach zu vertreiben, und dann ſich bei Schöps in die rechte Flanke der Oeſtreicher zu ſetzen. Nur die Nothwendigkeit, ſeine Armee zuvor mit Brod und Mehl zu verſorgen, hielt dieſen ſo gut gewählten Vorſatz auf. Hätte dieſer Marſch nur 24 Stunden früher vorgenommen werden können: ſo blieb der Ueberfall bei Hochkirch ein bloßer Gedanke, den Dauns Bedenklichkeiten geſchwinder zernichtet haben würden, als er ſich von der Möglichkeit deſſelben zu überzeugen Zeit gebraucht hätte.

Unterdeſſen traf Feldmarſchall Daun die nöthigen Vorkehrungen, um die Preußen in ihrem Lager zu überfallen. Die Hälfte ſeines Heeres, welche er ſelbſt anführte, beſtimmte er zum Angriff der rechten Flanke und des Poſtens von Hochkirch. Dieſe mußte ſich durch das Gebirge ziehen, welches das Laudoniſche Corps bereits beſetzt hielt. Sie wurde in drei Colonnen vertheilt, an deren Spitzen ſich alle Grenadiere befanden, und folgte den Bahnen, die man zu dieſem Behufe durch die Wälder hatte hauen laſſen. Laudon mußte dagegen ſich mehr links gegen Steindörfel ziehen, um dem Könige in den Rücken zu fallen. Herzog von Aremberg hatte Befehl, mit dem größten Theile des rechten Flügels den preußiſchen linken anzugreifen, ſobald der rechte geſchlagen ſeyn würde. Mit der Mitte des Treffens ſollte Graf Colloredo die Mitte der preußiſchen Armee bedrohen; und der Prinz von Durlach bekam den Auftrag, den General Retzow bei Weißenberg anzugreifen, um ihn zu hindern,

dem Könige zu Hülfe zu eilen. Alle dieſe verſchiedenen Corps verſammelten ſich während der Nacht auf den ihnen angewieſenen Poſten mit aller nur möglichen Ordnung und Stille, und das zum erſten Angriffe beſtimmte wartete daſelbſt den Schlag 5 an der Glocke zu Hochkirch, als das zum Vorrücken gegebene Signal, ab. Noch ſchlief der König mit ſeiner ganzen Armee. Seine Vorpoſten ahneten nichts von einer Unternehmung von Wichtigkeit, weil öſtreichiſcher Seits dafür geſorgt worden war, daß weder die Patrouillen weit kommen, noch das Geräuſch des Marſches der Colonnen, von dem Lärmen vieler zum Abſtämmen der Bäume angeſtellten Arbeiter unterſchieden werden konnte. Auf einmal erſchallt ein Feuer aus dem kleinen Gewehr; die Grenadierbataillone, die in der Flanke ſtehen, halten dies für einen abermaligen nächtlichen Anlauf der Croaten; da es aber zu lange anhält, und die vor ihnen aufgeſtellten Freibataillone ſich zurückziehen, greifen ſie zu den Waffen. Allein kaum haben ſie Zeit, ihren Poſten bei den Reduten einzunehmen, ſo werden ſie ſchon von vorne und hinten angegriffen. Die Dunkelheit hindert ſie zu unterſcheiden, was vorgeht; ihre Tapferkeit ſcheitert an der Uebermacht, und das Beſtreben, ſich durchzuſchlagen, befördert ihren Untergang. Daun verfolgt nun ſeine erlangten Vortheile, läßt die große Batterie angreifen, und erobert ſie nach einer hartnäckigen Gegenwehr.

So ſtand es auf dem rechten Flügel der Preußen, als der Tag allmählich anbrach. Die Finſterniß hatte bisher nicht zulaſſen wollen, die Diſpoſition der Oeſtreicher, ſo wie ihre Stärke, zu erkennen. Die Verwirrung, die ein dergleichen nächtlicher Ueberfall auch bei den geſetzteſten Gemüthern zu verurſachen pflegt, hatte auch hier bei manchen Regimentern einen ſtärkern Eindruck gemacht, als bei an-

dern, denen die Vorſichtigkeit anrieth, der nahen Nachbarſchaft des Feindes nicht zu trauen. Letztere zogen ſich ohne Verluſt zurück, erſtere hingegen hatten Mühe ſich zu formiren. Der König, durch das heftige Kanonenfeuer aufgeweckt, eilte ſich anzukleiden. Kaum war er aus ſeiner Wohnung getreten, ſo meldete man ihm das Schickſal ſeiner Grenadiere, und den Verluſt der großen Batterie, und indem er zu Pferde ſtieg, begrüßten ihn ſchon die aus ſeinem eigenen Geſchütz abgeſchoſſenen Kugeln. Noch herrſchte die erſte Dämmerung, und ein dicker Nebel, der auf der Erde ruhete, verhinderte das zu unterſcheiden, was man zu beleuchten wünſchte, um Maßregeln darnach zu nehmen. Noch hielt ſich ein Bataillon auf dem Kirchhofe, ein anderes in den Gärten des Dorfes Hochkirch, als der König, der vielleicht einen allgemeinen Angriff noch nicht vorausſetzte, einzelne Brigaden beorderte, den Feind aus den eroberten Poſten wieder zu vertreiben. Die tapferſten Feldherren, ein Keith, ein Markgraf Carl, ein Fürſt Moritz, ein Prinz Franz von Braunſchweig, führten ſolche an. Zwar glückte es ihnen, den Feind etwas zurückzudrängen; zwar hieb die preußiſche Cavallerie in die öſtreichiſche Infanterie ein, und richtete ein großes Blutbad an; allein alle dieſe einzelnen Vortheile konnten den Gang des Ganzen nicht mehr hemmen, weil das Laudoniſche Corps und mit ihm eine Menge Reiterey ſich immer mehr herumzog, den angreifenden Preußen in die Flanke und den Rücken fiel, und ſie nöthigte, ſich zurückzuziehen. Hochkirch, welches jezt in Brand gerathen war, mußte abermals verlaſſen werden, und Keith büßte bei dieſer Gelegenheit ſein ruhmvolles Leben ein. Noch hielt ſich indeß die, auf den mit dicken Mauern umgebenen Kirchhof geſtellte Beſatzung. Der tapfre Major Lange

vertheidigte ſich mit einem Muth ohne Beiſpiel. Acht Grenadierbataillone, die Daun zum Angriff des Dorfes angeführt hatte, vermochten nicht 600 Preußen zu überwältigen. Durch ihr lebhaftes Feuer wurden jene größtentheils aufgerieben, und wollte der öſtreichiſche Heerführer das Dorf ganz beſitzen: ſo mußte er noch 14 friſche Bataillone anrücken laſſen. Lange wehrte ſich, ſo lange er Patronen hatte, und nun erſt dachte er an ſeinen Rückzug. Von allen Seiten umringt, verſuchte er ſich durchzuſchlagen, er wurde aber getödtet, und der größte Theil ſeiner Mannſchaft bezeichnete ihre bewieſene Tapferkeit durch Tod oder Wunden; nur wenige entkamen zur Armee.

Alle dieſe einzelnen Gefechte fruchteten eben ſo wenig auf das Ganze, als der vom Könige ſelbſt mit 6 Bataillonen ſeines beſten Fußvolks noch zuletzt unternommene Angriff. Die ausgezeichnetſte Tapferkeit, mit welcher ſich dieſe auserleſenen Truppen unter den Augen ihres Monarchen ſchlugen, konnte den Oeſtreichern ihre erhaltenen Vortheile nicht wieder entreißen, weil ſie die Urſachen nicht mehr zu heben vermochte, wodurch alle vorhergegangenen Angriffe mißlingen mußten.— Bei dieſer Gelegenheit ſetzte ſich Friedrich II dem heftigſten Feuer dergeſtalt aus, daß der Markgraf Carl, für deſſen Perſon beſorgt, ihn beſchwören mußte, in Rückſicht auf die Erhaltung des Staats, ſeiner zu ſchonen. Nur mit Mühe erhielt ers von dem Monarchen, daß er auf ſeine Sicherheit Bedacht nahm.

Der Nebel war verſchwunden, und die aufblickende Sonne erhellte alle Gegenſtände vollkommen. Jetzt zeigten ſich auch die Dispoſitionen des Feldmarſchalls Daun eben ſo deutlich, als ſie, während der Dämmerung, unkenntlich geblieben waren. Man ſah ſeine Feldherren beſchäftigt, ihre in

Unord-

Unordnung gerathene Infanterie zwiſchen Hochkirch und Steindörfel in verſchiedene Linien zu ſtellen. Man ſah eine Colonne über Waditz vorrücken, um die Preußen von dem Paß bei Dreſa, durch welchen ſie ſchlechterdings ihren Rückzug nehmen mußten, abzuſchneiden. Man wurde gewahr, daß ſich viele Cavallerie in eben der Abſicht dahin zog. Man erblickte die Abtheilung des Generals Colloredo, bemüht den Grund bei Kupritz, wo die preußiſche Infanterie weggezogen worden war, zu durchziehen, und endlich auch die Colonnen der Herzoge von Aremberg und Urſel dem linken Flügel ſich nähern. Der König ſah jetzt die ihm von allen Seiten drohende Gefahr; allein ſeine Gegenwart des Geiſtes und ſein militäriſches Auge halfen ihm auch diesmal aus einer nicht geringen Verlegenheit. Seine erſte Sorge war, die Anhöhe bei Dreſa beſetzen zu laſſen. Der Major (jetziger Generalfeldmarſchall) Möllendorf behauptete ſolche gegen alle Anfälle des Feindes mit einer Entſchloſſenheit, die ihm und dem dritten Bataillon Garde Ehre machte; und da einige Poſten des linken Flügels der Armee noch unangefochten geblieben waren: ſo nutzte der König dieſen Umſtand, ſeine geſchlagenen Regimenter zu ſammeln, und eine neue Linie zu formiren, deren rechter Flügel ſich an die Anhöhe von Dreſa lehnte. In dieſer neuen Stellung erwartete er die Ankunft des Generals Retzow, dem er hatte befehlen laſſen, zu ihm zu ſtoßen.

Daun ſah dieſen kühnen Entſchluß mit Verwunderung an, und ſtaunend erkannte er hier abermals ſeinen Meiſter; auch hielt er es nicht für rathſam, auf ſeiner Seite die erlangten Vortheile weiter zu treiben, vielmehr bemühte er ſich, ſeine, durch die verſchiedenen lebhaften Angriffe der Preußen durcheinander gerathenen Regimenter wieder in Ordnung zu

bringen, und abzuwarten, was für einen Erfolg die Unternehmungen der Herzoge von Aremberg und Urſel haben würden. Dieſe wollten anfänglich nicht gelingen. Die hartnäckige Gegenwehr, die 14 hier auf zwei Anhöhen geſtellte Compagnien Grenadiere leiſteten, ſo wie die Wirkung der großen Batterie, hätte die öſtreichiſchen Feldherren bald außer Faſſung gebracht; erſterer mußte ſogar durch 7 Bataillone verſtärkt werden, um durch den Paß bei Kotiz zu dringen, und die dort ſtehenden 6 Compagnien abzuſchneiden und gefangen zu nehmen. Nunmehr aber fielen beide Herzoge mit ihrer ganzen Macht auf die große Batterie und die zwei Bataillone Grenadiere, die ſie vertheidigen ſollten. Hier war das Spiel zu ungleich; es gelang ihnen, letztere zum Weichen zu bringen und erſtere zu erobern. Auch hier ſtockte jedoch ihr Muth; der Vortrab des Generals Retzow erſchien faſt in eben dem Augenblicke. Obgleich vom Prinzen von Durlach angegriffen und verfolgt, hatte dieſer Feldherr ſich von Weißenberg mit vieler Ordnung abgezogen, und ohne Verluſt das Defilee bei der Riegel-Mühle zurückgelegt; die Gefechte mit dem Feinde und manche Hinderniſſe, die er auf einem Marſche von einer Meile aus dem Wege zu räumen hatte, waren indeß Urſache, daß er erſt zum Könige ſtoßen konnte, als der Schlag ſchon geſchehen war, und dennoch ſchreckte ſeine Erſcheinung und die treffliche Stellung, die er unweit Belgern nahm, den Herzog von Aremberg dergeſtalt, daß er die Vortheile, die er bloß durch Uebermacht errungen hatte, nicht weiter verfolgte. Retzow genoß alſo die Ehre, die Armee durch ſeine Dazwiſchenkunft von einem wahrſcheinlichen Untergange gerettet zu haben.

Durch die Stellung, welche er genommen hatte, war der Zuſammenhang der ganzen Armee wieder hergeſtellt, und

nun befahl der König den Rückzug über einen kleinen Bach nach den Anhöhen von Doberzeiz. Dieſer geſchah mit ſo viel Ordnung als Kunſt im Angeſicht einer ſiegenden Armee. General Seydlitz ward mit der ſämtlichen Cavallerie in die Ebene zwiſchen Burſchwitz und Belgern geſtellt, und acht Bataillone des linken Flügels ſtießen zum General Retzow. Zwiſchen dieſen beiden Poſten zog die Armee mit allem Geſchütz und Gepäck über den Bach, der durch verſchiedene Dörfer fließt, und marſchirte auf dem ſogenannten Spitzberge wieder auf; dann zog ſich das Retzowiſche Corps ebenfalls ab, und bildete den Nachzug der Infanterie; den Beſchluß machte die Cavallerie unter Begünſtigung der mit Grenadieren beſetzten Dörfer. Bei einem ſo ernſthaften Vorfalle, als der bei Hochkirch war, konnte man den gemeſſenen Rückzug einer geſchlagenen Armee nicht genug bewundern; er geſchah wirklich mit Kaltblütigkeit und ſyſtematiſcher Ordnung, wie auf dem Exercierplatze. Daun wagte auch nicht einen Schritt, um die Preußen zu verfolgen oder aufzuhalten. Der Eindruck, den dies prächtige Manöver auf ihn machte, war ſo ſtark, daß er mit dem Ruhme, einzelne Brigaden durch eine weit überwiegende Macht zernichtet zu haben, zufrieden, ſeinen Feind nicht weiter beunruhigte.

Am Tage der Schlacht war das preußiſche Heer nur 28,000 Mann ſtark, weil der König ſich genöthigt geſehen hatte, den General Wedel mit 5000 Mann nach der Grafſchaft Ruppin zu ſenden, um ſich den Schweden, die ſich dort immer mehr ausbreiteten, zu widerſetzen. Das öſtreichiſche beſtand aus 50,000 Streitern. Der Verluſt an Menſchen kann auf beiden Seiten ziemlich gleich gerechnet wer-

den; dagegen büßte der König 100 Stück Geſchütz, 28 Fahnen, 2 Standarten, beinahe das ganze Lager mit allen Zelten und einen großen Theil des Gepäcks ein. Dieſer an ſich ſchon anſehnliche Verluſt wurde durch den Tod des Feldmarſchalls Keith*) und des Prinzen Franz von Braun-

---

*) Jacob Keith war von Geburt ein Schottländer. Er ſtammte aus einem alten Geſchlechte her, welches die Würde eines Reichsmarſchalls, durch Erbrecht, bekleidete; daher der älteſte Sohn gemeinhin den Titel Lord Marſchall führte. Da ſich ſein älterer Bruder mit vielen Pairs des Königsreichs (1714) für den Prätendenten erklärte: ſo ward er mit in das Unglück dieſes Prinzen verflochten. Gezwungen, Vaterland und Güter mit dem Rücken anzuſehn, ging er zuerſt in ſpaniſche, dann in ruſſiſche, und endlich in preußiſche Dienſte. Ueberall zeichnete er ſich durch ſeine Talente aus, und erlangte den Ruhm, den er auch mit ins Grab nahm. Unter einem Münnich wohnte er der Belagerung von Oczakow bei, und ward daſelbſt verwundet. Unter einem Lascy nahm er einen beſondern Antheil an dem berühmten Siege bei Willmanſtrand, und unter Friedrich II an allen Vorfällen des ſiebenjährigen Krieges, bis zu ſeinem ruhmvollen Tode. Er war ſowohl Hofmann als Soldat, vereinigte perſönliche Tapferkeit mit feiner Politik, und verband alles dies mit einer geſunden Philoſophie und thätigen Moral. Er beſaß Gelehrſamkeit, doch ohne damit zu prahlen, war zurückhaltend und beſcheiden, wenn es die Umſtände erforderten, aber auch launig im Zirkel guter Freunde. Alle dieſe Vorzüge machten ihn den Monarchen, denen er diente, werth, und beim Publikum beliebt. Friedrich II wählte ſich ihn zum Geſellſchafter, zum Freunde, und dieſe Ehre allein könnte ſeine Apologie machen, wenn nicht ſeine übrigen Verdienſte, ſein Andenken bei denen, die ihn gekannt haben, unvergeßlich erhielten. Nach dem Hubertsburgiſchen Frieden ließ der König von Preußen ſeine Statue in Berlin, auf dem Wilhelmsplatze, aufſtellen, eine Ehre, die er mit einem Schwerin, einem Winterfeldt und einem Seydlitz theilt.

ſchweig*), die auf dem Schlachtfelde blieben, noch vergrößert; denn beide waren wegen ihrer Tapferkeit, Einſicht und trefflichen Eigenſchaften unter die erſten Feldherren und die beſten Menſchen zu rechnen. Fürſt Moritz von Anhalt**) wurde verwundet und gefangen, als er ſich nach Bauzen bringen ließ.

---

*) Friedrich Franz, Herzog von Braunſchweig, war ein Bruder des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der damals an der Spitze der Armee der Verbündeten ſeinen Ruhm verbreitet hatte, und Oheim des jetzt regierenden Herzogs. Als ein Zweig aus dem Geſchlechte der Helden, war er es ſchon in einem Alter, in welchem die Einbildungskraft eines feurigen Jünglings mit dem ſtillen Ernſt eines denkenden Feldherren ſich ſelten verträgt, Er war in ſeinem 26ſten Jahre General-Major, und führte eine Brigade von vier Bataillonen, als ihm in dieſer unglücklichen Nacht eine Kanonenkugel den Kopf wegnahm. Bei verſchiedenen Gelegenheiten hatte er ſich hervorgethan, nnd der letzte Zug aus ſeiner militäriſchen Laufbahn, zeigt von ſeinen Einſichten in das Große der Kriegskunſt; denn als der Major Wartenberg ihm den Befehl brachte, mit ſeiner Brigade den Feind von den bei Hochkirch bereits beſetzten Anhöhen zu vertreiben, ſagte er: „Aber wenn ich mich hier „wegziehe, ſo bleibt die ganze Mitte entblößt. Weiß das auch der „König?“ Wartenberg fand dieſe Bemerkung richtig, und verſprach, beſtimmtere Auskunft einzuholen: indeß aber marſchirte der Prinz ab, und ſagte ſcherzend zu ſeinen Officieren im öſtreichiſchen Dialekt: Nun, wir wollen ſie halter wieder wegjagen.

**) Dieſer Prinz kam nicht wieder zur Armee. Einige Zeit nachher ſtarb er zu Deſſau an einem Krebsſchaden, mit dem er ſich ſchon einige Jahre getragen hatte. So ſtiefmütterlich die Natur für ſeine körperliche Bildung geſorgt hatte, eben ſo wenig Kenntniſſe waren ihm, bei einer vernachläßigten Erziehung, zu Theil geworden. In ſeiner Jugend war ſein Charakter gewiſſermaßen verſchroben worden, und daher blieb er in ſeinen Handlungen, ſeinem

Vielleicht würde an dieſem Tage weniger preußiſches Blut vergoſſen worden ſeyn, hätte der König, nach dem raſchen Verluſt ſeiner Flanke und der großen Batterie bei Hochkirch, nicht verſucht, dem Feinde ſeine erlangten Vortheile durch einzelne Brigaden zu entreißen; vielleicht würde die Sache eine veränderte Geſtalt bekommen haben, hätte er ſich gleich entſchloſſen, ſeinem Heere eine andere Stellung zu geben, um in derſelben die fernern Unternehmungen der Oeſtreicher zu erwarten, oder ſolche durch einen zuſammenhangenden Angriff zu beſiegen. Daun — wie wir ihn haben kennen lernen — mit dem Beſitz des Dorfes Hochkirch zufrieden, würde ſchwerlich gewagt haben, ſich weiter mit einem Gegner einzulaſſen, der ihm in der Kunſt zu manövriren ſo weit überlegen war; auch hätte eine ſolche veränderte Stellung die Abſichten des Königs, ſich den Weg nach Schleſien zu bahnen, eher befördert als gehindert. Allein andere Umſtände mochten wohl Friedrich II zu den unternommenen einzelnen, unzweckmäßigen Angriffen eben ſo veranlaſſen, als die nachtheilige Stellung der Armee es nicht erlaubte, aus ihrem Standpunkte ſich mit Geſchicklichkeit herauszuwickeln. Das Vorurtheil, Daun könne und werde ſich nicht ſo thätig beweiſen, als er es wider alle Erwartung that; die Ueberraſchung, die Dunkelheit der Nacht, und der Nebel, der nicht unterſcheiden ließ, ob die ganze

---

Benehmen und Umgange mit der großen Welt, faſt immer der bloße Naturmenſch. Zwar überwogen perſönliche Tapferkeit, unermüdete Wachſamkeit und — vielleicht oft — allzubuchſtäbliche Befolgung der ihm als Soldat obliegenden Pflichten, dieſe Mängel. Allein, aller Anſtrengung ungeachtet, bildeten leztere ihn mehr zum Anführer eines Flügels in einem Treffen, als zum kommandirenden General einer Armee ohne einen talentvollen Generalſtab.

öſtreichiſche Armee zugegen, oder ob es nur ein Corps der¬ſelben ſey, welches einen Verſuch machte, den Poſten von Hochkirch zu überrumpeln; der Verdruß, durch falſche Nach¬richten getäuſcht worden zu ſeyn: alles dies, ſage ich, konnte den Grund zu den erſten Entſchlüſſen des Königs gelegt ha¬ben, die er, ſo nachtheilig ſie ihm auch wurden, am Ende dennoch durch die Ueberlegenheit ſeines Genies möglichſt zu verbeſſern verſtand. So ausgemacht es iſt, daß er an die¬ſem Tage geſchlagen ward, ſo muß man ihm doch die Ge¬rechtigkeit widerfahren laſſen, daß er dagegen einen wirklich meiſterhaften Rückzug veranſtaltete, daß er ſich rühmen konnte, durch ſeine dazu entworfenen vortrefflichen Dispo¬ſitionen, dem Feinde die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt, und nach einer verlohrnen Schlacht das dennoch bewirkt zu haben, was Daun zu verhindern ſich ſchon ſechs Wochen lang an¬gelegen ſeyn ließ. Auch bei dieſem unglücklichen Vorfalle, der manchen Feldherrn in Verlegenheit, wo nicht außer Faſſung gebracht haben würde, blieb ſich Friedrich II ſtets gleich. Kaltblütig verließ er das Schlachtfeld; mit Würde blieb er eine halbe Meile vom Feinde ſtehen, um ihm zu trotzen, und mit philoſophiſcher Gelaſſenheit ſann er auf Mittel, ſeine bedenkliche Lage zu verbeſſern *).

---

*) In keiner von den verdrießlichen Lagen, in die das Unglück den König während des ſiebenjährigen Krieges verſetzte, habe ich dieſen Fürſten gelaſſener geſehen, als nach der Schlacht bei Hoch¬kirch. Ich ſtand damals bei dem Retzowiſchen Corps, und ward, als dies über das Löbauer Waſſer gegangen war, an ihn abgeſandt, um weitere Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich traf den König auf den Anhöhen von Klein=Bauzen, von welchen er den Rückzug ſeiner Armee beobachtete. Nachdem ich mein Geſchäft ausgerichtet hatte, ſagte er in einem gewiſſermaßen lächelnden Tone: „Daun hat

Mit ſo viel Einſicht auch Feldmarſchall Daun die Vorkehrungen zu dem Ueberfalle bei Hochkirch traf, mit ſo vielem Glück er ihn auch ausführte, eben ſo wenig ließ er es ſich angelegen ſeyn, ſeinen Sieg zu verfolgen; keinen Schritt wagte er jenſeits des Paſſes bei Dreſa. Er ließ nur ein ſtarkes Corps auf dem Schlachtfelde ſtehen, ſtellte den Prinzen von Durlach jenſeits des Löbauer Waſſers bei Gräditz auf, und führte die Armee in ihr altes Lager bei Kittlitz *). Daun verdiente nicht bei Hochkirch geſiegt zu haben,

---

„mir heute einen glupiſchen Streich geſpielt.“ Ich bin ein Augenzeuge davon geweſen, war meine Antwort; allein es iſt eine bloße Fleiſchwunde (égratignure), die bald wieder zu heilen Ew. Maieſtät nicht ſchwer fallen wird. „Glaubt Er dies?“ verſetzte der König. „Nicht allein ich, ſondern die ganze Armee „traut dies Ew. Majeſtät vollkommen zu,“ erwiederte ich. „Er „hat ganz recht,“ gab er vertraulich — nach ſeiner in ſolchen Fällen üblichen Gewohnheit, einen Knopf meiner Uniform faſſend — mir zur Antwort: „Er ſoll ſehen, wie ich Daun faſſen „werde; nur bedaure ich, daß heute ſo viel brave „Leute ums Leben kommen mußten.“ Dieſe mir entfallene Schmeichelei ſchien ihm zu gefallen — auch die klügſten Monarchen bleiben Menſchen! — Er fertigte mich in eben ſo gnädigen Ausdrücken ab, als er ſeine Befehle mit einer Gegenwart des Geiſtes ertheilte, die ich bewundern mußte; gleichwohl — ich geſtehe es frei — blieb es mir damals ſehr unwahrſcheinlich, dies Wunder ſo bald zu erleben.

*) Zu dem Entſchluſſe, die preußiſche Armee nicht weiter zu verfolgen, trug die drohende Stellung, die General Retzow auf der Höhe bei Belgern nahm, um den Rückzug des geſchlagenen Heeres zu decken, ſehr viel bei. General Aremberg, der ihm am nächſten ſtand, und in Verbindung mit dem Prinzen von Durlach ihn füglich angreifen konnte, hat ſelbſt gegen einige ſächſiſche von Adel, die ich einige Zeit darnach zu ſprechen Gelegenheit hatte, ge-

indem die Folgen dieſer Schlacht, ſeinem erlangten Ruhme eben ſo wenig entſprachen, als den ihm dieſerhalb verſchwendeten Lobſprüchen. Daun ſchien hier nur durch einen fremden Stoß aus ſeinem Dunſtkreiſe geſchoben worden zu ſeyn, um durch eigene anziehende Kraft wieder in demſelben zu verſchwinden.

In der Anlage hat die Schlacht bei Hochkirch manches Aehnliche mit der bei Steenkerken (den 3. Auguſt 1692). So wie in dieſer König Wilhelm von England dem Herzoge von Luxemburg, durch einen aufgegriffenen franzöſiſchen Spion, falſche Nachrichten ertheilen ließ, eben ſo täuſchte auch Daun den großen Friedrich. Sorglos ſchlummerten der König von Preußen und Luxemburg, als ihre Heere in ihren Lägern überfallen wurden; allein mitten in der Verwirrung ſchuf der franzöſiſche Heerführer ſich ein neues Schlachtfeld, vertrieb die Engländer von den vortheilhafteſten Poſten, und konnte den Ruhm, unter dieſen Umſtänden nicht geſchlagen zu ſeyn, durch einen Sieg erzwingen, als der nicht ferne Bufflers mit einigen Truppen herbeiflog und angriff. Friedrich II hingegen ward geſchlagen, weil er darauf beſtand, ein ſchlecht gewähltes Schlachtfeld zu behaupten. Retzow, der, wie dort Bufflers, zu ihm ſtieß, konnte keinen Angriff wagen, weil das

---

ſtanden: die Feſtigkeit, mit der er das Retzowiſche Corps hier auftreten geſehen, habe ihn abgeſchreckt, ſeine erlangten Vortheile weiter zu treiben. Prinz Heinrich von Preußen hat dieſe Begebenheit, ſo wie den Ruhm des Generals Retzow, auf dem Obelisk verewigt, den er zum Andenken ſeines verſtorbenen Bruders, des Prinzen August Wilhelm und mehrerer Feldherren, zu Rheinsberg errichten ließ. Unter Retzows Namen ſteht; Lieutenant-Général, qui sauva l'armée à la journée de Hochkirch.

Schickſal der Preußen ſchon entſchieden war, als er mit ſeinem Corps anlangte; er genoß indeß die Ehre, den Rückzug der königlichen Armee zu decken, und dieſelbe vom wahrſcheinlichen Untergange zu retten. Nach dieſen Schlachten blieben Wilhelm und Friedrich ihren Feinden durch ihr Genie furchtbar; Daun hingegen zog aus ſeinem Siege eben ſo wenig Nutzen als Luxemburg. Zum Andenken der in ihrem Anzuge übereilten Franzoſen, erfanden die Pariſer Frauenzimmer ein modiſches Halstuch: à la Steenkerke, das ſie zum Morgenanzuge trugen. Die Berliner Damen waren nicht für dergleichen Poſſen geſtimmt, und — hatten es auch nicht Urſache.

XV.

Glückliche Folgen der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch.

Zwar war der Verluſt der Schlacht bei Hochkirch die ſchärfſte Rüge des Mißgriffs in der Wahl eines, im Angeſichte des Feindes, genommenen ſchlechten Lagers; allein mit ſo viel Ehrfurcht man Friedrich II betrachtete, als er durch die Schlacht bei Leuthen die Wiedereroberung von Schleſien errang; mit noch größerer Bewunderung ſtaunte man ihn nach dem Ueberfalle bei Hochkirch an. Damals war, in einer verzweifelten Lage, der Entſchluß, zu ſiegen oder zu ſterben, das Mittel, wodurch er an der Hand des Glücks ſeine Krone rettete; jetzt waren Standhaftigkeit, Weisheit und vorſichtsvolle Thätigkeit die Triebfedern, durch welche die gefähr-

lichen Anſchläge ſeiner Feinde vereitelt wurden; ja bei angeſtellter Vergleichung aller zuſammentreffenden Umſtände bleibt es ſchwer zu entſcheiden, ob er nach ſeiner Niederlage nicht noch größer erſchien als nach jenem Siege. Die philoſophiſche Gelaſſenheit, die er nach dieſem unglücklichen Treffen bezeugte, die kaltblütige Ruhe, mit welcher er ſeine Dispoſitionen entwarf und ausführte, ſind eben ſo viele Beweiſe ſeiner Seelengröße, als es zu bewundern iſt, daß ein Heerführer, ſelbſt in der kritiſchſten Lage ſeiner Angelegenheiten, noch Muße hatte, ſich den Muſen zu widmen, und mit ſeinen Freunden launigte Scherze zu treiben*).

*) Als eines Abends ſein Vorleſer, der Herr von Katte, zu ihm kam, traf er den König beſchäftigt, in den Predigten des berühmten franzöſiſchen Redners, des Pater Bourdaloue, zu leſen. Damals war die Nachricht von dem Tode ſeiner geliebteſten Schweſter, der Markgräfinn von Baireuth, eingelaufen, und Katte, in der Vorausſetzung, den Monarchen doppelt niedergeſchlagen zu finden, glaubte ihn zu erheitern, indem er ſcherzend ihn mit den Worten anredete: es ſcheint, als wollten Ew. Majeſtät gar bigott werden. Der König antwortete nichts, allein am folgenden Tage, als ſein Vorleſer zur gewöhnlichen Zeit ſich wieder einſtellte, reichte er ihm eine Rolle ſchwarz geründetes Papier, und befahl ihm ſolche einzuſtecken. Wie groß war nicht Katt's Erſtaunen, als er darin eine wohlgeſetzte Predigt las, welche der König über einen bibliſchen Text verfertigt und ſeinen gegenwärtigen Umſtänden angepaßt hatte. Gerührt, glaubte Katte ihm bei ſeinen Widerwärtigkeiten einigen Troſt zuſprechen und auf frohere Ausſichten führen zu müſſen. Friedrich dankte ihm für ſeine Theilnahme, und verſicherte ihm, daß er nichts verabſäumen würde, um ſich aus dem verworrenen Handel zu ziehn, in den er ſich verwickelt ſähe; ſchloß aber mit den bedeutenden Worten: en tout cas, j'ai de quoi, finir tragédie (auf allem Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerſpiel zu endigen). Dieſe Anekdote,

Obgleich Sieger, unternahm Feldmarſchall Daun doch nichts, um ſeine erfochtenen Vortheile möglichſt zu benutzen; vielmehr beſchäftigte er ſich, im Taumel der Freude, mit Abſendung der Curiere, welche die frohe Nachricht nach Wien, an die Bundesgenoſſen dieſes Hofes und an die Befehlshaber ihrer Armeen überbringen ſollten. Dieſer Beſchäftigung folgten prunkvolle Freudenbezeugungen, Luſtbarkeiten u. dgl. Dieſe Empfindungen eines wonnevollen Vergnügens, die in der Folge noch durch ein ſehr verbindliches Schreiben der Kaiſerinn=Königinn und einem Geſchenke beſonderer Art vergrößert wurden, welches Pabſt Clemens XIII ihm machte*), ſchienen anzukündigen, daß Daun die höchſte Stufe des Glücks erreicht zu haben wähnte, vielleicht über ſeine minderglücklichen Collegen, den

---

die ich aus dem Munde des verſtorbenen Katte gehört habe, ſcheint die Wahrheit der Behauptung zu begründen, daß der König, während des ſiebenjährigen Krieges, ſtets Gift bei ſich geführt habe. Sich deſſelben zu bedienen, mochte aber wohl nur auf den einzigen Fall die Abſicht geweſen ſeyn, wenn er das Unglück haben ſollte, gefangen zu werden. Friedrich ſah ſehr wohl ein, welch einen ungeheuern Preis die Feinde auf ſeine Befreiung ſetzen würden; und man wird um ſo mehr bewogen anzunehmen, daß er dann durch dieſes Mittel der Zerſtückelung ſeiner Staaten vorzubeugen glaubte, wenn — wie man verſichern will — er den Prinzen Heinrich von Preußen, als beſtimmten Vormund des damals noch minderjährigen Prinzen von Preußen, beſchworen haben ſollte, im Fall einer Gefangenſchaft keinen Frieden einzugehen.

*) Der Pabſt ſandte dem Feldmarſchall ein geweihtes Biret und einen geweihten Degen, machte ſich aber dadurch bei den meiſten europäiſchen Höfen lächerlich, weil die aus den Zeiten des Aberglaubens und der Hierarchie noch herſtammende Gewohnheit, dergleichen Geſchenke zu machen, nur dann in Ausübung gebracht zu

Feldmarſchall Fermor und Grafen Clermont, ſich ſo erhaben glaubte; gleichwohl bildeten dieſe Zerſtreuungen einen beſondern Kontraſt mit dem Benehmen eines Heerführers, der die Früchte ſeines Sieges erſt durch Thätigkeit zu ernten ſich zur Pflicht machen muß. Statt deſſen, verſchanzte er ſein Lager mit Sorgfalt, gleichſam, als ſey er der überwundene Theil geweſen; er verabſäumte, ſich Meiſter von Bautzen und der dort aufgeſchlagenen Bäckerei zu machen, und die Vereinigung des Prinzen Heinrich mit der Armee des Königs zu verhindern; Unternehmungen, die, bei ſeiner großen Uebermacht, faſt nicht fehl ſchlagen konnten.

Die Ueberbleibſel der bei Hochkirch geſchlagenen Armee, imgleichen das Retzowiſche Corps hatte der König auf den ſogenannten Spitzbergen, hinter Klein-Bautzen, geſammelt; und obgleich er hier eine ſehr vortheilhafte Stellung gewählt hatte: ſo konnte dieſe doch den erlittenen Verluſt nicht erſetzen. Die ſchon geſchöpfte Hoffnung, Schleſien, beſonders aber der belagerten Feſtung Neiße zu Hülfe zu eilen, ſchien ſich durch die eingetretenen Widerwärtigkeiten zu entfernen; und hätte Friedrich II an dem Feldmarſchall Daun einen entſchloſſenen Gegner gehabt, ſo dürfte er wahrlich ganz Sachſen haben räumen müſſen. So beſchränkt, ſo drückend aber auch ſeine Lage war, ſo ſtandhaft überwand er auch die größten Schwierigkeiten, und ſein beſter Alliirter, das Glück, deſſen Winke er zu nutzen verſtand, half ihm auch diesmal aus der gefahrvollſten Verlegenheit.

---

werden pflegte, wenn ein apoſtoliſcher Feldherr ungläubige Nationen beſiegte oder zu beſiegen hatte. Clemens XIII Weihung war indeſſen nicht ſo wirkſam; denn der Sieg bei Hochkirch war gerade der letzte, den Daun gegen den akatholiſchen König von Preußen erſchlich. —

Seine erſte Sorge ging dahin, den erlitten n, nicht geringen Verluſt einigermaßen zu erſetzen, und ſeine Armee mit den erforderlichen Lebensmitteln zu verſehen, um bis zum erſten ſchleſiſchen Magazine zu reichen. Die nächſte Ausſicht, alle dieſe Bedürfniſſe am geſchwindeſten zu erhalten, traf die Armee ſeines Bruders und die Niederlage zu Dresden. Prinz Heinrich empfing daher Befehl, mit 6000 Mann Infanterie, 12 ſchweren Kanonen, einem großen Vorrathe von Munition und einem Mehltransport auf 18 Tage, zu ihm zu ſtoßen. Während der Zeit aber hatte er den Entſchluß gefaßt, die große feindliche Armee zu umgehen, ſich Meiſter von Görlitz zu machen, von dort aus nach Schleſien zu eilen, und Neiße zu entſetzen. Dieſem künſtlichen Marſche ſtanden jedoch manche Hinderniſſe im Wege, worunter das verſchanzte Lager, welches Daun unter ſeinen Augen, zwiſchen Belgern und Jenkowitz, genommen hatte, eins der wichtigſten war. Es iſt zu vermuthen, daß der öſtreichiſche Heerführer glaubte, dies feſte Lager ſey der ſtärkſte Riegel, mit dem er dem Könige den Weg nach Schleſien verſperrt habe. Die eigenthümliche Hitze dieſes Fürſten war ihm nicht unbekannt, und ſo mochte er ſich wohl überreden, er werde, aus Verzweiflung, einen Verſuch machen, ihn von der Straße nach Görlitz, von der er ihn, ſeiner Meinung nach, völlig abgeſchnitten habe, wegzuſchleudern. In dieſer Vorausſetzung hatte er alle Kunſt angewendet, um ihn auf das nachdrücklichſte zu empfangen; ja er ſcheint von dieſem Gedanken ſo überzeugt geweſen zu ſeyn, daß er den General Harſch ſchrieb: „er könne die Belagerung von Neiße ruhig „fortſetzen; er halte den König feſt, und ſollte dieſer es „unternehmen ihn anzugreifen: ſo ſtände er ihm für den

„guten Erfolg.“ Wie ſehr betrog ihn indeß diesmal das Vorurtheil und eine zu große Sicherheit!

So kritiſch auch die Lage des preußiſchen Monarchen war, da er zwiſchen der Erhaltung von Neiße und dem Verluſte von Dresden, oder zwiſchen dem umgekehrten Fall zu wählen hatte: ſo würde doch ein Angriff auf den ſtarken feindlichen Poſten zu ſehr an Verwegenheit gegränzt haben. Ein Gegenſtück zur Schlacht bei Leuthen hier liefern zu wollen, durfte er ſich nicht einfallen laſſen. Damals war er nothgedrungen, die Sache durch einen kühnen Streich zur Entſcheidung zu bringen, und Prinz Carl von Lothringen war ſo gefällig ihm darzu den Vorſchub zu geben, indem er ſeiner bei Roßbach ſiegreichen Armee in der Ebene entgegen kam. Hier aber ſtand das öſtreichiſche Heer wie bei Kollin, in einem durch Natur und Kunſt befeſtigten, mit einer ungeheuern Menge groben Geſchützes beſetzten Lager, deſſen beide Flanken durch die abgeſonderten Corps der Generale Laudon und Wehla gedeckt waren. Allen dieſen koloſſalen Vorkehrungen hatte der König nur eine ſchwache, größtentheils geſchlagene Armee entgegen zu ſtellen, und der Feind ſtand ihm ſo nahe, daß er jede ſeiner Unternehmungen wahrnehmen konnte. Was würde das Publikum von Friedrich II geurtheilt haben, wenn er unter ſolchen Umſtänden auf eine übereilte Art ſeinen Ruhm und ſeine Staaten dem mißlichſten aller Spiele anvertraut hätte, da er noch künſtliche Rettungsmittel verſuchen konnte! Und dieſen Ausweg ſchlug er mit einer Klugheit ein, die ſeine bisher begangenen Fehler gänzlich verwiſchten.

So wie auf der einen Seite die Eroberung von Neiße, die von Coſel und des ganzen Oberſchleſiens, nach ſich ziehen konnte, wenn der König nicht zu Hülfe eilte; eben ſo war auf

der andern, nach dem Abmarſche des Prinzen Heinrich das unter dem General Fink bei Gamich zurückgebliebene Corps viel zu ſchwach, um Dresden und Sachſen zu behaupten, ſobald die preußiſche Armee ſich von der Elbe entfernte. Glückte es auch dem Könige, Görlitz und die Ufer des Queis zu erreichen, ehe Daun ihm dort zuvorkommen konnte, ſo war vorauszuſehen, daß dieſer Feldherr, der ſich lieber mit anſcheinend gewiſſen, als mit wahrſcheinlich ungewiſſen Unternehmungen befaßte, wo nicht mit ſeiner ganzen Macht, doch mit dem größten Theile derſelben einen Verſuch machen möchte, Dresden zu erobern, und ſich des Beſitzes von Sachſen zu verſichern. Eins war ſo nachtheilig als das andere, und dennoch mußte man ſich zu einer dieſer Alternativen entſchließen. Friedrich II gewohnt, ſich auch in der mißlichſten Lage ſeiner Angelegenheiten zweckmäßig zu rathen, überſah alle Möglichkeiten mit forſchendem Blicke. Er beſchloß daher den Zug nach Schleſien, und entbot zur Vertheidigung von Sachſen die Armee des Grafen Dohna aus Pommern, ſo wie das Corps des Generals Wedel aus der Uckermark, zu einer Zeit, da weder die Ruſſen noch die Schweden ernſtliche Anſtalten machten, ſich nach ihren Winterquatieren umzuſehen. So auffallend dieſer Schritt, der die Marken, und ſelbſt Berlin, allen Gefahren auszuſetzen ſchien, einem jeden Ungeweihten ſeyn mochte; ſo wenig man damals den beſondern Entſchluß des Königs ſich erklären konnte: ſo bleibt doch die Vermuthung, daß er ihn mit Sicherheit faſſen zu können glaubte. Vielleicht hatte er gegründete Urſachen, den baldigen Rückzug der ruſſiſchen Armee nach Pohlen zu ahnen; vielleicht hatte er auch — jedoch ohne es zu verbürgen — eine von den nicht bekannt gewordenen Triebfedern angezogen, die nicht ſelten die Harmonie

monie der größten Bündniſſe zu verſtimmen pflegen. Es ſey indeß, daß er auf den Abmarſch der Ruſſen ſicher rechnen konnte, oder daß er dem Glücke ſeinen gewagten Entſchluß anvertraute, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß die unerwartete Erſcheinung des Grafen Dohna in Sachſen, das Rettungsmittel ward, wodurch der Beſitz dieſes Churfürſtenthums geſichert wurde.

Ehe aber der beabſichtigte Marſch um das große öſtreichiſche Heer nach Görlitz angetreten werden durfte, mußte ſich der König zuvörderſt von allen dem entledigen, was ihm auf einem Wege hinderlich ſeyn konnte, der mit Schnelligkeit und mit den Waffen in der Hand eröffnet werden mußte. Ferner kam es hauptſächlich darauf an, den Zug der verſchiedenen Colonnen ſo einzurichten, daß der getäuſchte Feind die wahre Abſicht nicht eher errieth, als bis es nicht mehr Zeit war derſelben zuvorzukommen. Beides wurde zweckmäßig ausgeführt. Das Gepäck und der ganze zur Armee gehörige Train mußten den Weg nach Hoyerswerda einſchlagen; die Verwundeten wurden nach Glogau transportirt, und ſo gewann es das Anſehen, als ſey der Rückzug dahin beſchloſſen.

Alle dieſe verſchiedenen Bewegungen blieben dem Feldmarſchall Daun nicht unbekannt; da ſie aber rückwärts gemacht wurden, und eine Richtung nach der Niederlauſitz ankündigten, ſo urtheilte er, der demnächſt zu erwartende nahe Abmarſch der königlichen Armee werde auch dorthin, und von da nach Glogau vor ſich gehen. Dies wünſchte er, um ſein ſchon ſo lange beabſichtigtes und bisher ſtets vereiteltes Vorhaben auf Dresden mit ſeiner ganzen Macht auszuführen. Was man wünſcht, das hofft man gemeiniglich, und

zu dieſem ſo ſchmeichelhaften Gedanken geſellte ſich noch der: daß er den König in eine zu ſchlechte Verfaſſung geſetzt habe, als daß ihm ein anderer Ausweg übrig bleiben könne. Wahrſcheinlich lag hierin der Grund zu der großen Gleichgültigkeit, die er beim Abzuge der Preußen bewies. Er, der nach einem nicht unbedeutenden Siege verabſäumte, ſie mit einer ſo überlegenen Macht anzufallen, und vielleicht völlig zu zerquetſchen, ſetzte ihnen jetzt keine Hinderniſſe entgegen, um mit mehrerer Sicherheit ein Nebengeſchäft zu betreiben, deſſen Ausführung ihm doch gewiß genug blieb, und welches er nicht unternehmen mußte, ſo lange noch wichtigere Dinge abzuthun waren, die einen weſentlichen Einfluß auf das Ganze haben konnten.

Unterdeſſen wurde der Marſch der Colonnen, in welchen die preußiſche Armee fortziehen, ſo wie die Wege, die ſie einſchlagen ſollte, beſtimmt. Dieſer Marſch mußte mit ungleich mehr Ueberlegung und Vorſicht entworfen werden, als jeder andere erfordert haben würde. Der Abzug aus dem Lager im Angeſichte des Feindes; die Aufmerkſamkeit ſeiner Flanken-Corps und ſeiner vorgeſchobenen Poſten: die Kunſt, beider Wachſamkeit zu hintergehen, bis man über die kleine Spree gegangen, und ſich durch das Löbauer Waſſer gedeckt haben würde; das dabei zu beobachtende Geheimniß; die Schwierigkeit, die Wege, die Brücken und Furthen der Spree zuvor, gehörig und ohne Argwohn zu erregen, zu recognosciren, waren weſentliche Umſtände, die man dabei beobachten, und deren keiner aus der Acht gelaſſen werden mußte, wenn die ganze Unternehmung gelingen ſollte. Dergleichen Geſchäft lag eigentlich dem General-Quartiermeiſter der Armee ob; da aber, wie wir bereits am gehörigen Ort angezeigt haben, der König, mit der ſtörriſchen Den-

kungsart des von Marwitz *) unzufrieden, ihn nicht dazu gebrauchen wolte: ſo übertrug er die Anordnung der Colonnenmärſche dem General Retzow. Dieſer litt damals ſchon ſehr viel an der ihm zugeſtoßenen Krankheit, woran er bald darauf ſtarb **); indeß unterzog er ſich doch dieſer Arbeit,

---

*) Marwitz war einer der Sonderlinge ſeines Zeitalters. Seine Art zu leben, zu denken und zu handeln, alles war ſonderbar. Es fehlte ihm nicht an Verſtand; allein Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erlangte er erſt durch den Umgang, den ihm der König in Potsdam gewährte. Er war damals Lieutenant bei der Garde. Die Annehmlichkeit ſeiner Perſon, eine Wißbegierde, die er affektirte, und ein Etwas, das den Monarchen für ihn einnahm, verſchafften ihm deſſen Gnade. Er unterredete ſich oft mit ihm, ſuchte ihn zu unterrichten, ſchenkte ihm einen anſehnlichen Vorrath von Büchern, und prüfte nachher ſeine Beurtheilungskraft. Marwitz war ein viel zu großer Epikuräer, als daß er ſich mit Leſung weitläuftiger Werke hätte befaſſen ſollen. Er legte ſie gemeiniglich bei Seite, memorirte dagegen einen oder den andern Artikel aus Bayles hiſtoriſch-kritiſchem Wörterbuche, lenkte bei der nächſten Zuſammenkunft die Unterredung auf dieſe Materien, und ſprach darüber wie — ein Bayle. Friedrich II, der dieſe Liſt nicht argwohnte, bewunderte den Scharfſinn ſeines Zöglings, und würdigte ihn der ausgezeichnetſten Gnade. Man kann ſich von der Denkungsart dieſes Sonderlings ſchon daraus einen Begriff machen, daß er ganz frei behauptete: Es ſey das größte Unglück eines Menſchen, einen Freund zu beſitzen.

**) Der General-Lieutenant von Retzow ſtammte aus einem adelichen Geſchlechte der Mark Brandenburg, welches ſeinen Urſprung aus den Zeiten der Kreutzzüge herleitet. Er genoß ſeine Erziehung auf dem Ritterkollegium zu Brandenburg, und trat in ſeinem 16ten Jahre ſeine militäriſche Laufbahn an. Schon in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen zeichnete er ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, ſonders durch die ſchöne Vertheidigung des Magazins zu Pardubitz

und beſtimmte, mit Beihülfe ſeines erſten Adjutanten und durch ſeine eigenen Einſichten und Erfahrungen geleitet, einen der künſtlichſten, durch Ordnung und Glück gekrönten Märſche des ſiebenjährigen Krieges.

---

in Böhmen (1742), rühmlichſt aus. Nach dem Dresdener Frieden (1745) nahm ihn der König nach Potsdam, und ertheilte ihm das Bataillon Grenadier-Garde. In der Folge erhob er ihn zum Intendanten der Armee, und vertraute ihm die Aufſicht über die unweit Potsdam neu erbauten Colonien, deren Betrieb und Manufakturen, imgleichen über das potsdamiſche Waiſenhaus, das berliniſche große Invaliden- und das Lagerhaus, über die Gold- und Silbermanufaktur, und zuletzt über ſämtliche Münzen. Die mühſame Bearbeitung ſo verſchiedener, außer dem Kreiße ſeiner Verhältniſſe als Soldat liegenden Geſchäfte; der eiſerne Fleiß, mit welchem er ſich Kenntniſſe erwarb, die ihm ſeine frühere Erziehung nicht verſchafft hatte, und der beſondere Beifall, deſſen ſein Beherrſcher — der ihn oft mon petit Colbert zu nennen pflegte — ihn würdigte, bezeichnen den Mann von Talenten eben ſo ſtark, als die geprüfteſte Rechtſchaffenheit, ſein edles Benehmen als Freund, als Vater, als Gatte, und ſeine — wenn ich ſagen darf — zuweilen allzupeinliche Anhänglichkeit an die Vorſchriften ſeines — nicht ſelten leidenſchaftlichen — Königs, ihn denen, die ihn gekannt haben, unvergeßlich machen wird. Nach der Schlacht bei Hochkirch ward er mit der Ruhr befallen. Der Schmerz, einen unverſchuldeten Arreſt von einigen Tagen, den erſten in ſeinem Leben, erdulden zu müſſen, und die nothwendig gewordenen Märſche, verſchlimmerten ſeine Krankheit; und da ihm der König die Bitte, ſich nach Dresden bringen zu laſſen, aus dem Grunde abſchlug, weil er, bei dem Abzuge der Armee aus der Oberlauſitz, vom Feldmarſchall Daun einen Paß hätte erbitten müſſen; — ſo ward Retzow, der nach dem Zeugniſſe der Aerzte noch gerettet werden konnte, gezwungen, der Colonne des Prinzen Heinrich durch das Gebirge bis nach Schweidnitz zu folgen, wo er, ſchon mit dem Tode ringend, anlangte, und am folgenden Tage ſtarb.

Abends um zehn Uhr brach die Armee in zwei Colonnen auf, ſetzte in der Nacht über die Spree und das Löbauer Waſſer, und langte, mittelſt eines Contremarſches, am folgenden Tage im Lager bei Ullersdorf an. Prinz Heinrich machte mit ungefähr 8000 Mann den Nachzug, ohne vom Feinde ernſtlich verfolgt zu werden.

Daun erfuhr den Abmarſch der Preußen erſt, als es ſchon heller Tag war. Er, der wahrſcheinlich dem Könige eine glückliche Reiſe nach Glogau in Gedanken gewünſcht haben mochte, begnügte ſich, einige Kroaten und Huſaren, unter Anführung des Generals Caramelli, dem Prinzen Heinrich nachzuſenden. Dieſe begleiteten ihn mehr, um zu ſehen, wo er blieb, als um ihn aufzuhalten. Wie groß war nicht das Erſtaunen des öſtreichiſchen Heerführers, als er am folgenden Nachmittage die ganze preußiſche Armee in ſeinem Rücken und im völligen Beſitz der Straße nach Görlitz erblickte! Betäubt von einem Schlage, der ihn ſo unerwartet getroffen hatte, ſah er ſeine Verlegenheit von Stunde zu Stunde wachſen. Die Hoffnung, den König von Preußen aufzuhalten, ſchien zu verſchwinden, und die Beſorgniß, am Ende gar von ſeinem Magazin in Zittau abgeſchnitten zu werden, vermehrte ſeine Unentſchloſſenheit. Jetzt machte er ſich Vorwürfe über ſeine zu große Sicherheit, Unthätigkeit und Geringſchätzung ſeines beſiegten Gegners; indeß ſandte er doch die Generale Laſcy und Aremberg mit einigen Abtheilungen nach Reichenbach, um den Marſch des Königs zu beobachten. Kaum erblickten dieſe ihn bei Ullersdorf gelagert, als ſie ſeine Abſicht leicht erriethen. Sie brachen daher ſogleich wieder auf, um die Anhöhen bei der ſogenannten Landeskrone zu gewinnen, und Görlitz zu beſetzen, ehe ſich die Preußen dieſer beiden Poſten bemäch-

tigen konnten. Dieſer Entſchluß war weiſe, und zeugt von der Einſicht der öſtreichiſchen Feldherren; er würde aber noch zweckmäßiger geweſen ſeyn, wenn Daun dieſem Vortrabe auf dem Fuße gefolgt und deſſen Unternehmungen unterſtützt hätte. Allein erſt am andern Morgen brach er mit der Armee auf, und langte auf der Landeskrone an, als der König, nach einem hitzigen Gefechte, in welchem die Cavallerie des feindlichen Generals Ayaſſas ſehr mitgenommen ward, ſchon Meiſter von Görlitz war.

So führte Friedrich II eine Unternehmung aus, die mit den künſtlichen Märſchen der berühmteſten Helden der Vorzeit in Vergleichung geſtellt zu werden verdient, die alle weit ausſehenden Anſchläge des Feldmarſchalls Daun vernichtete, und das glänzende Licht, in welchem er durch den Sieg bei Hochkirch der Welt erſchienen war, größtentheils verdunkelte. Zwar führte auch dieſer ſein ganzes Heer nach Görlitz; allein, ſtatt ſich ſeiner Uebermacht zu bedienen, um dem Könige ſeine künſtlich errungenen Vortheile mit Gewalt zu entreißen, bezog er auf der Landeskrone, zwiſchen dem Buchberge und den Teichen bei Markersdorf, ein gegen alle Angriffe ſehr geſichertes Lager, deſſen natürliche Feſtigkeit er, nach ſeinem Lieblingsſyſteme, noch mit Verſchanzungen und einer ungeheuern Menge Geſchütz verſah. In dieſer ſehr vortheilhaften Stellung verließ ihn die Hoffnung nicht, den König durch Zaudern ſo lange aufzuhalten, bis Harſch Neiße erobert haben würde. Obgleich vorauszuſehn war, daß jener nicht ſäumen würde, ſich nach Schleſien zu begeben, ſo ſchmeichelte er ſich doch, durch Abſendung verſchiedener Corps, ſeinen Marſch ſo viel möglich zu erſchweren, und folglich zu verzögern. In dieſer Hinſicht beorderte er die Generale Wehla und Laudon, um mit ihren Abthei-

lungen theils den Marſch der Preußen aufzuhalten, theils ihren Nachzug auf das heftigſte zu verfolgen; er hingegen nahm ſich vor, dieſen Operationen das Gewicht zu geben, dann nach Dresden zurückzukehren, und dieſe Hauptſtadt durch einen Handſtreich zu erobern. Da der Feldmarſchall Daun eine Schlacht auf das ſorgfältigſte zu vermeiden ſuchte: ſo waren ſeine Maßregeln gut gewählt, und würden vielleicht den Entzweck, die Eroberung von Neiße zu begünſtigen, nicht verfehlt haben, hätte er an dem Könige einen weniger entſchloſſenen Gegner gehabt. Dieſer ſetzte über die Neiße und den Queis, ohne ſich lange aufzuhalten, und ohne einen Verluſt von Bedeutung zu leiden, obgleich ſein Nachzug in einem beſtändigen Gefechte verwickelt blieb. Beim Uebergang über den Queis befehligte er ſolchen ſogar in eigner Perſon, und zog ſich mit eben ſo trefflicher Ordnung ab, als Laudon Vorſicht und Geſchicklichkeit beim Verfolgen zeigte. Jener manövrirte mit Kunſt, dieſer hingegen ließ ſich durch keine unzeitige Hitze hinreißen.

Sobald die ganze preußiſche Armee das jenſeitige Ufer des Queis erreicht hatte, trennte ſich der König von dem Prinzen, ſeinem Bruder. Erſterer eilte mit 20,000 Mann zum Entſatz von Neiße; Prinz Heinrich hingegen durchzog mit 15,000 das Gebirge, um den Poſten von Landshut zu beſetzen, den General Fouquet verließ, um zum Könige zu ſtoßen.

Nachdem Friedrich II Schweidnitz erreicht hatte, konnte er ſeine Armee zwar mit Brod verſehen, um den Marſch nach Neiße fortzuſetzen; allein da ſolcher mit Schnelligkeit ausgeführt werden mußte, ſo beſorgte er nicht ohne Urſache Mangel zu leiden, weil er ſich erinnerte, ſeinem ſchleſiſchen Miniſter von Schlaberndorf den ausdrück-

lichen Befehl ertheilt zu haben, alle in Oberſchleſien und dieſſeits der Neiße befindlichen Depots in Sicherheit bringen zu laſſen, auch mit ſeinem Kopf dafür zu haften, daß ſolche während der Zeit, da er dieſe Provinz nicht decken konnte, dem Feinde nicht in die Hände geriethen. So gemeſſen dieſer Befehl auch war; ſo viel Gefahr auch mit der Nichterfüllung deſſelben verknüpft blieb: ſo glaubte doch der vorſichtige Miniſter ſolchen nicht ſo buchſtäblich erfüllen zu müſſen. Die Erſcheinung des Generals Harſch in Oberſchleſien, die großen Zurüſtungen die in Mähren gemacht wurden, ließen auf die Belagerung von Neiße ſchließen. In dieſem Falle war vorauszuſetzen, daß der König es möglich zu machen ſuchen würde, dieſe Feſtung zu entſetzen; dies konnte aber wenigſtens nicht ſo ſchnell, als vielleicht nöthig war, in Erfüllung gebracht werden, wenn Schlaberndorf die zur Verpflegung der Armee erforderlichen Lebensmittel aus den dieſſeits der Neiße angelegten Depots aufräumen und nach Schweidnitz oder Breslau bringen ließ. Er nahm es daher, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, über ſich, ſie dort zu laſſen, in der Hoffnung, ſein Betragen durch einen glücklichen Erfolg zu rechtfertigen. Der bekümmerte König ließ ihn zu ſich berufen, und fragte ihn, wie er nunmehr die Armee auf dem Zuge nach Neiße zu verpflegen gedächte, da er dieſen Marſch eiligſt fortſetzen müſſe? Mit eben ſo vieler Beſcheidenheit als Gelaſſenheit antwortete der würdige Mann: „Ich habe „meinen Kopf verwirkt, da ich den mir ertheilten gemeſſenen „Befehlen nicht gehorſame Folge geleiſtet habe. Ich lege „ſolchen zu Ew. Majeſtät Füßen; kann aber verſichern, daß „es der Armee auf dieſem Marſche an nichts fehlen ſoll. Die „Depots dieſſeits der Neiße ſind noch ſo angefüllt, als ſie „es waren, da ich die Anweiſung zu ihrer Aufräumung er-

„hielt; weil ich aber bei den Anſtalten, die Harſch zur Be„lagerung machte, urtheilte, daß Ew. Majeſtät nicht unter„laſſen würden, die Feſtung zu entſetzen; ſo ſah ich die „Nothwendigkeit ein, dieſe kleinen Depots lieber ihrem „Schickſale zu überlaſſen, als den Entſatz nicht an meinem „Theile begünſtigen zu können. Alle dieſe Depots ſind „glücklich geborgen; ich aber habe gefehlt, und mein Leben „ſteht in Ew. Majeſtät Händen.“ Der König, gerührt durch das Betragen eines Miniſters, der patriotiſch genug dachte, ſeine eigene Perſon in Gefahr zu ſetzen, um eine noch nicht vorauszuſehende Unternehmung zu unterſtützen, umarmte ihn, dankte ihm für ſeine kluge Fürſorge, nannte ihn den Erretter von Schleſien, verſicherte ihn ſeiner ausgezeichnetſten Gnade, und vergnügt, ſich aus einer drückenden Verlegenheit geriſſen zu ſehn, trat er den ferneren Marſch ungeſäumt an *).

*) Unter den Finanzminiſtern Friedrichs II war Schlaberndorf einer der geſchickteſten und thätigſten ſeiner Zeit. Er beſaß alle in ſein Departement einſchlagenden Kenntniße vollkommen, arbeitete mit eben ſo viel Beurtheilungskraft als Fleiß, und ſchien zu dem Fache gebohren, mit welchem er ſich zu befaſſen beſtimmt war. Keiner ſeiner Kollegen kann ſich rühmen, während des ſiebenjährigen Krieges, die jährlichen Einkünfte der ihm anvertrauten Provinz ſo rein erhoben zu haben, als er. Schleſien, obgleich periodiſch unter feindlicher Gewalt, iſt mit den Abgaben, die in den öffentlichen Schatz floſſen, faſt nie im Rückſtande geblieben, ein Umſtand, der ſchon von ſeinem alles überſehenden Verſtande zeigt. Was ihm aber das Publikum zur Laſt legt, iſt: daß er zu viel Anhänglichkeit an das Intereſſe ſeines Beherrſchers hatte, und um ſolches zu befördern, die Privilegia und den Wohlſtand der Inſaſſen der Provinz zu wenig dabei in Anſchlag brachte. Dieſe Denkungsart äußerte ſich ſchon als er noch Präſident der Magdeburgiſchen Kriegs- und Domänen-Kammer war. Er war es, der die Landſtände dieſes

Harſch hätte unterdeſſen bei der Belagerung von Neiße große Fortſchritte gemacht. Seit dem 26ſten Oktober, da

---

Herzogthums um manche Vorrechte brachte, die ihnen nach der einmal feſtſtehenden und ſanktionirten Konſtitution zuſtänden, und die ſie nie wieder ganz erlangt haben. — Ein Despotismus, der ihm den Haß aller derer zuzog, die er gekränkt hatte, Eben dieſe Geſinnungen brachte er mit nach Schleſien; und ob er gleich im Anfange ſeines Miniſteriums mit Behutſamkeit zu Werke ging, ſo erlaubte er ſich doch mehrere Freiheiten nach dem Hubertsburgiſchen Frieden, als er der Gnade des Königs völlig verſichert zu ſeyn glaubte. Dies Betragen empörte die Landſtände, zu einer Zeit, da ſie ſich von den Drangſalen eines ausgeſtandenen Krieges noch gar nicht erholt hatten, und ganz Schleſien dem Bankerotte nahe war, Dies zog ihm die Ungnade des Königs zu. Er ließ ihn dieſelbe empfinden, und der Verdruß, der dadurch bei ihm verurſacht ward, beförderte ſeinen Tod, der ſich ihm damals ſchon mit mächtigen Schritten nahte. Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er an den König: „Die Potenten in Schleſien haben mir Ew. Königlichen Majeſtät „Ungnade zugezogen, und dieſe Ungnade ſchlägt den letzten Nagel „in meinen Sarg. Ich fühle, daß ich meinem Ziele nahe bin, und „wenn Ew. Majeſtät dieſes mein allerunterthänigſtes Schreiben „eröffnen, werde ich nicht mehr ſeyn. Soll ich aber das Unglück „empfinden, dieſe Ungnade mit ins Grab nehmen zu müſſen: ſo „tröſtet mich das Bewußtſeyn, mein ganzes Leben Ew. Majeſtät „Intereſſe aufgeopfert zu haben, u. ſ. w.“ Friedrich II wußte, wie ſehr ſich Schlaberndorf um ihn verdient gemacht hatte; er wollte den Sterbenden nicht ohne einigen Troſt laſſen, und gab ihm Beweiſe der wiedererlangten Gnade. Allein er genoß die Freude nicht, dieſen Balſam in ſeine bekümmerte Seele zu gießen; ſchon war er aus dieſer Welt abgeſchieden, als das königliche Kabinetsſchreiben in Breslau anlangte. So ſtarb ein großer Mann, der noch größer geweſen ſeyn würde, hätte er, durch philoſophiſche Grundſätze geleitet, die Rechte der Menſchen mit dem Intereſſe ſeines Landesherrn im Gleichgewichte zu erhalten ſich angelegen ſeyn laſſen. —

er die Laufgräben gegen das Fort Preußen eröffnen ließ, war er in einer Zeit von fünf Tagen mit der zweiten Parallele und den darin errichteten Batterien zu Stande gekommen. Er war nur ungefähr 150 Schritte vom bedeckten Wege entfernt, als er die Nachricht von dem Marſche des Königs nach Schleſien erhielt. Dies bewog ihn, das Belagerungsgeſchütz abfahren zu laſſen; und nachdem er die Verſtärkung, die ihm der Graf Wied von der Dauniſchen Armee zuführte, ſo wie das bisher bei Trautenau geſtandene Corps des Generals Kalnoky an ſich gezogen hatte, veränderte er ſein Lager, und nahm eine andere Stellung, die den Vorſatz anzukündigen ſchien, er ſey entſchloſſen die Ankunft der Preußen mit feſtem Fuß zu erwarten. Der König marſchirte alſo weiter, vereinigte ſich mit dem Corps des Generals Fouquet, und zog nach Groß-Noßen. Hier empfing er die angenehme Nachricht, daß der öſtreichiſche Feldherr, ſeiner anfänglich bezeigten Entſchloſſenheit ungeachtet, dennoch die Belagerung aufgehoben habe und ſich nach Mähren zurückziehe.

Auf dieſe Weiſe hatte Friedrich II, durch eine der künſtlichſten und kühnſten Unternehmungen, den Entſatz von Neiße glücklich bewirkt. Der Ruf ſeiner ſo ſchnellen als zweckmäßigen Entſchließungen hatte auf ſeine Feinde einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß Harſch, obgleich ihm an Truppen überlegen, es doch nicht rathſam fand, das Aeußerſte abzuwarten; vielmehr ſich in weit kürzerer Zeit zurückzog, als er angewendet hatte, um bis an die Neiße vorzudringen. So gingen die hohen Ausſichten, die Feldmarſchall Daun ſich von ſeinem künſtlichen Feldzuge in Sachſen verſprach, und die auf nichts weniger als die Eroberung von Schleſien abzielten, auf einmal verlohren; indeß hoffte er auf einer an-

dern Seite ſich ſchadlos zu halten, indem er mit dem Heere nach der Elbe zurückzugehen und mit Hülfe der Reichsarmee Dresden und Sachſen zu erobern beſchloß, ehe der König im Stande ſeyn könnte, ihn ebenfalls daran zu verhindern. Dieſer, über das Schickſal das Oberſchleſien bedrohete beruhigt, eilte wieder nach der Oberlauſitz, um Sachſen gleichfalls von der Anweſenheit der Oeſtreicher und der Reichsarmee zu befreien.

Da ſeine Armee zu ſehr geſchmolzen war, um ſeinen mächtigen Feinden auf allen Seiten gehörig die Spitze bieten zu können; ſo hatte er, wollte er Neiße entſetzen, ſich genöthigt geſehn, Sachſen auf kurze Zeit ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Ein ſehr ſchwaches Corps, bei dem ſich die Generale Itzenplitz, Hülſen und Fink befanden, war dort zurückgeblieben, um Dresden bis zur Ankunft des Grafen Dohna aus Pommern zu decken. Von dieſen drei Generalen war Fink, der Rangordnung nach, der jüngſte, und konnte daher keinen Anſpruch auf den Oberbefehl machen; beſaß jedoch unter allen die meiſten Talente, um ihm die Anführung dieſer kleinen Armee in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte anzuvertrauen. Zwar fehlte es ſeinen Vordermännern nicht an Muth; (Hülſen hatte beſonders davon Beweiſe in der Schlacht bei Kollin abgelegt) allein es mangelte ihnen an dem umfaſſenden Geiſte eines Befehlshabers, wenn es darauf ankömmt, ſich nach den Umſtänden zu beugen, und zweckmäßige Mittel zur Erhaltung des Ganzen zu wählen. Sie waren ſich deſſen bewußt, und zu beſcheiden, als daß ſie dem Wunſche des Königs, ſich des Raths ihres jüngeren Collegen zu bedienen, nicht hätten zuvorkommen ſollen. Diesmal achteten ſie ihre Anciennität nicht, da das Schickſal von Sachſen mehr auf geſchickten Manövern

als auf perſönlicher Tapferkeit beruhte. Sie folgten den Vorſchlägen die Fink that, ohne Eiferſucht oder Leidenſchaft dagegen zu äußern, und dieſer blieb alſo das Triebrad, welches eigentlich die Maſchine in Bewegung ſetzte. Eine lobenswerthe Selbſtverläugnung, die aber — beſonders in der preußiſchen Armee — faſt ohne Beiſpiel iſt.

So lange Feldmarſchall Daun in der Oberlauſitz dem Könige auf dem Fuße folgte, und die Reichsarmee ſich leidend verhielt, behauptete Fink das alte Lager bei Gamich, in welchem der Prinz Heinrich ihn bei ſeinem Abmarſche gelaſſen hatte. Nachdem aber letzterer vorrückte, auch die Nachricht von dem Anmarſche der öſtreichiſchen Hauptarmee gegen Dresden einlief, zog er ſich bis hinter den Plauenſchen Grund zurück, und unterhielt nur die Communication mit Dresden durch die nach Wilsdruf und dem ſogenannten großen Garten vorgeſchobenen Poſten. Daun war inzwiſchen bei Pirna über die Elbe gegangen und hatte ſich bei Lockwitz gelagert, welches der Zeitpunkt zu ſeyn ſchien, in welchem Fink andere Maßregeln zu ergreifen für nöthig hielt. Es kam hauptſächlich darauf an, den feindlichen General von jeder Unternehmung ſo lange als möglich abzuhalten, um Zeit zu gewinnen, die Annäherung der Dohnaiſchen Armee zu begünſtigen, ehe Daun und die Reichsarmee feſten Fuß in Sachſen faßten. Dies konnte nicht beſſer als durch einen angekündigten, jedoch nur bis im äußerſten Nothfalle verzögerten Rückzug bewirkt werden. Dauns vorſichtiger Charakter, und daß er den Abmarſch der Preußen erſt abwarten dürfte, um die Eroberung von Dresden deſto leichter auszuführen, kam hierbei mit in Anſchlag, und der Gewinn einiger Tage war ſchon groß, da ſelbſt der König dem General Fink die Verſicherung gegeben

hatte, er werde, nach dem Entſatz von Neiße, Sachſen zu befreien eilen. Er ſchlug daher einen Rückzug nach Meißen vor. Dieſer wurde einſtimmig angenommen; die Befehle dazu wurden ertheilt, der Kommandant von Dresden, General Schmettau, davon benachrichtigt, und überhaupt aus allen Vorkehrungen ſo wenig ein Geheimniß gemacht, daß, als die Nachricht vom beabſichtigten Abmarſche in Dresden erſcholl, man die Kriegskaſſe, die Bagage des Prinzen Heinrich und die zurückgebliebenen königlichen geheimen Cabinetsräthe herauszog, Alles in Bewegung gerieth und Anſtalt machte die Stadt zu verlaſſen, um der Armee zu folgen. Durch dies Blendwerk, wovon Daun ſogleich unterrichtet wurde, hielt er ihn einige Tage auf. Zwar recognoscirte er das Lager der Preußen, unternahm aber nichts, als daß er, um ſie zu einem ſchnellern Abzuge zu bewegen, Meißen beſetzen ließ.

Fink war dabei ſehr gleichgültig; denn es war nie ſein Ernſt geweſen nach Meißen zu marſchiren, vielmehr hatte er in aller Stille eine Schiffbrücke über die Elbe, gleich unterhalb Dresden ſchlagen laſſen, um ſich nothgedrungen zwiſchen dem ſchwarzen und weißen Thore dieſer Hauptſtadt zu lagern. Stets marſchfertig weilte er indeß bei Alt-Franken, bis eine ihm angekündigte Bewegung, die man im öſtreichiſchen Lager wahrnahm, und ein Angriff auf den großen Garten ihm anriethen, ſeinen Aufbruch zu beſchleunigen, um ſeine auserſehene Stellung unter den Kanonen von Dresden zu beziehen. General Mayer deckte dieſen Marſch durch außerordentliche Tapferkeit, mit der er den großen Garten bis gegen Abend vertheidigte. Endlich gezwungen, der Uebermacht zu weichen, nahm er ſeinen Rückzug nach der Pirnaiſchen Vorſtadt. Die durch Grenadiere unterſtützten

Kroaten drangen mit ihm hinein, und bemächtigten ſich einiger zunächſt an der Barriere belegenen Häuſer, woraus ſie doch Schmettau durch ſein grobes Geſchütz wieder vertrieb. Dadurch wurde die Anzündung der Vorſtadt, wozu Mayer den gemeſſenen Befehl hatte, wenn er ſolche nicht länger zu behaupten im Stande ſeyn würde, verſchoben.

Schon damals, als nach der Schlacht bei Zorndorf die öſtreichiſche und die Reichsarmee ſich Dresden näherten, hatte Schmettau der Familie des Königs von Pohlen durch den Grafen Boſe bekannt machen, und dem Magiſtrat andeuten laſſen: daß, im Fall der Feind ſich zu einer Belagerung anzuſchicken gedächte, er ſich in die für ihn eben ſo unangenehme, als zu ſeiner Sicherheit erforderliche, Nothwendigkeit verſetzt ſähe, die Vorſtädte abbrennen zu laſſen. Jetzt wiederholte er dieſe Erklärung, mit der beigefügten Warnung: jeder möchte auf ſeine eigene Sicherheit und auf die Rettung ſeines Mobiliarvermögens bedacht ſeyn. In der Nacht hörte man von Seiten des Feindes arbeiten. Man ſchloß daraus auf die Errichtung einiger Batterien; denn es ſchien mehr als zu wahrſcheinlich, daß Daun am folgenden Morgen ſuchen würde, ſich der Vorſtadt mit Gewalt zu bemächtigen, um aus den am Graben belegenen Häuſern, von ſechs bis ſieben Stockwerken, die Wälle zu beſchießen. Dies abzuwarten, war zu gefährlich; das Zeichen zum Anzünden ward daher gegeben; augenblicklich ſtanden die mit brennbaren Materialien angefüllten Häuſer in Flammen, und General Mayer zog ſich in die Stadt zurück. Zweihundert und achtzig Häuſer wurden dadurch in die Aſche gelegt, jedoch kamen nur vier Menſchen dabei ums Leben.

Die Feinde des Königs von Preußen unterließen nicht, in ihren damaligen Berichten dieſem Schritt die häßlichſte

Geſtalt anzudichten. Sie vergrößerten in denſelben nicht allein die Anzahl der verunglückten Perſonen, ſondern übertrieben auch die Schilderung des dadurch verurſachten Schadens und Elendes der Einwohner. Die öſtreichiſchen Miniſter brachten beim Reichstage zu Regensburg eben ſo heftige Beſchwerden gegen dieſe vermeinte Grauſamkeit an, als ihre Abgeſandten an den Höfen der Bundesgenoſſen dieſe Handlung mit den ſchwärzeſten Farben bezeichneten. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß der Verluſt ſo vieler eingeäſcherter, zum Theil ſchöner Gebäude, vieler Koſtbarkeiten und des Mobiliarvermögens der mehreſten Bewohner, die dem ihnen gegebenen Winke Folge zu leiſten verabſäumt hatten, wohl den Werth von mehr als einer Million Thaler betragen kann; allein dies Mittel, welches die Geſetze der Nothwendigkeit und Selbſtvertheidigung zu einer Zeit zu ergreifen nöthig machten, wo alles auf die Behauptung von Dresden ankam, war eher zu entſchuldigen, als die Einäſcherung von Zittau. Dieſe iſt, wo nicht viel höher, doch ſicher eben ſo hoch, als die der Pirnaiſchen Vorſtadt, in Anſchlag zu bringen; denn ſie wurde ſelbſt durch einen Bundesgenoſſen, ohne dringende Noth, und was noch mehr iſt, in Gegenwart der ſächſiſchen Prinzen, ſeiner Alliirten, veranſtaltet; eine Menge Einwohner gerieth dadurch in die drückendſte Armuth, und die herrlichſten Fabriken wurden zu Grunde gerichtet; und wenn überdies bei dem einmal eingeführten Konveniensrechte, oder der ſogenannten Kriegsraiſon, nur der Mißbrauch dieſes Rechtes verwerflich iſt: ſo hat dieſer weit eher bei der Zerſtörung von Zittau als bei der Einäſcherung der Vorſtadt von Dresden Statt gefunden. Ohne mich indeß in eine weitere Zergliederung des, durch öffentliche Staatsſchriften ſo oft beſtrittenen oder ge-

rechtfer-

rechtfertigten Juris licentiae in bello einzulaſſen, iſt es übrigens gewiß, daß Schmettau's kühner Entſchluß die beabſichtigte Unternehmung des Feldmarſchalls Daun vereitelte. Aus der eiſernen Feſtigkeit des preußiſchen Kommandanten ſchloß der öſtreichiſche Heerführer, daß es ihm nicht gelingen werde, Dresden, ohne eine förmliche Belagerung, zu erobern; da es ihm aber vielleicht an Luſt oder an hinlänglichen Mitteln dazu fehlen mochte; ſo gab er ſich das Anſehn, als befremde ihn jenes Betragen, in einer Reſidenz, in welcher ſich eine königliche Familie befinde. Er nannte es ein unter Chriſten unerhörtes Benehmen, und, um Schmettau von dem Gebrauche dieſes, ſeine Abſichten ſo ſehr durchkreuzenden Mittels abzuſchrecken, ließ er ihm durch den Obriſten Zawoisky zu erkennen geben: daß er für dieſe Handlung, ſo wie für jede ähnliche, die er ſich etwa beikommen laſſen werde, perſönlich verantwortlich bleibe; Schmettau beantwortete aber dieſe Drohungen mit der Verſicherung: daß er ſeine Schritte nach den ferneren Operationen des Feldmarſchalls abmeſſen, die Stadt aufs äußerſte vertheidigen, und wenn er der Uebermacht zu weichen gezwungen werden ſollte, ſich durch alle Straßen bis in das Schloß und den churprinzlichen Pallaſt auf das hartnäckigſte wehren werde. Aehnliche entſchloſſene Aeußerungen hatten im abgewichenen Jahre Leipzig einer Belagerung überhoben; jetzt thaten ſie bei Dresden dieſelbe Wirkung. Damals ſiegte das Intereſſe der Kaufmannſchaft über den Vorſatz des Prinzen von Hildburgshauſen; jetzt mußte die Schonung der Familie des Königs von Pohlen einen Vorwand abgeben, warum Daun von ſeiner Unternehmung abſtehen zu müſſen vorgab. Im Grunde trug die Erſcheinung der Dohnaiſchen Armee bei Torgau, und die Nach-

richt von der Ankunft des Königs aus Schleſien, wohl das meiſte dazu bei, ihn zu gemäßigtern Maßregeln zu beſtimmen.

Während er die Eroberung von Dresden beabſichtigte, beſtimmte er die Reichsarmee zur Einnahme von Leipzig, und das Corps des Generals Haddik zu der von Torgau. Allein die Ankunft der Dohnaiſchen Armee, und beſonders die Schnelligkeit des Generals Wedel, retteten beide, wegen der darin befindlichen Magazine, ſo wichtige Poſten. Haddik verſäumte den Zeitpunkt, da das ſchlecht befeſtigte und mit einer geringen Beſatzung verſehene Torgau ſeinem eigenen Schickſale noch überlaſſen war, und der Herzog von Zweibrücken, durch die mißlungene Haddikiſche Expedition geſchreckt, hielt es beim herannahenden Winter und bei der Nähe des Grafen Dohna für gerathener, ſich nach ruhigen Winterquartieren im Reiche umzuſehn, als ungewiſſe Eroberungen zu verſuchen.

Feldmarſchall Daun ſah jetzt alle ſeine Anſchläge abermals völlig vereitelt. Die Nachrichten von der Erſcheinung der gegen die Ruſſen und Schweden gedienten preußiſchen Truppen in Sachſen; die Abfertigung des Generals Haddik; das Verſchwinden der Reichsarmee, und die Ankunft des Königs bei Görlitz, waren ſo ſchnell auf einander gefolgt, daß er den Nachrichten von dieſen Vorgängen kaum glauben konnte. Alles ſchien ihm dabei wunderbar. Aus Verdruß, ſeine großen Entwürfe vereitelt zu ſehn, und von ſeinen ſo künſtlich gewählten Maßregeln keine Früchte einernten zu können, wollte er in der Summe der ihn treffenden widrigen Verhängniſſe eine Verkettung erblicken, die er nur dem Glücke zuſchrieb, welches ſich der König günſtig zu machen gewußt hatte. Der Rückzug des Generals Fermor nach

Pohlen, während er die Belagerung von Kolberg eifrig fort¬ſetzen ließ, blieb ihm unerklärbar; die Aufhebung der Bela gerung von Neiße ſchien ihm zu voreilig, und der Marſch des Königs ein Werk überſpannter Menſchenkräfte. Ganz allein auf dem Kampfplatze zu verweilen, war für ihn um ſo weniger rathſam, da er keinen feſten Fuß in Sachſen zu faſſen vermocht hatte; er ließ daher die Werke der kleinen Feſtung Sonnenſtein bei Pirna ſchleifen, und trat den Rück¬marſch nach Böhmen an.

Auffallend mußte es freilich dem Feldmarſchall Daun und den Bundesgenoſſen Oeſtreichs ſeyn, daß Fermor einen ganzen Monat müßig hinter der Warthe zubrachte, da er doch nur ein Obſervationscorps von 14,000 Mann unter dem Grafen Dohna gegen ſich hatte; daß er verabſäumte, den Schweden, die damals ihren Marſch nach Berlin rich¬ten wollten, die Hand zu bieten, obgleich es ihm eben ſo leicht, als der gemeinſchaftlichen Sache angemeſſen war, ihre Unternehmungen zu unterſtützen; daß er den Zug nach Pommern und die Belagerung von Kolberg — ſo zu ſagen, um die Zeit zu tödten — unternahm, letztere bald aufheben, bald wieder anfangen ließ, und endlich, als ſein General Palmbach ſchon Meiſter des bedeckten Weges war, plötz¬lich mit ſeiner ganzen Armee hinter der Weichſel verſchwand. Wollte man auch annehmen, daß er mit den ſich ſtets durch¬kreuzenden langſamen Bewegungen der Schweden unzufrie¬den, auf ihre Hülfe keine ſonderliche Rechnung machen zu können glaubte: ſo war er allein ſchon mächtig genug, ſich einen Theil von Pommern zu unterwerfen, und es bleiben alſo ſowohl ſein nach dieſer Provinz unternommener Zug, als auch ſeine oft an einem und demſelben Tage ſich völlig

widerſprechenden Befehle *) ſchwer zu enträthſeln. Man wird — ſo wie Daun auch mit Recht urtheilen mußte — bewogen, Fermors Handlungen, und vorzüglich, daß er ſich gerade zu der Zeit, als Graf Dohna nach Sachſen abgerufen wurde, nach Pohlen zurückzog, ganz beſondre Motive unterzulegen. Einige Zeitgenoſſen behaupten daher auch: daß damals ein gewiſſer Jude, mit einer großen Summe Geldes verſehen, ein geheimes Geſchäft zu betreiben beauftragt worden ſey, und daß dieſe Lockſpeiſe, ſo wie der beſondere Einfluß des Großfürſten, nachmaligen Kaiſers Peters III, alles dieſes bewirkt habe. Obgleich wir nun dieſe Behauptung weder verbürgen können noch wollen, weil dergleichen nie zur Kenntniß des Publikums gekommen iſt; ſo giebt doch der Umſtand, daß der ruſſiſche Heerführer allen Verſicherungen ſeines Kommiſſariats, den Winter über die Armee in Pommern verpflegen zu können, ſobald er Meiſter von Kolberg ſeyn würde, kein Gehör geben wollte, vielmehr, der aus Petersburg erhaltenen Erlaubniß zufolge, auf den Rückzug beſtand, der damaligen Sage ein ſcheinbares Anſehn.

So endigte ſich der Feldzug in Sachſen zum Ruhme Friedrichs II. Nach dem Rückzuge der öſtreichiſchen Hauptarmee hielt er es für überflüſſig, ſein Heer ferner durch Märſche abzumatten; er ließ daher die aus Schleſien

*) Kaum hatte Palmbach den Befehl erhalten, die Belagerung aufzuheben, kaum hatte er ſich $1\frac{1}{2}$ Meile von der Feſtung entfernt, als der Obriſt Jacoblef ihm mit einer Verſtärkung von zwei Regimentern begegnete, und ihm die Ordre brachte, die Belagerung mit allem Nachdrucke fortzuſetzen. Dies geſchah, und dennoch ward er faſt in eben dem Augenblick abgerufen, da er zur Eroberung die größte Hoffnung hatte.

herangeführten und bis Reichenbach vorgerückten Truppen durch den Markgrafen Carl wieder dahin abführen, um dort die Winterquartiere zu beziehen. An der Spitze von 20 Schwadronen und der 6000 Mann, die der Prinz Heinrich ihm nach der Schlacht bei Hochkirch zuführen mußte, zog er nach Dresden, richtete daſelbſt die Winterläger und die Poſtirung von Pirna bis Gera ein, übergab ſeinem Bruder den Oberbefehl über die Armee in Sachſen, ſandte die Dohnaiſche durch Mecklenburg, um die Schweden nach Stralſund zurückzutreiben, und reiſete durch die Niederlauſitz nach Breslau, wo er das Hauptquartier nahm. General Fouquet ſäuberte unterdeſſen Oberſchleſien von den Corps der Generale Harſch und de Ville, die ſich nach Mähren zurückzogen; entſetzte die ſeit Ausgangs Julius berennte Feſtung Koſel, und zog einen Kordon längs der Oppawa. General Ziethen beſetzte dagegen das Gebirge von Greifenberg bis Silberberg, und ſo gönnte der einbrechende Winter den durch einen ſo beſchwerlichen Feldzug erſchlafften Kriegern einige Erholung.

XVI.

Etwas über die Lage und den Feldzug der Schweden im Jahre 1758.

Der Zeitpunkt, in welchem der ruſſiſche Feldmarſchall Fermor ſich Pommern und der Neumark näherte, gab auch den Schweden die Freiheit, ſich wieder in Bewegung zu ſetzen, um von Kriegsvölkern völlig entblößte Länder zu durchziehen, und ſich auf Koſten dieſer Provinzen zu erhalten. Graf Dohna, der den ganzen Winter hindurch ihre Armee bei Stralſund eingeſchloſſen gehalten hatte, mußte ſich jetzt entfernen, um den Grauſamkeiten jener Barbaren Einhalt zu thun. So lange er die Schweden gleichſam belagerte, hatten ſie nicht gewagt, ſich den Weg zur Freiheit mit den Waffen in der Hand zu bahnen, obgleich nicht reichlich verſehene Magazine und die Nothwendigkeit, ſelbſt bei der ſtrengſten Kälte Tag und Nacht wachſam zu ſeyn, ihre Lage ſehr verdrießlich machte. Allein nicht aus Feigheit war dieſe Nation abgeneigt, dergleichen gefahrvolle Unternehmungen zu verſuchen, ſondern die innere Verfaſſung ihrer Armee, und ihre Abhängigkeit von dem ſogenannten Reichsrathe, feſſelten ihren guten Willen und die Handlungen ihrer Feldherren. Die Schweden, obgleich nicht ſonderlich geſtimmt, gegen den Blutsverwandten ihres Königs zu fechten, hatten die natürliche Tapferkeit, die ſie unter Guſtav Adolph und Carl XII bewieſen, nicht abgelegt; viel-

mehr haben ſie bei der im April verſuchten, jedoch mißlungenen Ueberrumpelung der Peenemünder-Schanze, imgleichen bei den im September bei Tarnow und Fehrbellin vorgefallenen Gefechten Beweiſe davon abgelegt, und es fehlte ihnen nur an beſſerer innerer Einrichtung und zweckmäßigerer Ausführung, um ſie in einem glänzenden Lichte erſcheinen zu laſſen, als das war, worin ſie ſich im gegenwärtigen Feldzuge abermals zeigten.

Graf Hamilton hatte den Oberbefehl über die geſammte ſchwediſche Macht bei Stralſund übernommen. So wie ſeine Vorgänger, der Feldmarſchall Ungern von Sternberg und Graf Roſen, war er dem Titel nach Heerführer; jedoch kann man behaupten, daß er ſo wenig wie jene, nach ſeinen Einſichten und Kenntniſſen zu handeln, die Freiheit gehabt habe. So gut, ſo richtig auch dieſer Feldherr ſeine Operationen anzulegen und auszuführen im Stande geweſen ſeyn mochte, eben ſo ſtark hielten der Zuſtand ſeiner Armee und die entgegengeſetzten Meinungen ſeiner Vorgeſetzten ihn gefeſſelt. Zur rechtmäßigen Verpflegung ſeiner Truppen wurden keine zweckmäßige Anſtalten getroffen; an aufgehäuften Magazinen und ſo manchen Details fehlte es gänzlich. Da alſo ſeine Armee nur durch Lebensmittel unterhalten werden mußte, die faſt bei jedem Marſche aus der Nachbarſchaft, durch Requiſitionen, zuſammengetrieben oder geliefert wurden: ſo konnte ſie keine ſchnellen Fortſchritte thun. Noch weſentlichere Schwierigkeiten ſtanden den Kriegsoperationen im Wege. Der Reichsrath hatte ſich das Recht angemaßt, alle militäriſche Bewegungen von Stralſund aus zu leiten. Er beſtand aus Perſonen die keine Lokalkenntniſſe von dem Kriegsſchauplatze beſaßen; den innern Zuſtand der Armee nicht kannten, oder

nicht kennen wollten *), und die wohl gar nicht einmal die zur Beurtheilung eines Feldzuges erforderlichen Talente beſaßen. Er ſetzte daher alle ſeine Beſchlüſſe auf Schrauben, um bei widrigen Vorfällen alle Schuld auf ſeine Feldherren ſchieben zu können; ja er ließ ſogar zuweilen letztere den bitterſten Spott über ihre Handlungen empfinden **). Oft wurden auch die Beſchlüſſe des Senats von der entgegengeſetzten Meinung des Marquis von Montalembert durchkreuzt, und die ſchwediſchen Feldherren in doppelte Verlegenheit geſetzt. Der Hof zu Verſailles hatte dieſen Officier zur Armee geſandt, um für die Subſidien, welche derſelbe an die Krone Schweden zahlte, die Operationen dieſer gedungenen Kriegsvölker zu lenken, und es war daher nicht befremdend, wenn der franzöſiſche Obriſt mehr die Abſichten ſeines Hofes als das gemeinſchaftliche Intereſſe zu begünſtigen trachtete, ſogleich nicht ſelten die genommenen Beſchlüſſe durch anderweitige Vorſchläge zu verdrängen ſuchte, wenn Zeit und Umſtände ihm dazu die Veranlaſſung gaben. Wenn es alſo z. B. darauf ankam, einen Operationsplan, im Ein-

*) In Schweden verlangte man, daß die Armee große Eroberungen machen ſollte; wenn aber die Generale vorſtellten, daß ſie, aus Mangel an allen nöthigen Bedürfniſſen zum Unterhalt des gemeinen Soldaten, keine große Thätigkeit zu beweiſen im Stande wären, ſo wurde ihnen aus dem Verſammlungsſale des Reichsraths mit einer ſchallenden Stimme zugerufen: Ihr habt Pulver, Kugeln, Bajonette, Schwerter, und dies iſt genug. — Hätte wohl der Senat des alten Roms aus einem arroganteren Tone ſprechen können? —

**) So ſchrieb einſt der Graf Palinſtierna nach Stralſund: Wie Füchſe ſind ſie in des Feindes Land gegangen, und wie Haſen wieder herausgelaufen. Correspondance du Marquis de Montalembert, Tom. I. pag. 302.

verſtändniſſe mit dem Feldmarſchall Fermór, zu verabreden, ſich der Oder zu nähern und einander die Hand zu bieten; ſo hielt er eine Diverſion über die Elbe zuträglicher, um die Unternehmungen, die damals der Prinz von Soubiſe auf Hannover verſuchte, zu unterſtützen. Der Zuſtand der ſchwediſchen Angelegenheiten blieb alſo ſtets eben ſo beſchränkt als die Lage ihrer Feldherren traurig war. Der Reichsrath und der franzöſiſche Kommiſſarius konnten ſich ſelten vereinigen. Mißtrauen erfüllte die Seelen der ſchwediſchen Generale, und die Beſorgniß, Fehler geahntet zu ſehn, in welche ſie fallen mußten, wenn ſie die ihnen ertheilten Vorſchriften zu buchſtäblich befolgten, machte ihre Schritte wankend. Daher geſchah es, daß ſie eine ewige Zeit auf die Eroberung der von Vertheidigern ganz entblößten Provinzen zubrachten, und bei Annäherung eines mäßigen aber thätigen preußiſchen Corps ſich bald wieder zurückzogen. Dem Könige von Preußen blieb dieſe ſonderbare Lage nicht unbekannt, und er achtete daher die Schweden wenig. Er ließ ihnen das Vergnügen, ſich langſam in einigen ſeiner Provinzen auszudehnen, wenn er gefahrvollere Geſchäfte abzuthun hatte, und ſandte dann erſt einige tauſend Mann ab, um ſie wieder über ihre Gränzen zurückzuweiſen, wenn ſie dem Innern ſeiner Staaten zu nahe zu kommen ſchienen.

Nachdem Graf Dohna die Einſchließung der Schweden bei Stralſund hatte aufheben müſſen, bemühte ſich Montalembert eifrigſt, ſie zu neuen Unternehmungen aufzumuntern, und der Marquis d'Havrincour, franzöſiſcher Geſandter zu Stockholm, unterſtützte die Angelegenheit bei dem Reichsrathe aus allen Kräften; demohngeachtet vergingen aber ſechs Wochen, ehe ſich Graf Hamilton entſchließen konnte, ſeine Truppen in Bewegung zu ſetzen. Hieran hin-

derte ihn hauptſächlich der traurige Zuſtand in den ſie ſeit dem verfloſſenen Winter verfallen waren. Der Scharbock, durch die Menge von Pökelfleiſch und Heringe, womit ſie faſt allein waren ernährt worden, erzeugt, hatte die Hoſpitäler mit 6000 Kranken angefüllt, deren Geneſung, wegen der wenig zweckmäßigen Anſtalten, ſehr vergrößert wurde. Die Rekruten und Pferde, um den Abgang des vorigen Feldzuges zu erſetzen, kamen nur ſparſam über das Meer, und ſo hatte er kaum 8000 Mann, auf die er ſichere Rechnung machen konnte. Am Ende des Julius ſetzte er ſich endlich in Bewegung, eroberte die Peenemünder-Schanze, und breitete ſich bis Treptow an der Tollenſe aus. Hier verweilte er wieder vier Wochen, um den Beſchluß des Reichsraths über drei ihm vorgelegte verſchiedene Operationsplane abzuwarten; und da ſich dieſer nicht mit der Zergliederung des Beſtmöglichen zu genau befaſſen, vielleicht nach der Vorliebe der franzöſiſchen Parthei für einen oder den andern, auf eine geſchickte Art, ausweichen wollte, ſo ertheilte er endlich dem Grafen Hamilton Vollmacht, nach ſeinen beſten Einſichten zu verfahren, ohne dieſerhalb einer Verantwortung ausgeſetzt zu ſeyn.

Nunmehr richtete er ſeinen Marſch nach der Ukermark. Zu dieſem Schritt hatte ihn ein Schreiben des Feldmarſchalls Fermor bewogen, durch welches er ihn einlud, ſich der Oder zu nähern, um mit dem Romanzowiſchen Corps, welches damals Schwedt beſetzt hielt, gemeinſchaftlich zu agiren. Allein Montalembert wußte den ſchwediſchen Feldherrn von dieſem, dem Hauptentzweck des großen Bündniſſes ſo angemeſſenen Gedanken, durch allerley Scheingründe abzubringen; und obgleich es ihm nicht gelang, ſeinen Plan, mit der Armee den Weg nach Wittſtock und der

Elbe einzuſchlagen, durchzuſetzen: ſo vermochte er doch ſo viel, daß Hamilton bei Friedland ſtehen blieb, um zuvor abzuwarten, welche Wendung die ruſſiſchen Angelegenheiten nehmen würden. Bald darauf liefen Nachrichten von der Schlacht bei Zorndorf und von der Niederlage der Ruſſen ein, auch verbreitete ſich das Gerücht: ein Corps Preußen ſey im Anmarſch, um die bei Straßburg ſtehende ſchwediſche Avantgarde anzugreifen. Dieſer Umſtand veranlaßte ſogleich einen Kriegsrath. Der größte Theil der Generalität war der Meinung: man müſſe bei Friedland ſtehen bleiben, und die Avantgarde zurückziehn. Hamilton verwarf aber dieſen Vorſchlag, rückte aus eigenem Antriebe zu ihrer Unterſtützung ſelbſt vor, und verſammelte die ganze Armee bei Straßburg. Dieſer feſte Entſchluß, den man von ihm nicht erwartete, verſchaffte ihm Zutrauen und Anſehn; er war aber weniger das Reſultat ſeiner eigenen Feſtigkeit, die nicht ſelten in Verlegenheit gerieth, wenn es darauf ankam, eine gewiſſe Parthei zu ergreifen, als die Folge eines Schreibens des Reichsraths Höpkins, der es vermuthlich für eine weiſe Finanzoperation hielt, die Schweden ſo bald als möglich auf brandenburgiſchen Boden zu verſetzen.

Von dieſen ſchreckenden Nachrichten war indeß nichts mehr als die Niederlage der Ruſſen bei Zorndorf, und der dadurch veranlaßte Rückzug des Generals Romanzow von Schwedt gegründet; denn ſo lange Fermor noch bei Landsberg ſtand, durfte Dohna nicht einen Mann abſenden, um ſich den Schweden zu widerſetzen, aus Furcht, die Neumark zu entblößen. Beruhiget brachen alſo dieſe wieder auf, und breiteten ſich in der Ukermark nach Gefallen aus, weil ſie nirgends Widerſtand fanden.

Jetzt wäre es noch der ſchicklichſte Zeitpunkt geweſen, ſich durch einen ſchnellen Entſchluß Berlin zu nähern, und ſich dieſer Hauptſtadt, ſo wie der darin befindlichen Niederlagen, zu verſichern. Allein ſo viel Mühe der Marquis Montalembert ſich auch gab, den Marſch der Schweden über Templin und Zehdnick zu leiten, ſo warf doch ein von dem Grafen Hamilton zur Unzeit gehaltener Kriegsrath das ganze Projekt über den Haufen. General Liewen, deſſen Charakter ſich eben ſo auszeichnete, als er ſich das Anſehn geben wollte, eine genaue Kenntniß des Landes zu beſitzen, widerſetzte ſich heftig, und ſchlug dagegen vor: durch die Grafſchaft Ruppin zu ziehn, weil daſelbſt beſſere Wege und mehr Lebensmittel anzutreffen wären. — Mehr bedurfte es nicht, um ſeiner Meinung die Oberhand zu verſchaffen. Der Zug wurde beſchloſſen, die Armee drang bis Neu-Ruppin vor, und beſetzte Fehrbellin. Nicht ohne viel Ueberredungskunſt erlangte Montalembert, daß General Heſſenſtein mit 2500 Mann nach Zehdnick geſandt wurde, um dort auf der Havel und der Straße nach Berlin Poſto zu faſſen.

Mit wichtigern Gegenſtänden beſchäftigt, hatte der König von Preußen dem Schneckengange der ſchwediſchen Operationen gelaſſen zugeſehn; jetzt aber, da ſie nur noch acht Meilen von ſeiner Reſidenz entfernt waren, dünkte es ihm Zeit zu ſeyn, ihrem ferneren Vorrücken Gränzen zu ſetzen. So wenig es ſeine damalige Lage in Sachſen verſtattete, ſeine Armee zu ſchwächen; ſo gefährlich es geweſen ſeyn würde, das ſchon nicht zahlreiche Dohnaiſche Corps noch mehr zu verringern, ſo erforderte es doch die Nothwendigkeit, einige tauſend Mann nach der Mark zu ſenden.

General **Wedel** erhielt dazu den Auftrag. An der Spitze von 6000 Mann erſchien er bei Fehrbellin; konnte aber, aller Anſtrengung ungeachtet, ihrer Tapferkeit nichts abgewinnen. Beide Theile verhielten ſich jetzt leidend in ihren gewählten Stellungen, ohne weiter etwas von Wichtigkeit zu unternehmen.

Das Lager der Schweden hinter den Seen und Moräſten bei Ruppin war zu feſt, und **Wedel** zu ſchwach um es anzugreifen. Dagegen ward jenen die Stärke ihrer Poſition ſelbſt dadurch nachtheilig, daß ſie durch die von den Preußen genommene Stellung gleichſam in einem Sacke eingeſperrt waren, aus welchem ſie nicht anders als nur auf eben dem Wege herausſchlüpfen konnten, auf welchem ſie hineingegangen waren. Wäre das Corps des Generals **Wedel** verhältnißmäßig ſtärker geweſen, um ſie enger einzuſchließen: ſo hätten die Schweden hier wahrſcheinlich ein Gegenſtück zur Gefangennehmung der Sachſen beim Lilienſtein geliefert; ſo aber mußte der preußiſche Feldherr ſich mit dem Verſuche begnügen, ihnen die Lebensmittel abzuſchneiden, und die Zufuhr, die ſie aus der alten Mark und der Priegnitz erhielten, zu erſchweren. Seine Huſaren, die beſtändig um ihr Lager herumſchwärmten, waren in ihren Unternehmungen glücklich, und dadurch gerieth die feindliche Armee, in Abſicht ihres Unterhalts, in keine geringe Verlegenheit; ſie verſuchte jedoch kein Mittel, ſich mit Gewalt herauszureißen.

Hamilton ſah nunmehr ſeine begangenen Fehler ein. Er bereuete, daß ſeine zu ängſtliche Beſorgniß, gegen die doppelſinnigen Beſchlüſſe des Reichsraths zu verſtoßen, ihn veranlaßt habe, den Vorſchlägen ſeiner Unterfeldherren zu viel Gehör zu geben. Er fühlte jetzt, wie nachtheilig ihm ſeine zu große Nachgiebigkeit geworden, und wie ſehr die

Subordination dadurch geſunken ſey *). Die Sache war inzwiſchen geſchehen, und es gingen nun alle Abſichten auf Berlin, die, vier Wochen früher ausgeführt, dem Könige von Preußen eine gefährliche Wunde beibringen konnten, ganz verlohren. Der Mangel an Lebensmitteln ward täglich fühlbarer, und es war vorauszuſehen, daß ein Rückzug unvermeidlich werden würde, wenn man — was doch in Hinſicht auf ſeine Verhältniſſe mit ſeinen Vorgeſetzten bedenklich blieb — die Preußen zu vertreiben nicht beſchließen wollte. Dagegen ſchien es ihm und der Nation ſchimpflich, einem ſo ſchwachen Feinde zu weichen. Noch konnte er ſich auf die Treue ſeiner Soldaten verlaſſen; ſie erduldeten willig Hunger und Blöße; bei ihnen war Gehorſam mit natürlicher Tapferkeit verbunden, ächte Züge aus dem Charakter eines gebohrnen Schweden, und mit dieſen Hülfsquellen hoffte er wenigſtens noch eine Zeitlang den Beſitz der Grafſchaft Ruppin zu behaupten, ſo prekär ihm auch die Unterſtützung der Ruſſen ſcheinen mußte. Allein die Betriebſamkeit der preußiſchen Feldherren, von jedem günſtigen Umſtande Vortheile zu ziehen, vereitelte auch dieſen Vorſatz.

Die Schweden hatten an der Peene Vorrathshäuſer an-

*) Unter den ſchwediſchen Feldherren herrſchte Eiferſucht, perſönlicher Haß oder Eigenwille. Jeder hielt ſich für fähig, zu befehlen, und die große Nachgiebigkeit des Grafen Hamilton verſchlimmerte dieſe für die Armee ſo nachtheilige Lage. Es ging ſogar ſo weit, daß General Kalling es wagte, ſeinem Heerführer ins Geſicht zu ſagen: ich werde zwar bei Gelegenheit meine Schuldigkeit beobachten, mich aber niemals hervorthun. Eine Frechheit, die Hamilton zu ahnden ſich nicht getraute, weil einmal auch der beſte Wille durch die Mängel der Konſtitution gefeſſelt blieb. —

gelegt, aus welchen ſie in ihrer jetzigen Lage den fehlenden Unterhalt ziehen konnten; doch war die zu ihrer Deckung zurückgelaſſene Anzahl Truppen ſo geringe, um Widerſtand zu leiſten, da ſie von aller Unterſtützung entblößt war. Konnten dieſe Magazine erobert, und eine Beſorgniß im Rücken der bei Ruppin verweilenden Armee erweckt werden, ſo ſchien es eine Möglichkeit, den Grafen Hamilton zum Zurückzuge zu bewegen, da Wedel viel zu ſchwach war, um dies mit offenbarer Gewalt zu verſuchen. Der nach ſeinem Gouvernement von Stettin gewiſſermaßen verwieſene Herzog von Bevern faßte daher den patritiſchen Entſchluß, die Operationen dieſes Generals zu erleichtern, indem er durch ein Detaſchement ſeiner Beſatzung einen Streifzug nach Schwediſch-Pommern unternehmen ließ. Dies ging über die Peene, bemächtigte ſich des in Loitz befindlichen Magazins, veranlaßte die Schweden Anklam und Demmin zu räumen, und trieb, bis an die Thore von Stralſund, Kontributionen ein. Dieſe unerwartete Diverſion zwang den Grafen Hamilton nach Prenzlow zurückzugehen, um ſich hinter der Uker zu ſetzen, und die Gemeinſchaft mit ſeinen Magazinen wieder zu eröffnen.

So ſtanden hier die Sachen, als Friedrich II den Generalen Dohna und Wedel den Befehl ertheilte, mit ihren Corps nach Sachſen zu marſchiren. Seine Angelegenheiten waren dort in einer ſo kritiſchen Lage, daß er eiligſt Verſtärkungen dahin ſenden mußte, wollte er nicht dem Beſitze dieſes Churfürſtenthums gänzlich entſagen. Dieſer war ihm, aus vielen triftigen Gründen, viel zu wichtig, als daß er nicht, wenn es die Noth erforderte, Pommern und die Ukermark auf kurze Zeit ihrem Schickſale hätte überlaſſen ſollen. Das Glück, welches ihn, ſelbſt in den bedrängteſten

Lagen ſeiner militäriſchen Laufbahn, ſelten verließ, bemühte ſich auch jetzt, die Weisheit ſeines Entſchluſſes in den Augen des ſtaunenden Europa's zu rechtfertigen, und ſo mußte die Ohnmacht der Schweden, noch mehr aber der unerwartete Rückzug der Ruſſen ihm die Mittel an die Hand geben, die ſchon ſteigende Schale ſeines Schickſals wieder zum Sinken zu bringen.

Als Graf Dohna die mit ſtarken Schritten der Weichſel zueilenden Ruſſen verließ, ſandte er den General Manteuffel mit 5000 Mann nach der Ukermark, um das nach Sachſen beorderte Corps des Generals Wedel abzulöſen. Obgleich ebenfalls zu ſchwach, um die Schweden mit Gewalt zu vertreiben, ſtellte dieſer ſehr entſchloſſene Feldherr ſich ihnen doch unweit Prenzlow entgegen. Die Schweden, denen dieſe nahe Nachbarſchaft nicht behagte, verſuchten einen im Dorfe Güſtow aufgeſtellten Vorpoſten von 300 Mann aufzuheben; General Lingen, dem der Auftrag dazu mit 4000 Mann Infanterie und 700 Pferden ertheilt ward, nahm ſich aber dabei ſo ungeſchickt, daß er mit Verluſt zurückgewieſen wurde. Um dieſen Schimpf zu rächen, brachte man im ſchwediſchen Lager in Vorſchlag, den General Manteuffel ſelbſt anzugreifen. So rühmlich dieſer Vorſchlag war, ſo blieben doch in einem dieſerhalb gehaltenen Kriegsrathe die Meinungen ſo getheilt, daß man lieber den ganzen Entwurf aufgab, um ſich keiner Verlegenheit auszuſetzen.

Nach dieſem Vorgange verließen die Schweden die Ukermark, und zogen ſich nach Anklam zurück. Der Mangel an Lebensmitteln und an Futter zwang ſie zu dieſem Entſchluſſe, den die Uneinigkeit und das Mißvergnügen, das unter ihren Feldherren herrſchte, gewiſſermaßen anrieth. Graf Hamilton

ton hatte aus Verdruß ſeine Entlaſſung gefordert, und ſie erhalten. General Lantingshauſen war an ſeine Stelle getreten. Seit dem Ausbruche des Krieges war dies der vierte Heerführer, den man an die Spitze der ſchwediſchen Armee ſtellte — ein Beweis, wie fehlerhaft die Konſtitution war, durch welche der Staat, die Nation und das Heer regiert wurden. Denn da man den Feldherren die Einſicht, ſo wenig wie den Truppen die Tapferkeit, abſprechen kann: ſo mußte der ſchlechte Erfolg ihrer Operationen einem andern ſchädlichen Einfluſſe zuzuſchreiben ſeyn, den weder der beſte Wille, noch die Liebe zum Vaterlande zu heben vermochten.

Lantingshauſen hatte gerade den Oberbefehl übernommen, als der Graf Dohna mit ſeiner Armee aus Sachſen zurückkam, und ſeinen Marſch durch Mecklenburg gegen die Trewel richtete. Seine Abſicht war, die dort befindlichen ſchwediſchen Vorpoſten zu überrumpeln, ihrer Armee in den Rücken zu gehen, und die Beſatzungen von Anklam und Demmin abzuſchneiden. Manteuffel, der den Schweden bis an die Tollenſe gefolgt war, ſollte dieſe Unternehmung von der andern Seite unterſtützen: da aber die anhaltende feuchte Witterung den Durchzug durch die an der Trewel belegenen Sümpfe noch nicht geſtatten wollte: ſo mußte die ganze Unternehmung noch einige Tage verſchoben werden, um andere Auswege zu ſuchen. Endlich gelang es dem Grafen Dohna, unerwartet vor Dammgarten zu erſcheinen, und die dortige Beſatzung zur Uebergabe zu zwingen. Lantingshauſen erhielt nicht ſobald Nachricht von dieſem Manöver, das ſeinen Rücken bedrohte, als er ſogleich einige Abtheilungen ſeiner Armee nach dieſer Gegend ſandte; ſie kamen aber zu ſpät: Dohna war ſchon über

die Reknitz, und zugleich **Manteuffel** über die Peene gegangen. Dies bewog den feindlichen Heerführer, ſeine Armee nach Stralſund zurückzuführen, und ſie um dieſe Stadt und auf der Inſel Rügen in die Winterquartiere zu verlegen. Anklam und Demmin, von aller Unterſtützung entblößt, ergaben ſich nach einer kurzen Belagerung.

Dies war der letzte, zugleich aber wirkſamſte Schlag, der die Schweden in dieſem Jahre traf. Durch die Eroberung verſchiedener Poſten, wodurch ſie ihre Winterläger zu ſichern glaubten, büßten ſie 3000 Mann ein — ein Verluſt, den ſie im ganzen Feldzuge nicht durch die Macht des Feindes erlitten hatten. Rühmlich war derſelbe freilich nicht für ſie, wenn man bedenkt, daß 15 bis 16,000 Schweden ſich jederzeit durch 5 bis 6000 Preußen hinhalten ließen; allein wie konnten ihre Feldherren mehr bewirken, da, in ihrer ſo beſchränkten Lage, ihre Operationen ſtets durch allerlei ſich kreuzende Meinungen und Vorurtheile gehemmt wurden!!

XVII.

Allgemeine charakteriſtiſche Schilderung des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzoſen im Jahre 1758.

In der Nummer XII dieſes Werks haben wir bereits bemerkt, daß die Lage, in der ſich der König von Preußen, im Anfange des Jahres 1758, befand, ihm anrieth, die ſo nahe an ſeinen Gränzen ſtehende franzöſiſche Armee in ihren Winterquartieren überfallen, und bis an den Rhein zurücktreiben zu laſſen, während er ſo wenig von den Oeſtreichern als Ruſſen etwas zu befürchten hatte. Verſchiedene Gründe beſtimmten ihn, dies Vorhaben ſo früh als möglich ins Werk zu richten. Theils ſollte dadurch ein mächtiger Feind vom eigentlichen Schauplatze des Krieges auf eine Zeitlang entfernt werden; theils ſchien in Rückſicht auf die Schwäche der alliirten Armee es nicht rathſam, dieſen kühnen Streich ſo lange zu verſchieben, bis das nach Deutſchland beſtimmte neue franzöſiſche Heer zu dem alten geſtoßen ſeyn würde; theils ſchmeichelte er ſich des glücklichen Ausganges dieſer Unternehmung, wenn er den ſchlechten Zuſtand der Franzoſen, den für ſie ſo ungünſtigen Winter, und den Charakter ihrer Feldherren mit der gegenwärtigen beſſern Verfaſſung der Verbündeten, dem ausdauernden Muthe der abgehärteten Deutſchen, und den Talenten des Herzogs Ferdinand in Vergleichung ſtellte. Hierzu kam noch gewiſſermaſſen die Nothwendigkeit, den Einfluß, den er auf die Unternehmun-

gen der Alliirten, durch die Folgen der Schlacht bei Roßbach, die Anſtellung eines ſeinen Abſichten ergebenen neuen Heerführers, und die Aufhebung der Convention von Kloſter Seeven, errungen hatte, zu nutzen, um auch von dieſer Seite ſeinen Feinden ſich furchtbar zu machen. Das Vorhaben war freilich kühn, die Ausführung mißlich, und der Leſer wird nur dann von der Möglichkeit eines erwünſchten Reſultats ſich überzeugen können, wenn wir ihm die Umſtände ſchildern, unter welchen die ganze ſo gewagte Expedition ausführbar zu ſeyn ſchien. Denn ſo lehrreich auch die von dem Herzoge Ferdinand bei dieſer Gelegenheit betretene Bahn dem Krieger iſt, ſo einſichtsvoll der Prinz Heinrich von Preußen hierbei mitwirkte; ſo kann man doch nicht leugnen, daß der Zufall auch das Seinige zum unverhofften glücklichen Ausgange beitrug. Es bleibt daher ausgemacht, daß auch der klügſte Anführer einer nicht zahlreichen Armee, das Ungefähr mit in Anſchlag bringen muß, wenn er Unternehmungen, die, nach den gewöhnlichen Grundſätzen, die Kräfte des ſchwächern Theils zu überſteigen drohen, glücklich zu Stande bringen will.

Nachdem die Armee der Verbündeten die Winterquartiere in der Gegend von Lüneburg bezogen hatte, war der Herzog von Richelieu darauf bedacht geweſen, ſeinen Truppen die ihrigen gleichfalls anzuweiſen. Bei der Wahl derſelben hatte er aber mehr auf Bequemlichkeit, als auf Sicherheit Rückſicht genommen, und ſich dieſe Nachläſſigkeit in der Vorausſetzung erlaubt, daß es während des noch anhaltenden Winters einer ſo ſchwachen Armee nie einfallen könne, einen ernſthaften Angriff zu wagen. Seine Quartiere waren ſo ausgedehnt, daß ſie ſich von Bremen durch das Hannövriſche, durch Weſtphalen und Heſſen, bis an den

Mayn erſtreckten. Die an der Aller und Weſer aufgeſtellten Poſten, ingleichen die mit ſtarken Beſatzungen verſehenen Städte Zelle, Braunſchweig, Wolfenbüttel und Hildesheim ſollten ihnen zur Vormauer dienen, und ſo hielt der ſehr gleichgültige Richelieu ſich für eben ſo ſicher, als er ſich Glück wünſchte, einen ſo großen Strich Landes beſetzen, und nach Gefallen brandſchatzen zu können. Dieſe Ausdehnung war zu ſtark, als daß der dabei begangene Fehler einem aufmerkſamen Gegner hätte entgehen können. Ferner waren die Franzoſen unter dem Oberbefehl ihres Heerführers ganz ausgeartet; denn ſo ſtrenge d'Etrees aus Liebe zum Ruhme geweſen war, ſo gelinde war Richelieu aus Hang zur Beute. Jener hatte alle Ausſchweifungen aufs härteſte beſtraft, und während ſeines Feldzuges einige hundert Menſchen aufhängen laſſen, um die Kriegszucht in ihrem Werthe zu erhalten, dagegen aber auch ſeinem Nachfolger eine vortreffliche Armee überliefert; dieſer hingegen ſah allen Plünderungen, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen gelaſſen zu, weil er ſich ſelbſt dabei nicht vergaß, und büßte gewiß ein Drittheil ſeiner Armee durch Krankheiten und Ausreißen ein. Dergleichen Nachläſſigkeiten brachten unter ſeinen Truppen die größte Unordnung und Muthloſigkeit. Der franzöſiſche Soldat vergaß ſein ſonſt eigenthümliches Feuer, ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen, mit einem Worte, den Ruhm, den ſeine Vorfahren in ſo manchen blutigen Kriegen erworben hatten. Die ſchlechten Anſtalten, die zu ſeiner Verpflegung ſowohl bei dem Kommiſſariat, als bei den Lazarethen getroffen wurden, ließen ihn, bei den wirklich anſehnlichen Vorräthen, an allen Bedürfniſſen zu ſeinem Unterhalte, ſeiner Kleidung und ſeiner Geneſung, Mangel leiden. Dies machte ihn kleinmüthig und ungeduldig. Der Kriegsdienſt

und die davon unzertrennliche blinde Unterwürfigkeit wurden ganz vernachläſſigt, und ſo ſank jetzt der Geiſt der franzöſiſchen Armee eben ſo tief herab, als er bei der feindlichen, durch die bei derſelben eingeführte ſtrenge Ordnung und Vorſicht, gehoben wurde.

So war der Zuſtand des franzöſiſchen Heeres beſchaffen, als der Hof zu Verſailles den Herzog von Richelieu zurückberief, und den Grafen Clermont zum Heerführer in Deutſchland ernannte. Jener hatte zwar darauf angetragen; allein das franzöſiſche Miniſterium ward zu dieſer Veränderung mehr durch die gegen dieſen Feldherrn eingelaufenen Beſchwerden veranlaßt, als daß es ſeinem Wunſche hätte zuvorkommen wollen. Sehr froh, noch zu rechter Zeit vom Schauplatz abzutreten, reiſte er, mit Beute belaſtet, nach Paris zurück. Dort ſetzte er ſich leichtſinnig über das Urtheil und den Spott ſeiner Mitbürger hinweg, war glücklich genug, durch die Begünſtigung gewiſſer Höflinge, einer Unterſuchung ſeines Betragens zu entgehen, und erhielt ſogar nach einiger Zeit das Gouvernement von Guienne. Clermont hingegen übernahm den Oberbefehl über ein ganz zügellos gewordenes Heer gerade zu der Zeit, als die Alliirten wieder anfingen, ſich in Bewegung zu ſetzen.

Als Richelieu zurückberufen werden mußte, war der Hof ſehr verlegen, wen er zu ſeinem Nachfolger wählen ſollte. Die abſcheuliche Unordnung, die, ſeitdem er die Armee anführte, bei derſelben eingeriſſen war, gehörig zu heben, war nicht die Sache eines jeden der ältern Generale. Der Marſchall von Belliſle war Kriegsminiſter geworden, und d'Etrees mochte man nicht wieder nach Deutſchland ſenden; die Wahl fiel daher auf den Grafen von Clermont, einen Prinzen vom Geblüte; ſie beweiſt aber die Armuth,

die Verlegenheit und Unentſchloſſenheit des Miniſteriums. Er war ein Mitteldiug zwiſchen Soldat und Prieſter; denn wirklich war er Abt von St. Germain-des-Pres, ſonſt ein ſehr rechtſchaffener Mann, aber ohne Talent, ohne Erhabenheit des Geiſtes und ohne Verdienſt. Der Hof zu Verſailles kannte ſeine Unfähigkeit, ſcheint aber bloß in der Abſicht ſich entſchloſſen zu haben, ihm das Kommando zu übertragen, um den Kabalen, den Feindſchaften und den Ränken, welche die Generale der Armee entzweiten, ein Ende zu machen, folglich einen Feldherrn an die Spitze zu ſtellen, dem ſeine Geburt ſchon ein großes Gewicht gab, und der zugleich durchgehens für einen guten Mann galt. In der Hoffnung, ſeine Unfähigkeit zu decken, ordnete man ihm einen Kriegsrath zu, der aus vier General-Lieutenanten beſtand, und jeden ſeiner Schritte zu leiten beſtimmt war. Man wählte dazu den Marquis von Villemür, den Grafen von Mortagne, den Marquis von Contades und den Grafen von St. Germain. Unter dieſen ſchenkte Clermont dem zweiten, der, als ein geiſtreicher Kopf, bald eine vollkommene Herrſchaft über ihn erhielt, ſein unbegränztes Vertrauen; unglücklicherweiſe aber hatte er gerade den Mann ohne Sitten und Grundſätze gewählt, der, durch den ehrgeizigen Wunſch, ſelbſt die Armee anzuführen, geleitet, ein Verräther an dem Prinzen ward, ihn zu falſchen Schritten verleitete, und ſo das Unglück beförderte, welches die Franzoſen bis nach der Schlacht bei Crevelt verfolgte *).

Bei ſeiner Ankunft in Deutſchland traf der Graf Clermont die Armee in großer Beſtürzung an. Gegen ihre Erwar-

*) Schilderung der franzöſiſchen Generale, die während des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland gedient haben. Seite 55 — 58.

tung hatten die Verbündeten die Waffen wieder ergriffen, und ſtrömten gegen die Aller. Kaum hatte er die erforderliche Muße, ſich einen hinlänglichen Begriff von der Stellung und dem Zuſtande zu machen, worin Richelieu die Armee gelaſſen hatte, als er ſchon Befehle ertheilen mußte, um den anrückenden Feinden zu begegnen. Dieſe ſtimmten ganz mit der Schilderung überein, die wir von ihm und ſeinem Rathgeber entworfen haben; ſie führten das Gepräge der Unſchlüſſigkeit und des Wankelmuths, indem man ſie faſt eben ſo bald widerrief, als ſie gegeben worden waren. Kein haltbarer Poſten wurde gehörig unterſtützt. Die Aller wurde verlaſſen, obgleich die Natur, durch ein ſchnell eingetretenes Thauwetter und eine darauf erfolgte außerordentliche Ueberſtauung dieſes Fluſſes, ſich gegen ein Vorhaben zu empören ſchien, was Clermont zu verhindern zu wenig Entſchloſſenheit zeigte. Der Uebergang über die Weſer ward den Verbündeten eben ſo wenig erſchwert; denn obgleich die ſo weit auseinander gedehnte franzöſiſche Armee ſich endlich unter die Kanonen von Minden zuſammenzog, wodurch ſie noch Meiſter der beiden Ufer dieſes Stromes blieb: ſo ſchien die Muthloſigkeit und Unzufriedenheit derſelben dem Grafen Clermont doch auch hier nicht hinlängliche Sicherheit zu gewähren. Er ging daher über die Weſer nach Hameln zurück, in der gewiſſen Vorausſetzung, die noch ſo ungünſtige Witterung werde dem Herzoge Ferdinand nicht erlauben, eine Belagerung vorzunehmen, und ihm ſo Zeit verſchaffen, andere Maßregeln zu ergreifen. Allein dieſer, gewohnt, ſich durch keine Schwierigkeit abhalten zu laſſen, trug dem General Oberg auf, die Laufgräben zu eröffnen, und General Morangies, der Minden mit 4000 Mann vertheidigen ſollte, ergab ſich ſechs Tage darauf mit ſeiner Be-

ſatzung zu Kriegsgefangenen. Clermont wagte auch nicht einen Schritt zur Rettung dieſer Feſtung, und der Verluſt derſelben machte auf ihn einen ſo tiefen Eindruck, daß er, der es nicht verſtand, Unglücksfälle zu ertragen, geſchweige zu verbeſſern, ganz den Kopf verlohr, Hameln und die Weſer verließ, Oſtfrießland und Heſſen räumte, und ſich nicht eher ſicher glaubte, bis er ſeine Quartiere durch den Rhein gedeckt ſah. Dieſer Rückzug geſchah mit einer Eilfertigkeit und Unordnung, daß er einer Flucht glich. Der Uebergang über den Rhein geſchah bei Düſſeldorf, und das Heer ward zwiſchen der Roer, der Maas und dem Rhein verlegt. Nur ein Theil der Armee des Herzogs von Broglio, die bisher in Heſſen geſtanden hatte, blieb dieſſeits hinter der Lahn ſtehn.

Die Verbündeten folgten den Franzoſen auf dem Fuße nach, und verſchiedene ihrer Anführer zeichneten ſich durch Geſchicklichkeit aus. So z. B. verrieth, bei der ihm übertragenen Ueberrumpelung des Poſtens von Hoja, der Erbprinz*) von Braunſchweig in ſeinem 23ſten Jahre ſchon die Talente eines Feldherrn. Der Herzog von Holſtein, an der Spitze aller leichten Truppen, ließ den feindlichen Nachzug nicht aus den Augen; faſt täglich erhielt er über denſelben anſehnliche Vortheile, und ſeine Mannſchaft die reichſte Beute. Sobald aber der zu einem Uebergange über den Rhein nicht vorbereitete Herzog Ferdinand den Feind jenſeits dieſes Fluſſes ſah, gönnte er ſeiner Armee die nöthige Erholung, verlegte ſie in die Gegend von Münſter, verpflegte ſie aus den eroberten Magazinen, und belaſtete die weſtphäliſchen Bisthümer mit ſtarken Kontributionen.

---

*) Jetzt regierender Herzog.

Dies war der Erfolg einer Unternehmung, die den Verbündeten mehr werth war als der glänzendſte Sieg, und den Franzoſen mehr Nachtheil brachte, als wenn ſie die blutigſte Schlacht verlohren hätten. Es iſt unbegreiflich, wie Graf Clermont bei dieſer Gelegenheit ſo wenig Entſchloſſenheit zeigen konnte, indem, wenn er auch, die Weſer verlaſſen zu müſſen, ſich eingebildet haben mochte, es immer noch in ſeiner Gewalt ſtand, verſchiedene feſte Poſten zu wählen, in denen er, nach der Vereinigung mit dem Herzoge von Broglio, ſich vertheidigen, dem Glücke der Verbündeten Gränzen ſetzen, ja, wegen ſeiner Uebermacht, wohl gar wieder angriffsweiſe zu Werke gehen konnte. Eine völlige Niederlage würde ihm nie mehr an Mannſchaft, Geſchütz, Gepäcke, Magazinen und Gelde gekoſtet haben, als dieſer übereilte Rückzug, der Frankreich, innerhalb ſechs Wochen, die Früchte eines ganzen Feldzuges raubte. Man findet in der Geſchichte wenig Beiſpiele von einem ſolchen paniſchen Schrecken, einer ſolchen Indiſciplin und ſolchen Grauſamkeiten, als die Franzoſen auf dieſer ſchimpflichen Flucht gaben, und man hat Mühe, dieſe ſonſt ſo gebildete Nation in dieſer Schilderung zu erkennen.

So war denn der erſte Stoß, der in dieſem Feldzuge das franzöſiſche Heer treffen ſollte, geſchehn. Er war die Folge einer Idee des Königs von Preußen, deren Ausführung er damals für nothwendig hielt. Der Gedanke, mit ungefähr 30,000 Mann die Quartiere von 100,000 Mann zu durchbrechen, und letztere über den Rhein zurückzudrücken, war kühn; und wenn gleich manche günſtige Umſtände den glücklichen Erfolg dieſer gewagten Unternehmung hoffen ließen, ſo mußten doch gerade Feldherren, wie der Herzog Ferdinand und der Prinz Heinrich von Preußen,

dazu den Auftrag erhalten. Bloß der Muth und die guten Diſpoſitionen des erſteren, ingleichen die geſchickte Art, wie letzterer dieſelben unterſtützte, krönten das Werk an der Hand des Glücks und des Zufalls. Die Vortheile, welche die Alliirten durch dieſe Expedition einernteten, ſtanden in Verbindung mit den Operationen Friedrichs II. Jetzt konnte er ſeinen nach Mähren beabſichtigten Zug ſicherer unternehmen, beſonders da Prinz Heinrich, der wieder nach Sachſen zurück marſchirt war, die Aufmerkſamkeit der vereinigten Reichs- und öſtreichiſchen Armee auf ſich zog, und ſie durch ſeine in Franken unternommenen Streifzüge, und durch ſeine künſtlichen Bewegungen in Sachſen, in ſolcher Ungewißheit und Unentſchloſſenheit erhielt, daß der Wiener Hof ſogar das Corps des Generals Dombale von der franzöſiſchen Armee abrief, um das ſcheinbar bedrohte Böhmen noch mehr zu ſichern.

Zwar waren jetzt die Franzoſen größtentheils, und nicht in der beſten Verfaſſung, über den Rhein gegangen, und doch konnte der Herzog Ferdinand noch keinen anderweitigen Operationsplan mit Sicherheit entwerfen. Seine Armee, deren Kräfte durch ſo viele Anſtrengungen ſehr erſchöpft war, bedurfte einer Erholung; man mußte die aus dem Innern der deutſchen Provinzen gezogenen Ergänzungen erſt erwarten; für die Verpflegung auf den künftigen Zügen mußten dienliche Maßregeln genommen werden, und Falls gar ein Uebergang über den Rhein mit in Anſchlag kommen ſollte: ſo war, wegen der vortheilhaften Stellung des Feindes, zu einer ſo künſtlichen Unternehmung noch manche außerordentliche Vorbereitung nöthig. Es verliefen daher beinahe zwei Monate, ehe die Verbündeten ſich zu neuer Thätigkeit anſchicken konnten.

In der Lage des Herzogs Ferdinand war der Entwurf des zweckmäßigſten Operationsplan keine leichte Sache. Man kann annehmen, daß drei verſchiedene ihm einleuchtend werden mußten, und es bedurfte daher unſtreitig eines geübten militäriſchen Studiums, um unter dieſen den, den Umſtänden angemeſſenſten, zu wählen. Der erſte war: durch Heſſen bis an die Lahn vorzudringen, und den Prinzen von Soubiſe, der hinter dieſem Fluſſe kantonirte, gleichfalls über den Rhein zurückzuweiſen, Hanau, Frankfurt, ja vielleicht Mainz zu erobern. Der zweite beſtand darin, die feindliche Armee am Niederrhein zu verfolgen, und wo möglich ſo zu ſchlagen, daß man ſich wieder Meiſter von Weſel machen konnte, ehe Soubiſe etwas von Wichtigkeit zu unternehmen im Stande war. Das Objekt des dritten war endlich: ſich an den erlangten nicht geringen Vortheilen zu begnügen, und durch einen geſchickt geführten Vertheidigungskrieg Heſſen und Weſtphalen zugleich zu decken. Unter dieſen drei Operationsplanen hatte der Herzog zu wählen, und ich geſtehe gern, daß ſie ſämmtlich manchen erheblichen Schwierigkeiten, deren Auseinanderſetzung hier zu weitläuftig ſeyn würde, unterworfen blieben. Nach meiner Ueberzeugung, und nach der damaligen Stellung der Feinde zu urtheilen, halte ich dafür, daß der letztere der ſicherſte geweſen ſeyn würde, wenn man annimmt: daß es in dieſem Feldzuge hauptſächlich darauf ankam, die Franzoſen an der Wiedereroberung der durch Uebereilung geräumten Provinzen zu hindern, bevor die aus England erwarteten Hülfstruppen auf deutſchen Boden verſetzt werden konnten. Allein auch dieſer Operationsplan war nicht der leichteſte, und es gehörten zur Führung dieſes künſtlichen Vertheidigungskrieges keine gemeinen Talente, wenn

gleich die in der Gegend der Päſſe von Stadtbergen gewähl⸗ten feſten Poſitionen, aus welchen man nöthigen Falls bald nach Heſſen, bald wieder nach Münſter gelangen konnte, dazu die Hand boten *). Nächſt dieſem dürfte der erſte gleich⸗falls ſeinen Nutzen gehabt haben, wäre — wie man es in der Folge erfahren hat — vorauszuſetzen geweſen, daß, ehe die Armee des Grafen Clermont durch die Schlacht bei Crevelt in eine ſo mißliche Lage gerathen war, daß ſie allein ſich zu halten nicht mehr vermochte, das franzöſiſche Miniſte⸗rium beſchloſſen hatte, die Armee des Prinzen von Sou⸗biſe nach Böhmen zu ſenden, um die Bedingungen des Traktats von Verſailles zu erfüllen. Dieſer, vom Könige von Preußen vielleicht befürchtete Umſtand, ſein Einfluß auf die Operationen der Verbündeten, und ſein dringender Wunſch, daß von Seiten der letzteren, dieſe, ſeinen Feinden zu⸗zuwendende Verſtärkung möglichſt verhindert werden möchte, vielleicht gar eine Vorſchrift, über den Rhein zu ſetzen, ſind alſo wahrſcheinlich die Gründe, die den Herzog Ferdinand beſtimmten, dem zweiten, obgleich in allem Betracht gefähr⸗lichſten Operationsplane, den Vorzug zu geben. So bleibt es dem Geſchichtsforſcher ſtets ſchwer, über die Handlungen der Heerführer ein richtiges Urtheil zu fällen, wenn ganz beſondere Umſtände ſie zu Abweichungen von den zweckmäßi⸗geren oder ſicheren Planen zwingen.

Graf Clermont, der ſeit der Eroberung von Minden ſich nicht eher ſicher glaubte, als bis er den Rhein zwiſchen ſeiner und der Alliirten Armee fließen ſah, hatte ſeine Trup⸗pen in die Herzogthümer Cleve und Jülich, in das öſtreichi⸗

---

*) Die Richtigkeit dieſer Behauptung erwies der Herzog Ferdinand, im Anfange des Feldzuges von 1759, hinlänglich.

ſche Geldern und in das Churfürſtenthum Cöln verlegt, und ſein Hauptquartier zu Weſel genommen; die Feſtungswerke von Düſſeldorf und Kaiſerswerth in den beſten Vertheidigungsſtand ſetzen laſſen, und eine Kette von kleinen, längs dem Rhein geſtellten Poſten dazu beſtimmt, die feindlichen Bewegungen zu beobachten. Eine zweite Armee, unter dem Befehle des Prinzen von Soubiſe, ſtand hinter der Lahn, und hielt Frankfurt am Main und Hanau beſetzt. In dieſer Stellung glaubte er ſich ſehr ſicher. Sein Heer verſtärkte ſich täglich durch die aus Frankreich ankommenden Rekruten, und wuchs bald wieder bis zu 60,000 Mann an. Auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsminiſters, Herzogs von Bellisle, ſuchte er in demſelben die unter Richelieu ganz erloſchene Kriegszucht wieder herzuſtellen; und da er der Soubiſeſchen Armee, ſo wie dieſe ihm, die Hand bieten konnte, ſo trauete er dem Herzoge Ferdinand weder den Uebergang über den Rhein noch eine Unternehmung auf Frankfurt zu. Demungeachtet verſuchte dieſer doch das erſtere, ohne ſich um die ihm aufſtoßenden Schwierigkeiten zu kümmern. —

Graf Clermont ſchien noch keinen feſten Entſchluß gefaßt zu haben, und eine unerwartete Erſcheinung mitten in deſſen Quartieren ließ den Herzog hoffen, er werde dadurch eben ſo betäubt werden als er es beim Uebergang über die Aller ward. Allein ſo viel Großes auch in dieſem Entwurfe lag, ſo viel Gewicht auch Ferdinands Geiſt darauf zu legen verſtand, ſo waren doch noch viele Schwierigkeiten zu überſteigen, ehe der Endzweck glücklich erreicht werden konnte. Der Uebergang über einen ſo breiten Fluß, als der Rhein, der noch dazu im Angeſichte des Feindes unternommen werden mußte, war nichts leichtes; und glückte er

auch, ſo erforderte doch die Klugheit, beim weitern Vordringen, auf die Sicherheit des Rückzuges beſondere Rückſicht zu nehmen, um nicht, bei ſich ereigenenden Unglücksfällen, eine gänzliche Niederlage zu erleiden. Ferner ſtand zu erwarten, Prinz Soubiſe werde dieſen Zeitpunkt nutzen, um wieder in Heſſen zu erſcheinen, vielleicht gar noch weiter vorrücken, ehe der Herzog über den Rhein zurückkehren und ſeine blosgeſtellten Magazine zu retten im Stande ſeyn würde.

Aus dieſer Lage der Sachen erſieht man, daß von den vorhin erwähnten drei verſchiedenen Operationsplanen der Herzog gerade den gefährlichſten und zugleich am wenigſten zweckmäßigen wählte, oder — wählen mußte. — Er konnte eigentlich dem Ganzen wenig nützen, weil auf jeden Fall der Rückzug nach der von der Hand völlig entblößt gelaſſenen und nicht wenig bedroheten deutſchen Provinzen, wieder angetreten werden mußte — eine Operation, die noch viel unglücklicher ablaufen konnte, als der im Angeſichte des Feindes mit Kunſt gewagte Uebergang über den Rhein. Man wird daher bewogen, den Zug der Alliirten nach dem Cleviſchen und Geldriſchen mit dem des Königs von Preußen nach Mähren zu vergleichen. Beide geſchahen faſt zu einer Zeit; ſie waren beide fruchtlos im eigentlichen Verſtande, wurden aber mit ſonderbarem Glücke beendigt, da Friedrich II und Ferdinand den ganzen Umfang ihrer militäriſchen Talente aufboten. Letzterer erreichte das Ziel ſeiner Unternehmung durch den Sieg bei Crevelt vollkommen, und durch dieſen ſowohl als durch ſeinen meiſterhaften Rückzug, erwarb er ſich wahren, ungetheilten Ruhm, ſtatt daß man bei Erſterem mit ſeinen Ent-

ſchluß und ſeine Feſtigkeit bei ſeinem Rückzuge durch Böhmen bewundern kann.

Die Vorkehrungen, welche der Herzog zu ſeiner Unternehmung traf, waren nach richtigen Grundſätzen berechnet, obgleich die Schwäche ſeiner Armee ihm nicht geſtattete, der Soubiſeſchen — die ihm während ſeines Zuges ſehr gefährlich werden konnte — mehr als 5000 Mann, größtentheils heſſiſche Landmiliz, unter dem Prinzen von Iſenburg, entgegen zu ſtellen. Seine übrigen Dispoſitionen zum Uebergange über den Rhein, waren vortrefflich. Er theilte ſeine ungefähr 25,000 Mann ſtarke Armee in verſchiedene Corps, die theils die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ganz fremde Punkte leiten, theils Weſel und deſſen Beſatzung beobachten ſollten, während die Armee ſelbſt bei Emmerich über den Fluß ſetzte. Dieſe Vertheilung ſeiner Armee, und die einer jeden Abtheilung derſelben angewieſenen täglichen Stellungen, waren ſo weiſe, ſo zweckmäßig eingerichtet, daß jeder Sachkundige, der das Detail derſelben in Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges *) nachleſen will, beſonders wenn er die Karte zur Hand nimmt, bekennen muß, daß ſie ein Meiſterſtück der Taktik waren. Auf der einen Seite mußten die Vertheilung in verſchiedene Corps, ſo wie die verſchiedenen Wege, die ſie einzuſchlagen Befehl hatten, den Feind irre führen; auf der andern waren die Poſitionen ſo gewählt, daß aus der Zerſtückelung bald wieder ein Ganzes werden konnte, wenn Graf Clermont es wagte, über Weſel vorzudringen. Hierzu entſchloß er ſich nun aber nicht, und ſo erfüllten die Alliirten ihre Beſtimmung vollkommen.

Bis

*) Zweiter Theil, S. 106. u. f.

Bis zu dem Vorgange bei Homburg, wo die Kühnheit des Majors Scheiter*) die Franzoſen von ihren bisher ſich erlaubten vielen Zerſtreuungen zum erſtenmal wieder zu den Waffen rief, hatte Graf Clermont ſeine Tage in ſtolzer Ruhe zugebracht, und wahrſcheinlich wünſchte er auch wohl in dieſer angenehmen Lage bis zum erfolgten Frieden beharren zu können, um ſeine Unwiſſenheit in Führung eines Heeres nicht zu verrathen. Er war mehr Geiſtlicher als Soldat. Perſönliche Tapferkeit, die er einſt in der Schlacht bei Fontenoi und den Belagerungen von Ypern und Namur, die er kommandirte, bewies, kann man ihm nicht abſprechen; allein er war ein ſehr beſchränkter Kopf, und ſein Muth entſprang nicht aus einer erhabenen Denkungsart, ſondern war blos Folge des Temperaments. Durch den Einfluß der Marquiſe von Pompadour war er, ohne Rückſicht auf die dazu erforderlichen Talente, aus einem Abt in einem Heerführer verwandelt worden, ein Umſtamd, der dem Könige von Preußen den ſpöttiſchen Ausſpruch entriß: Wenn dieſer abgeht, hoffe ich, wird man den Erzbiſchof von Paris an die Spitze der Armee ſtellen. Seine Sorgloſigkeit, die der Genuß einer fetten geiſtlichen Pfründe gewöhnlich einzuflößen pflegt, ſtimmte nicht zu der ſtets nothwendigen Aufmerkſamkeit eines Heerführers. So über-

---

*) Dieſer Partheigänger ſchiffte ſich mit ſeinen Freiwilligen in Kähnen über den Rhein, bemächtigte ſich einer bei dem Dorfe Homburg errichteten Batterie von ſechs Kanonen, ſchlug drei zur Unterſtützung herbeieilende Bataillone zurück, machte verſchiedene Gefangene; ſchiffte ſich mit ſeiner Beute wieder ein, und verbreitete in dieſer Gegend ein ſolches Schrecken, daß, als er ſich am folgenden Tage vor Kaiſerswerth zeigte, die aufgeforderte Beſatzung ohne Zeitverluſt dieſe Feſtung räumte und ſich über den Rhein flüchtete.

zeugende Beweiſe er auch von dem unternehmenden Geiſte ſeines Gegners bereits empfangen hatte, ſo waren doch, weder der Vorfall bei Homburg, noch der Marſch des Herzogs auf Emmerich, der deſſen Vorhaben nicht undeutlich zu erkennen gab, nicht im Stande, ihn für ſeine Sicherheit beſorgt zu machen. Eine zu hohe, durch Mortagne's Hinterliſt verſtärkte Meinung von ſeiner vortheilhaften Poſition, und von den, ſeiner Einſicht nach, bei dem Uebergange über den Rhein obwaltenden Schwierigkeiten, unterſtützten ſeine Sorgloſigkeit eben ſo ſtark, als der zu wenige Umgang mit Gefahren, ihn keinen feſten Entſchluß faſſen ließ. Statt alſo auf die erhaltene erſte Nachricht einen großen Theil ſeiner Armee zuſammenzuziehn, den Alliirten muthig entgegen zu rücken, und ihre erſten Schritte rückgängig zu machen, begnügte er ſich, 2000 Mann mit einigem Geſchütz zur Verſtärkung ſeiner von Xanten bis zur Schenkenſchanze gezogenen Poſten, abgehen zu laſſen. Dieſe Hülfsvölker waren zu ſchwach, um hinlänglichen Widerſtand zu leiſten, und er hatte daher den Verdruß, ſie in Geſellſchaft derer, die ſie unterſtützen ſollten, eben ſo geſchwind zurückkommen zu ſehn, als er ſie abgeſandt hatte.

Endlich aber ſiegte die Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, über ſeine bisher bewieſene zu große Sicherheit. Mit der angeſtrengteſten Eile berief er ſeine, zwiſchen der Maas und dem Oberrhein verlegten Regimenter, bezog unweit Weſel ein Lager, und ſchien ſich das Anſehen zu geben, als wolle er hier den Unternehmungen des Herzogs Gränzen ſetzen. So vortheilhaft aber auch dies zwiſchen dem Rhein und dem Kanal von Geldern genommene Lager an und für ſich zu ſeyn ſchien, um darin den Angriff zu erwarten, ſo wenig entſprach es doch den Angelegenheiten der Franzoſen,

wenn es den Alliirten glückte, ihre linke Flanke zu umgehen und zu ſchlagen. Von ihren Magazinen am Oberrhein abgeſchnitten, der Gemeinſchaft mit der an der Lahn ſtehenden Armee beraubt, konnte Mangel an Lebensmitteln ſie in eine Lage verſetzen, die, ſelbſt bei der ausgezeichnetſten Tapferkeit, die traurigſte werden konnte.

Wie ein Strom drangen dagegen die Verbündeten gegen die Franzoſen, und griffen einen, zur Deckung ihres linken Flügels bei Kloſter Kampen vorgeſchobenen Poſten an. Es koſtete ihnen einen ſechsſtündigen äußerſt hitzigen Kampf, ehe ſie ſolche aus demſelben zu werfen vermochten, weil der Marquis von Voyer das ſehr durchſchnittene Terrain Fuß vor Fuß mit vieler Entſchloſſenheit vertheidigte. Graf Clermont gab einen müßigen Zuſchauer dieſer Niederlage ab. Erſt jetzt ſah er ſeine begangenen Fehler ein. Die Furcht, in eine gefahrvolle Lage zu gerathen, trieb ihn an, in aller Eil aufzubrechen, um ſich über Mörs und Crevelt nach Nuys zurückzuziehen.

Dieſer Entſchluß kränkte ſeine Generale. Sie wagten es endlich, ihm darüber Vorſtellungen zu machen, und bewieſen ihm, daß, ſo lange er vertheidigungsweiſe zu gehn gedächte, er die Alliirten nicht abhalten würde ihn aufzuſuchen; ſie würden eine ſeiner Flanken umgehn; dies würde Gelegenheit dazu geben, daß er ſeine Magazine verlöhre, und dadurch würde er ſeine Armee dem Mangel an Lebensmitteln ausſetzen. Dieſe Gründe waren zu einleuchtend, als daß der franzöſiſche Stolz nicht wieder in ihm hätte erwachen ſollen. Auf einmal beſchloß er, dem Feinde unter die Augen zu treten; ließ den Grafen St. Germain mit 10,000 Mann bis Crevelt vorrücken, er ſelbſt aber folgte mit dem Heere, das er hinter der ſogenannten Landwehr, zwiſchen

Vicheln und Anradt, ein Lager beziehen ließ. Die Lebhaftigkeit, mit der dies geſchah, war indeß nur ein Strohfeuer, das faſt eben ſobald verliſcht als es aufgelodert iſt; denn kaum war ihm Herzog Ferdinand bis Altkirchen entgegen gekommen, als ſeine eigenthümliche Unentſchloſſenheit ihn ſo gleich wieder in den Vertheidigungskrieg zurück warf; er rief ſogar ſeinen Vortrab von Crevelt wieder ab, um in den feſten Poſten, den er bezogen hatte, den Verbündeten eine gänzliche Niederlage vorzubereiten falls ſie es wagen ſollten ihn anzugreifen.

Zu dieſem Entſchluß mochte ihn die Güte ſeiner Poſition auffordern; auch war dieſelbe wirklich ſo ſtark, daß, wenn er ſich darin für unüberwindlich hielt, es nur an ihn lag, beſſere Dispoſitionen zu treffen, um daraus den gehoften Nutzen zu ziehn. Daun, Laudon oder Laſcy würden die Vortheile des Terrains beſſer benutzt und den Herzog in die Unmöglichkeit verſetzt haben, einen, an Verwegenheit gränzenden Angriff zu unternehmen. So wichtig iſt im Kriege der Einfluß den die Charaktere der Heerführer auf alle Begebenheiten haben! Sie entſcheiden oft auf eine unerwartete Weiſe, und ſo hatte auch diesmal das Schickſal den Allirten einen überausglücklichen Tag beſtimmt.

Herzog Ferdinand kannte den Wankelmuth ſeines Gegners aus Erfahrung, und nahm ſich daher vor, ihm entgegen zu gehn; da er ihm aber nicht in der Ebene von Kampen, wie er vorausgeſetzt hatte, begegnet war, ſo entſchloß er ſich zum Angriff ſeines feſten Lagers, mit einer Kaltblütigkeit, die nur ein inneres Gefühl von Ueberlegenheit an militäriſchen Talenten erzeugen kann. So erfolgte nun die berühmte Schlacht bei Crevelt, in welcher die Franzoſen völlig geſchlagen wurden, und deren ausführliche Beſchreibung

man in Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges finden kann *).

Die Diſpoſition des Herzogs zur Schlacht war ganz neu, und könnte als ein Muſter der Kunſt aufgeſtellt werden, wenn die Verhältniſſe ſich ſtets einander gleich blieben, und die Zufälle immer, wie hier, nach Wunſch einträfen. Da der Poſten bei Crevelt, deſſen Fronte durch die ſogenannte Landwehre, wie durch eine Verſchanzung, ſo mächtig gedeckt war, nicht anders überwältigt werden konnte, als wenn man deſſen linke Flanke umging; ſo war auch nur hier ein Angriff möglich, und hierauf gründeten ſich die künſtlichen Manöver, welche die Generale der Verbündeten zu machen den Auftrag erhielten. Das, vor dem feindlichen Lager befindliche, mit vielem Gebüſche bewachſene Terrain, ſchien ſehr geſchickt, die Truppen unvermerkt auf das Dorf Anradt zu lenken, und von dort aus über des Grafen Clermont linke Flanke herzufallen, ehe er ſich dieſes unerwarteten Angriffs verſähe. In dieſer Abſicht theilte der Herzog ſeine Armee in drei verſchiedene Corps. Eins, das er ſelbſt anführte, war zum eigentlichen Stoß beſtimmt; die beiden übrigen, durch die Generale Oberg und Spörken befehligt, ſollten, bis zur Entſcheidung des Treffens, das Centrum und den rechten Flügel des Feindes bedrohen, und ſo in Furcht und Unthätigkeit zu erhalten ſuchen.

In dieſer zur Schlacht entworfenen Diſpoſition wich der Herzog von den allgemeinen Grundſätzen der Taktik — beſtändig in einer zuſammenhangenden Linie anzugreifen — gänzlich ab; denn ſeine verſchiedenen Corps waren dergeſtalt von einander getrennt, daß ſie ſich nicht unterſtützen konnten.

*) Zweiter Theil, S. 116—124.

So neu und gewagt aber auch dieſer Gedanke zu ſeyn ſcheint, ſo ſehr war er der Lage beider Armeen angemeſſen. Bei der franzöſiſchen kündigten alle Vorkehrungen den Entſchluß an, in ihrem feſten Poſten den Angriff abwarten zu wollen, und es war alſo leicht einzuſehn, daß ſie aus Beſorgniß, ſich aus dem Vortheil zu begeben, keine Bewegungen jenſeits der Landwehre machen werde, um über die Oberg- und Spörkenſche Abtheilungen herzufallen und ſie zu zernichten. Der Herzog hingegen konnte, durch die buſchige Gegend begünſtigt, die ſeinigen dem Auge des Feindes faſt bis zur Zeit des Angriffs entziehn; und was dieſen anbelangt, ſo war die in ſeinen Plan verwebte Harmonie ſo vollkommen, daß ihm der Sieg nicht leicht fehlen konnte. Auf ſeiner Seite war alſo viel zu gewinnen, wenn ſeine Anlage zum Treffen glücklich ausgeführt wurde, und nur wenig aufs Spiel zu ſetzen, im Fall er einen zu ſtarken Widerſtand antraf; denn nur das Corps, das er ſelbſt anführte, konnte einigen Verluſt erleiden, die übrigen blieben unangetaſtet, und auch dann war er noch ſtark genug, um bis zur Ankunft der aus England zu erwartenden Hülfsvölker das Feld zu halten. Demungeachtet war die ganze Unternehmung noch vielen Schwierigkeiten unterworfen; denn ſobald ſich der Herzog von St. Antonius ab rechts ſchwenkte, um durch einen Umweg nach Anradt zu gelangen, vermehrten ſich ſolche mit jedem Schritte. Seine Colonnen mußten ſich durch dicke Gehölze Wege bahnen, zuweilen einzeln durch die Thüren einiger Häuſer und Hütten ziehn, und die Cavallerie über Graben und Hecken ſetzen. Zuletzt trafen ſie auf den Paß bei Berſellsbaum, welchen die ganze Abtheilung nur Mann vor Mann, neben dem Geſchütze, zurücklegen konnte. Man erſieht hieraus, daß,

um dies ſo äußerſt durchſchnittene Terrain glücklich zu durchziehen, die Verbündeten gerade einen ſo ſorgloſen feindlichen Heerführer gegen ſich haben mußten, wie Graf Clermont war. Er mußte von der Unmöglichkeit, ſeine Flanke anzugreifen, ſich zu ſehr überzeugt halten; dagegen ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Sicherheit ſeiner Fronte richten, und ſogar die im Dorfe Anradt ſo weislich geſtellte königliche Legion herauszziehn, damit der Herzog deſto verdeckter das einzig mögliche Manöver, mit ſo vielem Ruhm, ausführen, und den Punkt erreichen konnte, den er anzugreifen beſchloſſen hatte.

Graf Clermont ſtaunte nicht wenig, als er die Abſicht des Herzogs zu errathen ſchien. Da er einen Angriff auf ſeine linke Flanke für unmöglich gehalten hatte: ſo bewunderte er die Kühnheit ſeines Gegners eben ſo ſehr, als er ſich ſeine zu große Sorgloſigkeit und den begangenen Hauptfehler, das Dorf Anradt ganz entblößt zu haben, vorwarf. Die Gegenwart des Feindes erweckte indeß wieder einige Thätigkeit. Graf St. Germain mußte an der Spitze von 15 Bataillonen und 30 Schwadronen zur Unterſtützung der bedrohten Flanke hineilen. Noch waren die Vortheile des Bodens auf ſeiner Seite, und noch hatten die Alliirten, nach überſtandenen großen Mühſeligkeiten, nicht recht viel gewonnen. Durch das Terrain begünſtigt, und durch die Geſchicklichkeit ihres Anführers geleitet, vertheidigten ſich hier die Franzoſen ſehr tapfer, und nur die gut berechneten Diſpoſitionen des Herzogs, der außerordentliche Muth ſeiner Truppen, ſo wie der Umſtand, daß Clermont, auf Veranlaſſung ſeines Rathgebers Mortagne, der bei dieſer Gelegenheit ſeinen Nebenbuhler St. Ger-

main zu ſtürzen dachte *), ſeine Armee vom Schlachtfelde abzog, als letzterer friſche Unterſtützung forderte, und General Oberg, durch die ſchwankenden Bewegungen der Feinde aufgefordert, mit Gewalt durch die Mitte der Landwehr drang, verſchafften dem Herzog einen vollkommenen Sieg. Die Franzoſen büßten an dieſem Tage nicht allein 7000 Mann ihrer beſten Truppen ein, ſondern, weil Herzog Ferdinand ſeinen erfochtenen Sieg zu nutzen verſtand, auch ihre Magazine zu Nuys und Roermont, ſo wie die Feſtung Düſſeldorf, die ſich, nach einer kurzen Belagerung, dem General Wangenheim ergab.

Alle dieſe Unfälle raubten dem Grafen Clermont den Oberbefehl über eine Armee, die er nicht zu führen verſtand. Der Kriegsminiſter, Marſchall von Belleisle, war mit ſeinem Benehmen äußerſt unzufrieden, und nutzte die erſten Eindrücke der Empfindlichkeit, welche die Niederlage bei Crevelt auf Ludwig XV machte, ſo wie den edlen Entſchluß des Dauphins, durch ſeine perſönliche Anführung, das Unglück, welches Frankreich betroffen hatte, wieder gut zu machen. Es gelang ihm, dießmal über den Einfluß der Marquiſe von Pompadour zu ſiegen, indem er es dahin brachte, daß der General-Lieutenant Marquis von Contades zum Heerführer ernannt, und ſogleich nach Deutſchland abgeſandt ward. Herzog Ferdinand hingegen erſchien jetzt im vollen Glanze des Helden. Waren die Thaten der

---

*) Schilderung der franzöſiſchen Generale. S. 71. Mortagnes Verrätherereien und Intriguen wurden zwar entdeckt, aber nicht, wie ſie es verdienten, beſtraft: ſie zogen ihm bloß eine Verweiſung zu. So mächtig war damals in Frankreich die Protection, die er genoß, und die der Graf St. Germain faſt gänzlich vermißte.

berühmteſten Feldherren der Vorzeit ſeine Lehrmeiſter ge=weſen; ſo ſtellte er gegenwärtig ein eigenes Muſter zur Nach=folge für ſein Jahrhundert auf. Der Ruf von ſeinem erfoch=tenen Siege, ſo wie die Art und Weiſe, wie er ſich ſolchen zu verſchaffen wußte, ſetzten Europa in Staunen, und ſelbſt Sachkundige mußten bekennen, die Schlacht bei Crevelt ſey ohne Beiſpiel. London ertönte von den Lobſprüchen eines Feldherrn, der ſich um die deutſchen Angelegenheiten des Königs von Groß=Britannien ſo verdient gemacht hatte. Die Stimme der Nation war nur ein Widerhall von Freude. Im Taumel derſelben ſah ſie die Schuldigkeit ein, ihn nach allen ihren Kräften zu unterſtützen. Der Hof und ſeine Anhänger wünſchten, 18,000 Mann nach Deutſchland zu ſenden; und wiewohl die Oppoſitionspartheì dieſe Anzahl auf 12,000 herabzuſetzen vermochte, ſo war dieſer Zuwachs in Abſicht der Güte der Truppen für die alliirte Armee eben ſo vortheilhaft, als die engliſche Nation die dazu erforder=lichen Koſten ohne Einſchränkung willig aufbrachte.

Dieſe Bereitwilligkeit war eine Folge des Glücks, wo=mit ihre Waffen in allen vier Theilen der Welt gekrönt wur=den. England genoß damals des günſtigſten Zeitpunkts, deſſen es ſich ſeit dem Ausbruche des Krieges zu erfreuen ge=habt hatte; ſo ſehr man aber auch mit den Zurüſtungen eilte: ſo ward doch der Herzog Ferdinand gezwungen, wieder über den Rhein zurückzugehn, bevor dieſe Verſtärkung zu Emden gänzlich landen konnte. Zwar war er bis Jülich vor=gerückt, und hatte ſeine Eroberungen ſo weit getrieben, als die Schwäche ſeiner Armee es verſtatten wollte; zwar war er im Beſitz eines Strichs Landes, der ihm alles, was zum Unterhalt derſelben erforderlich war, im Ueberfluß verſchaffte; aber aller dieſer Vortheile ungeachtet blieben ſeine Operationen

jedoch beſchränkt, ſo lange die Feſtungen Weſel und Geldern noch in feindlichen Händen waren. Sich der erſten zu bemächtigen, war um ſo nothwendiger, wollte er Herr von beiden Ufern des Rheins werden, und bei einem möglichen Wechſel des Glücks die Freiheit haben, ſeine Unternehmungen dies- oder jenſeits des Fluſſes hin zu richten. Allein die Belagerung derſelben vorzunehmen, blieb, theils wegen der Entfernung von den Niederlagen, theils aus Mangel an der Ausführung erforderlichen Stärke des Heers, vielen Schwierigkeiten unterworfen; er mußte ſogar darauf Verzicht thun, da das Glück den Franzoſen wieder günſtig ward, und widrige Vorfälle ihn zwangen, auf ſeine eigene und der hannöveriſchen Lande Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Der durch die Niederlage bei Crevelt geſunkene Muth der Franzoſen war durch die Ankunft des neuen Feldherrn wieder gehoben worden. Contades, einer der beſten Zöglinge des Marſchalls von Sachſen, ſtand in dem Ruf eines Officiers von Verdienſten; er hatte allen Feldzügen, die ſeine Landsleute in einem Zeitraume von 24 Jahren gemacht hatten, beigewohnt, folglich Gelegenheit gehabt, ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu erweitern; er war durch den Marſchall von Belisle, einen Mann, den die Armee hochſchätzte, zum Heerführer auserſehn, man hoffte, er werde die groben Fehler ſeiner Vorgänger verbeſſern, um die Ehre der Nation zu retten, und mehr bedurfte es nicht, um den ſchwindlichten franzöſiſchen Soldaten das Zutrauen wieder einzuflößen, welches er unter Anführung eines Richelieu und eines Clermont gänzlich verlohren hatte. Belisle, der mit gerechten Unwillen den Verfall der Armee einſah, wandte ſeinerſeits alle Kräfte an, um ſie zu neuen zweckmäßigen Unternehmungen geſchickt zu machen. Es war ihm äußerſt

daran gelegen, ſeinen, trotz der Kabale, erhobenen Günſtling in den Stand zu ſetzen, das zu leiſten, was ganz Frankreich von ihm erwartete. Zu dem Ende verſtärkte er ſeine Armee bis auf 80,000 Mann, und ertheilte dem Prinzen von Soubiſe den gemeſſenen Befehl, die unter ſeiner Anführung ſtehenden Truppen bei Hanau zu verſammeln, Heſſen wieder zu erobern, und durch dieſe Diverſion der Hauptarmee Luft zu machen.

Contades, um ſich des in ihm geſetzten Zutrauens würdig zu machen, verließ das Syſtem des Vertheidigungskrieges, welches ſeine Vorgänger beobachtet hatten, und beſchloß daher, wieder Angriffsweiſe zu verfahren, um den Herzog, der an Mannſchaft unendlich überlegen war, von der Maas abzuſchneiden, und dadurch zu zwingen, ſeine gemachten Eroberungen fahren zu laſſen. Demungeachtet ſcheint er ſich gleich vorgenommen zu haben, jede Gelegenheit zur Schlacht zu vermeiden, weil, in ſeiner Lage, der Verluſt derſelben ihm jederzeit nachtheiliger werden konnte, als ſeinem Gegner. Zu dieſem Entſchluß bewog ihn wahrſcheinlich die Hoffnung, daß die Bewegungen des Prinzen von Soubiſe ihn bald in die Nothwendigkeit verſetzen würden, über den Rhein zurückzugehn, um Weſtphalen und Hannover zu decken. Dann glaubte er mit mehr Sicherheit des Erfolgs, den Alliirten auf die Ferſen treten und beim Uebergang über den Fluß gefährlich werden zu können. In dieſer Abſicht brach er aus ſeinem Lager bei Cöln auf, und bezog ein anderes an der Erft. Der Herzog ging ihm über dieſen Fluß entgegen, um ihn anzugreifen; da er aber ſeine Stellung zu ſtark fand, ſo zog er ſich bis Nuys zurück. Dieſer Rückzug geſchah mit ſolcher Ordnung, daß der Herzog von Armantieres, den Contades abſandte um ſei-

nen Nachzug auf das lebhafteſte zu verfolgen, mit vielem Verluſt zurückgewieſen, und ein vortheilhafter Poſten auf der Erft, den der Feind bei dieſer Gelegenheit beſetzt hatte, ihm mit Gewalt wieder entriſſen ward.

Der unbekannte Verfaſſer einer franzöſiſchen Zeitſchrift *) tadelt den Marquis von Contades, daß er nicht bei dieſer Gelegenheit den Herzog in ein förmliches Treffen verwickelt und geſchlagen habe; er behauptet ſogar, mehrere Generale, und vorzüglich der Herzog von Fitz-James, wären in ihren Heerführer gedrungen, die Alliirten mit ſeiner ganzen Macht anzugreifen. Da dieſe ihren Rückzug über einen Fluß nehmen mußten, ſo könnte auf der einen Seite die Uebermacht der Franzoſen einen ſo gewagten Schritt wohl rechtfertigen; auf der andern hingegen kann man es Contades nicht eigentlich zur Laſt legen, daß er ihn zu thun unterließ. Denn, obgleich er zum Angriffskriege übergegangen war, ſo war doch der Zuſtand ſeiner Armee ſo beſchaffen, daß er, um ſicher zu gehn, nothwendig den geſunkenen Muth ſeiner zeither ſo ſehr gemißhandelten Truppen erſt wieder zu ſtählen ſuchen mußte, bevor er es wagen durfte, ihnen größere Unternehmungen anzuvertrauen, und ſeinen Ruhm aufs Spiel zu ſetzen. Bei der Vorausſetzung: die Operationen in Heſſen würden ſchon günſtigere Gelegenheiten herbeiführen, mußte ihn das Treffen an der Erft überzeugen, daß es mißlich ſey, ſich mit einem ſo determinirten Gegner auf eine zu leichtſinnige Weiſe einzulaſſen. Sein Entſchluß, eine Schlacht zu vermeiden, ward daher noch feſter; und da die Verbündeten ſich über Roermont nach Hellenrot,

---

*) Galerie des Aristocrates militaires etc. Art. Marechal de Contades.

an der Maas, zogen, ſo hinderte er ihren Marſch auf keine erhebliche Weiſe.

Hier empfing der Herzog Ferdinand von Braunſchweig die Nachricht von den Bewegungen des Prinzen von Soubiſe, und dem unglücklichen Treffen bei Sangerhauſen. Die Soubiſeſche Armee war eigentlich beſtimmt nach Böhmen zu marſchiren, um die Verbindlichkeiten des Verſailler Bündniſſes zu erfüllen. Die Niederlage bei Crevelt aber hatte das franzöſiſche Miniſterium bewogen, ſich zuvörderſt derſelben zu bedienen, um der ſo ſehr verfallenen Lage ihrer Hauptarmee eine günſtigere Geſtalt zu geben. Zu dem Ende ſollte Soubiſe Heſſen wieder erobern, und das Churfürſtenthum Hannover mit einem Einfalle bedrohen.

Prinz von Iſenburg, den der Herzog mit ungefähr 5000 Mann zurückgelaſſen hatte, um Heſſen zu decken, war viel zu ſchwach, um einen ſolchen Stoß auszuhalten; und da er überdies, durch eine unzeitige Hitze verleitet, ſeine feſte Poſition verließ, um ſeinen ihm ſo überlegenen Feind ſelbſt anzugreifen, ward er völlig geſchlagen, und mußte ſich unter den Kanonen von Hameln wieder ſammeln. Nun nahm Soubiſe wieder Beſitz von ganz Heſſen, und dies unglückliche Land, das vormals durch einen Richelieu ſo ſehr mitgenommen ward, fühlte jetzt die Geißel ſeiner Tyrannen doppelt. Vergeblich bemühten ſich die Landſtände eine Capitulation für ihr Vaterland einzuleiten; Contades ſpottete ihrer. Die gemeſſenen Befehle des Marſchalls von Belliſle gaben ihm dazu den Vorſchub; und da es ſelbſt unter den geſitteten Nationen nicht an Menſchen fehlt, die ſich ein Vergnügen daraus machen, die ihnen ertheilte Gewalt zu mißbrauchen: ſo zeichnete ſich auch bei dieſer Gelegenheit der franzöſiſche Intendant der Armee, Foulon,

durch Grauſamkeiten aus, deren Erfindung jeden Schauer verurſacht, der die Liebe des Nächſten nicht ganz bei Seite geſetzt hat *).

Unter andern Umſtänden würde das Treffen bei Sangerhauſen keinen Einfluß von Bedeutung auf die Angelegenheiten der Alliirten gehabt haben. In Vergleichung mit der den Franzoſen bei Crevelt beigebrachten tiefen Wunde, war ſolches zwar nur als eine bloße Quetſchung zu betrachten; allein gegenwärtig ward dadurch die Lage des Herzogs Ferdinand jenſeits des Rheins kritiſch. Auf der einen Seite mußte er vorausſetzen, Soubiſe werde ſeine Eroberungen ausdehnen, und wenn er keinen Widerſtand anträfe, gerade nach Hannover gehn. Auf der andern hatte jetzt

*) Erſt nach 30 Jahren empfing er den Lohn ſeiner Unmenſchlichkeiten. Denn nachdem er unermeßliche Reichthümer erworben hatte, und endlich von ſeiner Parthei ſelbſt zum Range eines Staatsraths und Miniſters war emporgehoben worden, ward er in den erſten Tagen der franzöſiſchen Revolution (den 22ſten Julius 1789) vom Volke, das ſeine Bedrückungen verſchiedener Provinzen, deren Intendant er geweſen, und beſonders die vormalige Aeußerung: daß es noch Heu freſſen lernen ſolle, wenn er je Miniſter werde, nicht vergeſſen hatte, aus Viry sur Orge, wo er ſich aus Furcht verborgen hielt, nach Paris geholt, aufs Gemeindehaus gebracht, mißhandelt, und endlich auf dem Greve-Platze, an der in der Revolution ſo berüchtigt gewordenen Laterne aufgehängt; hierauf wurde er von der wüthenden Menge an den Beinen heruntergeriſſen, ihm der Kopf abgehauen, dieſer, mit einem Wiſch Heu im Munde, auf eine Pike geſteckt, und vor dem nackten Körper hergetragen, den man durch die Straßen der Hauptſtadt ſchleppte. Für die Heſſen ein ſpäter Erſatz der vielen Leiden, die dieſer Barbar ihnen zufügte: der ihnen übrigens ſo unvergeßlich bleiben wird, wie der Name des preußiſchen Majors von Dyherrn in Leipzig!!

Contades ſeinen erſten Plan, ihn von der Maas abzuſchneiden, geändert. Stolz auf die Vortheile, welche die Franzoſen in Heſſen erhielten, hatte er ſich vorgenommen, nunmehr die Verbündeten vom Rhein zurück- und in einem Erdwinkel zwiſchen dieſen Fluß und die Maas zu drängen. Es blieb alſo dem Herzoge keine andre Wahl übrig, als den Feind anzugreifen oder über den Rhein zurückzugehn, und beides war erheblichen Schwierigkeiten unterworfen. Der franzöſiſche Heerführer vermied jede Gelegenheit zur Schlacht mit noch mehr Sorgfalt als zuvor. Nach dem Beiſpiele ſeines pflegmatiſchen Collegen des Feldmarſchalls Daun, wurden ſeine Poſitionen mit ſolcher Einſicht gewählt, daß es Verwegenheit geweſen wäre, ihn darin anzugreifen. Der Uebergang über den Rhein war auch mit mehr Gefahr verknüpft, da anhaltender Regen ſolchen ſo angeſchwellt hatte, daß er aus ſeinen Ufern getreten war. Die Gegend bei Rees, wo die Schiffbrücke lag, war beſonders überſchwemmt, und der Uebergang daſelbſt unmöglich. Contades hatte den Herrn von Chevert mit 10,000 Mann über den Rhein gehn laſſen, um den zur Deckung der Schiffbrücke bei Meer aufgeſtellten General Imhof aufzuheben und die Brücke zu zerſtören; auch um den Herzog abzuhalten, Verſtärkungen dahin zu ſenden, war er mit der Armee bis an den kleinen Fluß Niers vorgerückt, über welchen die Alliirten ſetzen mußten, um ſich dem Rhein zu nähern. Jetzt hatte der Herzog Ferdinand mit einem trüglichen Elemente und zugleich mit einem Gegner zu kämpfen, der thätiger, als Graf Clermont, ſeine Manöver mit Einſicht zu machen verſtand. Wäre dieſer ſo glücklich geweſen, ſeine beabſichtigten Unternehmungen realiſirt zu ſehn; ſo würde jener in eine ſehr verdrießliche Lage gerathen, und bei dem Mangel an Pontons, um ſich

über die Maas zurückzuziehn, wahrſcheinlich gezwungen worden ſeyn, zu den allerverzweifelſten Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen — ein Beweis, wie wenig man die erhebliche Schwierigkeit, einen Rückzug übrr den Rhein glücklich zu vollenden, in Anſchlag gebracht hatte, als man unter den drei ausführbaren Operationsplanen gerade den allergefährlichſten — nämlich den Krieg über den Rhein zu ſpielen — den Vorzug gab.

Die Tapferkeit des Generals Imhof und die Entſchloſſenheit des Herzogs riſſen ihn indeß auf einmal aus aller Verlegenheit. Chevert zeigte ſich bei dem ihm ertheilten Auftrage mehr als tapferer Soldat wie als kluger General. Statt einen Theil ſeines Corps zur Zerſtörung der Brücken anzuwenden, während er mit dem andern den General Imhof bedrohte, glaubte er letztern erſt ſchlagen zu müſſen, um dann den Entzweck ſeiner Sendung zu erfüllen. Seine Anlage zum Treffen, ſein Vorhaben, die Alliirten von Rees abzuſchneiden, war übrigens vortrefflich; allein Imhof erwartete den Angriff nicht, ſondern fiel über ſeinen linken Flügel zu einer Zeit her, da ſich dieſer bemühte, ein vor der Fronte des Lagers belegenes beſchwerliches Terrain zurückzulegen. Er warf denſelben über den Haufen, und zwang die Franzoſen, mit großem Verluſte, die Flucht zu ergreifen. Der Herzog war indeß mit der Armee aufgebrochen, um Contades an der Niers zuvorzukommen; und obgleich er ſchon gezwungen ward, den General Chabot, der ſchon alle Anhöhen und Päſſe unweit Brüggen beſetzt hatte, durch den Erbprinzen von Braunſchweig angreifen und von einem Poſten zum andern treiben zu laſſen: ſo gelang es ihm doch, die Ebene zwiſchen Waldmühl und Dölken zu erreichen, ehe Contades ſich dort feſtſetzen konnte. Dieſer

kühne

kühne Streich war ihm ſo viel werth, als ein Sieg. Er machte den franzöſiſchen Feldherrn ſtutzen; und da dieſer ſich einmal vorgenommen hatte, ſeinen Ruf nicht leichtſinnig aufs Spiel zu ſetzen, ſo zog er ſich ſogar bis Gladebach zurück, überzeugt, die Alliirten würden nun nicht ſäumen, das linke Rheinufer zu verlaſſen.

Der mit ſo vieler Einſicht als Entſchloſſenheit ausgeführte Marſch des Herzogs, der mißlungene Verſuch des Herrn von Chevert, und der Eindruck, den beides auf den nunmehrigen Marſchall von Contades gemacht hatte, verſchafften der alliirten Armee die Communication mit dem Rhein wieder. Unverzüglich näherte ſie ſich auch demſelben, und zog bei Emmerich über die dort erbauten Brücken, ohne ein weiteres Hinderniß. Im Bisthum Münſter ſtieß das engliſche Hülfscorps zu ihr; Contades aber ging bei Düſſeldorf gleichfalls über den Rhein, und lagerte ſich an dem Ufer der Lippe.

So endigte ſich der Feldzug, den Herzog Ferdinand jenſeits des Rheins unternahm, und ſo glückte es ihm, den ihm ertheilten gefahrvollen Auftrag mit Geſchicklichkeit auszuführen. Trotz aller ihm auf dieſem Zuge aufgeſtoßenen, und als wahrſcheinlich vorauszuſetzenden Schwierigkeiten, erhielte über ſeine Gegner, und ſelbſt über den geſchickten, thätigern Contades, ein Uebergewicht, das ihm, in Rückſicht auf die Schwäche ſeiner Armee, nur ſein fruchtbares militäriſches Genie verlaſſen kann.

Jetzt war der Schauplatz des Krieges wieder nach Weſtphalen verſetzt, und die veränderte Lage der Sachen erforderte den Entwurf neuer Operationen. Obgleich durch die aus England zu ihm geſtoßenen Hülfstruppen verſtärkt, ſah Herzog Ferdinand ſich doch vor der Hand noch genöthigt,

den Vertheidigungskrieg zu wählen. Einestheils erforderte es die Klugheit, die neu angekommenen Truppen, ihre Eigenſchaften, ihre Art zu fechten, erſt kennen zu lernen, zugleich aber den Charakter ihrer Feldherren zu ſtudieren, um das Zutrauen einer auf deutſchen Boden verſetzten fremden Nation zu gewinnen, ehe man ſie an den Feind brächte; anderntheils waren es jezt zwei verſchiedene große franzöſiſche Armeen, denen er zugleich die Spitze bieten ſollte. Die des Marſchalls Contades ſtand in ſeiner Nachbarſchaft, die des Prinzen von Soubiſe hatte ſich in Heſſen ausgebreitet; es war alſo eben ſo nothwendig, den erſten zu beobachten, als die weſtphäliſchen und hannöveriſchen Lande gegen die Unternehmungen des andern zu decken. Die Lage des Herzogs erlaubte daher jezt nicht, ſich zum Angriffskriege anzuſchicken, ſo gern er dieſen auch — wie ſein großer Lehrmeiſter — den Vorzug gegeben haben würde. Dagegen ließ er es nicht an Wachſamkeit und Thätigkeit fehlen, wenn es darauf ankam, ſeinem Feinde zuvorzukommen, oder von jeder gegebenen Blöße Vortheil zu ziehn. So ſehr aber auch Contades ſich das Anſehn gab, die Fehler ſeiner Vorgänger verbeſſern zu wollen; ſo ſchien er doch keinen Beruf zu fühlen, ſich durch glänzende Thaten hervorzuthun, bis die Armee des Prinzen von Soubiſe ihm durch das Paderborniſche gegen Lippſtadt näher gekommen ſeyn würde. Seine erſten Schritte zeugten vielmehr von bedenklicher Vorſichtigkeit eines pflegmatiſchen Geiſtes, und ſo blieben für jezt beide Heere unthätig an den Ufern der Lippe ſtehen.

Soubiſe ſchien indeß beſtimmt, nunmehr eben ſo thätig werden zu ſollen, als er ſeit dem Treffen bei Sangerhauſen unthätig geblieben war. Dem erhaltenen Auftrage gemäß, rückte er bis Warburg an der Dymel vor, und ſeine

Partheigänger ſtreiften ſchon bis Paderborn und Lippſtadt; allein hier erſchien General Oberg, um dieſe Gegend zu ſichern. Sogleich gab Soubiſe ſeine Beſtimmung ſich mit dem Marſchall Contades zu vereinigen, auf, und beſchloß dagegen, einen Einfall in das Hannöveriſche zu wagen. Sey es nun, daß er in der Vorausſetzung, Herzog Ferdinand werde jetzt die Lippe verlaſſen, um ſich der Weſer zu nähern, durch dieſe Diverſion der Contadesſchen Armee freiere Hände zu verſchaffen hoffte; oder daß es Eiferſucht war, einem andern Feldherrn zu Gebote ſtehen zu müſſen, was ihn antrieb, ſich ſelbſt berühmt zu machen: genug, er rückte ſchnell bis Nordheim vor, ließ bis an die Thore von Hannover ſtreifen, und Brandſchatzungen vom platten Lande eintreiben.

So ſchnell und mit ſo guter Diſpoſition aber auch Soubiſe dieſe Unternehmung eingeleitet und fortgeſetzt hatte: ſo verfehlte er doch ſeinen Zweck; die ganze Expedition hätte ſogar nachtheilige Folgen für ihn haben können, wären die Anordnungen des Herzogs Ferdinand mit mehr Thätigkeit ausgeführt worden. Weit entfernt, ſich durch den Marſch der Franzoſen nach Hannover ſchrecken zu laſſen, entwarf dieſer, auf jede ihm gegebene Blöße ſo aufmerkſame Prinz, den Plan, ſeiner Seits dagegen einen Einfall in Heſſen zu wagen, und Kaſſel in der Geſchwindigkeit zu erobern. Dieſer Entwurf war eben ſo meiſterhaft erſonnen, als alle zuſammentreffenden Umſtände eine glückliche Ausführung mit Grunde hoffen ließen. Er war ganz im Geſchmack Friedrichs II deſſen Syſtem es jederzeit geweſen iſt, auch bei dem Vertheidigungskriege die Anſchläge ſeiner Feinde durch gewagte Diverſionen zu vereiteln, und nie konnte er zu einer gelegenern Zeit unternommen werden. In

Kaſſel befanden ſich alle zur Soubiſeſchen Armee gehörigen Kriegsbedürfniſſe. Ein kleines Corps, das unter dem Marquis du Mesnil bei Warburg ſtehen geblieben war, konnte keinen Widerſtand leiſten. General Oberg, dem der Herzog die ganze Unternehmung aufgetragen hatte, war im Stande, in zwei Märſchen vor Kaſſel zu erſcheinen, und dieſen nur mit einer ſchwachen Beſatzung verſehenen Ort zu überrumpeln, ehe ihm Soubiſe zu Hülfe eilen konnte. Gelang dieſer Streich, oder konnten die Alliirten zeitig genug die beſchwerlichen Defilees von Münden und Witzenhauſen, wo wenige Bataillone eine ganze Armee aufhalten können, beſetzen: ſo war das franzöſiſche Heer von ſeinen Niederlagen abgeſchnitten, und ſeine Vereinigung mit dem Marſchall Contades ging entweder ganz verlohren, oder blieb doch wenigſtens unendlichen Schwierigkeiten unterworfen. Allein im Kriege geſchieht nicht jederzeit alles ſo pünktlich, wie man es auszuführen ſich vornimmt; Zufall oder ungeſchicktes Benehmen eines oder des andern Feldherrn vereiteln oft die mit Einſicht entworfenen Operationen. Dieſer Fall trat auch hier ein; denn obgleich Oberg den Prinzen von Soubiſe durch einen nach der Weſer unternommenen Marſch täuſchte; obgleich er dieſen dadurch veranlaßte, ſich bis Göttingen zurückzuziehn, ja ſogar einen Theil des du Mesnilſchen Corps an ſich zu ziehn; ſo verabſäumte er doch dagegen den Hauptzweck ſeiner Sendung. Nur mit langſamen Schritten näherte er ſich einem Ziele, welches er bloß durch Schnelligkeit zu erreichen ſuchen mußte, und dieſe Zeitverſplitterung gab dem franzöſiſchen Heerführer Gelegenheit, Kaſſel wieder zu erreichen, und ſich in ein verſchanztes Lager, zwiſchen dieſer Stadt und dem Weißenſtein, zu werfen.

Vereitelt waren alſo auf beiden Seiten Unternehmun-

gen, wovon man ſich ſo viele glückliche Folgen verſprach. Hatte Ehrgeiz die eine veranlaßt; war ihr auf eine künſtliche Art ein Gegengewicht gegeben worden: ſo gingen dagegen die Früchte dieſes Genieſtreichs durch die Ungeſchicktheit desjenigen, dem die Ausführung übertragen ward, eben ſo verlohren, als eine harte Nothwendigkeit Soubiſe zwang, die ſeinige aufzugeben, und ſo traten beide Theile in ihre ehemaligen Verhältniſſe wieder ein, ohne daß einer oder der andere ſich weſentlicher Vortheile von ſeiner Expedition rühmen konnte. Beide begnügten ſich eine Zeitlang, einander zu beobachten, und beide hatten dazu ihre Gründe. So lange Oberg ſeine vortheilhafte Stellung zwiſchen dem Habichts- und Reinhartswalde, unweit Hohenkirchen, behaupten konnte, verhinderte er alle auf Hannover abzielende Unternehmungen, und fand es daher nicht rathſam, die Franzoſen in ihren Verſchanzungen anzugreifen. Soubiſe hielt ſich für zu ſchwach, es mit den Alliirten aufzunehmen, bis die 20,000 Mann, mit welchen Contades ſeine Arme zu verſtärken verſprach, zu ihm geſtoßen ſeyn würden *).

*) Unter dieſem Hülfscorps, welches der General Chevert anführte, befand ſich der größte Theil der ſächſiſchen Regimenter, die erſt kürzlich die franzöſiſche Armee verſtärkt hatten. Dieſe Regimenter beſtanden aus ſächſiſchen Landeskindern, die zur Zeit der Capitulation am Lilienſteine (1756) preußiſche Kriegsdienſte zu nehmen gezwungen wurden. Schon damals hatte der böſe Wille der Königinn von Pohlen ſie durch ihre Emiſſarien zum Meineide bereden laſſen; ihre nachmaligen Ränke reizten ſie zum Aufruhr und zur Empörung. Der größte Theil derſelben hatte die Fahnen verlaſſen, zu denen er hatte ſchwören müſſen, war nach der gegebenen Anweiſung nach Ungarn gegangen, und dort war man bemüht geweſen, ſie wieder zu organiſiren. In Abſicht der gemeinen Soldaten hatte man das Glück gehabt, von neuem 12 Regimenter zu for-

Noch ehe aber dieſes Hülfscorps bei Kaſſel anlangen konnte, beging Oberg eine unverzeihliche Uebereilung, die ihm in der Folge theuer zu ſtehen kam. Die gegenwärtige Lage der Alliirten erforderte es, daß er ſich in ſeiner Stellung zu behaupten, und alle zu nichts führenden Händel mit dem Feinde ſorgfältig zu vermeiden ſuchen mußte, bis günſtigere Umſtände ihn zu größerer Thätigkeit auffordern würden. Sey es indeß, daß er von dem Anmarſche des Generals Chevert nicht unterrichtet war, oder daß der Verdruß, die vornehmſte Abſicht ſeiner Sendung verfehlt zu haben, vielleicht auch die ihm dieſerhalb gemachten Vorwürfe ihn reizten, zur Rettung ſeiner Ehre einen Verſuch zu machen, den Prinzen von Soubiſe dennoch zu zwingen, Kaſſel zu verlaſſen: ſo war doch der gegenwärtige Augenblick dazu nicht geeignet. Was früher mit leichter Mühe bewirkt werden konnte, war jezt, ohne zu ſchlagen, nicht mehr ausführbar; dies erlaubte aber die feſte Stellung der Franzoſen nicht, und Oberg glaubte daher vielleicht, ſeinen Feind auf ein anderes, ihm minder günſtiges, Schlachtfeld führen zu müſſen, um zu ſiegen. In dieſer Abſicht ſetzte er über die Fulda, und lagerte

---

miren; allein da die Ausrüſtung und Bewaffnung derſelben nicht ſo geſchwind zu Stande kommen konnte, es auch hauptſächlich an Officieren fehlte: ſo war dies Corps erſt jezt aus Ungarn angelangt, und in franzöſiſchen Sold übernommen worden. Prinz Xaver, zweiter Sohn des Königs von Pohlen, befehligte es unter dem angenommenen Namen eines Grafen von der Lauſitz. Es führte 24 Stück neue Kanonen, ein Geſchenk der Dauphine, mit ihrem Namen und dem ſächſiſchen Wappen geziert, und hat bei verſchiedenen Gelegenheiten rühmliche Beweiſe ſeiner Tapferkeit abgelegt, wenn gleich der franzöſiſche Stolz, bei widrigen Ereigniſſen, nicht verabſäumte, eigene Fehler auf die Rechnung dieſer treuen Hülfsvölker zu ſchieben.

ſich faſt auf eben dem Terrain, auf welchem jüngſt Prinz von Iſenburg war geſchlagen worden. Soubiſe ließ ſich durch dieſen Marſch nicht irre führen, vielmehr behauptete er ſeine Poſition bis zur Ankunft der erwarteten Verſtärkung; dann aber ging er gleichfalls über den Fluß, und traf Anſtalten, um die Alliirten anzugreifen.

Ihre Stellung hinter Sangerhauſen hatte den Fehler, daß ſie auf der linken Flanke und im Rücken umgangen werden konnte. Soubiſe entdeckte dies nicht ſo bald, als er dem Herrn von Chevert auftrug, hier den Angriff zu machen, während der Herzog von Broglio ſich in Bereitſchaft halten ſollte, die Verbündeten zu verfolgen, falls ſie ſich zurückziehen würden. Die Bewegungen des Feindes ließen General Oberg urtheilen, man ſuche ihn von Münden abzuſchneiden; er befahl daher den Rückzug in verſchiedenen Colonnen. Broglio folgte ihm auf der Ferſe, und verwickelte ſeinen Nachzug in ein hitziges Gefecht. Durch einen unzeitigen Eifer verleitet, formirte jetzt Oberg ſein Corps auf den Höhen von Lutternberg, um die Franzoſen zu empfangen; hier ward er aber mit überlegener Macht angegriffen, geſchlagen, und nur die einbrechende Nacht begünſtigte ſeine Flucht nach Münden. Herzog Ferdinand hatte Urſache mit dem Benehmen ſeines Generals ſehr unzufrieden zu ſeyn. Zwei von demſelben begangene grobe Fehler verrückten ſeinen Operationsplan eben ſo ſehr, als ein ſonderbares Verhängniß es fügte, daß Soubiſe, faſt in derſelben Gegend, zweimal nach einander über die Alliirten ſiegte, doch aber niemals Vortheile daraus zog.

Chevert verließ nunmehr die Soubiſeſche Armee wieder, um nach dem vom Marſchall Contades entworfenen Plane ſich mit letzterm bei Lippſtadt zu vereinigen; allein dort

hatten die Umſtände ſich ſchnell verändert. Bei der ſchleunigen Erſcheinung des Herzogs Ferdinand hatte Contades ſeinen Anſchlag aufgeben müſſen, und Chevert ſah ſich genöthigt Halt zu machen, um abzuwarten, welche Mittel ſein Heerführer ergreifen würde, um die Vereinigung zu bewirken; ja ſeine Verlegenheit wurde noch vermehrt, da der Herzog, auf die erhaltene Nachricht von der unglücklichen Begebenheit bei Lutternberg, ſogleich über die Lippe gegangen war, um durch eine zweckmäßige Stellung, ſowohl um die Gemeinſchaft zwiſchen den franzöſiſchen Heeren zu unterbrechen, als den Prinzen von Soubiſe abzuhalten, ſeine erlangten Vortheile durch einen anderweitigen Einfall in das Churfürſtenthum Hannover zu erweitern. So verſtand Herzog Ferdinand die ſchwere Kunſt, die begangenen Fehler ſeiner Unterfeldherren zu verbeſſern, und durch raſche Entſchlüſſe das Glück ſeiner Feinde zu lähmen.

Da nun dem Marſchall Contades der Anſchlag auf Lippſtadt mißlungen war; das feſte Lager der Verbündeten hinter der Aſſe nicht füglich mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs angegriffen werden konnte; er außer Weſel keinen haltbaren Ort dieſſeits des Rheins beſaß; dennoch der herannahende Winter auf ſichere Winterquartiere zu denken anrieth, und er ſolche in Weſtphalen zu behaupten wünſchte; ſo faßte er den Entſchluß, das Nachtheilige ſeiner Lage zu verbeſſern, und einen Verſuch zu machen, die zur Deckung ſeiner Quartiere unentbehrlichen Poſten ſich zu verſchaffen. Münſter ſchien ihm dazu äußerſt bequem gelegen. Hier befand ſich die Niederlage aller Kriegsbedürfniſſe der Armee der Alliirten, ſo wie zu Wahrendorf ein großes Magazin. Beide wurden nur durch 2000 Mann, die unter dem General Kielmannsegge bei Dornſteinfurth ſtanden, gedeckt.

Es war nicht unmöglich, dieſem Orte unvermerkt von Dülmen aus beizukommen, und glückte es, ihn durch einen Handſtreich zu erobern, ſo mußte Lippſtadt von ſelbſt fallen, weil es alsdann dem Herzoge unmöglich geworden ſein würde, ſeine gegenwärtige Stellung zu behaupten. Dann war die Gemeinſchaft mit der Soubiſeſchen Armee und mit Heſſen gewonnen, und die Franzoſen waren durch Münſter, Lippſtadt und Kaſſel gedeckt, konnten ihre Winterquartiere eben ſo dieſſeits des Rheins beziehen, als der Herzog gezwungen geweſen ſeyn würde, die ſeinigen hinter der Weſer zu nehmen. So kühn aber auch die Diverſion ausgedacht war; ſo viel Ehre ſie ihrem Erfinder machte, und ſo entſcheidend ſie den Franzoſen das ſeit der Zurückberufung des Marſchalls d'Etrees verlohrne Uebergewicht wieder gegeben haben würde, eben ſo wenig zweckmäßig wurde ſie ausgeführt. Der Herzog von Armentieres, dem dieſe Unternehmung aufgetragen ward, benahm ſich dabei mit zu geringer Vorſicht; der wachſame Kielmannsegge kam ihm zuvor, und der Herzog Ferdinand eilte mit ſeiner Armee ſo ſchnell herbei, daß auch dieſer Anſchlag mißlang.

Ob nun gleich die Diverſion auf Münſter den Herzog in die Nothwendigkeit verſetzt hatte, ſeine vortheilhafte Poſition an der Aſſe zu verlaſſen, um ſeine Magazine zu decken; ſo machte doch der eintreffende Winter dem Feldzuge in Weſtphalen ein Ende. Contades hatte alle ſeine Anſchläge ſcheidern geſehn; dieſſeits des Rheins hatte er keinen feſten Poſten im Lande; die zu dergleichen Operationen günſtige Jahrszeit war verſtrichen, folglich blieb ihm nichts übrig, als ſeine Armee wieder über den Rhein zurückzuführen, um zwiſchen dieſem Fluß und der Maas die Winterquartiere zu beziehn. Nach ſeinem Zurückzuge hielt ſich Prinz von Sou-

biſe in Heſſen nicht mehr für ſicher; auch er verließ dieſe Provinz, und bezog ſeiner Seits das Winterlager an den Ufern des Rheins und des Mains.

So endete Herzog Ferdinand einen beſchwerlichen, kritiſchen Feldzug, in welchem er ſich den größten Ruhm erwarb; denn, wenn gleich ſeine Lage es nicht verſtatten wollte, den anfänglich ſo glücklich ausgeführten Angriffskrieg fortzuſetzen; wenngleich ſeine Unterfeldherren ſich zweimal ſchlagen ließen: ſo hinderte er doch durch ſchnelle und zweckmäßige Bewegungen ſeine ihm ſo ſehr überlegenen Feinde, irgend einen Vortheil aus ihren Siegen zu ziehen, behauptete vielmehr die wieder eroberten Provinzen, und bezog ſeine Winterquartiere in eben den Gegenden, wo er ſie genommen hatte, als er den Grafen Clermont über den Rhein zurücktrieb. Hatten dagegen auf der andern Seite Contades Talente die Kleinmüthigkeit ſeines Vorgängers einigermaßen verwiſcht; hatte derſelbe durch mehr Thätigkeit den geſunkenen Ruhm der franzöſiſchen Waffen wieder gehoben; war ſein Benehmen — obgleich vielleicht allzuvorſichtig — doch der Sache angemeſſener geweſen; hatte Soubiſe, durch zwei ihm ſehr leicht gemachte Siege, ſich den bei Roßbach verlohrnen Glanz gewiſſermaßen wieder zu geben das Glück gehabt: ſo ſtehn doch alle dieſe Thaten in keiner Vergleichung mit der künſtlichen Anſtrengung, die der Herzog von Braunſchweig anwenden mußte, um ſeinen Feinden kein Uebergewicht zu geſtatten. Man wird daher bewogen anzunehmen: daß die Eiferſucht, die unter den franzöſiſchen Feldherren herrſchte, eben ſo viel Antheil an den geringen Fortſchritten ihrer Armeen gehabt haben möge, als die Kabalen der Höflinge Ludwigs XV, mit denen ſie ſtets zu kämpfen hatten; und ſo mußten dergleichen Zufälle auch das

ihrige mit beitragen, um die durch die ſchimpfliche Convention von Kloſter Seeven (1757) auf Seiten der Verbündeten ſo merklich geſtiegene Wage des Glücks wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

XVIII.

Vergleichung des Feldzuges von 1758 in Deutſchland mit dem vorjährigen.

Wenn man Betrachtungen über die beiden letzten Feldzüge in Deutſchland anſtellt, und die Begebenheiten derſelben mit einander vergleicht, ſo zeigt ſich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden. Dieſer Unterſchied wird einleuchtender, je mehr man die Lage der Umſtände und den Charakter der Feldherren unterſucht; denn in beiden findet man den Grund, warum der eine blutiger, der andere hingegen mit Vorſicht geführt werden mußte. Die Heere, welche im Jahre 1757 zum Kampfe aufgeſtellt wurden, beſtanden aus Soldaten, die, während eines zehnjährigen Friedens, durch Kunſt und Fleiß in allen Evolutionen unterrichtet worden waren, welche das Syſtematiſche der Taktik verfeinert, oder ein Theil dem andern abgeborgt hatte. Ihre Heerführer waren größtentheils voll Feuer, theils Zöglinge berühmter Feldherren in ehemaligen Kriegen; ſie brannten vor Begierde ſich hervorzuthun, und wurden dadurch unternehmender. Beides zuſammen genommen, mußte nothwendig Thätigkeit hervorbringen; und ſo zeigte ſich unter andern ein Brown, ein Prinz Carl von Lothringen, ein d'Etrees, ein

Schwerin, ein Winterfeldt, und über alle dieſe Friedrich der Große im Glanze eines Helden. An der Spitze rüſtiger, durch Widerwärtigkeiten noch nicht muthlos gewordener Krieger, ward eine Schlacht über die andere geliefert, und Menſchenblut ohne Barmherzigkeit vergoſſen, um den ſich findenden Widerſtand durch noch ſtärkere Impulſionen zu überwältigen.

Dergleichen außerordentliche Anſtrengungen konnten nicht von langer Dauer ſeyn. Eine allzuſtarke Reibung der erſten Triebräder, bringt nicht ſelten die ganze Maſchiene in Stocken. Der größte Theil der geübten Soldaten, und mit ihm auch mancher würdige Officier, war das Opfer der Wuth des Partheigeiſtes, der Geſetze der Nothwendigkeit oder des Feuers der Einbildung geworden; die aber, welche ihre Stelle erſetzten, waren weniger brauchbar. Dieſer Umſtand, die traurige Ausſicht zu mehrern Feldzügen, mit der Denkungsart der neu auftretenden Heerführer verbunden, machten die Schonung der Truppen nothwendig. Jetzt ſah man ſich genöthigt, mit aller Vorſicht zu Werke zu gehn, ſtatt daß man ſonſt raſch handelte, und ihrer nicht zu bedürfen glaubte. Man erblickt daher auch in dem Feldzuge von 1758 ſchon mehr klüglich erſonnene und künſtlicher angelegte Operationsplane, ſtudiertere Bewegungen, gemäßigtere Schritte, ſtärkere Poſitionen, ſchnellere, zweckmäßigere Märſche, wodurch weitausſehende Anſchläge vereitelt, und auf dieſe Weiſe das Gleichgewicht noch erhalten wurde.

Auch die Charaktere der Heerführer ſchienen ſich in die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten mehr zu fügen. So mußte ein Daun, durch ſein Zaudern, ſich allen Gefahren zu entziehen wiſſen, dagegen aber ſich nicht getrauen, ſeine Uebermacht zu nützen. Er, der in der Caſtrametation

noch ſeinen Meiſter ſuchte, mußte ſchon dadurch der natürlichen Hitze des vorſichtiger gewordenen Königs von Preußen Gränzen ſetzen, aber auch durch ſeine übertriebene Vorſichtigkeit, deſſen Talenten zur Kunſt, ſich ſelbſt zweckmäßig zu rathen die höchſte Spannkraft geben. So bewundert man, wie ein Prinz Heinrich von Preußen, mit einer verhältnißmäßig unbedeutenden Kriegsmacht, ihm mehr als doppelt überlegene Heere im Zaum hielt, und die ſchon vorausgeſetzte Eroberung von Sachſen künſtlich zu hintertreiben wußte. So ſah man den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, an der Spitze einer kurz zuvor gedemüthigten Armee, mitten im Winter, ſeinen Feinden alle gemachte Eroberungen entreißen, ſie jenſeits des Rheins aufſuchen und ſchlagen; nachdem er aber durch die Uebermacht der franzöſiſchen Heere gezwungen ward, über dieſen Fluß zurückzugehn, dennoch an den Ufern der Lippe das vortrefflichſte Beiſpiel eines Vertheidigungskrieges liefern, obgleich ſeine Unterfeldherren zweimal ſich ſchlagen ließen. So mußten in einer entgegengeſetzten Gegend ein Fermor, durch die angeſtrengteſte Tapferkeit, den Sieg bei Zorndorf lang zweideutig erhalten, um das gegen ſeine Nation gefaßte Vorurtheil zu entkräften; dagegen ſeine Schritte mit Grauſamkeiten bezeichnen, vor denen der geſittete Menſch zurückbebt; durch die ſeinen irregulären Truppen erlaubte Zügelloſigkeit ſich ſelbſt den Unterhalt entziehn, den er zur Fortſetzung ſeiner Operationen aus den in Beſitz genommenen Provinzen hätte erhalten können, und endlich in der Periode, in welcher er am wirkſamſten zu ſeyn im Stande war, vom Kampfplatze verſchwinden. So ſah man endlich Friedrich II, auf die Tapferkeit und Disciplin ſeiner Armee weniger ſtolz, nicht mehr wie bei Prag, Kollin und Leuthen, ſeinen Feind, mit ſtürmender

Hand, angreifen; dagegen aber nach dem mißlungenen Verſuch, Olmütz zu erobern, mitten durch Böhmen, von einer zahlreichen Armee verfolgt und beunruhigt, einen Rückzug halten, der in vielen Betracht dem, in der Geſchichte ſo geprieſenen, jener zehntauſend Griechen, den Ruhm ſtreitig macht; dann nach der Neumark eilen, um den Ruſſen eine tiefe Wunde beizubringen; eben ſo ſchnell nach Sachſen fliegen, um ſeinem gedrängten Bruder die Hand zu reichen; nach ſeiner Niederlage bei Hochkirch der Uebermacht ſeines Gegners mit einer Handvoll Leuten trotzbieten; durch die Kraft ſeines Genies ſeine Anſchläge vereiteln; Schleſien und Sachſen decken, und am Ende des Feldzuges noch im Beſitz eben der Provinzen bleiben, aus denen er im Anfange deſſelben getreten war, um ſeinen Operationen den Schwung zu geben.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, in welchem dieſer beiden Feldzüge Friedrich II größer erſchien: ob in dem erſtern, da er mit der Kraft eines Rieſen ſeine Feinde zu zerſchmettern ſuchte, oder in dem letztern, da er mit der Geſchicklichkeit eines Athleten, es ſich bloß angelegen ſeyn ließ, bald die tödtlichen Streiche auszupariren, womit ihn ein nerviger Arm bedrohte, bald aus der ihm gegebenen Blöße Vortheile zu ziehn. Hierüber werden die Meinungen meiner denkenden Leſer wahrſcheinlich eben ſo getheilt bleiben, als die Grundſätze verſchieden ſeyn dürfen, wornach ſie Heldenmuth, Eroberungsgeiſt, Leidenſchaft, Nothwehr oder politiſche Auswahl der zweckmäßigſten Hülfsmittel — zur Rettung eines Staats — zu beurtheilen pflegen. Ich wage es daher um ſo weniger zu entſcheiden, da mein Urtheil — ſo unpartheiiſch ich es auch zu fällen mich beſtreben wollte — dennoch aus guten Gründen verſchiedenen Vorwürfen ausgeſetzt

bleiben möchte; das Reſultat meiner darüber angeſtellten Betrachtungen würde jedoch das ſeyn: daß Friedrich II im vorigen Jahre als Held, im eigentlichen Verſtande, erſchien, in dieſem aber ſich mehr von der Seite eines vorſichtigen Feldherrn und feinen Politikers zeigte. Ob indeß dieſe Rolle, zu deren Ausführung ſeine ſchon kritiſch gewordene Lage ihn aufforderte, ſeinem eigenthümlichen Charakter angemeſſener war als jene; ob dieſer Feldzug nach dem Urtheile der Kenner, wirklich vorwurfsfrei führte, das bleiben Aufgaben, deren Auflöſung ich dem künftigen pragmatiſchen Geſchichtſchreiber des 18ten Jahrhunderts gern überlaſſe. Auch in jeder Lage können Halbgötter Anſpruch auf die Bewunderung des Publikums machen, beſonders wenn ſie das Glück gehabt haben, ihre, aus Leidenſchaft begangenen Fehler, durch das Kraftvolle ihres Genies, wieder zu verwiſchen.

Dies war der Inhalt, und ſo waren die Charaktere der Hauptperſonen des großen Trauerſpiels beſchaffen, welches auf der Kriegs-Schaubühne des feſten Landes in dieſem Jahre aufgeführt worden war. Vom Rhein bis an die Oder, von der Morava bis an die Oſtſee, waren deutſche Provinzen mehr oder weniger verwüſtet, oder mitgenommen; ihre Fluren mit dem Blute vieler Tauſende gefärbt, und mit deren Leichen bedeckt. Deutſche ſtritten gegen Deutſche; und da es an ihrer Wuth noch nicht genug war, um das menſchliche Elend vollkommen zu machen: ſo mußten fremde, theils geſittete, theils barbariſche Völkerſchaften herbeigerufen werden, um Deutſchlands Söhne erwürgen zu helfen.

Ende des erſten Theils.

Zuſäße.

Seite 29, vierte Zeile.

Der Stoff zu dieſer Allianz war ſchon früher, wiewohl anfänglich, ohne ſonderliche Wirkung, vorbereitet worden. Der Graf, nachmaliger Fürſt Kaunitz, der Schleſien für das Haus Oeſtreich unwiederbringlich als verloren achtete, ſo lange Frankreich und Preußen Freunde blieben, hatte ſchon auf dem Friedenskongreß zu Aachen (1748) dem franzöſiſchen Geſandten eine genauere Verbindung ihrer beiderſeitigen Beherrſcher vorgeſchlagen: allein damals war nicht daran zu denken, ſo lange nicht in Frankreich Männer an das Staatsruder gebracht waren, die von dem alten Syſteme eines Heinrich IV und eines Richelieu gefliſſentlich abwichen. Bei Gelegenheit ſeiner nachmaligen Geſandtſchaft am Hofe zu Verſailles ſuchte er dieſe einmal aufgefaßte Idee mehr auszumahlen und ihr Leben zu geben; allein der gewöhnliche langſame Gang der öſtreichiſchen bedächtlichen Politik erſchwerte ſeine Bemühungen eben ſo ſtark, als die Feſtigkeit einiger franzöſiſcher Staatsbediente, bis eine gewiſſe Frau von Etioles zur Favoritin König Ludwigs XV erklärt wurde, die ſich unter dem Namen einer Marquiſe von Pompadour ſo bekannt machte. Den Ehrgeiz dieſer Maitreſſe wußte Kaunitz durch manche Intrigue, ja ſelbſt durch die ihr von der Kaiſerin-Königin verſchwendeten Schmeicheleien in Bewegung zu ſetzen, und ihren, auf den ſchwachen König erlangten Einfluß in die Staatsadminiſtration zu ſeinen

Abſichten zu benutzen. Der Graf von Stainville, nachmaliger Herzog von Choiſeul, franzöſiſcher Botſchafter am Wiener Hofe, ein Mann, der unter den gegenwärtigen Umſtänden nur ſein Glück zu machen trachtete, unterſtützte ihn, ohne Rückſicht auf das wahre Intereſſe des Staats. Ludwig XV, der jetzt alles mit der größten Leichtſinnigkeit behandelte, was eine ernſte Behandlung erforderte, ließ es geſchehen, daß die Marquiſe Frankreichs ächte Stützen aus ihrem Wirkungskreis entfernte, und Männer empor hob, die ihr gänzlich ergeben waren, und ſo gelang es Kaunitz, ſchon damals ein ganz neues politiſches Syſtem zu gründen, welches in Wirklichkeit zu verwandeln der Traktat von Weſtmünſter nur die nähere Veranlaſſung gab.

Seite 36, achte Zeile.

Wir glauben indeſſen der erſten Behauptung den Vorzug geben zu können; denn außer den wechſelſeitigen Haß, der zwiſchen dem Großfürſten und Beſtuſchef herrſchte *), mit in Anſchlag zu bringen, war der Großkanzler, durch vieljährigen Verwaltung der Staatsgeſchäfte, mit der Intrigue zu vertraut, als daß er Peters ſchwache Seiten nicht ausge-

---

*) Der Großfürſt war nicht allein Beſtuſchef abgeneigt, weil er den König von Preußen verachtete, ſondern er hatte auch auf ihn einen unauslöſchlichen Haß geworfen; ſeitdem dieſer, zu der Zeit, da er, um ſeinen Geſandtchaftspoſten bei dem Niederſächſiſchen Kreiſe anzutreten, durch Kiel reiſete, verwegen und geſchickt genug geweſen war, das Teſtament der Kaiſerin Katharina I und die Originalakten, die das Bündniß der Herzoge von Hollſtein mit Rußland betrafen, aus dem dortigen Archive zu entwenden. —

v. Saldern, Biographie Kaiſer Peter III.

ſpäht, daher mehr für die kluge, entſchloſſene Großfürſtin eingenommen, ſich unter ihrer künftigen Regierung ein bleibenderes Glück verſprochen haben ſollte. Man weiß ſogar, daß, eben ſo ſehr er es ſich angelegen ſeyn ließ, den Großfürſten in den Augen ſeiner Tante und des Publikums herabzuwürdigen, er die Liebesintrigue Katharinens mit dem Stanislaus Poniatowsky auf alle Weiſe zu begünſtigen, und dadurch ſich ihrer Protektion zu verſichern, bemüht geweſen iſt.

Seite 41, neunzehnte Zeile.

Selbſt das Miniſterium hatte ſich mit der darüber geführten geheimen Korreſpondenz nicht befaſſen dürfen, und dem geheimen Legationsrathe, nachmaligem Staatsminiſter, Grafen von Herzberg, wurden die zur Anfertigung des bekannten Mémoire raisonné erforderlichen Originaldokumente erſt dann eingehändigt, als man ſolche öffentlich aus dem Archive zu Dresden genommen hatte. Bis dahin beſorgte Winterfelds Sekretair, ein Herr Galſter, den Briefwechſel allein. Nach des Generals Tode ward er zum Geheimen Kabinetsrathe Friedrichs II befördert, und ſeiner, während ſeinem Aufenthalt zu Altenplatow im Magdeburgiſchen, mit mir unterhaltenen intimen Freundſchaft, habe ich manches verſchleierte Faktum, die Entſtehung des ſiebenjährigen Krieges betreffend, zu verdanken. —

Seite 47, funfzehnte Zeile.

Alles Widerſtrebens ungeachtet mußte die Königin von Polen die Kränkung empfinden, daß der General Willich das Archiv in Dresden eröffnen ließ, und aus demſelben die

Originalien nahm, deren Abſchriften bereits in Friedrichs Händen waren *).

Seite 59, am Schluß der letzten Zeile.

Anmerkung.

Dieſen Vortheil hatte der König der fehlerhaften Ausführung des vom Feldmarſchall Brown dem Generale Odonell ertheilten Befehles zu verdanken. Brown, von dem Marſche der Preußen auf Lowoſitz unterrichtet, hatte dieſen General mit einem ſtarken Detaſchement vorausgeſandt, um die Berge über Lowoſitz hinaus zu beſetzen, und noch 2000 Kroaten zur Unterſtützurg abgehen laſſen. Odonell nahm aber den erhaltenen Auftrag zu buchſtäblich, und beſetzte nur die nächſten Weinberge vor Lowoſitz, ſtatt ſich des Lowos ſelbſt zu bemächtigen, der ſie beherrſchte.

Seite 64, dreizehnte Zeile.

Zur Rechtfertigung des Feldmarſchall Brown, dieſes erfahrnen Kriegers und würdigen Greiſes, glauben wir aber anführen zu müſſen, daß wahrſcheinlich durch die wiederholten Befehle ſeines Hofes: die Armee für den künftigen Feldzug, und zur Deckung des Innern der Monarchie zu ſchonen, gewiſſermaßen gefeſſelt, er wohl

*) Das Publikum verdachte damals dem Könige von Preußen dieſen ſo auffallend gewaltſamen Schritt, und ſeine Feinde entblödeten ſich nicht, ihm daraus ein Kapitalverbrechen zu machen, indem ſie ihn der Verletzung des Völkerrechts beſchuldigten. Da indeſſen Friedrich II zu der, zwiſchen den gegen ihn verſchwornen Mächten geführte Korreſpondenz auf eine indirekte Art gelangt war, er gleichwohl Europa von der gegen ihn angezettelten Verſchwörung auf eine authentiſche Art überzeugen und dadurch ſeine Kriegserklärung rechtfertigen wollte; ſo mußte er ſich die Originaldokumente ſelbſt auf eine in die Augen fallende Art verſchaffen, wenn er dieſen Zweck erreichen wollte.

nicht die Abſicht gehabt habe, ſich in eine Schlacht einzulaſſen. Daher iſt vorauszuſetzen: daß, als er die Nachricht von der Ankunft einer preußiſchen Armee im Gebirge erhielt, er nur die Stellung auf dem Lowosberge — von deren Behauptung ſo viel abhing — zunehmen gewilligt war, um hier den König feſt zu halten, während die Sachſen, mittelſt einiger Unterſtützung von ſeiner Seite, ihre Befreiung verſuchten. Der Fehler, den Odonell beging, und daß Brown, nach der damals üblichen Taktik, wo man auf ſtark beſetzte Dörfer noch zu viel Wichtigkeit legte, ein Korps von 12 Bataillonen vor Lowoſitz ſtellte, ſtatt ſolche hinter dieſem Poſten aufmarſchiren und durch die vorgeſchobene Kavallerie unterſtützen zu laſſen, veranlaßte den Verluſt der Schlacht, ſo wie die Schnelligkeit, mit der ihm der König zuvor kam, deſſen treffliche Schlachtordnung und Aktivität, ſo wie der ausdauernde Muth der preußiſchen Infanterie, den Ausgang derſelben lenkten. Der immediate Rückzug des Feldmarſchall Brown über die Eger iſt alſo nicht einer unzeitigen Kleinmüthigkeit zuzuſchreiben, ſondern war eine Folge der ihm ertheilten gemeſſenen Inſtruktion. —

Seite 77, vierzehnte Zeile.

Anmerkung.

Nur durch Zufall ward dieſe unter die preußiſche Kavallerie vertheilt, die Veranlaſſung dazu gab aber der General Katzler: denn während der König die ſächſiſche Infanterie muſterte, ritt er zu der Kavallerie und rekrutirte das Regiment Gensd'armes mit einigen 70 der beſten Mannſchaft und Pferde. Mehrere preußiſche Kavallerieoffiziere folgten dieſem Beiſpiele, und als der König auch die ſächſiſche Reiterei muſtern wollte, fand er nur noch Ueberbleibſel der ehemaligen Regimenter. Zwar konnte er ſeine Empfindlichkeit, ſich vorgegriffen zu ſehen, nicht bergen, und ſein Zorn traf vorzüglich den General Katzler; allein eine dieſem Lieblinge eigene Naivität,

mit welcher er ſeine Unternehmung zu rechtfertigen wußte, und die Nothwendigkeit, ſeine Kavallerie, die bei Lowoſitz viel gelitten hatte, zu ergänzen, beſänftigten den aufgebrachten Friedrich, der nunmehr ſeine Garde dü Corps mit 2 Schwadronen vermehrte, und den Ueberreſt unter ſeine Reiterei vertheilte.

Seite 78. Zum Schluß des zweiten Abſchnitts.

Mit dieſer merkwürdigen Begebenheit ward der Feldzug von 1756 beſchloſſen; der König von Preußen kam dadurch in den vollkommenen Beſitz der ſächſiſchen Erbländer, und nichts hinderte ihn, ſein Heer daraus zu verpflegen, Magazine anzulegen, und von der Stadt Leipzig, ſo wie von den in der Lauſitz befindlichen vier katholiſchen Klöſtern Kontributionen einzufordern. Bei der bereits verſtrichenen günſtigen Jahreszeit war es indeſſen nicht mehr möglich, in Böhmen Unternehmungen von Wichtigkeit auszuführen: Friedrich II zog daher die Armee, mit welcher er bei Lowoſitz ſiegte, nach Sachſen zurück, und verlegte ſein ganzes Heer in die Winterquartiere. Zu gleicher Zeit mußte der Feldmarſchall Schwerin, der mit einer zweiten Armee aus Schleſien in Böhmen eingerückt und bis an die Elbe vorgedrungen war, dies Königreich gleichfalls verlaſſen. Da ſeine Beſtimmung nur dahin gerichtet war, die Armee des Fürſten Piccolomini ſo lange zu beobachten, bis es entſchieden ſeyn würde, ob es noch gelingen könne, Eroberungen in Böhmen zu machen: ſo hätte dieſer Feldzug, in Abſicht der militäriſchen Operationen, nichts Hervorſtechendes. Dagegen zeichnete ſich Schwerin von einer andern, ihm nicht minder Ehre bringenden Seite aus: denn die ganze Zeit über, die er im Standlager bei Aujeſt zubringen mußte, fehlte es ſeiner Armee — ein, während des ſiebenjährigen Krieges, ſeltner Fall — an keinem nothwendigen Bedürf-

niſſe; ein weſentlicher Vortheil, den nur ſeine weiſen Maaßregeln bewirkten. — Durch Mannszucht und Ordnung gelang es Schwerin, dergleichen Bequemlichkeiten bei einer Völkerſchaft zu erhalten, die — durch die vorigen Kriege gewarnt — gewiß nicht geneigt war, den Preußen ihre Produkte zuzuführen. Dagegen ſah man jetzt den böhmiſchen Bauer ſeine Felder in ungeſtörter Ruhe, ſelbſt bei den Vorpoſten, beſtellen. Er brachte täglich allerlei Lebensmittel auf die im Lager angewieſenen Marktplätze mit eben der Sicherheit, mit der er ſie in einer Stadt, wo die beſte Polizei herrſcht, zum Verkauf anbietet. Alles mußte baar bezahlt werden, und auch die allergeringſte Plünderung ward auf das ſchärfſte geahndet. Dieſe Ordnung erwarb dem Feldmarſchall das völlige Zutrauen der Nation, und entriß dem Fürſten Piccolomini daß Geſtändniß: daß, wer auf eine edelmüthige Art Krieg führen lernen wollte, unter einem Schwerin dienen müſſe.

Seite 79, funfzehnte Zeile.

Bei Gelegenheit eines durch den Herrn von Ponikau, ſächſiſchen Geſandten zu Regensburg, gegen das Verfahren des Churfürſten von Brandenburg in Sachſen, zur Reichsdiktatur übergebenen förmlichen Klagelibells erlaubte er ſich eine ſo beleidigende Sprache, als der Wiener Hof zu den Zeiten Karl V und Ferdinands I, wo das Haus Oeſtreich das deutſche Reich noch tyranniſirte, ſich kaum bedient hätte.

Seite 96, zehnte Zeile.

Dieſe Gefahr war wirklich dringend, denn von der Keithſchen Armee war er dadurch getrennt, daß die Pontons, welche ihm zum Uebergange über die Moldau gedient hatten,

dem Fürſten Moritz geſandt worden waren, um nach dem ihm ertheilten Befehle die Brücke bei Branik zu Stande zu bringen; Feldmarſchall Schwerin hingegen hatte nicht, der erhaltenen Inſtruktion gemäß, ſchon am 5ten in dieſe Gegend eintreffen können, weil er bei Brandeis in ein ziemlich hitziges Gefecht, in welchem der General Wartenberg blieb, verwickelt worden war. Zwar ward er ſchleunigſt angewieſen, ſeinen Marſch während der Nacht fortzuſetzen, allein erſt am 6ten des Morgens konnte er ſich mit dem Könige vereinigen.

Seite 97, zwanzigſte Zeile.

Nach dem Zeugniſſe des verſtorbenen Generals, Grafen Schmettau, der ſich im Gefolge des Königs befand, und der Unterredung mit beiwohnte, erlaubte ſich Schwerin dagegen Vorſtellungen zu machen, indem er den König abrieth, den Feind in ſeiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen. Er behauptete vielmehr: „es ſey beſſer, gerade nach „Mähren zu marſchieren, und die Armee, von den in „Brandeis und andern Orten eroberten, Magazinen und De„pots zu verpflegen, bis man den ſchleſiſchen Magazinen „näher gekommen ſeyn würde. Folgte der Prinz Karl der „königlichen Armee, ſo könnte dieſe alles wegfouragiren „oder verbrennen, um den Marſch der Oeſtreicher zu erſchwe„ren: auch ſtehe es in des Königs Macht, ihnen dann auf „einem mehr günſtigen Terrain, als das bei Prag ſey, eine „Schlacht zu liefern. Unterdeſſen könne das Corps, mit „welchem Feldmarſchall Keith die ſogenannte kleine Seite „einſchlöſſe, die Belagerung von Prag unternehmen. Folge „dagegen — welches doch nicht vorauszuſetzen ſey — der „öſtreichiſche Heerführer der preußiſchen Armee nicht: ſo

„könne man ſtets weiter vordringen, die noch nicht organi„ſirte Daunſche Armee zerſprengen, und Wien in Schre„cken ſetzen. Wollte aber Prinz Karl den Feldmarſchall „Keith angreifen: ſo habe dieſer, falls er den Kampf zu „beſtehen nicht abwarten wolle, ſo viele gute Poſitionen „rückwärts zu nehmen, daß der Prinz Bedenken tragen „werde, ihm zu folgen, während über die Erblande Gefahr „ſchwebe. Zwar halte er ſich überzeugt, daß der König die „intendirte Schlacht gewinnen werde, allein ſeine treffliche „Infanterie könne auch leicht hier ihr Grab finden"*). Da indeſſen Friedrich, wahrſcheinlich aus Beſorgniß, die 25000 Mann, die Feldmarſchall Daun zuſammengezogen hatte, möchten zum Prinzen Karl ſtoßen **), ſein Vorhaben aufgeben, nicht gewilligt war: ſo wagte Schwerin abermals, ihm die Seite 97 und 98 bereits erzählten Vorſtellungen zu machen.

Seite 103, zur Anmerkung dritte Zeile.

General Manſtein hatte ihm dazu den Weg gebahnet, indem dieſer, ohne ausdrücklichen Befehl zu erwarten, die bei Hloupetin, vor der Mitte der feindlichen Armee auf einem Berge verſchanzte Brigade Infanterie, mit einigen Bataillonen angriff, und,

---

*) Dieſe Anekdote iſt mir durch den Hauptmann, Grafen Schmettau, Sohn des verſtorbenen Generallieutenants, deſſen Adjutant er war, mitgetheilt worden, und da ſolche wohl nicht in Zweifel zu ziehen iſt: ſo ſcheint ſie gewiſſermaßen einen Kommentar zu demjenigen abzugeben, was wir bereits S. 145 und 146 der erſten Auflage der Charakteriſtik aufzuſtellen gewagt haben.

**) Da ſolche erſt am 8ten bei Böhmiſchbrodt eintrafen, ſo konnten ſie mit aller Anſtrengung erſt am 9ten, alſo drei Tage nach der Schlacht, bei Prag anlangen.

wiewohl mit dem Verluſte der Hälfte ſeiner Mannſchaft, von dieſem Poſten hinunter und über den moraſtigen Bach zurückwarf. Der König, der hier gegenwärtig war, ging hierauf durch Krye, drang in die durch das Weichen des rechten Flügels in der Mitte der öſtreichiſchen Schlachtordnung entſtandene Lücke, und führte, nach einer ſtandhaften Gegenwehr, endlich den völligen Sieg herbei.

Seite 130, dritte Zeile.

Anmerkung.

Zwei Tage nach der Schlacht waren zwei Officiere vom damaligen Regiment Münchow, nemlich der zuletzt im Kriegeskollegio geſtandene Obriſtlieutenant Voß, und der auf ſeinem Gute in Schleſien verſtorbene Hauptmann Schmettau im Hauptquartier zu Nimburg in ein Zimmer getreten, in welchem ſie glaubten, daß die Parole ausgegeben werden würde, als die unerwartete Erſcheinung des Herzogs von Bevern und des Fürſten Moritz ſie eines andern überzeugte. Um unbemerkt zu bleiben, ſpringen ſie hinter den Ofen. Hier hören ſie die vertraute Unterredung der beiden Prinzen mit an, und bemerken unter andern, daß Fürſt Moritz ſagt: „Ich wollte „vieles darum geben, wenn ich lieber den Hieb, mit dem mich der „König bedrohte, ausgehalten und ferner mich geweigert hätte, den „linken Flügel der Armee, den man gegen die gegebene Diſpoſition „am unrechten Orte aufmarſchieren ließ, gegen den Feind zu füh„ren. Den erſten dazu gegebenen Befehl hatte ich durch Gründe „zu entkräften geſucht, allein jetzt, von Zorn entbrannt, ritt er „mit entblößtem Degen auf mich zu, hob ſolchen über meinen Kopf „und ſagte: Thun Sie, was ich befehle, oder — Von die„ſem Augenblicke an war unſer trauriges Loos geworfen. —"

Seite 157, ſechſte Zeile.

Anmerkung.

Dieſe Inſtruktion ward nach dem Recueil de lettres du Roi de Prusse S. 11. nur mündlich ertheilt; und obgleich der Prinz den ungefähren Inhalt derſelben dem Könige ſchriftlich mit der Bitte

überreichte, ſolchen durch ſeine Bemerkungen zu ſanktioniren; ſo gab doch Friedrich dem Prinzen, als dieſer ſich bei ihn beurlaubte, dieſen Aufſatz wieder zurück, ohne ein Wort, geſchweige ſeine Genehmigung beizufügen. „Hieraus erhellet, (ſagt der Prinz in einer in eben dem Recueil de lettres befindlichen Relation) daß der König die Freiheit behalten wollte, meine Handlungen nach Gefallen zu billigen oder zu tadeln."

Seite 162, Siebzehnte Zeile.

Anmerkung.

Daß übrigens der Prinz, Winterfeld in Verdacht hatte, mit zu ſeinem Unglücke beigetragen zu haben, erhellet daraus, daß, als er die Nachricht erhielt, dieſer General ſey im Treffen bei Moys geblieben, er mit einer Art von Zufriedenheit äußerte: Nun ſterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein ſo böſer und gefährlicher Mann weniger in der Armee iſt; und noch in den letzten Augenblicken ſeines Daſeyns rief er aus: ich beſchließe mein Leben, deſſen letzte Periode mir ſo viel Kummer verurſacht hat, aber Winterfeldt iſt derjenige, der es mir verkürzte.

Seite 231, zehnte Zeile.

Gleich beim erſten Uebergange des Feindes ließ er ihn durch 10 Schwadronen, unter Anführung des Generals Penavaire angreifen; allein ein heftiges Kartätſchenfeuer wies dieſe Kavallerie bald zurück. General Schulz, der hierauf mit vier Bataillonen angreifen mußte, war nicht glücklicher. Die Oeſtreicher, die ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, ſich zu wehren, wollten ſie nicht ihr Grab in der Lohe finden, verdoppelten das mörderiſche Feuer ihres groben Geſchützes dergeſtalt, daß ſie die Preußen zum Weichen brachten. Zwar

nahm der Prinz Ferdinand von Preußen, nach dem Beiſpiele des verewigten Schwerin, eine Fahne in die Hand, um die gewichenen Bataillone wieder an den Feind zu bringen; es wollte ihm aber nicht, wie jenem bei Prag, gelingen, dieſe ſchon zu ſehr geſchwächten Truppen zu einem erneuten ernſtlichen Kampfe zu ſtimmen.

Seite 247, ſiebzehnte Zeile.

Anmerkung.

Die Spitzen der preußiſchen Kolonnen wälzten ſich gerade auf das Dorf Borne, welches vor dem öſtreichiſchen rechten Flügel lag. Ein Vorpoſten von Kavallerie, der auf der Anhöhe dieſes Dorfes aufgeſtellt ſtand, ward von dem preußiſchen Vortrabe geworfen, und bis gegen die feindliche Linie verfolgt. Dieſe Ueberfälle machten den General Luchesi beſorgt, der Hauptſtoß dürfe den Flügel treffen, den er befehligte. Er verlangte daher Unterſtützung, und da der vorſichtige Feldmarſchall Daun ſolche noch bis zur nähern Aufklärung der feindlichen Schritte verzögerte: ſo forderte Luchesy ſolchen mit Ungeſtüm, unter der Aeußerung: daß er für keine ſeinem Flügel drohende Gefahr verantwortlich bleiben werde Prinz Karl, hierdurch veranlaßt, bewilligte, daß mehr Truppen, beſonders die ganze Reſerve, nach ſeinem rechten Flügel gezogen würden, und es erforderte alſo viel Zeit, ehe dieſe Korps wieder nach dem linken Flügel abgerufen wurden, als man inne ward, daß die preußiſchen Kolonnen ſich bei Borne rechts ſchwenkten, um den öſtreichiſchen linken Flügel anzugreifen.

Seite 250, zwanzigſte Zeile.

Dies Feuer traf zuerſt die Diviſion der Mitte, welche der Prinz Ferdinand von Preußen anführte, es aber nicht erwiederte. weil die feindlichen Kugeln, die durch einen kleinen Wald ſtreiften, die Bataillone nicht erreichten. Nach einiger

Zeit ließ indeß der Prinz einige Kanonen abfeuern, um den Oeſtreichern keine Antwort ſchuldig zu bleiben *).

Seite 254, eilfte Zeile.

Anmerkung.

In einem Stücke des politiſchen Journals von 1802 iſt eine Recenſion meiner Charakteriſtik befindlich, in welcher der Herr Recenſent ein ganz eignes Faktum, die Schlacht bei Leuthen betreffend, anführt. Er behauptet nemlich: — „er wiſſe aus einer „höchſt authentiſchen Quelle, von einer damals in genauen Hofverhältniſſen ſtehenden Perſon zu Wien — daß eine ſeltene Unvorſichtigkeit eines Kouriers, woraus ein noch ſeltſamerer Irrthum entſtanden, zu jener großen Schlacht Gelegenheit gegeben „habe. Er wiſſe nemlich authentiſch, daß zu Wien zwei Tage „zweimaliger Hofkriegesrath in Beiſeyn des Kaiſers und der „Kaiſerin Königin gehalten worden, um zu beſtimmen, ob „man dem aus Sachſen in Schleſien angekommenen Könige von „Preußen eine Schlacht liefern ſolle? Am zweiten Tage wäre

---

*) Dieſen kleinen Wald hatte der König, der bloß ſeinen rechten Flügel zum Angriffe beſtimmte, den linken aber, ſich vom Feind entfernt zu halten, befohlen hatte, zu ſeinem Aufenthalt gewählt, um dort den Ausgang der Schlacht beobachten zu können. Dies wußten ſeine Feldherren nicht, und da Prinz Ferdinand ſein Geſchütz auch nach dieſer Richtung abfeuern ließ, ſo lief der König Gefahr, ſowohl von den feindlichen, als ſeinen eigenen Kugeln getroffen zu werden. Er ſahe ſich daher genöthigt, das fernere Schießen unterſagen zu laſſen; bis er einen andern Beobachtungspunkt gewählt haben würde. Der Prinz war über dieſen Vorfall äußerſt betreten. Der Gedanke, daß er — wiewohl unverſchuldet — die Veranlaſſung hätte geben können, ſeinen leiblichen Bruder getödtet zu ſehen, machte auf ſein empfindſames Herz den ſtärkſten Eindruck, und ein jeder von dieſer ſonderbaren Begebenheit unterrichtete Patriot dankte Gott für die wunderbare Erhaltung ſeines Monarchen.

„das Reſultat der Deliberationen dahin ausgefallen, daß dem „Prinzen Karl und Feldmarſchall Daun der beſtimmte Befehl „zu ertheilen ſey, durchaus eine Schlacht zu vermeiden, erforder„lichen Falls Breslau und Schweidnitz mit Allem hinlänglich zu „verſehen, und bei dem ſchon einbrechenden Winter die Armee „nach dem böhmiſchen Gebirge einſtweilen in die Winterquartiere „zu führen, daß aber dieſer ſo beſtimmte Befehl — durch einen „ganz beſondern Vorfall — erſt zwei Tage nach der verlornen „Schlacht bei dem öſtreichſchen Heere angekommen ſey."

Iſt dieſe Anekdote ſo richtig, als der Herr Recenſent es verſichern will: ſo giebt ſie dem Philoſophen reichlichen Stoff, Betrachtungen über die ſonderbare Verkettung menſchlicher Schickſale, ſo wie großer Weltbegebenheiten anzuſtellen, und auch ich rufe mit demſelben aus: — So ſteht oft das Glück dem Kühnen bei.

Seite 289, fünfte Zeile.

Anmerkung.

Schon ſeit den erſten Jahren der Regierung Friedrichs II war der Obriſt Balby deſſen Liebling und Vertrauter geweſen, der ihn auch auf ſeiner damals unternommenen Reiſe nach Holland begleitete. Die gegenwärtig fehlgeſchlagene Belagerung zog ihm aber die Ungnade des Königs zu. Seitdem zog er ſich aus ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe zurück, und verlebte ſeine Tage in ſtiller Ruhe Hier ſchrieb er Denkwürdigkeiten des Lebens Friedrichs II, deren Exiſtenz der König erfuhr, die Handſchrift nach ſeinem Tode von der Wittwe einfordern ließ, ſie durchlas und dabei äußerte: er habe herzlich dabei gelacht, und ſich vieler Anekdoten ſeines Lebens erinnert, indeß bat er aber doch die Wittwe, ſich mit der Bekanntmachung, während ſeines Lebens, nicht zu übereilen.

Seite 369, ſiebente Zeile.

Der ganz unerwartete Abzug der Dohnaiſchen Armee aus der Neumark erweckte ein ſehr natürliches Staunen des Publikums; das Urtheil über einen, in dem kritiſchen Zeit-

punkte

punkte dieſes Feldzuges ſo äußerſt gewagten Schritt, fiel aber ſehr verſchieden aus. Nur der neuerern Geſchichte ſcheint es vorbehalten geweſen zu ſeyn, getreue Aufſchlüſſe desjenigen zu liefern, was damals nur räthſelhaft war: denn aus einer Stelle der geheimen Geſchichte Katharinens II, Kaiſerin von Rußland, geht nicht undeutlich hervor, daß der damalige Großfürſt, aus beſondrer Zuneigung für den König von Preußen, Gelegenheit gefunden haben mußte, die der Armee ertheilten Befehle durch den Staatsrath Wollkoff zu erhalten und ſolche Friedrich II mitzutheilen. Es heißt nemlich S. 108. des erſten Theils: „Die ganze Zeit „hindurch, da dieſe Feierlichkeiten *) dauerten, verging „faſt kein Tag, den Peter III nicht mit übermäßigem Trin„ken hinbrachte, und dieſe Ausſchweifungen brachten immer „gefährliche Handlungen der Unbeſonnenheit hervor. An „einem Abende richtete er, nach ſeiner Gewohnheit, ſeine „Unterredung auf Friedrich II, und rief auf einmal aus, „indem er den Staatsrath Wollkoff, der ihm gegenüber „ſaß, ins Auge faßte: — Es iſt gewiß, der König „von Preußen iſt ein Tauſendkünſtler, ein Erz„zauberer. Er wußte die Entwürfe unſers Feld„zuges alle ſchon, wenn wir ſie kaum entwor„fen hatten. — Wollkoff kam in Verlegenheit, und „erröthete. — Peter ſagte zu ihm: — Warum ſo ver„legen? Du haſt dich nicht für Siberien zu fürch„ten. Haſt du mir nicht, trotz aller Furcht, die „du deswegen hatteſt, alle Plane und Entwür„fe mitgetheilt, die man in der Rathsverſamm-

*) Es waren die Feſte, die wegen des zwiſchen Rußland und Preußen geſchloſſenen Friedens (1762) angeſtellet wurden.

„lung faßte, und die ich alsdann an Se. Maje„ſtät den König *) ſchickte? Dieſe Anekdote ſcheint die ſtets gehegte Vermuthung zu beſtätigen: daß Friedrich II den Enthuſiasmus des damaligen Großfürſten zu ſeinem Vortheil anzuwenden gewußt habe, ſo wie, daß, als er die Dohnaiſche Armee abzog, er von dem beſtimmten Rückmarſche der Ruſſen ſchon verſichert geweſen ſeyn mußte, weil er unmöglich ſeine Provinzen einem noch auf dem Kampfplatze verweilenden Feinde bloß ſtellen konnte. —

*) So bezeichnete er Friedrich II, wenn er ihn nicht ſeinen Lehrmeiſter, ſeinen Freund, ſeinen Bruder nannte.

Beilagen.

Zuſchrift

an

Se. Königl. Hoheit den Prinzen Heinrich von Preußen, Groß-Oheim Sr. jetzt regierenden Majeſtät König Friedrich Wilhelm III.

Durchlauchtigſter Prinz,

Gnädigſter Prinz und Herr!

Die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges iſt die Geſchichte der Helden, die während deſſelben ihren Namen verewigt haben. Sie füllt zugleich eine der merkwürdigſten Epochen in den Annalen des preußiſchen Staats aus, und wird der Nachwelt eben ſo denkwürdig bleiben, als das Andenken Königs Friedrich II und deſſen königlichen Bruders, in das Herz eines jeden Patrioten mit unauslöſchlicher Schrift gegraben bleiben wird.

Das Glück, während dieſes Krieges in der preußiſchen Armee gedient zu haben, manche eigene Erfahrung, und der Einfluß gewiſſer Perſonen, welche damals erhabene Poſten im Staate bekleideten, haben mich in den Stand geſetzt, manche individuelle Betrachtungen über dieſen merkwürdigen Krieg anzuſtellen, ihn nach ſeinen Urſachen und Wirkungen zu ſtudiren, und ſo bin ich ſeit einer Reihe von Jahren bemüht geweſen, gegenwärtige Charakteriſtik ſeiner Begebenheiten aufzuzeichnen.

Ew. Königliche Hoheit haben in dieſem Kriege Höchſtdero Namen durch die glänzendſten, mit dem Ruhme der berühmteſten Heerführer unſeres Jahrhunderts wetteifernden Thaten verewigt, und von den noch jetzt lebenden Feldherren jener unvergeßlichen Zeiten kann niemand einen gerechteren Anſpruch auf die Zueignung dieſes Werkes machen, als Ew. Königliche Hoheit, indem Höchſtdieſelben gewiſſermaßen mit der Held der Geſchichte bleiben.

In dieſer Hinſicht, und in dem feſten Vertrauen, daß Ew. Königliche Hoheit die mir unvergeßlich bleibende hohe Protektion, der Höchſtdieſelben mich während meiner militäriſchen Laufbahn zu würdigen die beſondere Gnade hatten, mir nicht entzogen haben, erdreiſte ich mich, dieſe meine Arbeit Höchſtdenſelben zu Füßen zu legen.

Möchten doch Ew. Königliche Hoheit dieſen meinen Schritt nicht ungnädig aufnehmen; möchten doch

Höchſtdieſelben die ſtrenge Unpartheilichkeit, deren ich mich bei Bearbeitung dieſes Buches befliſſen habe, mit dem Auge eines Kenners zu beehren, ſo wie Schwachheiten zu überſehen die Gnade haben! Dies wird ſchon Belohnung genug für den ſeyn, der die Ehre hat, in tiefſter Ehrfurcht zu erſterben

Ew. Königlichen Hoheit

Geſchrieben den 1ſten Februar
1802.

unterthänigſter Knecht,
der Verfaſſer.

Antwort des Prinzen.

Rheinsberg, den 10ten Mai 1802.

Wohlgebohrner Herr Capitain,

Ich kann Ihnen die Empfindung der Freude nicht verhehlen, welche ich empfunden, als ich Ihr Schreiben eröffnete; um ſo mehr iſt es mir ſchätzbar, da Sie mir darin wieder Beweiſe Ihrer Anhänglichkeit und Zutrauens geben. Erhalten Sie hierdurch meinen verbindlichſten Dank für das überſandte, von Ihnen verfertigte hiſtoriſche Werk. Der erſte Theil, den ich bis jetzt geleſen, iſt mit aller Präciſion und Wahrheit von Ihnen abgefaßt

worden, und hat meinen ganzen Beifall. Sobald ich das Uebrige werde durchgeleſen haben, ſo werde ich Ihnen über das Ganze aufrichtig meine Meinung ſagen. Mit dem aufrichtigen Wunſch, eine Gelegenheit zu beſitzen, Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen zu können, erhalten Sie die wiederholte Verſicherung meiner immerwährenden Achtung, und wie ſehr Sie ſchätzet

des Herrn Capitains

wohlaffectionirter Freund

Heinrich.

An

den Herrn Capitain von Retzow
zu Neu-Bellin bei Genthin.

Erklärung

der

im Plan der Schlacht bei Kollin angenommenen Zeichen.

A Lager der preußiſchen Armee bei Malotitz nach der Vereinigung mit dem Corps des Herzogs von Bevern. B. Poſition des Corps des öſtreichiſchen Generals Nadaſty bey Betſchwareck und Zasmuck. C Projektirter Marſch der Preuſſen über Janowitz und Ibraslowitz, um die öſtreichiſche Armee, die der König noch bei Golz-Jenko zu ſtehen vorausſetzte, zu umgehen. D Lager des Feldmarſchalls Daun bei Gienitz, den 15ten Junius. E Stellung, welche dem Fürſten Moritz angewieſen ward, als derſelbe von der Blokade bei Prag eine Verſtärkung zur Armee führte. F Colonnenmarſch der Preuſſen am 17ten, um den Weg nach Suchdol einzuſchlagen. G Lager des F. M. Daun bei Krichenau am 17ten. H Oeſtreichiſcher Vorpoſten bei Sabeſchau vor Planian, der durch den Preuſſiſchen Vortrap J vertrieben wird. K Preuſſiſches Lager zwiſchen Kaurzim und Wrpſchan, nebſt deſſen Vorpoſten. L Poſition des Gen. Lieutenants Treskow, um den Marſch der Armee durch das Deſilee von Planian zu decken. M Vorgeſchobenes Beobachtungscorps

öſtreichiſcher Reiterei, en echiquier geſtellt, welches ſich auf ein ſtärkeres in N O poſtirtes zurückzieht, ſobald die General-Lieutenants Ziethen und Treskow mit dem Vortrabe vorrücken, und bei dem Wirthshauſe Zlatyslunz, ſich in Schlachtordnung P Q ſtellen. R Schlachtordnung, die F. M. Daun ſeiner Armee in der Nacht vom 17ten auf den 18ten nehmen ließ, um den Angriff zu erwarten. S Infanterie und Cavallerie, welche F. M. Daun aus ſeiner Reſerve und linken Flügel des zweiten Treffens zieht, um ſeinen rechten Flügel durch eine Flanke zu decken. T Lichter Eichenwald, der nach der gegebenen Diſpoſition dem preuß. linken Flügel zum Anhaltspunkte dienen ſollte, und den jetzt Daun mit Infanterie und Geſchütz, ſo wie U das Dorf Krczezor beſetzen ließ. V Anderweitige Poſition des Nadaſtyſchen Corps, nachdem die öſtreichiſche Armee ihre völlige Schlachtordnung formirt hatte. W General Ziethen rückt mit ſeiner Cavallerie vor. X G. L. Hülſen formirt ſich zum Angriff des Dorfes Krczezor. Y General Ziethen ſtellt ſeine Reiterei theils zur Unterſtückung, theils zur Deckung der linken Flanke des Angriffs. Z Marſch der preuß. Colonnen, wovon die dritte a) unter Anführung des Obr. Seydlitz als eine Reſerve zu betrachten. b) Punkt, wo die Spitzen der Colonnen auf ausdrücklichen Befehl des Königs Halt machen müſſen, wogegen die Reſerve und die Cavallerie des linken Flügels bei c) zum General Ziethen ſtoßen. d) General Hülſen erobert die Batterie bei Krczezor, wirft den Feind aus dem Dorfe, und formirt bei e) eine neue Linie. f) General Ziethen greift die Nadaſtyſche Reiterei an, und wirft ſie über den Haufen. Sie flüchtet bis hinter Radowesnitz, wo ſich zwei ſächſiſche Regimenter in g) wieder ſetzen, nachdem Ziethen, durch das feindliche Feuer aus

dem Eichenwalde in Flanke und Rücken beſchoſſen, ſich wieder nach h) zurückziehen müſſen. i) Aufmarſch der preuß. Armee. k) 20 Schwadronen, die unter der Anhöhe von Brziſti ſtehen bleiben müſſen. l) Zwei Grenadier-Bataillone des Hülſenſchen Corps treiben den Feind aus dem Eichenwalde nach m). n) F. M. Daun zieht die Cavallerie des rechten Flügels zurück, und füllt ihren Platz mit Infanterie des erſten Treffens aus, die andere aus dem zweiten o wieder erſetzt. Der preuß. linke Flügel rückt bis p) vor, und gelangt endlich bis q), nachdem ſie einiges vom Feinde zurückgedrückt. r) Die Oeſtreicher erobern den Eichenwald wieder, und Nadaſty rückt wieder bis s vor, aus welcher Poſition ihn Ziethen abermals wirft, jedoch die errungenen Vortheile eben wie das vorigemal, wegen des Feuers aus dem Eichenwalde, nicht behaupten kann. t) Obr. Seydlitz rückt mit 15 Schwadronen zur Unterſtützung des angreifenden linken Flügels an, wogegen Nadaſty die Poſition wieder einnimmt, aus der er geworfen worden. u) Gen. Manſtein greift das Dorf Chozemitz an, erobert es, kann aber nicht weiter, als an den Fuß der ſteilen Anhöhe dringen. v) F. M. Daun unterſtützt ſeinen leidenden rechten Flügel durch friſche Truppen. w) Oeſtreich. Cavallerie, die ſich in Bewegung ſetzt, um in die Flanke des Gen. Hülſen einzuhauen. x) Widerſinniger Marſch des Gen. Pennavaire zu dem ihm befohlnen Angriff der feindlichen Cavallerie y. z) Flucht ſeiner Reuter und Zurückzug des Feindes. aa) Glücklicher Angriff des Obr. Seydlitz, den aber das öſtreich. Artilleriefeuer, wieder zum Rückzuge nach bb zwingt. cc) Zweiter unglücklicher Angriff des Gen. Pennavaire und deſſen Flucht nach dd) am Kaiſerwege. ee) Die feindliche Cavallerie haut in die Preuß. Infanterie ein, und wirft 14 Bataillone

über den Hauſen. ff) F. M. Daun verlängert ſeinen rechten Flügel bis an den Eichenwald, und läßt die Höhe bei Krczezor gg) wieder beſetzen. hh) Nadaſti verſucht, den Gen. Ziethen zu werfen, wird aber von dieſem zurückgedrängt. ii) Manſteins Zurückzug. kk) F. M. Daun zieht ſeinen linken Flügel vor, dem aber der Herzog von Bevern entgegen geht, und beſonders die Reiterei vom Einhauen abhält. ll) Rückzug der Preuſſen durch das Defilee von Planian.

Armee.

G.L.v.Pennav

G.M.Kroſigk.

Pennavaire.

Schönaich.

23	22	21	5	4	3	2	1
Rochow.	Pr.v.Preuſſen.	Leib=Regiment.	Krockow.	Kyau.	Drieſen.	Schönaich.	1 Eſc.G.d.Corps.

München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schlacht= e.

G

G. L. Lü

G. M.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Charakteriſtik
der
wichtigſten Ereigniſſe
des
ſiebenjährigen Krieges,
in
Rückſicht auf Urſachen und Wirkungen.

Von

F. A. von Retzow,

vormals Königlich-Preußiſchem Hauptmann.

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Tacit. Ann. IV. 35.

Zweiter Theil.

Zweite, mit Zuſätzen vermehrte Auflage.

Berlin, 1804.
In der Himburgiſchen Buchhandlung.

Inhalt

des

zweiten Theils.

I. Hiſtoriſch-politiſche Ueberſicht von Europa im Anfange des Jahres 1759. . . . . . . S. 1.

II. Charaktereſtik des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1759. . . . . . — 24.

III. Ueberſicht der preußiſchen und öſtreichiſchen Operationen im Anfange des Feldzuges von 1759 bis zur Ankunft der Ruſſen. . . . . . . — 54.

IV. Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen, bis zur Schlacht bei Cunersdorf, den 12ten Auguſt 1759. — 80.

V. Betrachtungen über die kritiſche Lage Friedrichs II nach der Schlacht bei Cunersdorf. — Eroberung von Dresden. — Mißverſtändniſſe zwiſchen Soltikow und Daun. — Des Prinzen Heinrichs vortrefflicher Feldzug rettet den König und den Staat. . . . . — 116.

VI. Rückzug der Ruſſen nach Pohlen. — Der König von Preußen geht nach Sachſen. — Begebenheiten bei Maxen und Meißen, im November 1759. — 161.

VII. Einleitung zu der Charakteriſtik der Begebenheiten des Feldzuges von 1760. . . . . — 183.

VIII. Gefecht bei Landshut den 23ſten Junius 1760. — Niederlage des Generals Fouquet. . . . . — 191.

IX. Feldzug in Sachſen. — Belagerung von Dresden, im Julius 1760. . . . . — 205.

X. Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen und Oeſtreicher in Schleſien. — Schlacht bei Liegnitz, den 15ten Auguſt 1760. . . . . . S. 226.

XI. Die Reichsarmee erobert Sachſen. — Schlacht bei Torgau, den 3ten November 1760. . . — 276.

XII. Feldzug der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1760. . . . . — 307.

XIII. Politiſche Verhältniſſe der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1761. . — 325.

XIV. Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig gegen die Franzoſen, im Jahre 1761. — 334.

XV. Feldzug des Königs von Preußen gegen die Oeſtreicher und Ruſſen in Schleſien. — Laudon erobert Schweidnitz durch einen Handſtreich, den 30ſten September 1761. . . . . . . — 356.

XVI. Betrachtungen über die Feldzüge der Preußen in Sachſen und Pommern. — Eroberung von Kolberg, den 16ten December 1761. . . — 391.

XVII. Politiſche Lage der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1762. . . — 399.

XVIII. Feldzug von 1762 in Schleſien. — Treffen bei Reichenbach. — Eroberung von Schweidnitz, den 9ten Oktober 1762. . . . . . . — 408.

XIX. Feldzug in Sachſen. — Schlacht bei Freiberg, den 29ſten Oktober 1762. . . . . . — 425.

XX. Allgemeine Betrachtungen über den Feldzug der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1762. — Schlacht bei Wilhelmsthal. — England und Frankreich ſchließen einen Separatfrieden. . — 439.

XXI. Betrachtungen über den Ausgang des ſiebenjährigen Krieges und den allgemeinen Frieden. . — 448.

I.

Hiſtoriſch-politiſche Ueberſicht von Europa im Anfange des Jahres 1759.

Am Schluſſe des vorjährigen Feldzuges waren auf dem feſten Lande die kriegführenden Mächte gröſtentheils in eben den Verhältniſſen geblieben, unter welchem ſie im Anfange deſſelben in die Schranken traten. Hatten Klugheit, tiefe Einſicht, Muth und zweckmäßige Operationen, an der Hand der Hoffnung oder des Glücks, ihre abgemeſſenen Schritte geleitet; hatten größere oder geringere Fechterſtreiche einem oder dem andern Theile mehr oder weniger Ruhm erworben: ſo mußten dagegen Schwächen, Leidenſchaften, üble Rathgeber, Kabalen, manches ſchon gewonnen geſchienene Spiel wieder verlieren machen. Man wird bewogen, dergleichen im Widerſpruch ſtehende Begebenheiten unter die nothwendigen zu rechnen, welche die Vorſehung zuläßt, um ihre weiſen Abſichten zu erreichen; und ſo mußte alles dazu beitragen, die ſtreitenden Partheien, ohne erlangte weſentliche Vortheile, wieder in ihre erſte Lage zurückzuweiſen, um für jezt noch das Gleichgewicht zu erhalten.

So ſah es auf dem feſten Lande aus. Auf den Meeren waren dagegen fruchtbarere Thaten ausgeführt worden. Englands Geſchwader, die ſeit dem Ausbruche des Krie-

ges ſo wenig thätig geweſen waren, hatten ſich im abgewi- chenen Jahre in einem glänzendern Lichte gezeigt. Seitdem ein wichtigeres Intereſſe die im Parliamente herrſchenden Privatzänkereien verſcheucht hatte, und ſeitdem ein Pitt das Staatsruder regierte, waren ſie in allen vier Welttheilen vom Glück begleitet geweſen. Man ſah mit Bewunderung wie viel Eintracht in den Meinungen, über den Schwindel des Partheigeiſtes zu bewirken vermochte. Bisher waren faſt alle Unternehmungen, ſo ungeheure Summen auch die Zurüſtungen gekoſtet hatten, theils durch widrige Zufälle, theils durch die Ungeſchicklichkeit derer, die ſie auszuführen den Auftrag erhielten, fruchtlos abgelaufen; gegenwärtig aber genoß Groß-Britannien des günſtigſten Zeitpunktes, deſſen es ſich ſeit dem Ausbruche des Krieges zu erfreuen gehabt hatte. Faſt allenthalben war der Sieg der Begleiter der ſtolzen Britten geweſen, und außer Europa hatten ſie Eroberungen gemacht, deren Einfluß Frankreich ſchon zu fühlen anfing. In Afrika hatten ſie die Franzoſen aus allen ihren Forts und Pflanzſtätten auf der Gummiküſte und am Fluſſe Senegal vertrieben. Durch die Eroberung der- ſelben wurde nunmehr ihr Handel in jenem Welttheile nicht mehr ſo beſchränkt, als zur Zeit, da die Franzoſen Beſitzer dieſer Küſte waren. Goldſtaub und Gummi, dieſe beiden koſtbaren Produkte, von denen ſie beſonders letzteres in Ab- ſicht ihrer gefärbten und gedruckten Zeuge nicht entbehren konnten, kamen dadurch in ihre Gewalt. In Aſien ſpielte Lord Clive den Meiſter. Er machte daſelbſt durch Liſt und Tapferkeit eben ſo viele Eroberungen für die Nation, als er, aus Eigennutz, Reichthümer für ſich ſelbſt erwarb. Das, was im Jahre 1757 Lord Laudon in Nordamerika mit einer anſehnlichen Macht zu verſuchen ſich nicht getrauet

hatte, war gegenwärtig ausgeführt worden. Admiral Boſcaren hatte den General Ancherſt nach der Küſte von Cap Breton gebracht. Dieſer hatte daſelbſt Louisburg durch die Kühnheit des Generals Wolf erobert, ſich in den Beſitz der ganzen Inſel geſetzt, und dadurch den Grund zur Eroberung von Canada gelegt, die im folgenden Jahre zu Stande gebracht wurde. Nur die dem Lord Anſon gegen den Hafen von St. Malo und die franzöſiſchen Küſten von Betragne aufgetragene Expedition war minder glänzend; denn, obgleich ſolche nicht ganz fruchtlos ablief, ſo ward ſie doch für die darauf verwendeten ungeheuern Koſten mit zu wenigem Nachdruck ausgeführt. Man empfand dies ſelbſt in London. Der Geiſt der Satyre, der im Parliamente die Beſchlüſſe der Miniſter ſo gern anzugreifen pflegt, war auch bei dieſer Gelegenheit geſchäftig. Herr Fox verglich dieſe Expedition mit der Fabel von dem Berge und der Maus, und verſicherte, man habe Fenſter mit Guineen eingeworfen.

Das außerordentliche Glück, welches die Engländer zur See gehabt hatten, weckte ſie zu noch größerer Thätigkeit auf. So nahmhafte Summen auch die Nation ſeit drei Jahren auf den Krieg verwendete, ſo wurden doch die zu dem bevorſtehenden Feldzug erforderlichen 12,300000 Pf. Sterling ohne Widerrede bewilligt, in kurzer Zeit unterzeichnet, und noch mehr Geld angeboten, als man haben wollte. Der Enthuſiaſmus der Engländer, ihr Reichthum und die ungewöhnliche Einigkeit, die im Parliamente herrſchte, erleichterten auch die ſchwerſten Unternehmungen, und dies alles bewirkte das Genie eines Pitt. In einem Staate, wo jeder die Freiheit hat, ſeine Gedanken ohne Scheu zu eröffnen; wo jede vorgetragene Meinung des Miniſters eifrig beſtritten zu

werden pflegt, riß er durch ſeine feurige Beredſamkeit alle Parliamentsglieder an ſich. Im Oberhauſe durfte er nur die Grundſätze ſeiner Staatsklugheit vortragen, ſo wurden ſie faſt einmüthig angenommen; im Unterhauſe konnte er ſo viel Geld fordern, als er zu brauchen glaubte, es wurde bewilligt, und ſo ward er das Wunder ſeiner Nation, ein Wunder für Europa *). Seine Vorliebe für den Krieg auf dem feſten Lande war das einzige, worüber man in London nicht durchgängig mit ihm einerlei Meinung war. Von jeher ſind die Britten mehr für den Seekrieg geweſen, weil nach ihrem Dafürhalten, durch denſelben mehr erworben werden kann, als wenn man ſich zu Lande zum Vortheil ſeiner Bundesgenoſſen herumſchlägt. Allein Pitt überwand auch dies Nationalvorurtheil. Er behauptete keck gegen alle ihm dagegen gemachten Einwendungen: Nordamerika müſſe in Deutſchland erobert werden, und der Ausgang hat die Richtigkeit ſeines angenommenen Grundſatzes erwieſen. Auch ward das ſeit der berühmten Schlacht

---

*) Wie ſehr haben ſeitdem die Zeiten ſich in England geändert! Statt Pitt der ältere nur 13 Millionen Pf. Sterling zu einem Feldzuge forderte, verlangt Pitt der jüngere dazu 26 bis 28. Damals bot man mehr Geld an, als man haben wollte; jezt hält es ſchwer, ohne hohe Prämien, das erforderliche zu beziehen. Erſterer beſaß das Vertrauen ſeiner Nation wegen ſeiner edlen Grundſätze, und erhielt alles ohne Umſtände. Letzterer, zwar eben ſo feſt und beredt, aber aus Hang zum Neide und zu Vorurtheilen weniger weiſe, als ſein Vater, muß durch Beſtechungen und Intriguen die Majorität erzwingen. Demungeachtet hat England gegenwärtig keinen Feind mehr als damals; hat keine Truppen auf dem feſten Lande zu beſolden; hat eben ſo viel Eroberungen gemacht, und allein durch die Zerſtörung des Reichs des Tippo-Saib, mehr Schätze erworben, als zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges.

bei Crevelt verſprochene Hülfscorps von 12,000 Engländern, nicht allein auf deutſchem Boden gelaſſen, ſondern auch ergänzt, und die dem Könige von Preußen verſprochenen Subſidien eben ſo pünktlich bezahlt, als die in Sold genommenen Hannoveraner, Heſſen und Braunſchweiger.

Je höher der Glanz von Groß-Britannien ſtieg, deſto tiefer ſank Frankreichs ehemaliger Ruhm. Dies Königreich kränkelte an politiſcher Schwäche und an einem ganz zerrütteten Finanzzuſtande. Der Abt Bernis, der, wie wir im erſten Theile dieſes Werks, S. 170, erwähnt haben, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und zum Cardinal war erhoben worden, weil er die Allianz mit Oeſtreich begünſtigte, ſtürzte jezt über einen vernünftiger angelegten Plan. In jener Zeit hatte ihm jeder Weg, ſein Glück zu gründen, gleichgültig geſchienen. Um der Marquiſinn von Pompadour den Hof zu machen, und ſich ihrer Protection zu verſichern, hatte er den Traktat von Verſailles (1756) unterzeichnet. Jezt, da reiferes Nachdenken und die Erfahrung zweier nicht glücklichen Feldzüge ihm ſeinen damaligen Leichtſinn vorwarfen, ſah er dieſe Allianz aus einem entgegengeſetzten Geſichspunkt an; jezt ward es ihm einleuchtend, wie nachtheilig Frankreich gegen ſein wahres Intereſſe gehandelt habe, da es eine Verbindung einging, die nur dem Hauſe Oeſtreich Vortheile gewährte. Er überſchlug den außerordentlichen Aufwand, den der Staat gemacht hatte, um Schweden und Rußland in Bewegung zu bringen, und einen Krieg fortzuſetzen, in welchem er ſich keiner Eroberungen zu rühmen, wohl aber manchen Verluſt zu beſeufzen habe. Da man die zu den Staatsausgaben aufzunehmenden Capitale ſchon zu 7 vom Hundert verzinſen, und die Aſſekuranz zur See mit 70 pro Cent bezahlen mußte: ſo ſah er ein,

daß die Fortſetzung des Krieges das Reich unter einer ungeheuern Schuldenlaſt zu Boden drücken werde, und alle dieſe Betrachtungen machten ihm einen baldigen Frieden ſehr wünſchenswerth. Durch verborgene Wege ſuchte er daher in London eine Friedensunterhandlung anzuſpinnen, um dadurch ſeine Nation von einer erzwungenen, verderblichen Allianz abzuziehen; ſo geheim er aber auch ſeine Negociationen betrieb, ſo entgingen dieſe der ſcharfſichtigen Pompadour doch nicht. Sie ward unwillig, daß man zu einer Zeit, da ſie der Kaiſerinn-Königinn zu Gefallen Krieg wollte, ohne ſie zu befragen, über einen Frieden verhandelte; ihre Allgewalt fand ſich dadurch beleidigt. Stolz auf ihren bekannten Einfluß, und hingeriſſen durch die Schmeicheleien, die Maria Thereſia gegen ſie verſchwendete, um die franzöſiſche Hülfsleiſtung in ihrem ganzen Umfange zu nutzen, beſchloß ſie, den Cardinal von der Höhe herabzuſtürzen, auf welche ihre Protection ihn geſtellt hatte. Er fiel in Ungnade, weil er das Beſte von Frankreich einſah; man beraubte ihn ſeiner Würde, weil er der königlichen Mätreſſe mißfiel, und verwies ihn nach dem Bisthum Aix, als wenn er ein Staatsverbrechen begangen hätte.

Der Herzog von Choiſeul, franzöſiſcher Geſandter am Wiener Hofe, ward ſein Nachfolger. Durch das Beiſpiel ſeines Vorgängers gewarnt, hütete er ſich, das der Pompadour ſo verhaßt gewordene Wort Friede auszuſprechen. Unbekümmert über den Ausgang der Sache, ward er vielmehr der Gegenfüßler des verabſchiedeten Cardinals, indem er ſeinen Eintritt ins Miniſterium durch eine noch engere Allianz bezeichnete, die er zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zu Stande brachte. So nachtheilig auch dieſe erneuerte Verbindung dem Intereſſe Frankreichs war; ſo

ſehr der Inhalt des Traktats das Gewicht verrieth, welches das Haus Oeſtreich über den Hof zu Verſailles ſich anmaßte, und ſo viel Anſtrengung der äußerſten Kräfte es erforderte, um den Verbindlichkeiten zu genügen, wozu ſich Ludwig XV. anheiſchig machte; ſo war dies Bündniß doch nach dem Geſchmacke ſeiner herrſchſüchtigen Mätreſſe. Sie war nicht nur völlig von Oeſtreich gewonnen, ſondern würde auch (wäre es möglich geweſen) einen immerwährenden Krieg gewünſcht haben, um nach ihrer Lieblingsneigung die Rollen der bei den Armeen anzuſtellenden Hauptperſonen nach ihrem Gefallen austheilen zu können. An den Herzog von Choiſeul fand ſie gerade den Mann, der ſich ihren Abſichten am beſten zu fügen wußte. Er war es geweſen, der das Bündniß mit Oeſtreich in Vorſchlag gebracht hatte; ſein feuriger Charakter und der Stolz, Frankreich allein regieren zu wollen, machten ihn zu allem fähig, was die Marquiſinn nur zu wünſchen äußerte. Ein ſolcher Mann ward ihr eben ſo unentbehrlich, als ſein eignes Intereſſe ihn an das der Frau von Pompadour kettete *). Kaum kann man ſichs be-

---

*) Der Ehrgeiz dieſes ſtolzen Miniſters überſteigt alle Gränzen, und er ſcheint ſeine Tage ohne Intriguen und Kabale nicht haben zubringen zu können. Kaum hatte der Friede zu Verſailles (1762) dem bisherigen Kriege ein Ende gemacht: ſo fing er einen andern mit dem Orden der Jeſuiten an. Die Gunſt, in der er bei dem ſchwachen Könige Ludwig XV. ſtand, ſchien ihm kein Hinderniß in den Weg zu legen, dieſe ſonderbare Fehde nach ſeinem Wünſche zu vollenden; dagegen hatte er aber die Vorurtheile des Dauphins und der Dauphine, die ſich dieſes Ordens kräftig annahmen, zu beſtreiten, und erſt nach dem ſchnell auf einander erfolgten Tode dieſer Perſonen und der Marquiſinn von Pompadour, gelang es ihm, ſein Vorhaben, die Vertreibung der Mitglieder deſſelben zu bewirken, durchzuſetzen. Der Verdacht, als habe er zu der ſchnellen

greiflich genug vorſtellen, mit welchem Leichtſinne Frankreich damals regiert wurde. Finanzen, Geſetze, Bündniſſe, Kriege, beruhten nicht mehr auf feſten Grundſätzen; das große Gebäude des Staats fing an zu ſchwanken, weil man ſeine Grundpfeiler gefliſſentlich untergrub, um ehrſüchtige und eigennützige Abſichten zu begünſtigen, und dies ſonſt ſo mächtige Reich, welches unter Ludwig XIV. Europa Geſetze vorſchrieb, 100 Millionen Thaler jährliche Einkünfte hatte, und bei einer zweckmäßigen Verwaltung der Finanzen eines der furchtbarſten werden kann, ſank allmählig zu einer Ohnmacht hinab, die ſeinen Untergang um ſo mehr ahnen ließ, da ſeine Feinde die Angelegenheiten ihres Staats weder Mätreſſen noch Choiſeuls anvertrauten. In Amerika hatten die Franzoſen Cap Breton verlohren, und Canada ſtand in großer Gefahr; in Oſtindien waren die Befehlshaber ihrer dortigen nicht unbedeutenden Land- und Seemacht nicht glücklich; ihr General Lally ward gezwungen, die Belagerungen von Tanſchur und Madras aufzuheben, und der Admiral Aſche verlohr ein zweimaliges Seetreffen gegen

---

Auflöſung dieſer ihm entgegen arbeitenden Perſonen mit beigetragen, bleibt daher eben ſo wenig wiederlegt †), als man dergleichen Frevelthat einem Manne wohl zutrauen kann; dem keine Bosheit einige Ueberwindung koſtete, und der zu den ſonderbarſten Unternehmungen — wovon das inconſequente, aber dafür auch mißlungene Projekt, die Londner Bank ſprengen zu wollen, ein redender Beweis iſt — ſeine Zuflucht zu nehmen ſich nicht ſcheute. Der Anfang und das Ende ſeines Miniſteriums waren gleich ſonderbar. Seine Erhebung verdankte er einer klugen Mätreſſe, deren Wille für ihn Geſetz ward, und eine zweite von ſchlechterem Schlage (die Gräfinn Dubarry) ſtürzte ihn, weil er ſeine Verachtung gegen ſie nicht mäßigen konnte.

† Wolltmanns Geſchichte der europäiſchen Staaten. 1ſter Theil.

die Engländer. Der Mangel an Geld, an Bedürfniſſen und zweckmäßigen Einrichtungen zog alle dieſe Widerwärtigkeiten nach ſich, und dieſe bewieſen hinlänglich die eingewurzelten Fehler der innern Staatsverfaſſung, die England vollkommen zu benutzen verſtand.

So gewiß ſich Pitt auf ſeine, zu Frankreichs Ruin getroffenen Maßregeln ſtützte: eben ſo ſehr ſchmeichelte ſich Oeſtreich, in dem bevorſtehenden Feldzuge den König von Preußen zu vernichten. Die Ausſichten dazu ſchienen ganz erwünſcht. Das verfloſſene Jahr war für die kaiſerlich-königlichen Waffen minder unglücklich geweſen als das Jahr 1757. Nur noch mit Mühe und Kunſt hatte Friedrich II. die zu ſeinem Untergange abzielenden Unternehmungen vereitelt; und war keins der großen Projekte des Feldmarſchalls Daun ganz in Erfüllung gegangen, ſo lag die Schuld weder an dem Wiener Hofe noch an ſeinen Heeren; letztere waren gewiſſermaßen in einer beſſeren Verfaſſung als die preußiſchen, weil dieſe die Auswahl von trefflichen Soldaten, womit ſie den Krieg anfingen, größtentheils eingebüßt, jene hingegen nur den Abſchaum der Nation zuerſt zum Kampfe geführt hatten. Hiernächſt waren ein mit Frankreich enger geſchloſſenes Bündniß, und die gemeinſchaftlichen Bemühungen beider Verbündeten, den Hof zu St. Petersburg zu noch größerer Thätigkeit aufzufordern; glückliche Anlagen zur wirklichen Ausführung des großen Vorhabens. So ſchmeichelhaft indeß alle dieſe Ausſichten einer frohen Zukunft zu ſeyn ſchienen; ſo legte doch Oeſtreichs Finanzzuſtand der Sache manches erhebliche Hinderniß in den Weg. Das Geld, dieſe nicht zu entbehrende Triebfeder aller kriegeriſchen Unternehmungen, fing an zu mangeln. Drei koſtſpielige Feldzüge hatten den großen Schatz des Hauſes Medicis

erſchöpft, und gewaltige Auflagen nothwendig gemacht. Man mußte zu ſtarken Anleihen ſeine Zuflucht nehmen und Staatsobligationen erſchaffen, deren fortlaufende Verzinſung dem Staate und dem Lande drückend wurden. Wahrſcheinlich würde Maria Thereſia zu den Kriegskoſten nur mühſam haben gelangen können, hätte Kaiſer Franz I. nicht ſeiner Gemahlinn Vorſchüſſe von den vielen Millionen gethan, die er mit aller Arbeit und Geſchicklichkeit eines Bankiers zuſammenſcharrte. Nur aus dieſen eröffneten Quellen ſchöpfte die Kaiſerinn-Königinn das Nöthige zur Unterhaltung ihrer anſehnlichen Kriegsmacht, und zur Ergänzung deſſen was ihr noch abging, mußte ſich aber gefallen laſſen, ſo wie jeder andere behandelt zu werden, der auf Credit borgt, indem Franz, trotz den geübteſten Negocianten, ſeine Zinſen zu beſtimmen, oder ſeine Proviſionen zu verrechnen verſtand, wenn er große Lieferungen für die Armee übernahm.

So gerüſtet, und in einem ſo erwünſchten Einverſtändniſſe mit ihren Bundesgenoſſen, hoffte ſie auf einen ſehr glücklichen Feldzug. Beſonders ſchmeichelte ſie ſich, Rußland werde in demſelben noch rieſenmäßiger auftreten als im vergangenen, und gemeinſchaftlich mit ihr die heimlichen Verbindungen des Petersburger Bündniſſes zur Wirklichkeit bringen helfen. Im Einverſtändniſſe mit dem franzöſiſchen Miniſterium war man bemüht, den Haß der Kaiſerinn gegen den König von Preußen von neuem anzufachen. Es wurden dieſer ſtets indolenter werdenden Fürſtinn die dringendſten Vorſtellungen gemacht: daß es die Ehre ihrer Waffen erforderte, den bei Zorndorf erlittenen Schimpf zu rächen; daß es daher unumgänglich nöthig ſey, ein noch viel ſtärkeres Heer ins Feld zu ſtellen, und deſſen Operationen gemeinſchaftlich mit denen der kaiſerlich-königlichen zu len-

ken. So ſprachen die Geſandten Frankreichs, Oeſtreichs und des Königs von Pohlen am Hofe zu St. Petersburg. Sie ließen kein Mittel unverſucht, die Kaiſerinn zur Fortſetzung des Krieges zu reizen, und die über ſie ſo viel vermögenden Lieblinge zu erkaufen, weil England ſich damals viel Mühe gab, Rußland von der öſtreichiſchen Parthei abzuziehn. Der Ritter Keith hatte dazu den Auftrag. Statt Rußland, für die von Frankreich und Oeſtreich gezahlten Subſidien Armeen ausrüſten, und ſolche den Gefahren des Krieges ausſetzen mußte, bot der großbritanniſche Geſandte eben die Subſidien an, wenn es von der Allianz abtreten und ſich ruhig verhalten wollte. So vortheilhaft aber auch dieſer Wechſel dem Staate war; ſo verachtete ihn Eliſabeth dennoch. Von ihrem perſönlichen Haß angetrieben, und von ihren verkauften Günſtlingen beredet, verſprach ſie vielmehr ihren alten Bundesgenoſſen eben ſo thätig beizuſtehn, wie bisher. Sie ergänzte und vermehrte ihr Heer, ertheilte dem General Soltikow den Oberbefehl über daſſelbe, und gab ihm auf, wegen der vorzunehmenden Operationen jederzeit im Einverſtändniſſe mit den öſtreichiſchen Feldherren zu handeln. Zugleich ließ ſie eine Flotte ausrüſten; und da die mit England abgebrochenen Traktaten beſorgen ließen, daß dieſe Macht ein anſehnliches Geſchwader in die Oſtſee ſenden, und dadurch dem Hafen von Kronſchlot gefährlich werden könnte; ſo mußten ihre Miniſter an den Höfen von Stockholm und Kopenhagen einen Verbindungstraktat betreiben, um allen fremden Schiffen den Durchzug durch den Sund zu verwehren. Dies Bündniß kam bald zu Stande. Die Krone Schweden ſah dabei auf ihren eigenen Vortheil, und franzöſiſche Subſidien machten Dänemark dazu willig. Die Beſorgniß war indeß zu vor-

eilig. So dringend auch der König von Preußen auf die Abſendung einer Flotte in die daſigen Gewäſſer anhielt; ſo fanden doch die Engländer nicht für gut, noch mehr Geld auf Zurüſtungen zu verwenden, wobei ſie ihre Rechnung nicht zu finden glaubten.

Bei allen dieſen zu St. Petersburg geſpielten Intriguen war der König von Pohlen nicht müßig geweſen. Nachgerade ward ihm ſein Aufenthalt zu Warſchau, wo man ihn und den Grafen Brühl mehr haßte als liebte, läſtig; er wünſchte daher ſehnlichſt ſich mit Anſtand nach ſeinen Erbländern begeben zu können, noch mehr aber reizte ihn eine Familienangelegenheit, der Kaiſerinn den Hof zu machen. Der ehemalige Herzog Biron von Kurland, war unlängſt bei dem ruſſiſchen Hofe in Ungnade gefallen, und aus Staatsurſachen, nebſt ſeiner Familie, nach Sibirien gebracht worden; zu ſeiner Befreiung war keine Ausſicht, und der König von Pohlen glaubte den gegenwärtigen Zeitpunkt nützen zu können, um das Herzogthum für ſeinen dritten Sohn, den Prinzen Carl, zu negociren. Rußlands Beiſtand und Vermittlung war dazu nöthig; er erbat ſich dieſen, und Eliſabeth, dadurch geſchmeichelt, daß es in ihrer Macht ſtehe, Herzogthümer zu vergeben, willigte in das Geſuch des Königs. August III. belehnte hierauf ſeinen Sohn mit einer Feierlichkeit, die noch von dem ehemaligen Hange zum Luxus zeigen ſollte, obgleich die Umſtände ſeines Hofes nicht geſtatteten, dieſer Zeremonie den gewünſchten Glanz anders, als durch die Freigebigkeit einiger pohlniſchen Magnaten, zu ertheilen.

Die Schweden und die Reichsfürſten blieben zwar ihren Verbindungen noch getreu; allein ſie zeigten ſich, wie zuvor nur als die unbedeutendſten Theilnehmer des großen Bundes.

Portugall, Spanien, Holland und Italien blieben noch müßige Zuſchauer des großen Zwiſtes.

Portugall hatte mit inneren Unruhen zu kämpfen. Der von jeher in dieſem Königreiche, ſo wie in Spanien, ſehr zahlreiche Orden der Jeſuiten hatte, ſeit der Entdeckung von Amerika, ſich in jenem Welttheile außerordentlich aus⸗gebreitet. Die erſten Miſſionarien, welche dieſe Geſellſchaft dahin ſandte, um die Ueberbleibſel der dortigen, der Mord⸗ſucht der Spanier und Portugieſen entgangenen wilden Nationen zum Chriſtenthume zu bekehren, hatten bei den Eingebohrnen durch Sanftmuth mehr bewirkt, als die Erobe⸗rer durchs Schwert. Es war ihnen gelungen, durch Ver⸗traulichkeit, Zureden und kleine Geſchenke, das Andenken an jene Grauſamkeiten zu verwiſchen, und die Nachkommen⸗ſchaft eines Volks zu gewinnen, deſſen Blut die bloß nach Gold lüſternen Europäer ohne Schonung vergoſſen hatten. Ihre Nachfolger behielten das angenommene und bewährt gefundene Syſtem bei, und es glückte ihnen in Paraguay, am Amazonenfluß, am Uraguay und Maragnon, viele Neophyten zu bilden, dieſelben von ihrer bisherigen bloß ſinnlichen Lebensart abzuziehn, und zu einem geſellſchaft⸗lichen thätigen Leben zu gewöhnen. Das Zutrauen, welches ſie ſich bei dieſen Gemeinden zu verſchaffen wußten, war ſo allgemein, daß man ihnen die größte Ehre erwies, ſie be⸗ſchenkte, und nichts ohne ihren Rath vornahm. Dieſe un⸗begränzte Ergebenheit, ſo wie die Aufmerkſamkeit dieſer Väter, ihre Gemeinden gegen manche harte Bedrückungen der Stadthalter zu ſchützen, verſchafte ihnen ſowohl über die Bekehrten als auch über die noch herumſchwärmenden wilden Indianer eine ſehr ausgedehnte Macht. Dieſe ward bald die Mutter des Stolzes und des Eigennutzes. Da die

Eingebohrnen zu träge waren, um ihre erzeugten Produkte mit Vortheil zu vertauſchen; ſo gingen ſie alle durch die Hände der Jeſuiten. Dieſe trieben damit einen ſtarken Handel nach Europa, und erwarben ſich viele Reichthümer. Hierdurch aufgemuntert, verſuchten ſie ein beſonderes Reich zu ſtiften, und ſich vom Mutterlande unabhängig zu machen. Die große Entfernung, der Einfluß ihrer Geſellſchaft an den Höfen zu Madrid und Liſſabon, ingleichen die innere fehlerhafte Konſtitution dieſer Reiche, ließ ſie nicht viel Widerſtand befürchten. Seit mehreren Jahren hatten ſie daher an der Vollendung dieſes großen Werks gearbeitet; allein der natürliche Hang der Eingebohrnen zur Trägheit, die ſtrengen Regeln der Ordnung und Sittlichkeit, die ſie ihren Unterthanen vorſchrieben, und die einförmige Lebensart, an die ſie dieſelben gewöhnten, erzeugte eher eine Republik von Mönchen, als einen Staat voll innerer Stärke. Endlich ſuchten ſie doch ihr Vorhaben durchzuſetzen. Sie ſpannen Streitigkeiten an, die zu Thätlichkeiten führten; ſie zogen gegen die Spanier und Portugieſen zu Felde, und was noch mehr iſt, hatten das Glück ſie zu ſchlagen.

Dergleichen Empörungen, wovon die Folgen wichtig werden konnten, mußten natürlicherweiſe die Beherrſcher von Spanien und Portugall reizen, dieſe neuen Republikaner die Gewalt ihres Anſehns fühlen zu laſſen, und der König von Portugall war der erſte, der ſich ihnen widerſetzte. Die Politik rieth ihm, ſein Reich der bisher überhand genommenen Hierachie zu entreißen, und ſein Gewiſſen ſo wenig, wie ſeine Regierungsgeſchäfte, der Leitung einer Geſellſchaft anzuvertrauen, die ſich Eingriffe in ſeine Gerechtſame zu erlauben wagte. Um aber bei einer Sache, welche die Kleriſei betraf, das Oberhaupt derſelben nicht zu übergehn, und Beweiſe der

größten Mäßigung zu einer Zeit zu geben, wo er offenbare Gewalt gebrauchen konnte, begnügte er ſich, ſeinen Beichtvater, den der Königinn ſeiner Gemahlinn, und alle übrigen Jeſuiten an ſeinem Hofe, von demſelben zu entfernen, und Beichtväter aus andern Orten zu wählen. Zugleich ließ er aber, durch ſeinen Geſandten zu Rom, dem Pabſte die Unternehmungen der Jeſuiten in Amerika bekannt machen*), mit dem Erſuchen, durch ſein Anſehn und ſeine apoſtoliſche Gewalt dieſe Geiſtlichen zu reformiren, und ihren ſich angemaßten Eingriffen und ihren Empörungen Einhalt zu thun. Allein Clemenns XIII. war nicht geneigt, dem gerechten Verlangen Josephs zu willfahren, und zufälligerweiſe geſchah es damals, daß der König, der ein heimliches Liebesverſtändniß mit einer Nonne unterhielt, und Abends, in dem Wagen ſeines Kammerdieners, aus dem Kloſter nach ſeinem Schloſſe zurückkehrte, durch zwei Schüſſe, die auf denſelben gerichtet waren, am Arm verwundet wurde. Dieſer Vorfall machte bei Hofe eine außerordentliche Senſation, und man war um ſo ſorgfältiger, die Urheber dieſes vermeinten Königsmordes zu entdecken, da der Staat die gerechte Beſtrafung derſelben zu fordern ſchien. Der erſte Verdacht fiel auf den Herzog von Aveiras, und der nächſte auf die Jeſuiten. Man hatte erfahren, das zwei Bediente des erſten die Schüſſe gethan hatten, und die Empörungen in Amerika, ſo wie die Entfernung der königlichen Beichtväter, ließen glauben, daß die heiligen Väter — wie ſie die Geſchichte

---

*) Die Druckſchrift, die er bei dieſer Gelegenheit übergeben ließ, führte den Titel: Kurzer Bericht von der Republik, welche die geiſtlichen Jeſuiten in den Provinzen von Spanien und Portugall, in beider Reiche jenſeits des Meeres belegenen Herrſchaften aufgerichtet haben.

deſſen verſchiedentlich beſchuldigt — auch jezt den Tod des Königs beſchloſſen haben mochten, um Rache für die ihren Brüdern angethane Beſchimpfung auszuüben.

So ſtark auch, in Rückſicht der amerikaniſchen Begebenheiten und der bekannten Lehrſätze des Ordens, der Verdacht auf die Jeſuiten fallen mochte; ſo viel Einverſtändniß mit dem Herzoge von Apeiras man ihnen zumuthete; ſo gewaltſam man mit ihren Häuptern umging; ſo ſchnell man ihre Güter einzog, und ſie in der Folge aus Portugall und Braſilien verbannte; ſo ſehr ſie auch, wegen ihrer übrigen Vergehungen, geſtraft zu werden verdienten: ſo waren ſie doch an dem vorgeblichen Königsmorde unſchuldig. Ihnen ſo wenig als dem Herzog und allen den mit ihm hingerichteten Vornehmſten des Reichs, war es in den Sinn gekommen, ſich an der Perſon des Monarchen zu vergreifen. Nur Zufall hätte ihm beinahe das Leben gekoſtet, und niedrige Kabale war es, welche dieſe That als glaubwürdig vorſtellte, und den König reizte, die vermeinten Urheber der Verſchwörung exemplariſch beſtrafen zu laſſen. Dieſe ganze Begebenheit, die ſo viel Aufſehen in Europa machte, und in der Folge mehrere katholiſche Höfe aufmunterte, die Jeſuiten aus ihren Staaten zu verbannen, verhielt ſich ganz anders, als ſie damals im Publikum verbreitet wurde, und von mehreren, ſelbſt königlichen Schriftſtellern *) dargeſtellt worden iſt. Erſt nach dem Tode deſſen, der die Hinrichtung der angeblichen Königsmörder beförderte, hat man den wahren Aufſchluß dieſer ſonderbaren Geſchichte erfahren, deren weſentlicher Inhalt folgender war.

Zwar

*) Hinterlaſſene Werke Friedrich II. Königs von Preußen, dritter Band, S. 303.

Zwar hatte der Herzog von Aveiras zwei ſeiner Bedienten gedungen, um in der bekannten Nacht die Schüſſe zu thun, die auf die Kutſche, worin der König ſaß, abgefeuert wurden; keinesweges geſchah dies aber in der Abſicht, denſelben zu ermorden, vielmehr war der Anſchlag auf das Leben des königlichen Kammerdieners, Petro Taxeira, gerichtet, den der Herzog in Verdacht hatte, als habe er ſeinen Tod beſchloſſen. Die Kutſche war die ſeinige, ſie war ohne alle Begleitung, und die Schüſſe geſchahen zu einer Zeit, da der König gewöhnlich mit ſeinen Miniſtern Rath zu halten pflegte: alles Umſtände, welche die Unſchuld des Herzogs ſchon an ſich rechtfertigen, wenn man auch nicht durch anderweitige Zeugniſſe von derſelben verſichert wäre. Das Unglück wollte indeß, daß ſich der König gerade dieſer jedem bekannten Zeit und dieſes Fuhrwerks bedienen mußte, um unbemerkt ſeine geliebte Nonne zu beſuchen, und ein noch ſchrecklicheres Ungefähr verhängte es, daß er durch einen dieſer Schüſſe am Arme verwundet werden ſollte. Der Marquis von Pombal, ſein erſter Miniſter und Liebling, war dem Thäter zuerſt auf die Spur gekommen. Er hatte das mit dieſen Schüſſen verbundene eigentliche Geheimniß erfahren; und obgleich er überzeugt war, daß man den Kammerdiener, und nicht den König, zu faſſen geglaubt hatte: ſo rieth ihm doch ſein unbegränzter Stolz, dieſe Gelegenheit zu nutzen, um ſein Anſehn auf den Trümmern des Herzogs von Aveiras und der Familie Tavora, zu befeſtigen, deren Einfluß und Wirkungskreis ſeinen ehrſüchtigen Abſichten gefährlich zu ſeyn ſchien. Es koſtete ihm wenig Mühe, den furchtſamen gewordenen König zu überreden, man habe wirklich einen Angriff auf ſein Leben im Sinne gehabt. Er war es, der dieſer vermeintlichen Verſchwörung ſo viel

Wahrſcheinlichkeit zu geben verſtand, daß man ſie faſt nicht bezweifeln konnte. Er war es, der ganz unſchuldige Perſonen vom erſten Adel des Königreichs dem Schwerte oder dem Rade des Henkers überantworten ließ, auch den Grund zur Verfolgung und Verbannung der Jeſuiten legte. Die Güter dieſes Ordens, ſo wie die Beſitzungen der hingerichteten Perſonen vom Adel, fielen an die Krone, und ſollen nach einer damals angelegten Berechnung den dritten Theil des Werths des ganzen Königreichs ausgemacht haben. Vielleicht wollte Pombal durch die dem Schatz erworbene reiche Beute eine ſchwarze That verwiſchen, deren Andenken ihn in den Augen des Publikums als den haſſenswertheſten Menſchen darſtellt, wenn gleich ſeine ſonſtigen Verdienſte um den Staat bekannt ſind.

Dies war der Ausgang einer Begebenheit, die, ſo lange Pombal lebte, dem Publikum ganz falſch erzählt worden iſt. Erſt nach ſeinem Tode hat man von guter Hand die nur von wenigen geahnete Unſchuld des Herzogs von Aveiras und der mit ihm hingerichteten Perſonen erfahren, und durch authentiſche Zeugniſſe beſtätigt erhalten. Dieſe Begebenheit hat alſo das Schickſal ſo vieler Staatsgeheimniſſe gehabt, die erſt dann, wenn die darin verwickelten Perſonen nicht mehr ſind, ans Licht kommen. —

In Spanien ſah man dem Tode des Königs entgegen. Dieſer Fürſt war — gewiß ein ſeltenes Beiſpiel unter den Großen der Erde — über den Verluſt ſeiner Gemahlinn untröſtlich. Der Schmerz, den er darüber empfand, verzehrte ſeine Geſundheit, verrückte ſeinen Verſtand, und es war vorauszuſehn, daß ſein naher Tod, oder ſeine Unfähigkeit zu regieren, Veränderungen im Staate hervorbringen würden, wozu der Grund im Achener Friedensſchluſſe (1748)

gelegt war; man blieb alſo unthätig, um auf alle Ereigniſſe gefaßt zu ſeyn.

Holland ſchien ſeine einmal angenommene Neutralität behaupten zu wollen, obgleich ſolche wenig geachtet wurde, und wirklich wenig achtungswerth war. Kein feſtes Syſtem zeichnete dieſe Republik aus: Privatintereſſe war die einzige Triebfeder, welche dieſe Völkerſchaft in Bewegung brachte; daher beleidigten ſie die Engländer, ohne den Franzoſen zu nützen; unter der Hand betrieben ſie Frankreichs Handel mit ihren Schiffen; öffentlich wurden dieſe durch die engliſchen Kaper aufgebracht. Die Staaten von Holland erhoben darüber Klagen, man achtete aber darauf nicht. Die Sache zog ſich in die Länge, bis die Eroberung der beſten franzöſiſchen Kolonien dem Streite, durch die Vernichtung des Gegenſtandes, ein Ende machte.

Dagegen fing jezt das türkiſche Reich an, ein neues Anſehn zu behaupten, und Einfluß auf die Angelegenheiten von Europa zu gewinnen. Nach dem Tode des friedfertigen Sultans Osmann III. hätte Muſtapha III. den Thron wiederum beſtiegen. Dieſer ſonſt furchtſame und wenig ausgebildete Regent genoß die Ehre, daß die europäiſchen Höfe, auch ſelbſt diejenigen, die ſich bisher um die Freundſchaft der Pforte wenig bekümmert hatten, ihr Intereſſe bei derſelben geltend zu machen ſuchten. So bemühte ſich unter andern der König von Preußen, ſie zu einem Bruch mit Oeſtreich zu bereden; er ließ es nicht an Geſchenken und Beſtechungen fehlen, und dennoch brachte ſein zu Conſtantinopel accreditirter Geſandte, der Herr von Rexin, beinahe ein Jahr zu, ehe er eine Audienz beim Sultan erhalten konnte. Ihm wurde von verſchiedenen Seiten entgegen gearbeitet, und

ſeine angefangene Negociation glückte nicht, weil die Türken zu gewiſſenhaft ſind, um bundbrüchig zu werden. Nichts konnte ſie daher bewegen, die Geſetze der Redlichkeit, in Beobachtung ihrer Traktaten, zu überſchreiten, da die Zeit, in welcher ſie im Belgrader Frieden (1739) das Haus Oeſtreich nicht zu befeinden ſich anheiſchig gemacht hatten, noch nicht abgelaufen war. Hiernächſt verſchwendeten die Höfe zu Wien und Verſailles mehr Geld, um die Türken zu fernerer Beobachtung des Friedens zu ſtimmen, als Friedrich II. um ſie in Bewegung zu ſetzen.

Dieſer blieb abermals ſeinen eigenen Kräften überlaſſen, da ihm ſeine Bemühungen um fremde Hülfe fehlſchlugen. Der Divan war nicht zu ſeinem Vortheil zu bewegen geweſen, folglich war die Hoffnung, durch eine von den Türken unternommene Diverſion in Ungarn, einen Theil des öſtreichiſchen Heeres auf dieſen Punkt hinzulenken, vergeblich. Eben ſo vergeblich war ſein Beſtreben, England dahin zu ſtimmen, eine Flotte nach der Oſtſee zu ſenden, um ſeine pommerſchen Küſten zu decken; und da Rußland, Schweden und Dänemark Schiffe ausrüſteten, um ſie in daſigen Gewäſſern kreuzen zu laſſen: ſo waren die dortigen Provinzen allen Gefahren einer Landung ausgeſetzt. Dagegen hatte er am Ende des vorigen Feldzuges das Glück gehabt, noch ziemlich in eben dem Verhältniſſe mit ſeinen Feinden zu bleiben, worin er zu Anfange des abgewichenen Jahres geſtanden hatte. Noch beſaß er, wie damals, ſeine Länder, bis auf das Königreich Preußen und einige weſtphäliſche Provinzen; noch war er Herr von ganz Sachſen, auch hatte er das Herzogthum Mecklenburg und den ſchwediſchen Antheil vom Pommern, bis an die Thore von Stralſund, beſetzt. Aus dieſen Ländern, ſo wie aus den Anhaltiſchen

Fürſtenthümern *), zog er anſehnliche Kontributionen und Natural-Lieferungen, um dasjenige an ſeinen Einkünften zu erſetzen, was ihm ſeine Feinde geraubt hatten, oder er vielmehr nothgedrungen ihnen hatte überlaſſen müſſen. Aus denſelben verſchaffte er ſich Rekruten, Pferde, Magazinlieferungen und alles, was er habhaft werden konnte, um ſein Heer mit dem Nöthigen zum künftigen Feldzuge zu verſehen.

Mecklenburg wurde jezt beſonders angeſtrengt, weil der Herzog ſich an die Spitze der Achtserklärer zu Regensburg geſtellt hatte, und dies unglückliche Land wurde in dieſem und in den folgenden Jahren dergeſtalt mitgenommen, daß es viel Zeit erforderte, ehe es ſich wieder zu erholen vermochte **). So mußten alſo unſchuldige Unterthanen für

---

*) Dieſe Fürſtenthümer mußten an Requiſitionen abliefern:

Zerbſt	180,000 Thlr.	1000 Rekruten.	500 Pferde.
Cöthen	80,000 .	400 .	300 .
Bernburg	100,000 .	800 .	800 .
Deſſau	— .	— .	200 .
Zuſammen	360,000 Thlr.	2200 Rekruten.	1800 Pferde.

**) Zufolge des, durch einen der dortigen Landſtände mir zugeſtellten Aufſatzes kann man berechnen, daß die vom Herzogthume Mecklenburg-Schwerin und Güſtrow, während des Krieges, an die preußiſche Armee bezahlten Kontributionen, geleiſteten Natural-Lieferungen an Mehl, an Korn und Pferden, verwirkten Executionsgebühren, aufgelaufenen ſonſtigen Koſten und Zinſen, 17 Millionen Thaler betragen haben: eine Summe, die den Werth des Herzogthums gewiſſermaßen überſteigt, weil, wenn ſolche auf die Zahl von 3500 Hufen repartirt wird, auf eine jede Hufe 4856 Thaler kommt, welches ein Kaufpreis ſeyn würde, den eine Hufe in den fetteſten Gegenden von Deutſchland nie erreichen kann. Die ſpecielle Nachweiſung dieſer Summe findet der Leſer am Schluſſe dieſes zweiten Theils.

die Uebereilungen eines Fürſten büßen, der es ſich beikommen ließ, die zahlreichſte Parthei der kriegführenden Mächte als die unſtreitig ſiegende anzuſehn, und, aus Privatabneigung gegen den König von Preußen, ihren ſtolzen Ahnungen ein unbedeutendes Gewicht zu geben. Dem Strelitziſchen Antheile von Mecklenburg wurde zwar anfänglich auch ſehr hart begegnet; nachdem aber eine Prinzeſſinn aus dieſem Hauſe zum Throne von Groß-Britannien berufen war, ſo wurde das Schickſal dieſes Antheils ſehr gemildert, und kommt in keine Vergleichung mit den Behandlungen, welche die preußiſchen Befehlshaber ſich in dem Schweriniſchen Antheil erlaubten. Man kann ſagen: ſie gingen hier mit mehr Grauſamkeit zu Werke, als in einer eroberten feindlichen Provinz.

Außer allen dieſen Hülfsmitteln legte der König noch Werbeplätze an, und die Officiere, die er dazu gebrauchte, hatten vielen Zulauf, weil der preußiſche Soldat unter allen am richtigſten ſeine Löhnung bekam. Er bezahlte auf jeden Mann zehn Thaler. Für dieſen geringen Preis*) erhielt er viel Mannſchaft, und die Entrepreneurs verdienten noch anſehnlich dabei. Freilich waren es nicht die ehemaligen preußiſchen auserleſenen Krieger, die durch ihre erlangte Geſchicklichkeit die erſten Siege erfechten halfen; allein Friedrich II. verſtand die Kunſt, ſie ſo wie ſeine alten Soldaten für ſich einzunehmen, und ſeine Officiere, ſie zum Dienſt brauchbar zu machen. An Geld fehlte es ihm gleichfalls nicht; die zu deſſen Vervielfältigung angewandten reichhaltigen Reſourcen, ſo wie die durch den mit England am 1ſten

*) Nach damaliger Währung noch keine fünf Thaler in gutem Gelde.

December vorigen Jahres erneuerten Traktat ſtipulirten 680,000 Pf. Sterling Subſidien, ließen ihn keinen Mangel befürchten, und ſo gerüſtet, erwartete er vom Schickſale den Ausgang eines Krieges, deſſen Ende er ſehnlichſt wünſchte. —

So war der Zuſtand von Europa beſchaffen, als der Frühling die Streiter wieder auf dem Kampfplatz rief, und die von jeder Seite entworfenen Operationspläne zur Ausführung gebracht werden ſollten. Der Zuſtand, worin ſich die Partheien befanden, war ſo verſchieden, als die gegenwärtige Verfaſſung ihres Staats; die Geiſteskraft oder Schwäche der Regenten und ihrer Miniſter; der Ueberfluß oder der Mangel an Geld; das Verhältniß ihrer Leidenſchaften zu ihrem wahren Intereſſe; Vorurtheile, Mißtrauen und Ränke, oder geprüfte Klugheit, ſie das Uebergewicht zu erhaſchen berechtigten, oder ihren nahen Fall ahnen ließen. Nur die Vorſehung behielt es ſich abermals vor, die Begebenheiten des bevorſtehenden Feldzuges nach ihrer Weisheit zu lenken, Stolz und Uebermuth durch ſich ſelbſt zu beſtrafen, den Unglücklichen aber nicht ganz fallen zu laſſen.

II.

Charakteriſtik des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1759.

Noch war es Winter: die Jahrszeit alſo zu großen Unternehmungen noch nicht günſtig, und noch wünſchten die, durch einen Feldzug von zehn Monaten erſchlafften Krieger, einige Erholung, als ſich ſchon Vorfälle ereigneten, welche die Ruhe ſtörten, und manche derſelben zwangen, ſich wieder in Bewegung zu ſetzen. Zu dieſen Vorfällen gaben theils Zufall, theils die in den Kabinetten entworfenen Operationsplane, theils die Vorſichtigkeit der Befehlshaber Anlaß, und letztere ſahen ſich auch wider Willen gezwungen, einen Theil ihrer Kriegsmacht allen Unannehmlichkeiten der rauheſten Witterung auszuſetzen, um den künftigen drohenden Gefahren nach Möglichkeit vorzubeugen.

Nachdem die verſchiedenen Heere ihre Winterquartiere bezogen hatten, waren ihre Führer auf deren Sicherung bedacht geweſen. Vielen war es geglückt, ſich ſo zu lagern, daß ſie während des Winters nichts befürchten zu dürfen glaubten, andere hatten mit ihren Gegnern ein Uebereinkommen getroffen, ſich vor dem März nicht zu beunruhigen; der Prinz von Soubiſe allein war in ſeiner Stellung nicht ganz ſicher. Nach ſeinem Rückzuge aus Heſſen hatte er ſeine Quartiere längs des Mains, in der Grafſchaft Hanau, genommen; er hatte aber keinen feſten Poſten, wodurch er die

Gemeinſchaft mit der an den Niederrhein verlegten Armee des Marſchalls von Contades ſichern, und den er zugleich zur Hauptniederlage ſeiner Bedürfniſſe machen konnte. Marburg, Gießen und einige feſte Schlöſſer, die in der Kette ſeiner Poſtirung lagen, waren nicht haltbar genug, um einen ſo kühnen Feldherren, wie den Herzog Ferdinand, zu verhindern, die gegen den Grafen Clermont mit Glück ausgeführte Unternehmung hier zu wiederholen; dieſer Verlegenheit wollte er ſich aber nicht gern ausſetzen, um ſeinen bei Sangerhauſen und Lutterberg erlangten Ruhm nicht durch eine mögliche Zerſprengung ſeiner Quartiere zu verlieren. Er warf daher die Augen auf Frankfurt. Dieſe am Ufer des Mains belegene und befeſtigte freie Reichsſtadt ſchien ihm ſehr geſchickt, um daſelbſt ſein Hauptmagazin anzulegen, und von dort aus ſeine künftigen Operationen zu begünſtigen. Die Unternehmung erforderte aber mehr Klugheit als offenbare Gewalt. Ohne die Freiheiten des Reichs zu verletzen, konnte dieſer Ort nicht beſetzt werden, und ein ſolcher Schritt mußte nothwendig die Aufmerkſamkeit des ganzen deutſchen Staatskörpers erregen. War gleich von Seiten ſeines Oberhaupts kein Widerſpruch zu beſorgen, vielmehr zu erwarten, daß Franz I. die dadurch begünſtigten Abſichten ſeiner Gemahlinn gutheißen würde: ſo konnte doch das zwiſchen Frankreich und ſeinen Bundesgenoſſen, den Deutſchen, herrſchende gute Vernehmen leicht geſtört werden, wenn die Gegner des Petersburger Bündniſſes es ſich angelegen ſeyn ließen, das Bedenkliche dieſer Unternehmung ihren Mitſtänden ſinnlich darzuſtellen. So viel Gefahr indeß auch damit verknüpft war, ſo erforderten dennoch die Geſetze des Krieges und das Intereſſe des Hofes zu Verſailles dieſen Entſchluß.

Was durch Gewalt zu erzwingen bedenklich ſchien, ſuchte alſo Soubiſe durch Liſt zu bewirken. Zu dem Ende hielt er bei dem Magiſtrat um den Durchzug eines Regiments Infanterie an, der ihm auch bewilligt ward. Man öffnete das Thor, und am 2ten Januar zog das Regiment Naſſau ein; allein ihm folgten noch zehn andere Bataillone auf dem Fuße, und dies anſehnliche Corps bemächtigte ſich der Stadt, ihrer Werke und alles darauf befindlichen Geſchützes, ohne den mindeſten Widerſtand. Die Geſchwindigkeit und Ordnung, mit welcher dieſer Streich ausgeführt wurde, betäubte die Bürgerſchaft und die Stadtſoldaten dergeſtalt, daß ſie kaum die Ankunft der Franzoſen bemerkten, als ſich dieſe ſchon Meiſter von Frankfurt gemacht hatten. Prinz von Soubiſe ſuchte durch Leutſeligkeit, gute Mannszucht und Pracht, die Pille zu vergolten, die er die guten Frankfurter hatte hinunterſchlucken laſſen. Er verlegte das Hauptquartier dahin, und blieb ſeinem gethanen feierlichen Verſprechen: die Stadt und ihre ganze innere Verfaſſung, ſowohl in Abſicht der Religionsfreiheit als auch des Eigenthums der Einwohner, zu ſchützen, vollkommen getreu. Durch dies Betragen erwarb er ſich ein allgemeines Zutrauen, und drückte zugleich dem Rufe ſeiner bekannten Uneigennützigkeit das Siegel auf. Dieſe ſeltene Tugend machte den beſten Zug ſeines moraliſchen Charakters aus. Er war ſo gewiſſenhaft, daß er alle aus Heſſen gezogenen Kontributionsgelder, ohne den mindeſten Abzug zu ſeinem Bedarf, in die Kriegskaſſe fließen ließ. Hierdurch zeichnete er ſich vor ſeinen Kollegen, beſonders dem Herzoge von Richelieu, zu ſeinem Ruhme aus, und dieſe Uneigennützigkeit mochte auch wohl eben ſo viel beitragen, daß er bald darauf von der Armee ab, und ins Miniſterium berufen

wurde, als ſeine Streitigkeiten mit dem Herzoge von Broglio.

Durch den Beſitz von Frankfurt, das jezt ihr beſter Waffenplatz ward, erlangten die Franzoſen und ihre Bundesgenoſſen weſentliche Vortheile. Die Gemeinſchaft mit der in Franken überwinternden Reichsarmee, ingleichen mit der öſtreichiſchen auf der weſtlichen Seite von Böhmen, und endlich der des Marſchalls Contades am Niederrhein, ward dadurch geſichert. Erſtere konnten nun mit mehr Bequemlichkeit die Eroberung von Heſſen und der hannöveriſchen Lande verſuchen; und wurden ihre Unternehmungen durch widrige Vorfälle vereitelt, ſo bot ihnen Frankfurt einen ſichern Zufluchtsort an, um ſich unter deſſen Kanonen wieder zu ſammeln. Alle dieſe Vortheile waren ſo wichtig, daß man, franzöſiſcher und öſtreichiſcher Seits, gleich darauf beſchloß, ſich einander die Hand zu bieten, um den Franzoſen den Weg zur Wiedereroberung von Heſſen zu bahnen, und die Reichsarmee in den Stand zu ſetzen, bei Eröffnung des Feldzuges ihre Unternehmungen auf Sachſen mit mehr Nachdruck ausführen zu können. Man ward hierzu noch mehr bewogen, ſeitdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß ſich preußiſche Truppen in Thüringen ſehen ließen und bereits bis Langenſalza vorgedrungen wären. Obgleich nun dieſe nur ein Excutionskommando von 400 Pferden ausmachten, welches rückſtändige Contributionen eintreiben ſollte: ſo ſchien ſolches doch den feindlichen Feldherren der Vortrab von einem anſehnlichen Corps zu ſeyn, welches, im Einverſtändniſſe mit den in Heſſen ſtehenden Alliirten, einen Streich auf die Quartiere der Reichsarmee auszuführen gedachte. In dieſer Vorausſetzung mußte der öſtreichiſche General Arberg mit acht Regimentern aus Böhmen auf-

brechen, und mit einem Theile der Reichscontigente bis Erfurt und Eiſenach vorrücken, während der Herzog von Broglio, der an die Stelle des Prinzen von Soubiſe den Oberbefehl über die an den Main verlegte franzöſiſche Armee übernommen hatte, einige Bewegungen gegen Marburg machte.

Durch dieſe Schritte wurde die Aufmerkſamkeit des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig ſowohl wie die des Prinzen Heinrich von Preußen rege gemacht. Erſterer war für den Prinzen von Yſenburg, der mit einem nicht zahlreichen Corps ſeine Winterquartiere in Heſſen bezogen hatte, beſorgt; letzterer konnte nicht geſtatten, daß ſich die Oeſtreicher und Reichsvölker in Thüringen ausbreiteten und feſtſetzten. Beide beſchloſſen daher, ſich den weitern Vordringen ihrer Feinde zu widerſetzen, und ſie aus einer zu nahen Nachbarſchaft zu entfernen. Der Herzog trug dem Erbprinzen von Braunſchweig, der Prinz Heinrich dem General Knoblauch dies Geſchäft auf, und beide richteten daſſelbe mit vieler Einſicht aus. Erſterer trieb die Oeſtreicher und Reichscontingente aus dem heſſiſchen Gebiete, und beſetzte Hersfeldt; letzterer eroberte Erfurt durch Kapitulation, wovon die Neutralität der Feſtung Petersberg eine Bedingung war. Ungeachtet des tiefen Schnees und der verdorbenen Wege, verfolgte er die feindlichen Generale Guasco und Riedeſel durch den Thüringer Wald bis Ilmenau, während der Obriſtlieutenant Kleiſt mit ſeinen Huſaren bis ins Fuldaiſche drang, und den Fürſt-Biſchof in ſeiner Reſidenz zu einer Brandſchatzung von 12,000 Gulden verurtheilte.

Dieſe abgenöthigten Streifzüge gaben gewiſſermaßen die Einleitung zum Feldzuge von 1759. So glücklich ſolche

auch ausgefallen waren, ſo gewährten ſie doch nicht völlig den Nutzen, den man ſich davon hätte verſprechen können, wenn eine beſſere Jahrszeit und eine zweckmäßigere Vorbereitung im Stande geweſen wäre, ihnen den erforderlichen Nachdruck zu geben. So blieb alles nur ein Palliativmittel, wodurch man Zeit gewann, und die Abſichten der Feinde vor der Hand rückgängig machte. Dieſen war indeß zu viel daran gelegen, ihren einmahl entworfenen Operationsplan durchzuſetzen, als daß ſie nicht denſelben gleich wieder hätten zur Hand nehmen ſollen, ſobald ſie niemand mehr daran verhinderte. Kaum hatten daher die Preußen Erfurt und die umliegende Gegend verlaſſen, als die Reichsvölker aufs neue vorrückten, dieſe Stadt wieder beſetzten und zu ihrem Waffenplatze machten. Zugleich näherte ſich General Arberg der heſſiſchen Gränze wieder, vertrieb die Verbündeten aus Vacha und Hersfeldt, bemächtigte ſich des Schloſſes zu Friedewald, beſetzte das ganze Bisthum Fulda, und ſicherte dadurch ſeine und der Reichsarmee Gemeinſchaft mit den Franzoſen.

Durch dieſe bewirkte Gemeinſchaft hatten beide franzöſiſchen Heere ein ungleich größeres Uebergewicht über die Verbündeten erhalten, und es ward dem Herzoge Ferdinand nicht ſo leicht, einen Entſchluß zu faſſen, als im Anfange des vorhergehenden Feldzuges. Wollte er den im abgewichenen Jahre mit dem Grafen von Clermont gemachten Verſuch wiederholen, ſo wären alle dabei vorkommenden Umſtände ſich einander nicht gleich. Die damals bei den Franzoſen ganz vernachläſſigte Kriegeszucht war durch die Betriebſamkeit der Feldherren und durch die ſtrengen Ahndungen des Marſchalls von Bellisle wieder gehoben worden; jene hatten unter beſſern Heerführern wieder Muth ge-

faßt, und der Marſchall Contades hatte ſeine Armee am Niederrhein ſo geſchickt verlegt und ſo gute Poſten gewählt, daß ein Uebergang über dieſen Fluß eine der ſchwerſten Unternehmungen blieb. Hiernächſt kam die Gefahr, Heſſen zu verlieren, und die hannöveriſchen Provinzen angefallen zu ſehn, ungleich mehr in Anſchlag als damals. Die Armee am Main war nicht nur zahlreicher und beſſer, ſondern auch, im Einverſtändniſſe mit den Oeſtreichern und Reichscontingenten, zu dieſer Unternehmung ungleich fähiger; überdies ſtand jezt an ihrer Spitze derſelbe Herzog von Broglio, der dem Prinzen von Soubiſe zwei Siege erfochten hatte. Wollte hingegen der Herzog dieſen vom Main zu vertreiben ſuchen, ſo konnte die Armee am Niederrhein ſich einen Weg durch Weſtphalen bahnen, und ihn dadurch zwingen, auf ſeinen Rückzug bedacht zu nehmen, um hier nicht noch mehr zu verlieren als er auf der andern Seite gewinnen konnte. In beiden Fällen war alſo die Gefahr auf Seiten der Verbündeten: weil man vorausſehn konnte, daß ihre Feinde gewiß ſuchen würden, ſie mit vereinigten Kräften aus Weſtphalen und Heſſen bis über die Weſer zu verdrängen. Dies konnte Herzog Ferdinand aus vielen triftigen Urſachen nicht abwarten, wollte er ſich nicht ſchlechterdings bloß auf einen Vertheidigungskrieg einſchränken. An der Spitze einer, durch 7000 Mann Heſſen verſtärkten, folglich bis zu 60,000 Streiter angewachſenen, auserleſenen Armee, ſchien ihm dies eben ſo nachtheilig als unrühmlich, und in dieſem Falle rieth die Klugheit, einem oder dem andern franzöſiſchen Heere entgegen zu gehen, und einen Verſuch zu machen, es zu ſchlagen, um alsdann dem andern deſto thätiger die Spitze bieten zu können.

Ein ſolcher Entſchluß, deſſen zureichender Grund in

dem Syſteme lag, das ſein großer Lehrmeiſter in der Kriegskunſt, Friedrich II. angenommen, und bisher mit Nutzen in Ausübung gebracht hatte, ward auch gegenwärtig der ſeinige. So vielerlei Schwierigkeiten auch bei der einen oder der andern Unternehmung obwalteten, ſo glaubte er doch die Abweſenheit des Marſchalls Contades von der Armee nutzen zu müſſen, um gegen den Herzog von Broglio etwas zu unternehmen. Es war wahrſcheinlich, daß die Feldherren am Niederrhein, bei der Abweſenheit ihres Heerführers, keinen feſten Entſchluß faſſen würden, und er hoffte daher einen Streich auszuführen, ehe die Franzoſen über den Rhein zu ſetzen, und ſich weiter auszubreiten im Stande ſeyn könnten. In dieſer Abſicht ließ er 25,000 Mann, unter den Befehlen des engliſchen Generals Sackville und des hannöveriſchen Generals Spörken, im Münſterſchen ſtehn; den übrigen Theil ſeiner Armee aber zog er in Heſſen zuſammen.

Bevor er indeß ſeine auf den Herzog von Broglio gerichtete Hauptabſicht ausführen konnte, mußte er die Oeſtreicher und Reichsvölker, die ſich im Biſthume Fulda feſtgeſetzt hatten, ſo weit zurückzutreiben ſuchen, daß ſie nichts, weder auf Kaſſel, noch auf die hannöveriſchen Provinzen unternehmen konnten, während er es mit den Franzoſen aufnahm. Dieſe Unternehmung konnte nicht ſicherer und ſchicklicher unterſtützt werden, als wenn auch der Prinz Heinrich von der Seite von Sachſen eine Diverſion in Franken veranſtaltete. Beide Prinzen verabredeten alſo dieſen Plan, und demſelben zufolge beſtimmte Prinz Heinrich die Generale Knoblauch und Linſtadt mit 7000 Mann zu dieſer Expedition. Sie hatten Befehl, den feindlichen Cordon im Baireuthiſchen zu eben der Zeit zu ſprengen, da die Ver-

bündeten deſſen Poſtirung, von der Seite von Heſſen, an-
fallen würden. Alles ging nach Wunſch. Die Quartiere der
Oeſtreicher und Reichscontingente wurden durchbrochen, und
ihre Feldherren flüchteten bis nach Bamberg.

Nach dieſer kurzen, doch glücklich ausgeführten Unter-
nehmung ging der Erbprinz von Braunſchweig, der
das Corps der Alliirten angeführt hatte, wieder zur Armee,
die Preußen aber marſchirten nach Sachſen zurück. Ihre un-
erwartete Erſcheinung, ſo wie ihre gemeſſenen Schritte hatten
das bewirkt, was man dabei zur Abſicht gehabt hatte. Die
feindlichen Generale Arberg, Brown und Campitel-
li waren mit großem Verluſte tief nach Franken hinein verwie-
ſen, und nun konnte Herzog Ferdinand ſeinen Entwurf
mit mehr Sicherheit zur Reife zu bringen ſuchen; auch ſäumte
er nicht ihn zu realiſiren, ehe die zurückgeworfenen Feinde
ſich wieder ermannen konnten, und das bei der franzöſiſchen
Armee erwartete Corps des Grafen St. Germain Zeit
gewann, daſelbſt einzutreffen. Er war dem Erbprinzen
bis Fulda gefolgt. Hier traf er alle Anſtalten zur Ausfüh-
rung ſeines Vorhabens; dann brach er in drei Kolonnen auf,
und brachte die Nacht bei Windeken unter dem Gewehre zu.

Aus allen dieſen Bewegungen konnte der Herzog von
Broglio leicht ſchließen, daß nun die Reihe an ihn kom-
men, daß man dahin trachten werde, auch ſeine Quartiere
zu zerſprengen, und beſonders ihm Frankfurt zu entreißen.
Als einer der beſten Feldherren, die Frankreich damals auf-
zuweiſen hatte, ließ er ſich nicht, wie einſt Graf Cler-
mont, übervortheilen. Um zeitig genug vor der Ankunft
der Alliirten unterrichtet zu ſeyn, hatte er vor der erſten Linie
ſeiner Quartiere eine Kette von Poſten gezogen, und ſeine
leichten Truppen ſogar acht bis neun Meilen weiter vor die-
ſelben

ſelben geworfen. Der allmählige Rückzug derſelben war das Signal des Anmarſches der Verbündeten, und dieſe Loſung gerade die Zeit, in welcher er alle nöthigen Vorkehrungen traf, um den Herzog Ferdinand zu empfangen. Da er ſich einmal zu einem Poſtengefecht anzuſchicken vorgenommen hatte, ſo wählte er die Gegend zwiſchen dem unweit Frankfurt belegenen Flecken Bergen und den ſteilen waldichten Anhöhen unweit des Dorfes Wilbel, und auf dieſem, wegen ſeines mäßigen Umfangs ſowohl, als ſeiner äußerſt durchſchnittenen Lage, für eine Armee von 25,000 Mann ſo ſchicklichen Terrain, entwarf er eine Dispoſition zur Vertheidigung, die ihm Ehre machte. Seine Schlachtordnung war von einer neuen Erfindung, und wich in vielen Stücken von dem alten Herkommen ab. Er wies den verſchiedenen Gattungen ſeiner Kriegsvölker, ſo wie ſeinem Geſchütze, diejenigen Poſitionen an, worin ſie auf dieſem oder jenem Boden am zweckmäßigſten wirken konnten, und die Unterſtützungen der muthmaßlich anzugreifenden Punkte waren mit ſo vieler Einſicht verſteckt, daß er, aller Anſtrengung ſeines Gegners ungeachtet, faſt mit Gewißheit hoffen konnte, nicht aus dieſem ſo vortheilhaften Poſten geworfen zu werden *).

Auf den Herzog Ferdinand machte die künſtliche feindliche Stellung einen beſondern Eindruck, als er am 13ten April mit ſeiner Armee in fünf Colonnen gegen Bergen anrückte. Er ſtaunte eine Gegend an, wo es der Natur gefallen hatte, einen der feſteſten Poſten zu bilden, wenn gleich der franzöſiſche Heerführer deſſen Vortheile in ihrem

*) Die ausführliche Beſchreibung dieſes Poſtens, ſo wie das Detail des Treffens, findet man in Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, im 3ten Theile, S. 27 — 33.

ganzen Umfange gehörig zu benutzen nicht verſtanden hätte. Deſto mehr bewunderte er deſſen weiſe und zweckmäßige Anordnungen, da er bisher von ſeinem Gegner dergleichen treffliche militäriſche Dispoſitionen nicht gewohnt war. Anfänglich ſtand er bei ſich an, ob er ſchlagen oder ſich wieder zurückziehen ſollte, indem ihm der Sieg ſehr zweifelhaft vorkam. Letzteres ſchien ihm unrühmlich; und da er aus dem, was ſich ſeinem Auge darſtellte, urtheilte, daß der Flecken Bergen, ſo ſtark er auch beſetzt ſeyn möchte, dennoch zu erobern ſeyn würde; ſo entſchloß er ſich, einen Verſuch zu machen, den Feind daraus zu vertreiben, um ſich den Weg nach Frankfurt zu bahnen. Der Tapferkeit ſeiner Truppen traute er den glücklichen Ausgang des Angriffs zu, und war Bergen einmal erobert, ſo war, dem Anſcheine nach, die feindliche Flanke gewonnen, und der franzöſiſche Feldherr verlohr dadurch alle Vortheile, die gegenwärtig auf ſeiner Seite waren. Allein die Vorausſetzungen des Herzogs, der den Poſten von Bergen nur für den Anhaltspunkt des feindlichen rechten Flügels hielt, und demſelben weniger natürlichen Widerſtand zutraute, waren unrichtig. Der mit Mauern, Hecken und Gräben umgebene Flecken, eine aus der Mitte des Treffens flankirende Batterie, und beſonders 15 Bataillone, die **Broglio** in eine Kolonne geſtellt hatte, um die Beſatzung ſtets durch friſche Regimenter zu unterſtützen, waren erhebliche Hinderniſſe, welche den Angriff vereiteln mußten. Auch ſcheiterte hier die ſo geprüfte Tapferkeit der braven Heſſen, deren Anführer, der **Prinz von Yſenburg**, hier den rühmlichen Tod fürs Vaterland ſtarb.

Dieſer mißlungene Verſuch überzeugte den Herzog, daß es ihm, aller Anſtrengung ungeachtet, nicht gelingen würde, den Poſten von Bergen zu überwältigen. Jetzt erkannte er

erſt die Stärke deſſelben, das Zweckmäßige in der ihm bisher ſo künſtlich verſteckt gebliebenen Stellung der franzöſiſchen Armee, und wie viel die Kriegszucht bei derſelben unter geſchickteren Feldherren gewonnen hatte. Die Klugheit rieth ihm alſo, ſich keinen größern Gefahren auszuſetzen, da ſein erlittener Verluſt noch unbeträchtlich war, vielmehr auf einen Rückzug Bedacht zu nehmen, da die Ordnung unter ſeinen geworfenen Truppen leicht herzuſtellen war. Dies ſtand um ſo mehr in ſeiner Gewalt, weil er nicht, wie Friedrich II. bei Kollin, den größten Theil ſeiner Armee unweislich ins Feuer brachte, folglich ſeine Niederlage vergrößerte: ſondern die Vorſicht gebraucht hatte, nur einen Theil ſeines linken Flügels zum Angriff anzuwenden, während er den Reſt des Heeres an dem Gefechte keinen Antheil nehmen ließ. Dieſer klugen Vorſicht, die ihm die Ehre dieſes Tages erwarb, hatte er es zu verdanken, daß er, ſelbſt nach dem widrigen Ausgange ſeiner Unternehmung, im Stande blieb, in dem übrigen Theile des Feldzuges nicht allein dem Feinde die Spitze zu bieten, ſondern denſelben auch rühmlichſt zu endigen.

Demungeachtet war ein Rückzug im Angeſicht eines ſiegenden Feindes, in Abſicht der Folgen, gefahrvoll; der Tag war kaum halb verfloſſen, und nur die Nacht konnte ihn begünſtigen. In dieſer Verlegenheit mußte die Liſt erſetzen, was die Macht nicht vermochte. Schon hatte er ſeine Armee hinter eben den Anhöhen geſammelt, hinter welchen er ſie am Morgen in Schlachtordnung geſtellt hatte; das Feuer aus dem groben Geſchütz hatte von beiden Seiten aufgehört, und alles ſchien den Rückzug der Alliirten anzukündigen, als man dieſe auf einmal wieder auf die Anhöhe rücken, und Batterien auf derſelben errichten ſah. Dieſe unerwartete Erſcheinung ließ den franzöſiſchen Heerführer ahnen, man

ſey willens, das Treffen zu erneuern, und er wurde in dieſer Vermuthung noch mehr beſtärkt, als er einige Bataillone des feindlichen linken Flügels ſich abermals gegen Bergen in Bewegung ſetzen ſah, und der rechte Flügel der Alliirten den Angriff der hannöveriſchen und heſſiſchen Jäger auf das Holz von Wilbel unterſtützen zu wollen ſchien. Natürlich mußten dieſe mit einem heftigen Kanonenfeuer unterſtützten Bewegungen der Verbündeten ihn für ſeine beiden Flügel zugleich beſorgt machen, und zu deren Sicherung antreiben. Allein alle Manöver, die hier der Herzog machen ließ, waren bloß falſche Demonſtrationen, um die Franzoſen zu hintergehn, und ſie abzuhalten, ſeinen mit Einbruch der Nacht beſchloſſenen Rückzug zu beunruhigen; keineswegs aber — wie man in den Schriften damaliger Zeit hat vorgeben wollen — um Broglio aus ſeinem feſten Poſten herauszulocken und bequemer zu ſchlagen. Der Gedanke, eine Armee, die ſich einmal zu einem Poſtengefechte entſchloſſen hat, durch einen verſtellten Rückzug aus dem Vortheile zu locken, iſt ſehr prekär; denn wenn gleich — wie man vielleicht hier vorausſetzt — der Nationalcharakter der Franzoſen mit in Anſchlag gebracht wird, ſo muß man doch bedenken, daß die Lenkung deſſelben von dem Willen eines einzigen, nämlich des Heerführers, abhängt. Iſt dieſer nicht auch von einer unzeitigen Hitze beſeelt, ſo wird man ſchwerlich ſeinen Endzweck erreichen, beſonders wenn Disciplin in der Armee herrſcht, und das ruhige Auge eines erfahrnen Feldherrn unausgeſetzt auf die Schritte ſeiner Truppen gerichtet bleibt.

Hatte gleich die Wendung, die das Treffen für die Alliirten nahm, den Abſichten des Herzogs Ferdinand nicht entſprochen; war dieſem der Anſchlag fehl geſchlagen, die Quartiere der Franzoſen bei Friedberg, von denen an der

Nidda zu trennen, und ihnen Frankfurt zu entreißen; war er durch zu viele Schwierigkeiten abgehalten worden, ſich den Weg dahin zu bahnen, und war er gezwungen worden, eine Unternehmung aufzugeben, wovon das Schickſal des ganzen Feldzuges abhing: ſo muß man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſich am Tage der Schlacht eben ſo viel Ehre erwarb, als ob er Sieger geweſen wäre. Denn nachdem ſein linker Flügel ſchon war geſchlagen worden, behauptete er dennoch durch ſeine trefflichen Manöver das Schlachtfeld acht Stunden hindurch, ohne daß die Franzoſen die geringſten Anſtalten machten, ihn anzugreifen: ja ſeinen Jägern glückte es ſogar, die im Walde von Wilbel aufgeſtellten leichten Truppen zu vertreiben, bis an den Rand des Abgrundes, hinter welchem die Sachſen ſtanden, vorzudringen, und ſich dort bis zum Einbruche der Nacht zu erhalten *). Während der Zeit ließ er die Verwundeten in Sicherheit bringen, zog die Armee mit vieler Einſicht aus dem Gefechte, und lagerte ſich eine Meile vom Schlachtfelde,

*) Bei dieſer Gelegenheit ward der ſächſiſche General Dyherrn tödlich verwundet, und gab einige Tage darauf, zu Frankfurt, ſeinen Geiſt in den Händen der Geiſtlichkeit auf, der er, ſo wie aller Religion, bis dahin geſpottet hatte. D. Frenſeinius, Senior des Miniſteriums zu Frankfurt am Main, der ihn zum Tode vorzubereiten ſich angelegen ſeyn ließ, wußte ſich ſehr viel damit, dieſen Freigeiſt auf andere Gedanken gebracht zu haben; ſo zweifelhaft es indeß auch bleibt, ob er in ſo kurzer Zeit ſeine bisherigen Grundſätze verleugnet habe, ſo war Frenſeinius doch egoiſtiſch genug, eine zwei Bogen ſtarke Nachricht von der wunderbaren Bekehrung des Generals von Dyherrn, als eines bekannten Naturaliſten, in Druck zu geben. N. geneal. hiſtoriſche Nachrichten. Band XI. S. 121.

von wo aus er ſich näher nach Kaſſel zog, und ſeine Armee in Kantonnirungsquartiere verlegte.

Broglio hingegen ließ ſich durch die über die Verbündeten an dieſem Tage erhaltenen Vortheile weder verleiten, ſeiner feſten Poſten zu verlaſſen, um ſie ſelbſt anzugreifen, noch war er geneigt, ihnen nach Windecken zu folgen. Verſchiedene ſeiner Unterfeldherren riethen ihm, das verbreitete erſte Schrecken zu benutzen, dem flüchtig gewordenen Feinde den Rückzug zu erſchweren, und ſo ihm eine tödliche Wunde beizubringen. Allein der franzöſiſche Heerführer war diesmal zu vorſichtig, und wider den natürlichen Charakter ſeiner Nation zu kaltblütig, als daß er das einmal gewonnene Spiel auf eine leichtſinnige Art ſich wieder entreißen laſſen ſollte. Er kannte die militäriſchen Talente ſeines Gegners, ſo wie Feldmarſchall Daun die des Königs von Preußen. So wie dieſer bei Kollin, aus Beſorgniß übler Folgen, ſeinen Feind in Frieden ziehen ließ; ſo war jener auch nicht geneigt, ſich durch einen unzeitigen Eifer fortreißen zu laſſen. Selbſt, nachdem der Graf St. Germain mit 10,000 Mann zu ihm geſtoßen, folglich ſeine Armee über 30,000 angewachſen war, verleitete ihn dies Uebergewicht nicht, einen falſchen Schritt zu thun, der ihn um den ihm ſo koſtbaren Ruhm, den Herzog zum erſtenmal geſchlagen zu haben, bringen konnte, indem er ſehr richtig urtheilte, daß der Mangel an Lebensmitteln die Alliirten bald zwingen würde, ſich tiefer in Heſſen und vielleicht noch weiter zurückzuziehn. Broglio folgte vielmehr dem Beiſpiele des Herzogs, verlegte ſeine Armee längs der Lahn in Kantonnirungsquartiere, und ſo genoſſen beide Heere einiger Erholung, bis die Lobſprüche, die Frankreich an dem Sieger bei Bergen verſchwendete, die Eiferſucht des Marſchalls Contades in Feuer ſetzte.

Das Treffen bei Bergen war für den Herzog Ferdinand das, was die Schlacht bei Kollin für Friedrich II. war. Beide Feldherren erfuhren an dieſen Tagen zum erſten Mal den Wankelmuth des Glücks; zum erſten Mal mußten ſie ihren Gegnern das Schlachtfeld überlaſſen. Bei beiden Gelegenheiten ſiegten die Anführer der zweiten Armee, aber das Benehmen der Oberbefehlshaber der öſtreichiſchen und franzöſiſchen Macht war ſich gänzlich ungleich. Prinz Carl von Lothringen verſchwendete die Zeit mit Zaudern, vielleicht aus Beſorgniß, des Glücks eines Dauns nicht theilhaftig zu werden; Contades hingegen ließ ſich angelegen ſeyn, Broglio's Beiſpiel zu folgen, vielleicht gar zu übertreffen. Noch war er in Paris, als die Nachricht von dem Siege bei Bergen dort einlief. Er war Zeuge, mit welchem Enthuſiasmus die Franzoſen den Sieger bis in den Himmel erhoben *). Edler Eifer, ſeinem glücklichen Nebenbuhler nichts nachzugeben, forderte ihn zu eben ſo rühmlichen Thaten auf. Sogleich entwarf er mit den Miniſtern des Kriegsdepartements einen neuen Operationsplan, der nichts

*) Am Hofe zu Verſailles, wo Einfluß und Kabale einheimiſch waren, fehlte es indeſſen nicht an einer Parthei, die ſich bemühte, das Verdienſt des Herzogs von Broglio um das Treffen bei Bergen herabzuwürdigen. Man behauptete: die ganze Sache laufe doch nur darauf hinaus, daß er ſich in einem ſo ſtarken Poſten nicht habe ſchlagen laſſen. Prinz Soubiſe, der ihm das Kommando ſo ungern hatte abtreten müſſen, ſcheuete ſich nicht ſogar zu verſichern: er ſey es geweſen, der dieſen Poſten genau unterſucht, und deſſen Vortheile dem Herzoge empfohlen habe. Eine ächte franzöſiſche Prahlerei, die von dem ſchlechten Charakter dieſes, auf die Talente ſeiner würdigern Collegen ſo eiferſüchtigen Prinzen zeugt, der ſicher nicht Kopf genug beſaß, Broglio die treffliche Dispoſition zur Vertheidigung zugleich mitzutheilen. —

geringeres als die Eroberung der hannöverischen Lande, und ein Gegenſtück zur Convention von Kloſter Seeven zur Abſicht hatte. Dieſer Plan wurde indeß auf einen andern, zweckmäßiger ſcheinenden Grund gebaut. Die Erfahrung des vorigen Feldzuges hatte hinreichend erwieſen, mit wie vielen Schwierigkeiten die Züge der franzöſiſchen Heere verknüpft waren, wenn ſie es unternahmen, den Schauplatz des Krieges in Weſtphalen zu eröffnen, um durch dieſe Länder bis an die Weſer zu dringen, zugleich aber eine feſte Gemeinſchaft mit der Armee in Heſſen zu behaupten. Der Beſitz von Münſter und Lippſtadt, obgleich keiner Hauptfeſtungen, machte es dem Herzoge Ferdinand immer möglich, dieſe Plätze auf eine kurze Zeit bloßzuſtellen, mit vereinigten Kräften den Feind aus Heſſen zu vertreiben, und dann der Hauptarmee wieder die Spitze zu bieten. Man beſchloß daher einen ſichern Weg einzuſchlagen; mit Heeresmacht in Heſſen einzudringen, dadurch die Verbündeten zu nöthigen, die weſtphäliſchen Provinzen zu räumen, und ſie zu zwingen, zur Deckung der hannöveriſchen Lande über die Weſer zurückzugehn; dann aber ein Corps von 25,000 Mann von Weſel aus vorrücken zu laſſen, um das Bisthum Münſter und die Feſtung dieſes Namens, ſo wie Lippſtadt, zu erobern.

Der alte Herzog von Belliſle, der damals im Kriegskollegium den Vorſitz hatte, verſprach ſich ſehr viel von dieſem weitumfaſſenden Plane; er unterſtützte ihn alſo aus allen Kräften, ſuchte, ſo viel Frankreichs Finanzzuſtand es erlaubte, die Armee mit allem, was zur Ausführung des großen Entwurfes nothwendig war, zu verſehen, und ſo entließ er, voll ſtolzer Zuverſicht, ſeinen, dem Könige empfohlenen General.

Dieſer Operationsplan war wirklich ſehr zweckmäßig ausgedacht, und Contades würde, durch die richtige Ausführung deſſelben, ſich viel Ruhm erworben haben, wären alle ſeine Schritte ſich gleich geblieben. Man muß den Anfang ſeiner Unternehmungen eben ſo bewundern, als das Ende derſelben den größten Tadel verdient. Das Zuſammenziehen ſeiner Armee war ſo künſtlich verwebt, daß er den ſonſt ſo aufmerkſamen Herzog Ferdinand, in Abſicht ſeines wahren Vorſatzes, täuſchte, und, während dieſer ihn in Weſtphalen erwartete, die Defileen bei Stadtbergen an der Dimel, die General Wutgenau bis zur Ankunft des Herzogs zu beſetzen verabſäumte, mit ſo vieler Vorſicht als Schnelligkeit durchzog. Er veranlaßte die Verbündeten, Kaſſel zu verlaſſen, bei welcher Gelegenheit General Imhof einen bewunderswürdigen Rückzug hielt; endlich erſchien er in der Gegend von Paderborn, faſt ehe der Herzog Nachricht erhielt, daß er die Defileen, deren Beſitz ſo wichtig war, zurückgelegt hatte. Contades Hauptabſicht ging dahin, die Alliirten von der Weſer abzuſchneiden. Seine Märſche, ſeine genommenen Poſitionen entſprachen dieſem Entſchluſſe vollkommen, und man kann ſagen, daß er, bis zur Eroberung von Minden, ſich als einen der erfahrenſten Feldherren ſeiner Zeit zeigte. Von nun an aber beging er Fehler, und bewies in ſeinem Verfahren ein Schwanken, das ſeiner Unternehmung kein glückliches Ende prophezeihete. Statt ſich gleichfalls Meiſter von Hameln zu machen, um ſeine Zufuhr zu Waſſer zu beziehen, ſah er ſich gezwungen, ſeine Lebensmittel zur Achſe kommen zu laſſen, welches ihn, wegen der Unſicherheit, ganze Corps zu detaſchiren zwang; ſtatt Lippſtadt zuvor zu erobern, um den Herzog auch von dieſer Seite einzuengen, ſchwächte er ſich noch dadurch, daß

er das Broglioſche Corps über die Weſer gehen ließ, um Streifzüge ins Hannöveriſche zu unternehmen, und hier- nächſt kerkerte er ſich bei Minden, in ein zwar ſehr feſtes, aber ſeinen gegenwärtigen Umſtänden gar nicht angemeſſenes Lager ein, als wenn er gezwungen wäre, den traurigſten Vertheidigungskrieg zu führen. Dieſes Lager hatte den weſentlichen Fehler, daß er ſeine Armee jederzeit zu eben dem Loche wieder herausführen mußte, durch welches er ſie hinein gezwängt hatte. Er verlohr daher alle Freiheit ſich nach Umſtänden zu bewegen; und obgleich es noch in ſeiner Ge- walt ſtand, wieder zurückzugehen, und bei Hervorden eine ſchicklichere Poſition zu nehmen; ſo ſcheint es, daß er, ver- blendet durch die Menge von Gegenſtänden, die ihm ſein bis- heriges Glück vormahlte, aus Stolz, ſich zu dieſer Rückbe- wegung nicht entſchließen konnte, vielmehr jezt, das noch einzig übrige Mittel, eine Schlacht zu liefern, ergriff. In ſeiner damaligen Lage, wo er ſich nicht die Zeit genommen hatte, zwei in ſeinem Rücken belegene feindliche Feſtungen erſt zu erobern; wo er ſich durch Detaſchements theils ſelbſt ſchwächte, theils zur Deckung ſeiner Verproviantirung ſchwächen mußte; wo ihn der Herzog ſelbſt einzuengen ſuchte, war dies ein ſehr alberner Entſchluß, und es trifft hier wirklich zu, was Friedrich II. von ihm urtheilt, wenn er in ſeinen hinterlaſſenen Werken *) ſagt: Contades beeiferte ſich, die Abſichten des Prinzen Fer- dinand zu erfüllen, und betrug ſich ſo, als wenn er von demſelben Verhaltungsbefehle erhalten habe.

War im Gegentheil der Herzog, in Abſicht der muth- maßlichen feindlichen Operationen wirklich getäuſcht worden;

*) Im vierten Bande der deutſchen Ausgabe, S. 10.

war Contades ihm in den Päſſen an der Dimel zuvorge=kommen; hatte er die ſchnelle Eroberung von Minden nicht hindern können: ſo zeigte er dagegen, wie viel Reſourcen ſein fruchtbares militäriſches Genie beſaß, um eine Lage zu verbeſſern, in welcher ihn eine ſo raſch vorrückende, ihm weit überlegene Armee verſetzt hatte. Weder der Verluſt von Minden, noch das Schrecken, welches die franzöſiſchen leichten Truppen, bis an die Thore von Hannover und Wolfenbüttel, verbreiteten, verleiteten ihn, nach dem Wun=ſche ſeiner Feinde, über die Weſer zu ſetzen; vielmehr traf er von nun an die weiſeſten Vorkehrungen, dem weiteren Vor=rücken der Franzoſen Gränzen zu ſetzen, und alles zu einer ganz nothwendig werdenden Schlacht mit Klugheit vorzu=bereiten. Da er keinen feſten Poſten an der Weſer mehr hatte, ſo ſetzte er ſich keck über alle reichsſtädtiſchen Bedenk=lichkeiten hinweg, und machte ſich Meiſter von Bremen; den Franzoſen nahm er das zu Osnabrück eroberte und verſtärkte Magazin weg; ſeine Detaſchements beunruhigten Conta=des Zufuhren unaufhörlich; und da dieſer das Lager bei Minden bezogen hatte, ſo ſah er dieſen Zeitpunkt für den günſtigſten zu ſeinem Vorhaben an. Mit bewundernswür=diger Geiſtesgegenwart nutzte er die begangenen Fehler ſeines Gegners, ging ihm entgegen, und indem er ihn gewiſſer=maßen ſelbſt einengte, zwang er ihn, die Sache zur Ent=ſcheidung zu bringen, ehe es ihm gelungen ſeyn würde, Lipp=ſtadt und Hameln zu erobern.

Am 1ſten Auguſt erfolgte die berühmte Schlacht bei Minden, deren ausführliches Detail in mehreren vorhande=nen Zeitſchriften zu finden iſt. Sie erwarb dem Herzoge Ferdinand einen unſterblichen Ruhm. Europa bewun=derte ſeine Geſchicklichkeit eben ſo ſehr, als der Hof zu Ver=

ſailles, und beſonders der Marſchall Belliſle, der, nach der Eroberung von Minden, die Beſitznahme der hannöveriſchen Länder ſchon als gewiß vorausſetzte, über deren Verluſt beſtürzt wurden. Die Anlage des Herzogs zur Schlacht war ein Meiſterſtück taktiſcher Kunſt, gleichwohl war der Entſchluß, das Wangenheimiſche Corps gewiſſermaßen en prise aufzuſtellen, um Contades zu veranlaſſen, ſolches eher als das in ſeinen Rücken detaſchirte Corps des Erbprinzen anzugreifen, um ſolchergeſtalt auf das ihm beſtimmte Schlachtfeld zu führen, ein Wageſtück, welches die unglücklichſten Folgen hätte haben können, wenn es dem franzöſiſchen Heerführer möglich geweſen wäre, erſteres in der Nacht überfallen zu laſſen, und zugleich mit ſeiner ganzen Macht die Verbündeten im Zaume zu halten. Es ſcheint alſo, daß der Herzog das zu einer ſolchen Unternehmung erforderliche beſchwerliche Herausziehen und Vorrücken der Contadesſchen Armee aus ihrem ſo beſchränkten Lager, ingleichen, daß Broglio ohne ihre Unterſtützung nicht angreifen konnte, mit in Anſchlag gebracht, und ſo mit tiefer Einſicht alle Möglichkeiten berechnet habe, welche die Lage des Feindes und der Charakter des Heerführers ihm zum Maßſtabe angaben. Dieſe richtige Berechnung, noch mehr aber die inconſequente Stellung die Contades ſeiner Armee gab; der durch die ſchwerfällige Entwickelung der franzöſiſchen Colonnen verzögerte Angriff der Wangenheimiſchen Diviſion, und die Schnelligkeit mit der die Alliirten ſich dem Feinde zeigten und ihn angriffen, da er noch damit umging, ſeine Schlachtordnung zu formiren, verſchafften ihm einen der rühmlichſten Siege.

Auch hätte wahrlich Contades nicht verdient an dieſem Tage zu ſiegen, ſo links war ſein Benehmen gegen ſeine

ſonſtige Art, militäriſche Gegenſtände zu behandeln. Er, der ſeinen Operationsplan ſo künſtlich verwebt angefangen, der bisher ſo viel Kaltblütigkeit gezeigt hatte, der mit der größten Vorſichtigktit zu Werke ging, als ihn der Herzog verſuchte, nahm auf einmal wieder den Charakter ſeiner Nation an. Verblendet durch ſein bisheriges Glück, verführt durch die ihm abſichtlich gegebenen Blößen, die er — jedoch ohne das Verſteckte derſelben zu ahnen — als eben ſo viele Hauptfehler anſah, ſtellte er ſich die Niederlage der Verbündeten als unfehlbar vor. Mit feuriger Beredſamkeit ſchilderte er daher ſeinen zu einem Kriegsrathe verſammelten Generalen, ſowohl das Unzweckmäßige in den Manövern des Herzogs, als auch den günſtigen Zeitpunkt, ihn mit Vortheil anzugreifen. „Einmal, meine Heeren," ſagte er, „iſt es unſer „Loos, wir müſſen ſchlagen, wenn wir die Eroberung der „hannöveriſchen Länder vollenden wollen. Es iſt der Wille „des Königs, und wir können es zu keiner gelegenern Zeit „thun. Wenn wir alſo das iſolirt da ſtehende Wangenheimiſche Corps über den Haufen werfen, und den „Alliirten ſodann in ihre linke Flanke fallen, ſo können wir „unſern Waffen das Siegel aufdrücken, wenn wir die „Deutſchen zertreten." Auf dieſe Weiſe eilte er ſelbſt in die Falle, die ihm Ferdinand mit ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hatte. Wären ſeine Vorausſetzungen richtig geweſen, ſo war ſein Entſchluß nicht zu tadeln; dagegen beging er in der Anwendung unverzeihliche Fehler. Seine Schlachtordnung war ein Gemiſch von Offenſive und Defenſive; gegen alle Regeln der Kriegskunſt füllte ſeine Cavallerie die Mitte des Treffens aus; das Corps des Herzogs von Broglio, beſtimmt, den erſten Stoß zu thun, mußte nicht an ſeinen rechten Flügel ſich anſchließen, vielmehr durch denſelben

unterſtützt werden; er gebrauchte zu viel Zeit ſich zu formiren; der Angriff ward zu lange verzögert, und endlich, durch die unerwartete Erſcheinung der Armee der Alliirten überraſcht, ja ſelbſt lebhaft angegriffen, verwirrte er ſich in ſeinen Handlungen. Seine Befehle wurden unbeſtimmt; einige und 70 Schwadronen ſeiner Cavallerie wurden nacheinander durch das lebhafte Feuer der Engländer und Hannoveraner über den Haufen geworfen; dadurch wurden ſeine beiden Flügel getrennet; er verlohr den Kopf, und ſo mußte er geſchlagen werden, weil er mitten im Gefechte nicht mehr vermochte, ſeinen falſchen Hypotheſen durch Kunſt zweckmäßiger zu begegnen. Ein Glück war es, daß der engliſche General Sackville*), den wiederholten Befehlen des Herzogs ungehorſam, nicht in ſeine durcheinander geworfene Cavallerie einhieb, ſonſt ward die ganze franzöſiſche Armee wahrſcheinlich aufgerieben.

Um das Unglück an dieſem Tage vollkommen zu machen,

*) Das Benehmen dieſes Engländers an einem Tage, an welchen ſeine Landsleute ſo viel Ruhm erwarben, hat viel Aufſehn im Publikum gemacht. Die Erzähler dieſer Begebenheit haben ſeinem ſo auffallenden Betragen verſchiedene Bewegungsgründe untergelegt. Herr von Archenholz unter andern glaubt darin einen eingewurzelten Neid zu finden, daß nicht er, ſtatt des Herzogs von Braunſchweig, den Oberbefehl über die ganze Armee der Alliirten erhalten habe; andere behaupten hingegen: Feigheit habe ihn zurückgehalten, ſich einiger Gefahr auszuſetzen. Wenn auch nicht die gegen ihn verfügte Unterſuchungskommiſſion ihn verdammt hätte, ſo würde ich doch der letzten Meinung beipflichten; denn wie konnte Sackville es ſich nur träumen laſſen, die Stelle eines der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit mit Würde bekleiden zu können. Hiernächſt ſcheint ſein Betragen, während des letzten amerikaniſchen Krieges, dieſe Vorausſetzung vollkommen zu beſtätigen.

erhielt Contades, während des Gefechts, die Nachricht, daß der Herzog von Briſſac, den er zur Deckung ſeiner Zufuhren bei Cöſeld aufgeſtellt hatte, dem Erbprinzen von Braunſchweig habe weichen müſſen. Der ſchon betäubte Marſchall verlohr auch jezt die Hoffnung, ſich durch die in ſeinem Rücken belegene Gebirgskette glücklich zurückziehen zu können; obgleich ein raſcher Entſchluß, und die Vorausſetzung, der Erbprinz könne einer ganzen Armee nicht ſtand halten, ihn ſicher nach Hervorden gebracht haben würden. Hier erwartete ihn ein guter Poſten, und durch die Corps von Armentiere und Chevreuſe verſtärkt, würde er die Freiheit behalten haben, ſich entweder hinter die Dimel zu ziehn, oder zwiſchen Hervorden und Paderborn feſtzuſetzen, um, ſo wie es bereits mit Münſter geſchehen war, auch Lippſtadt zu erobern. Statt aber dieſen, in ſeiner damaligen Lage ſo zweckmäßigen Entſchluß zu faſſen, gerieth er auf den unglücklichen Einfall, in der Nacht nach der Schlacht über die Weſer zu ſetzen, um längs dem rechten Ufer dieſes Fluſſes die gefährlichen Defilees bei Minden zu gewinnen, und von dort aus Kaſſel zu erreichen.

Eine ſchlechtere Wahl konnte Contades nicht treffen. Sie vergrößerte ſein Unglück, indem er dadurch den größten Theil ſeines Gepäckes einbüßte, ſeine Armee durch einen Umweg von drei ſtarken Meilen äußerſt abmattete, und ſo in ſehr traurigen Umſtänden nach Kaſſel brachte. So kann auch ein ſonſt geſchickter Feldherr, durch unerwartete Widerwärtigkeiten verblendet werden, dann ſich ſelbſt nicht zu rathen wiſſen, und erſt bei wiederkehrender Beſinnung, jedoch zu ſpät, bereuen, keinen feſten Charakter gezeigt zu haben. Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geiſtes ſollten billig die erſten Eigenſchaften eines

Heerführers ſeyn: Talente, die Herzog Ferdinand und Prinz Heinrich von Preußen in hohem Grade beſaßen, und faſt bei allen Gelegenheiten dieſes beſchwerlichen Krieges gezeigt haben.

Die Schlacht bei Minden machte in Paris eine ſehr widrige Senſation. Man hatte ſich von dem diesjährigen Operationsplane um ſo mehr verſprochen, da die franzöſiſchen Waffen bis zu dieſer Epoche ſo glücklich geweſen waren; man hoffte täglich auf die Nachricht, daß die Armee der Verbündeten, ſo wie im Jahre 1757, an die Elbe herangedrückt ſeyn würde, und ſtatt aller dieſer frohen Ausſichten, erfuhr man die Niederlage der Franzoſen. Dieſe Nachricht traf eben in Verſailles ein, als der König im Begriff war auf die Jagd zu reiten. Schweigend und niedergeſchlagen ging er in das Zimmer der Marquiſe von Pompadour, und niemand durfte vor ihn gelaſſen werden. Der Marſchall Belliſle, der den Operationsplan entworfen, und deſſen ſiegreiche Erfüllung ſo ſicher erwartet hatte, daß er ſchon vorläufig das Schickſal der hannöveriſchen Länder *) zu beſtimmen wagte, konnte ſich in das, dem ſo auserleſenen Heere

*) Unter dem erbeuteten Gepäck des Marſchalls Contades fanden ſich Briefe des Herzogs von Belliſle an demſelben, die von dem ſchrecklichen Schickſale handelten, welches man den deutſchen Provinzen des Königs von England bereitete. Der Herzog Ferdinand ließ ſie bekannt machen, und ſie erregten eben ſo viel Abſcheu gegen die franzöſiſche Regierung und Spott ihrer Ohnmacht, als allgemeine Bewunderung des Herzogs, der die Menſchheit von dem Anblicke ſolcher Greuel gerettet hatte. Mauvillon's Geſchichte Ferdinands Herzogs von Braunſchweig, zweiter Theil, S. 71.

Heere wiederfahrne Unglück ſo wenig wie in das Betragen ſeines Günſtlings finden. Man war gegen Contades aufgebracht; allein ein Heerführer, der eine Schlacht verliert, wird nie die Schuld auf ſich kommen laſſen; vielmehr — ſey es auch nur um wenigſtens das Publikum zu täuſchen — wälzt er ſolche auf einen oder den andern ſeiner Unterfeldherren. Dies war auch gegenwärtig der Fall. Contades beſchuldigte den Herzog von Broglio der Unredlichkeit, da er nach dem ertheilten Befehle das Wangenheimiſche Corps nicht zu rechter Zeit angriff. Zwar lag es in dem ehrſüchtigen Charakter des Siegers bei Bergen, den es vielleicht ſchmerzen mochte, unter eines andern Befehle ſtehen zu müſſen, nachdem er ſelbſt eine Armee mit Beifall angeführt hatte, daß er ſich den Oberbefehl über die ganze franzöſiſche Macht wünſchte; allein daß er dieſen Zweck durch eine an ſeinem Heerführer gefliſſentlich begangene Verrätherei zu erreichen geſucht habe, iſt um ſo weniger denkbar, weil Broglio ſchon dem Prinzen von Soubiſe die Ehre zweier blutigen Tage erfocht; der Leſer aus unſern über die Schlacht bei Minden angeſtellten Betrachtungen erſehen haben wird, wer an dieſem merkwürdigen Tage eigentlich gefehlt hatte, und der erſterem von Contades angehängte Prozeß, ungeachtet der geringen Protection, die er bei Hofe genoß, zu ſeinem Vortheil entſchieden ward.

Contades und ſein Beſchützer verlohren bei dieſer Gelegenheit viel von ihrem Kredit, und die Zänkereien der Feldherren veranlaßten den Hof zu Verſailles, den alten Marſchall d'Etrees zur Armee zu ſenden, um dasjenige wieder gut zu machen, was jener verdorben hatte. Nicht ſelten werden, bei allgemeinen Unglück, große Männer aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgerufen, und ſo ſah ſich denn auch

der durch Widerwärtigkeiten gebeugte Hof gezwungen, zum Dienſt des Staats einen General wieder aufzufordern, den eine niedrige Kabale dem Heere raubte, als er gerade ſeinen erſten Feldzug durch einen glänzenden Sieg gekrönt hatte. Nur mit Widerwillen nahm der Sieger bei Haſtenbeck die ihm ertheilte Vollmacht an; er konnte ſeinen Schmerz nicht verhehlen, als er die Ueberbleibſel der ſchönen Armee erblickte, die ſich unter ſeiner Leitung ſo viel Ruhm erworben hatte; und ſey es nun, daß er gegenwärtig mit derſelben wenig mehr auszurichten glaubte, oder daß er, durch die Erfahrung belehrt, einſah, wie unglücklich ein Heerführer ſey, wenn er von den Intriguen der Hofſchranzen und ſeiner Unterfeldherren faſt mehr zu befürchten hat, als von ſeinem Feinde: genug, das traurige Schickſal des unglücklichen Contades ging ihm ſo zu Herzen, daß er ſich den Oberbefehl auf keine Weiſe anzumaßen ſuchte. Dieſe Stimmung entlockte ihm aber die feierliche Verſicherung: „er ſey nur „gekommen, den Marſchall mit ſeinem Rathe beizuſtehn, „übrigens aber ſeine Befehle anzunehmen.“

Die Folgen der Schlacht bei Minden waren ſchrecklich für die Franzoſen. Sie wurden von Kaſſel über die Eder und Ohm zurückgedrückt, und endlich gezwungen, ſich nach Gießen zurückzuziehn. Heſſen hatten ſie nunmehr wieder geräumt, und von allen den anfänglich ſo großen Contadesſchen Fortſchritten in dieſem Feldzuge blieb ihnen nur noch Münſter, welche letzte Feſtung ihnen zu entreißen der Herzog Ferdinand dem General Imhof auftrug. Franzöſiſcher Seits hatte man den Fehler begangen, ſich nicht zeitig genug zu beſtimmen, ob Münſter behauptet oder verlaſſen werden ſollte. Die Antwort auf die beim Kriegsdepartement dieſerhalb eingereichte Anfrage kam zu ſpät, ſo daß man nicht

Zeit gehabt hatte, den Ort mit Vertheidigungsmitteln gehörig zu verſorgen. An der Spitze einiger aus dem Innern von Frankreich gezogenen und andrer an den Rhein verlegten Truppen, mußte alſo der Marquis d'Armentieres verſuchen, die Unternehmung der Alliirten zu vereiteln, und die Feſtung zu verprovlantiren. Beides glückte ihm, da Imhof zu ſchwach war, ihm Widerſtand zu leiſten, und der Graf von der Lippe-Bückenburg — der einzig' Mann bei der Armee der Verbündeten, der den Belagerungsdienſt gehörig verſtand — ſich mit der Belagerung von Marburg befaſſen mußte. Zwar verſtärkte der Herzog in der Folge das Imhofiſche Corps, ließ ihm verſchiedenes grobes Geſchütz zuführen, und übertrug die eigentliche Belagerung dem Grafen von der Lippe; allein mittlerweile war der November und mit demſelben die ungünſtigſte Jahrszeit eingetreten. Bei der ſtandhaften Gegenwehr der Beſatzung und ihren häufigen Ausfällen verzögerte ſich die Eroberung von Münſter, und man würde vielleicht genöthigt geweſen ſeyn, ſie abermals aufzugeben, wäre Armentieres Verſuch, einen zweiten Transport in die Feſtung zu werfen, nicht mißlungen. Sogleich kapitulirte der Kommandant Marquis de Gaillon*) unter der Bedingung eines freien Abzuges.

---

*) Der Verfaſſer der Galerie des aristocrates militaires, legt das ganze Verdienſt dieſer hartnäckigen Vertheidigung der Geſchicklichkeit und dem Muthe des Herrn von Boiſcleran bei. Dieſer war ein alter Officier, der in einem Militär, wo Regimenter und Compagnien nur vornehmen und reichen Leuten käuflich zuſtanden, erſt nach langen Dienſtjahren endlich Obriſtlieutenant geworden war, den man, da man ihn im Felde nicht mehr für brauchbar hielt, gewiſſermaßen in den Ruheſtand geſetzt, und ihm zu Münſter die Charge eines Unterſtatthalters (Lieutenance du roi) ertheilt hatte.

Dieſe Feſtung, die der hannöveriſche General Zaſtrow kaum zehn Tage lang zu vertheidigen vermochte, hielt ſich alſo an die drei Monate, jedoch mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß Zaſtrow ſich zum Kriegsgefangenen ergeben mußte, die Alliirten aber genöthigt waren, den Franzoſen einen freien Abzug zuzugeſtehn.

Während dieſer Zeit fielen Veränderungen bei der franzöſiſchen Armee vor. Der Hof zu Verſailles entſchied den Prozeß des Marſchalls Contades, gegen den Herzog von Broglio, zu Gunſten des letztern, ertheilte ihm den Marſchallsſtab, und zugleich das Kommando der ganzen Armee. Aus Dankbarkeit wollte der Sieger bei Bergen den franzöſiſchen Angelegenheiten in Deutſchland das verlohrne Uebergewicht wieder zu verſchaffen ſuchen. Seine Abſicht ging alſo dahin, die Verbündeten von Kaſſel abzuſchneiden. Er wählte zu dieſer Unternehmung das Truppencorps, welches der Herzog von Würtemberg, laut erneuertem Subſidientraktat, zur Armee ſtoßen laſſen ſollte. Aus einem ganz ſonderbaren Eigenſinne hatte dieſer Fürſt ſich ausdrücklich ausbedungen, mit dieſen Truppen nur allein und unter ſeiner eigenen Leitung zu agiren. Broglio konnte daher dieſe Hülfsvölker nicht anders, als zu Detaſchements ge-

---

Dies erinnert mich an einen beißenden Verweis, den einſt zu Potsdam, an der Tafel Friedrichs II. der Marſchall von Sachſen einem jungen franzöſiſchen Brigadier gab, der die alten Obriſtlieutenante — die doch eigentlich die Bataillone kommandirten und für das Exerciren ſorgen mußten — hämiſch durchzog. Unwillig, das Geſchwätz des jungen Menſchen mit anhören zu müſſen, ſtopfte ihm der Marſchall den Mund, indem er ſagte: et se sont précisement ceux, qui ne font pas de vers, et qui ne disent pas des belles choses. —

brauchen, trug alſo dem Herzoge auf, nach Fulda zu marſchiren, und die Gemeinſchaft mit Kaſſel zu unterbrechen. Triumphirend zog er dahin, aber allzu ſorglos überließ er ſich Vergnügungen, die kein zu einer ſolchen Expedition aufgefoderter Feldherr ſich geſtatten ſollte. Die Strafe folgte auch auf der That. Der Erbprinz überfiel ihn an einem bloß den Luſtbarkeiten gewidmeten Tage, zerſprengte das ganze Corps, und nur mit genauer Noth entkam der Herzog der Gefangenſchaft.

Einige andere Verſuche, die Broglio auf die Magazine und die Vorpoſten des Herzogs unternahm, wurden durch die Wachſamkeit der Alliirten gleichfalls vereitelt; und Ferdinand würde ſicher getrachtet haben, die Franzoſen noch weiter zurückzudrängen, hätte er ſeine durch die nach Weſtphalen geſandten Truppen bereits geſchwächte Armee nicht noch durch ein Corps von 12,000 Mann verringern müſſen, das er, um den König von Preußen aus ſeiner damaligen ſehr bedenklichen Lage zu reißen, unter Anführung des Erbprinzen, nach Sachſen marſchiren zu laſſen gezwungen war.

Herzog Ferdinand erwarb ſich in dem nunmehro geendigten Feldzuge einen unſterblichen Ruhm. Georg II. König von England, bezeigte ihm die Empfindungen ſeiner Dankbarkeit dadurch, daß er ihm den Orden des Hoſenbandes ertheilte, und einen goldenen, reich mit Diamanten beſetzten Degen verehrte. Zugleich erreichte der Enthuſiasmus der engliſchen Nation für ihn, den höchſten Gipfel. Sie verabſcheute Sackville, der durch ſeinen Ungehorſam die zum Verderben der Contadesſchen Armee ſo weiſe entworfenen Diſpoſitionen ſo ſchändlich vereitelte, und dies ging ſo weit, daß man den einen Sackville nannte, den man als das Ideal eines ſchlechten, niederträchtigen Menſchen bezeichnen wollte.

III.

Ueberſicht der preußiſchen und öſtreichiſchen Operationen im Anfange des Feldzuges von 1759 bis zur Ankunft der Ruſſen.

So wenig der Vertheidigungskrieg nach dem Geſchmack Friedrichs II. war; ſo beſtimmt auch ſein militäriſches Syſtem lehrt, demſelben gefliſſentlich auszuweichen: ſo ſah er ſich doch gezwungen, gegen ſeine Lieblingsneigung zu handeln, da eine politiſche Ueberſicht ſeiner gegenwärtigen Lage ihm dieſen Weg einzuſchlagen anrieth. Er hatte dazu verſchiedene Veranlaſſungen. Eines Theils waren ſeine Armeen zwar wieder vollzählig; allein an Güte der Mannſchaft, an Disciplin und an gutem Willen, für das Intereſſe des Heerführers zu fechten, fingen ſie ſchon an, eben ſo unter ihrer ehemaligen Würde zu ſinken, als die Oeſtreicher und Ruſſen ſich über die ihrige zu erheben ſchienen. Zehn, in einem Zeitraume von drittehalb Jahren gelieferte blutige Schlachten, einige Belagerungen und die angeſtrengteſten Märſche drückten den alten Kriegern, die ſie überlebten, das lebhafte Andenken an ihre getödteten vielen Mitkämpfer eben ſo ſcharf ein, als ſie ſelbſt ahneten, bei fortdauerndem Kriege endlich auch ein Opfer ſeiner Wuth werden zu müſſen. Kein Wunder alſo, wenn das menſchliche Gefühl über den Enthuſiasmus der erſten glücklichen Vorfälle ſiegte, da man der Auftritte des grauſamſten Mordens noch kein Ende ſah. So

viel dieſe aber, durch dergleichen Vorſtellungen veranlaßt, von ihrer bisherigen Spannkraft allmählig verlohren; ſo viel Muth und Patriotismus äußerte dagegen die aus dem Lande gezogene junge Manſchaft. Ich bin ſelbſt Augenzeuge geweſen, wie dieſe Jünglinge, noch unbekannt mit jeder Art von Gefahr, es den alten Soldaten an Dienſteifer und Tapferkeit zuvorthaten. Auf ihre Unerſchrockenheit war noch am ſicherſten zu rechnen; allein ihre Anzahl war zu gering, indem ſie von den 30,000 Mann, die der König zur Ergänzung ſeiner Heere gebrauchte, etwa nur den dritten Theil ausmachten. Die übrigen zwei Drittheile beſtanden aus Ausreißern, aus den in Sachſen, Mecklenburg, den anhaltiſchen Fürſtenthümern und aus Schwediſch-Pommern mit Gewalt ausgehobenen Rekruten, und aus Kriegsgefangenen, die man zur Annahme des preußiſchen Dienſtes — willig machte. Dagegen hatten die Oeſtreicher 40,000 Landeskinder eingeſtellt, und die Ruſſen erſchienen mit einem Heere von 70,000 Eingebohrnen, lauter rüſtige, zum blinden Gehorſam, wie zum Ausdauern, gewöhnte Leute.

Andern Theils gingen Preußens Feinde ſchon mit mehr Eintracht zu Werke, da eine gegründetere Hoffnung eines glücklichen Ausgangs ſie aufmunterte, ihr Vorhaben gemeinſchaftlich zu vollenden. Die Ruſſen waren ihm um ein gutes Theil näher als zu Anfange des vergangenen Feldzuges; und obgleich er ihre Magazine zu Poſen und an der Warthe hatte zerſtören laſſen, ſo war dies ein bloßes Palliativ, wodurch ihr Einmarſch in die Staaten des Königs nur um ein paar Monathe verzögert wurde. Die Oeſtreicher zogen ihre ganze Macht, ſowohl in Mähren als auch in Böhmen, an der ſchleſiſchen Gränze zuſammen, legten unweit derſelben Vorrathshäuſer an, und alle ihre Bewegungen ſchienen den

Vorſatz anzukündigen, daß ſie diesmal mit völligem Nachdruck und mit Uebereinſtimmung zu Werke gehen würden. Es war alſo nothwendig, ſich von der Vertheidigungslinie nicht zu entfernen, um nach Beſchaffenheit der Umſtände allen Vorfällen von hier aus begegnen zu können. Denn eine Diverſion wie die, welche im abgewichenen Jahre in Mähren ausgeführt wurde, ließ ſich diesmal nicht mehr anbringen, weil alle Umſtände dazu minder günſtig waren. Da indeß das politiſche Syſtem des Hauſes Oeſtreich erwarten ließ, daß es ſeine Armeen nicht eher in Bewegung ſetzen würde, als bis die Ruſſen wirklich in Schleſien einzubrechen bei der Hand wären, ſo zog der König inzwiſchen ſeine Truppen aus den Winterquartieren näher zuſammen, um dem erſten ernſtlichen Schlage von dieſer oder jener Seite zweckmäßig zu begegnen.

Dieſen Gründen gaben hiernächſt noch politiſche Ausſichten ein größeres Gewicht, und veranlaßten ihn, um ſo mehr für jezt vertheidigungsweiſe zu handeln. Erſtlich hoffte er noch, die Türken würden ſich verleiten laſſen, die Waffen zu ſeinem Vortheile zu ergreifen, um Rußland oder Oeſtreich zu bekriegen; zweitens glaubte er, daß der Tod des Königs von Spanien, dem man faſt täglich entgegen ſah, unfehlbar einen Krieg in Italien veranlaſſen würde. Traf der Ausfall der Türken die Ruſſen, ſo war vorauszuſehn, daß ſie bald die Ufer der Weichſel verlaſſen würden, um ihr Vaterland zu decken; wurde hingegen Oeſtreich von ihnen angegriffen, ſo mußte ein beträchtlicher Theil der Dauniſchen Armee nach Ungarn wandern, und ſtarb der König von Spanien, ſo ſchien es höchſt wahrſcheinlich, daß Frankreich mit Oeſtreich zerfallen würde. Wenn auch nur einer dieſer Fälle eintrat, ſo bekamen ſeine Angelegenheiten ſchon ein

viel günſtigeres Anſehn, und die Klugheit rieth ihm daher, ſich vor der Hand leidend zu verhalten, um bei einem oder dem andern dieſer zu hoffenden Ereigniſſe in zweckmäßiger Verfaſſung zu bleiben, und dann wieder angriffsweiſe zu Werke zu gehen. Allein die Türken erſchienen weder an der Gränze von Rußland, noch von Ungarn, und der König von Spanien lebte länger als man es vorausſetzen konnte. Friedrich II. blieb alſo ſeinem Schickſale überlaſſen, und der Feldzug, von dem wir zu reden gedenken, ward für ihn der unglücklichſte von allen; obgleich man ſich nicht verhehlen kann, daß manche, durch Leidenſchaften erzeugte Uebereilungen ſein Unglück ſelbſt vergrößerten. —

In der Mitte des Märzes ließ er 45,000 Mann nach dem Gebirge rücken, und zwiſchen Schweidnitz und Löwenberg die Kantonirungsquartiere beziehen. Gegen ihn verſammelte ſich das große öſtreichiſche Heer von 83,000 Mann. Feldmarſchall Daun, der nach einer nach Marienzell gehaltenen ſehr andächtigen Wallfahrt, in Böhmen angelangt war, verlegte 37,000 Mann in die Gegend von Gitſchin, wo er ſein Hautquartier nahm; 46,000 Mann aber wurden in verſchiedenen Abtheilungen unter den Generalen Laudon, Beck und Harſch längs der Gränze poſtirt, um alle aus Schleſien nach Böhmen führenden Wege zu beobachten. In Oberſchleſien zog General Fouquet ein Corps von 13,000 Mann zwiſchen Ratibor und Leobſchütz zuſammen, um den General de Ville, der 20,000 Mann auf der mähriſchen Gränze befehligte, die Spitze zu bieten. Sachſen deckte der Prinz Heinrich mit einer aus 33,000 Mann beſtehenden Armee, und der öſtreichiſche General Gemmingen ſicherte die böhmiſche Gränze bis Eger. Zwar hatte er dazu nur 14,000 Mann, allein er unterhielt eine genaue Gemeinſchaft

mit der Reichsarmee, die ſich bis in Franken ausdehnte. Graf Dohna ſtand noch in Mecklenburg und Schwediſch-Pommern mit 20,000 Mann, und 70,000 Ruſſen warteten nur auf die Anfüllung ihrer Magazine, um den verabredeten Operationsplan auszuführen. So waren die Stellungen ſämmtlicher Heere bei Eröffnung des Feldzuges. Europa erwartete mit Ungeduld die erſten Bewegungen derſelben, und war auf die Entwickelung der Begebenheiten um ſo neugieriger, da aus der hier angeführten Stärke einer jeden Armee erhellet, daß, wenn man die Reichscontingente nur zu 20,000 Mann annimmt, der König von Preußen ſeinen 212,000 Mann ſtarken Feinden nur 111,000 Mann entgegen ſtellen könnte. —

Kaum hatten die Oeſtreicher und Preußen die ihnen angewieſenen Stellungen eingenommen, als erſtere ſchon den Anfang machten, die Vorpoſten der letzteren zu beunruhigen. Es ſey nun, um ſich das Anſehn zu geben, als wollten ſie einen Einfall in Schleſien verſuchen, oder daß ſie, von dem einmal gefaßten Vorurtheile, der König fange ſeine Feldzüge immer mit dem Angriffe an, eingenommen, ſeine Bewegung auszuſpähen trachteten, ſo hatten doch alle dieſe kleine Vorfälle keinen Einfluß auf das Ganze. Es waren Unternehmungen der Partheigänger, die durch ihre Wachſamkeit ſich das Zutrauen ihres Heerführers erwerben wollten, und das Leben einiger hundert Panduren, die ſie, nach der Mundart des General Beck zu reden, auflaufen ließen, nicht achteten. Größtentheils wurden ſie aber mit blutigen Köpfen abgewieſen, und nur dem eben erwähnten Beck gelang es, ein in Greifenberg ſtehendes Grenadierbataillon aufzuheben, weil daſſelbe von ſeiner Unterſtützung zu weit entfernt war. — Zweckmäßiger ſchienen dagegen die erſten Schritte des Gene-

rals de Ville in Oberſchleſien eingerichtet zu ſeyn. Seine Abſicht war, Neuſtadt zu überrumpeln, den General Fouquet von Neiße abzuſchneiden, und ihn zu zwingen, dieſe Gegend zu verlaſſen. Zu dem Ende hatte er den größten Theil ſeiner Armee in aller Stille bei Zuckmantel verſammelt, und ſtand im Begriff ſein Vorhaben auszuführen, als der preußiſche Feldherr, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſich ihm auf einmal entzog, und eine andere Stellung unweit Neuſtadt nahm. Hier ward er mit 1000 Mann verſtärkt, und de Ville gab ſeine beabſichtigte Unternehmung auf.

Mit dergleichen Neckereien beſchäftigten ſich die Oeſtreicher, während es die Witterung noch nicht erlaubte, ſich zu großen Thaten anzuſchicken. Daun war auch zu vorſichtig; um ſich in ein ungewiſſes Spiel einzulaſſen, ehe ſich die Ruſſen nicht der Oder genähert hatten, und beide einander die Hand bieten konnten. Friedrich II. der den Charakter ſeines Gegners eben ſo wie die Maximen des Wiener Hofes genau kannte; den weder die Ankunft der Türken noch der Tod des Königs von Spanien begünſtigen wollte, glaubte dieſe Zwiſchenzeit anwenden zu müſſen, um die Operationen ſeiner ihm ſo mächtigen Feinde nach Möglichkeit zu vereiteln. Die Zerſtörung ihrer Magazine ſchien ihm dazu das ſicherſte Mittel zu ſeyn, und es bleibt es auch unſtreitig, beſonders wenn es bei Eröffnung des Feldzuges geſchehen kann. Wer in dem Fache der Verpflegungsanſtalten einer Armee gearbeitet hat, weiß, wie viel Zeit und Aufmerkſamkeit erfordert wird, und was für ungeheure Koſten zu verwenden ſind, um während eines Winters aus dem Reichthume der vorigen Ernten die Magazine zu füllen. Im Frühjahre aber ſind dieſe Quellen verſiegt; und da es als-

dann ungleich mehr Mühe verurſacht, ſo viel tauſend Wiſpel Getraide aufzukaufen, in Mehl zu verwandeln und an den Ort der Beſtimmung zu bringen; ſo iſt es unleugbar, daß der nothwendige Erſatz der verlohrnen Vorräthe die Operationen eines Heeres wenigſtens auf einige Monate verzögert, wenngleich der Kopf des Intendanten ſo voll Reſſourcen, als die Kriegskaſſe voll Geld iſt. Zeit gewonnen iſt bei dem Schwächern alles gewonnen, und dies war auch alles was Friedrich II. in ſeiner bedenklichen Lage zu bewirken übrig blieb.

Die Magazine, welche die Ruſſen in Poſen und längs der Warthe anlegten, waren die erſten, deren Zerſtörung er beſchloß. Bisher war das pohlniſche Gebiet, als einer, dem Scheine nach, neutralen Macht gehörig, von preußiſcher Seite gänzlich verſchont geblieben, und der König ſehr zufrieden, daß die den Ruſſen ſo geneigten Pohlen ſich nicht öffentlich gegen ihn erklärten, hatte jede Verletzung des Territoriums ſorgfältig verhütet, wenn gleich er es nicht mit gleichgültigen Augen anſah, daß ſie ſeinen Feinden Durchzüge, Winterquartiere und die Anlegung ihrer Magazine, in ihrem eigenen Lande geſtatteten, ja daß ſogar der Fürſt Sulkowsky ihnen allen möglichen Vorſchub leiſtete. Von der einen Seite wünſchte Friedrich II. jezt, theils um den Anmarſch der Ruſſen aufzuhalten, theils um ſich an Sulkowsky zu rächen, einige Abtheilungen ſeiner Armee nach Pohlen ziehen zu laſſen; da aber auf der andern zu beſorgen war, daß der unerwartete Einmarſch dreier preußiſchen Corps der Republik auffallend ſeyn dürfe, und man befürchten mußte, daß ein ſolcher Schritt, den man mit den grellſten Farben auszuzeichnen gewiß nicht unterlaſſen haben würde, die Pohlen zu einer Konföderation reizen, und dieſe den

ſchleſiſchen Gränzen gefährlich werden könnte; ſo mußte, um allen falſchen Eindrücken und allem Argwohne klüglich vorzubeugen, der General Wobersnow, dem die Zerſtörung der ruſſiſchen Magazine an der Warthe aufgetragen war, ein in lateiniſcher Sprache abgefaßtes Manifeſt*) austheilen laſſen. In demſelben gab der König die Gründe an, die ihn veranlaßten, einen Theil ſeiner Truppen auf eine kurze Zeit in Pohlen einrücken zu laſſen, gab aber dabei die bündigſten Verſicherungen ſeiner vollkommenſten Freund-

---

*) Da ich Gelegenheit gehabt habe, dieſes Manifeſt in der Urſprache zu erhalten; ſo hoffe ich, dem künftigen pragmatiſchen Geſchichtſchreiber des achtzehnten Jahrhunderts einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich dieſes Dokument hier wörtlich überliefere. Es lautete, wie folget:

Fridericus, Dei gratia Rex Borussiae etc. Serenissimae Polonorum reipublicae, perillustribus ejus Magnatibus atque omnibus et singulis, hujus regni incolis, amicissimam clementissimamque salutem dicimus.

Quum praesens rerum status a Nobis exigat, ut unam alteramve exercitus nostrae partem, regnum Poloniae ingredi jubeamus, quilibet omni praejudicio vacuus deprehendet, Nos hac in re plenissime eodem jure uti atque agere, quo Russi usi sunt, dum se erga Nos hostes gesserunt. Attamen maximum hoc intercedit discrimen, ut Nos serenissimae reipublicae innoxium nec unquam ob futurum transitum tantum desideremus; dum contra Russi polonica praesidia atque traditionem mobilissimarum, quae serenissimae reipublicae tutela gaudent, urbium omni modo urgent.

Quemadmodum igitur in aditu, transitu et reditu Nostrarum copiarum tale quid nequaquam cupimus, neque quemquam serenissimae reipublicae subditorum hostium

ſchaft gegen die Republik, und daß er nur nothgedrungen einen dergleichen Schritt thue. Dadurch wurden die in Schrecken geſetzten Gemüther beruhiget; und obgleich die Faction des Grafen Brühl ſich viel Mühe gab, den Marſch der Preußen als einen offenbaren Bruch auszuſchreien, ſo überſtimmten dieſelbe doch die Feinde des Fürſten Sulkowsky, der bei dieſer Gelegenheit nebſt ſeiner Leibwache aufgehoben und nach Glogau gebracht wurde. Das dem Fürſten wiederfahrene Schickſal war ihnen eben ſo angenehm,

---

more modoque haberi ſumus, permiſſuri, ab iis diſceſſeris, qui vel manifeſtos Ruſſorum fautores vel licet privati ſe Noſtros oſores geſſerunt, immo publice Noſtrorum hoſtium partes tuendas ſuſceperunt, qui juſtiſſimam noſtram indignationem quodammodo jure meritoque ſunt ſenſuri.

Ita per patentes haſce literas ſolemniſſime declaramus, quod neque erga ipſum ſereniſſimum Poloniae regem, neque erga illuſtriſſimam rempublicam hoſtile, quidpiam ſumus acturi, ſed potius ipſam rempublicam, ejuſdemque clientes atque ſubditos, quod ad omnes praerogativas, immunitates et privilegia ſpectat, omnibus noſtris viribus defenſuri et protecturi, ut porro ipſis certiſſime conſtet de Noſtro erga Polonos animo ab omni noxa alieniſſimo, atque arctiſſimum, quod inter nos mutuo eſt, vinculum hac et quacunque occaſione conſervandi ſtudioſiſſimo. Siquidem iteru iterumque ſanctiſſime pollicemur, nihil Nos hoſtile tendere vel moliri: ſed tantum Nos velle hoſtes noſtros repellere atque hoſtilia et pernicioſa ipſorum molimina impedire.

In fidem hujus rei, regia Noſtra manu has literas ſubſcripſimus, et ſigillo noſtro regio confirmari juſſimus. D. D. Vratislaviae d. 2. Martii MDCCLIX.

Fridericus.

als dem pohlniſchen Bauer die ſchönen blanken Tympfe*) waren, die er für ſeine Produkte von den Preußen erhielt.

Wobersnow fand in Poſen und in verſchiedenen Depots an der Warthe ſo viel Mehl, daß 50,000 Mann davon 89 Tage verpflegt werden konnten. Dies wurde gänzlich zu Grunde gerichtet, und hierauf trat er ſeinen Rückzug nach Glogau an, ohne vom Feinde mehr als einige Koſacken geſehen zu haben, die ihm das Geleite bis zur ſchleſiſchen Gränze gaben. In Krakau fand man nichts, in Friedland hingegen einen kleinen Vorrath, deſſen Werth man auf 15,000 Rubel ſchätzte; und ſo glückte eine Unternehmung, die, außer dem Verluſt beträchtlicher Magazine, den Marſch der Ruſſen auf einige Monate verzögerte. Während dieſes Zuges verhielten ſich die Pohlen nicht nur ganz ruhig, ſondern die Republik gab auch in der Folge einen redenden Beweis, wie ſehr ſie mit dem Betragen des Königs zufrieden, und geneigt wäre, die willkührliche Verletzung ſeines Territoriums zu beſtrafen. Denn als der junge Fürſt Lubomirsky ſich einfallen ließ, mit einem Anhange von einigen achtzig Mann, ſowohl in Pohlen als Schleſien zu plündern, und das geraubte Vieh an die Ruſſen zu verkaufen, ſo beorderte der Kronfeldherr ein Kommando von der Kronarmee, welches dieſen ſaubern Fürſten nebſt ſeinem Gefolge, unweit

---

*) Tympf iſt eine in Preußen ſehr gangbare Münze, wovon fünf Stück auf einen Thaler gehen. Dieſe waren erſt kürzlich zu Breslau ausgeprägt worden, und das nach Pohlen beſtimmte Corps empfing ſie als Löhnung, um alle Bedürfniſſe mit baarem Gelde zu bezahlen. Das wenige Silber, womit ſie dem Anſcheine nach prangten, gab ihnen ein äußeres empfehlendes Anſehn; der innere Werth aber richtete ſich nach dem damals angenommenen ſehr geringen Münzfuße. —

dem Kloſter Czenſtochau, aufhob. Er für ſeine Perſon mußte ins Gefängniß wandern, ſeine Spießgeſellen aber wurden ſämmtlich aufgehängt.

Die Vortheile, welche die Vernichtung der ruſſiſchen Magazine in Pohlen dem Könige gewährten, waren ſichtbar, obgleich dieſe Unternehmung wohl noch etwas zu früh ausgeführt wurde. — Indeß erzeugte ſie in ihm den Gedanken, ähnliche Verſuche auf die öſtreichiſchen zu machen, die theils zur Verpflegung der de Villeſchen Armee in Mähren, theils zur Begünſtigung der Operationen gegen Sachſen, zwiſchen der Elbe und Eger, waren angelegt worden. Dem General Fouquet trug er den Verſuch gegen die mähriſchen, dem Prinzen Heinrich aber den gegen die böhmiſchen auf.

Erſterer hatte dagegen viele Bedenklichkeiten. Er verſicherte den König: „weder zu Jägerndorf noch zu Troppau wären die angeblichen Magazine vorhanden; die zu „Hof und Sternberg angelegten würde der Feind ſchon durch „eine vortheilhafte Poſition hinter der Morava zu decken „wiſſen, und ihn daraus zu vertreiben, ſey er zu ſchwach; „dieſe ganze Unternehmung könne alſo zu nichts dienen, und „ſchlage er dagegen vor: eine andere gegen Trautenau zu „unternehmen, um die Bewegungen der großen öſtreichiſchen Armee auszuſpähen.“ Friedrich II. fühlte zwar das Gewicht aller bei dem Zuge nach Mähren obwaltenden Schwierigkeiten; allein zu ſtolz, ſeine einmal gegebenen Befehle meiſtern zu laſſen, behauptete er, die Zerſtörung der dortigen Magazine ſey nothwendig, um — wie er ſich in einem Briefe an ſeinen Feldherrn ausdrückt — ſich nicht die Gurgel zuſchnüren zu laſſen. Indeſſen verſtärkte er ihn mit 8000 Mann und einigem groben Geſchütze, und befahl ihm, den Marſch anzutreten. Dieſer gehorchte

zwar;

zwar; allein ſo wie er es zuvor geſagt hatte, ſo fand er in Troppau und Jägerndorf auch keine Spur eines Magazins; auch konnte er nicht weiter als bis an die Ufer der Morava vordringen. Hier ſtand de Ville mit ſeiner ganzen Macht auf ſchroffen Anhöhen, mit einer zahlreichen Artillerie beſetzt. Dieſe Stellung war zu gut gewählt und zu ſicher, als daß Fouquet es wagen wollte, ihm darin anzugreifen. Es ſchien ihm die größte Verwegenheit, im Angeſichte des Feindes über einen Fluß zu ſetzen, um aufs ungewiſſe hin das Leben einer Menge Soldaten aufzuopfern; er zog ſich daher unverrichteter Sache nach Troppau zurück, von wo aus er ein Lager bei Leobſchütz bezog. Der König war zwar über die mißlungene Expedition betreten; indeß, mit der Erfüllung ſeines Willens zufrieden, war er großmüthig genug, ſelbſt ſeinen dieſerhalb bekümmerten General zu tröſten, indem er an ihn ſchrieb: „Alles, mein Freund, kann nicht „nach unſerm Wunſche gelingen; indeß muß man doch das „Glück aufſuchen. Zuweilen erhaſcht man es, ehe man ſichs „verſieht, zuweilen aber läßt die unbeſtändige Göttinn uns „im Stiche, nachdem ſie uns auf eine treuloſe Art aufgezogen „hat*).“ Die Lebensgeſchichte Friedrichs II. liefert uns mehrere Beiſpiele, wie großmüthig er gegen ſeine Freunde denken konnte. Da man dergleichen edele Züge nur ſelten bei Monarchen antrifft: ſo muß man ſie in der Beſtimmung aufſuchen, die ſie ihrem Privatleben gaben, und dann bekommt man den Aufſchluß, daß auch der Beſitzer eines Thrones, ſelbſt bei den widrigſten Ereigniſſen, im Stande ſeyn kann, die Lehrſätze der Philoſophie, die er ſtudirte, in

*) Correspondance entre S. M. le Roi de Prusse, et Mr. de la Motte Fouquet, Général d'Infanterie, en 1579. Lettre XII.

Anwendung zu bringen, ja ſogar mit dem Salze der ange- nehmſten Laune zu würzen. Wie wenig Monarchen hat aber die Geſchichte aufzuweiſen, die dergleichen Stärke des Geiſtes eigenthümlich beſaßen!

Zweckmäßiger und glücklicher waren dagegen die Unter- nehmungen des Prinzen Heinrich in Böhmen. Freilich waren ihm hier die Umſtände günſtiger, als Fouquet in Oberſchleſien, auch die Sache ſelbſt war mehr der Mühe werth; freilich hatte er nur 14,000 Mann gegen ſich, womit Gemmingen die Gränzlinie von Peterswalde bis Eger eben ſo wenig ſichern, als die an der Elbe und Eger ange- legten großen Magazine zu decken vermochte. Der Fehler, den Feldmarſchall Daun hier, wahrſcheinlich in der Vor- ausſetzung, beging, er habe von der Seite von Sachſen nichts zu beſorgen, ſondern müſſe ſeine ganze Macht an der ſchleſiſchen Gränze concentriren, um dem unternehmenden Könige von Preußen gewachſen zu ſeyn, war eben ſo groß, als der Nutzen, den der Prinz daraus zu ziehen verſtand. Allein, alle dieſe Vortheile abgerechnet, kann man doch ſei- nen mit Einſicht gewählten Dispoſitionen und der Ueberein- ſtimmung in Ausführung derſelben, die gebührenden Lob- ſprüche nicht verſagen. Es kam hier hauptſächlich auf Ver- ſchwiegenheit, Thätigkeit und Schnelligkeit an, und alles dieſes leiſtete Prinz Heinrich vollkommen.

Unvermerkt zieht er 16,000 Mann in zwei verſchiedenen Abtheilungen zuſammen, läßt diejenige, die er ſelbſt anzu- führen gedenkt, ſich unweit Gießhübel verſammeln, und ordnet eine andre im Erzgebirge unter dem Befehl des Ge- nerals Hülſen. Beide brechen den 15ten April zugleich aus Sachſen auf; der Prinz dringt über Peterswalde und Töplitz zugleich in Böhmen ein, ſeine beiden Avantgarden

vertreiben daſelbſt die feindlichen Vorpoſten, gehen über Außig und Lowoſitz nach Leutmeritz, verderben alle auf dieſem Zuge vorgefundenen und vom Feinde verlaſſenen Magazine, verbrennen die auf der Elbe angetroffenen Kähne, und richten dann ihren Marſch auf Buddin, woſelbſt eins der größten Futter-Magazine aufgehäuft war. Sie bemächtigen ſich deſſelben und arbeiten unabläſſig an deſſen Zerſtörung; allein die Ankunft des Generals Gemmingen, der ſeine zurückgewichenen Truppen geſammelt hat, läßt ihnen dazu keine Zeit. Sie ſtecken daher dieſe ungeheuern Vorräthe in Brand, und hierdurch wird durch Zufall ein großer Theil der Stadt ein Raub der Flammen.

Auf der andern Seite erſcheint Hülſen vor Pasberg. Hier findet er ſehr gut angebrachte und ſtark beſetzte Verſchanzungen. Unter Begünſtigung der Waldungen umgeht ſeine Cavallerie dieſen Poſten. Die Furcht, abgeſchnitten zu werden, räth dem öſtreichiſchen General Reinhart, den Rückzug nach Commetau anzutreten. Hier trifft ihn der preußiſche Obriſt Belling, hau't in die Infanterie ein, ſprengt ſie auseinander, und mit Hülfe der herbeieilenden übrigen Cavallerie zwingt er den General, ſich mit 52 Offizieren und 1800 Mann zu Gefangenen zu ergeben. Nach dieſem glücklich ausgeführten Streiche rückt Hülſen weiter vor, ſeine Avantgarde aber geht über Poſtelberg nach Saatz, und richtet daſelbſt das ſtärkſte unter allen Magazinen zu Grunde; dann ſtreift ſie nach Brix und Worwiezahn in eben der Abſicht.

In Zeit von fünf Tagen war dieſe wichtige Unternehmung rühmlichſt beendigt. Die Präciſion in der Anlage, die Einſtimmigkeit und der Muth, mit der ſie ausgeführt ward, erwarben dem Prinzen um ſo viel mehr Ehre, da er

hier einen abermaligen Beweis ſeiner militäriſchen Talente gab, und das Glück hatte, ſo viele Vorräthe zu vernichten, daß eine Armee von 50,000 Mann fünf Monate, und 25,000 Pferde einen ganzen Monat daraus verpflegt werden konnten *). Außer dem Verluſt ſo anſehnlicher Magazine büßte der Feind bei dieſer Gelegenheit über 2000 Mann ein, und ſein, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf die Wiedererobe= rung von Sachſen abzielender Operationsplan wurde merk= lich verrückt; auch machte die unerwartete Erſcheinung der Preußen in Böhmen, einen tiefen Eindruck auf den Feld= marſchall Daun. Theils machte er ſich Vorwürfe, für die Erhaltung der für die Reichsarmee beſtimmten Magazine zu wenig geſorgt zu haben; theils glaubte er, aus dieſem Vor= gange auf einen bevorſtehenden Einmarſch der königlichen Armee in Böhmen ſchließen zu können. Zu dieſem Gedan= ken wurde er durch die Bewegungen verleitet, die Fried= rich II. auf der ſchleſiſchen Gränze machen ließ, um während der Expedition gegen die böhmiſchen und mähriſchen Vor= rathshäuſer ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn. Da der König bisher ſtets der angreifende Theil geweſen war: ſo ſchien Dauns Schlußfolge eben ſo natürlich, als ſeine über= triebene Behutſamkeit ihn bald dahin brachte, ſich hier auf alle Fälle bereit zu halten. Indeß detaſchirte er doch den General Beck mit 12,000 Mann nach Jung=Bunzlau, um, wo möglich, ſeine bewieſene Nachläſſigkeit noch zur rechten Zeit zu verbeſſern, und den Prinzen Heinrich vom weitern

---

*) Die in den zerſtörten drei großen und neun kleinern Maga= zinen vorgefundenen Vorräthe beſtanden in 6000 Wiſpel Mehl, 146,800 Portionen Brod à 2 Pfund, 5700 Wiſpel Haber und 6800 Zentner Heu, deren ſämmtlichen Werth man, nach damaligen Prei= ſen, gegen eine halbe Million berechnen kann.

Vordringen abzuhalten. So ſehr aber auch dieſer Feldherr ſeinen Marſch beſchleunigte, ſo war doch der Schlag ſchon geſchehen und der Prinz ſchon wieder über der Gränze, ehe er ankommen konnte.

Der Zug des Prinzen Heinrich nach Böhmen ging einem wichtigern voran, den er nach Franken zu thun ſich vorgenommen hatte. Jener mußte zu dieſem die Bahn brechen, wenn er dem Entzweck entſprechen ſollte, und dieſer war um ſo wichtiger, da derſelbe, ohne Sachſen großen Gefahren auszuſetzen, wegen der Entfernung nicht unternommen werden konnte. Denn während der Prinz ſeine Armee bis nach Bamberg und Würzburg führte, mußte das Churfürſtenthum ſeinem eigenen Schickſal überlaſſen bleiben; und wären die Oeſtreicher nicht durch die Zerſtörung ihrer böhmiſchen Magazine außer Stand geſetzt worden, ſich zu irgend einer Unternehmung anzuſchicken, ſo gehörte der Marſch nach Franken und der damit verbundene Zweck zu den frommen Wünſchen. Die Lage der preußiſchen Angelegenheiten machte ihn indeß nothwendig, wollte Prinz Heinrich allen kritiſchen Vorfällen zeitig vorbeugen, die ihn und die Armee der Verbündeten zugleich treffen konnten.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Bergen ward der Herzog Ferdinand gezwungen, Heſſen allmählig zu verlaſſen, um gegen die auf ihn andringende ganze franzöſiſche Macht ſich vertheidigungsweiſe zu verhalten. Die vor dem Treffen ſo künſtlich getrennte Gemeinſchaft zwiſchen dem Heere des Herzogs von Broglio und der durch ein öſtreichiſches Hülfskorps verſtärkten Reichsarmee war nach demſelben wieder völlig eröffnet. Die Franzoſen lagen dem Herzoge von Zweibrücken an, mit ihnen zugleich vorzurücken, und die Bewegungen beider Theile ſchienen ein großes Vor-

haben anzukündigen. Noch war nicht entſchieden, wohin eigentlich die Reichsarmee ſich wenden würde; allein ſo viel man damals von dem entworfenen Operationsplane der Feinde entziffern zu können glaubte, ſo ſchien ſolche beſtimmt, in Vereinigung mit dem Gemmingiſchen Corps, den Prinzen Heinrich zu beobachten, und falls er, wie man vorausſetzte, etwas gegen die Ruſſen detaſchiren ſollte, die Eroberung von Sachſen zu verſuchen.

Den Ruſſen hatte man für diesmal die Eröffnung des Feldzuges aufgebürdet; und da der Wiener Hof nicht geneigt war, allein der angreifende Theil zu ſeyn, ſo mußte er wenigſtens Demonſtrationen machen, um die Schritte ſeiner Bundesgenoſſen zu erleichtern, ohne jedoch ſich ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Das Corps des Grafen Dohna, welches der König von Preußen den Ruſſen entgegenzuſtellen beabſichtigte, war zu ſchwach, um es mit ihnen aufzunehmen: es war alſo einem Theile der Armee ſeines Bruders vorbehalten, zu demſelben zu ſtoßen, ſobald General Fermor ſich den ſchleſiſchen oder märkiſchen Gränzen nähern würde. Prinz Heinrich ſah daher die Nothwendigkeit ein, einen wirkſamen Streich auszuführen, um die Operationen ſeiner Gegner ſo viel möglich zu verzögern, damit bei eintretendem Falle — da Sachſen von einer Kriegsmacht faſt ganz entblößt werden mußte — für deſſen Schickſal weniger zu fürchten ſeyn möchte. Dies konnte nicht ſicherer bewerkſtelligt werden, als wenn er ſich ſeiner ganzen Macht bediente, um die Oeſtreicher und Reichsvölker in Franken aufzuſuchen, zu ſchlagen, ihre Magazine zu vernichten, und ſie in die Unmöglichkeit zu verſetzen, in einigen Monaten etwas von Wichtigkeit zu unternehmen.

Durch die Zerſtörung der öſtreichiſchen Vorrathshäuſer

in Böhmen, von dieſer Seite wenigſtens, bis auf einige Streifereien, ſicher geſtellt, zog er ſeine Armee unweit Zwickau zuſammen. Die Abſicht war, dem Herzoge von Zweibrücken, der das ihm untergeordnete Heer an den Gränzen des Voigtlandes verſammelte, entgegen zu gehen, und, wo möglich, aus Franken zu vertreiben. Dieſe Unternehmung ward mit dem Herzoge Ferdinand verabredet. Dieſem war gleichfalls daran gelegen, die Schaar der Reichscontingente zurückgedrängt zu ſehn, da ſie die Operationen der Franzoſen begünſtigen zu wollen ſchienen, und er war alſo, zur Unterſtützung des gemeinſchaftlichen Entzwecks, gleich bereitwillig, den Erbprinzen mit 12,000 Mann aus Heſſen abzuſenden, um ſich dem Stifte Würzburg zu nähern, und den feindlichen Rücken zu bedrohen.

Noch kantonnirte der größte Theil der Reichsarmee unweit Kulmbach; dagegen hatten die Generale Haddik, Maquire und Ried ſchon Läger bei Mönchsberg, Aſch und vor dem Frankenwalde bezogen. Das erſtere war mit Sorgfalt befeſtigt worden, und es hatte das Anſehn, als ſey es beſtimmt, der ganzen Armee zum Verſammlungspunkte zu dienen, um von hier aus ins Erzgebirge vorzudringen. Auf dieſes richtete der Prinz ſein Hauptaugenmerk, und ſo vortreffliche Diſpoſitionen er zu ſeinem Zuge nach Böhmen gemacht hatte, eben ſo weiſe und talentvoll richtete er ſeinen Marſch nach Franken ein. Auch glückte ihm alles. Bei Annäherung der drei Kolonnen, in welchen ſeine Armee nach verſchiedenen Richtungen zog, und bei der Erſcheinung des Erbprinzen bei Königshofen verließen die Feinde ihre Stellungen. Haddik und Ried flohen nach Kulmbach, und Maquire erblickte nicht ſobald den Vortrab des Generals Fink, als er ſeinen Poſten bei Aſch und

das Schloß Sorge verließ, und, unter Begünſtigung des Spittelwaldes, ſich auf Eger zurückzog. Prinz Heinrich verfolgte die Haddickiſche Abtheilung, ſtieß auf ihren Nachzug, machte den General Riedeſel nebſt 800 Mann zu Gefangenen, und ſandte den General Platen über Baireuth hinaus, um dem, von Fink verfolgten Macquire, den Ausweg nach dem Fichtelberge zu verſperren. Wäre dieſer ſo meiſterhaft entworfene Plan in Erfüllung gegangen: ſo war der öſtreichiſche Feldherr unwiederbringlich verlohren. Nur der Zufall, daß er noch zu rechter Zeit den Befehl erhielt, ſeinen Marſch, ſtatt nach Baireuth, auf Nürnberg zu richten, rettete ihn von einem gewiſſen Untergange.

General Knoblauch war indeß dem General Ried durch den Frankenwald gefolgt, und da ſich dieſer immer weiter nach Kulmbach zurückzog, ſo wagte er ſich ſogar durch die gefährlichen Wege bei Steinwieſe, um die Höhen von Kronach zu gewinnen — eine Kühnheit, die ihm ſehr theuer zu ſtehn gekommen ſeyn würde, hätte das Glück ſich nicht für ihn erklärt. Denn, abgerechnet, daß von den Felſenwänden und waldichten hohen Bergen, die den zwiſchen Steinwieſe und Geiern belegenen Paß beſchränken, ſein ganzes Corps, faſt ohne Widerſtand, aufgerieben werden konnte: ſo war er auch vor der Armee ſchon zu weit vorgerückt, als daß ein thätiger, der Gegend kundiger Gegner ihn nicht ganz von derſelben hätte abſchneiden, und in die Gefahr ſetzen können, hier ganz vernichtet zu werden. Bloß die Eilfertigkeit des Generals Ried begünſtigte eine an die höchſte Verwegenheit gränzende Unternehmuug, ſo wie ſie vielleicht auch das ihrige mit beitrug, den General Haddick zum ferneren Rückzuge nach Bamberg zu bewegen. Allein auch hier weilten die Reichsvölker nicht. Bei Annäherung

der Preußen hoben ſie ihr dortiges Lager auf, ſteckten das zu Bamberg angelegte große Magazin in Brand, traten den Marſch nach Nürnberg an, und nahmen daſelbſt eine ſehr vortheilhafte Poſition an der Rednitz.

Prinz Heinrich folgte ihnen mit der Armee über Baireuth, und verpflegte dieſe aus denen aus dem Brande zu Bamberg geretteten Vorräthen; da aber der Feind bei ſeinem Rückzuge noch verſchiedene kleinere Depots hatte verlaſſen müſſen, ſo trug er dem General Knoblauch auf, ſolche aufzuſuchen, zu zerſtören, und den Verbündeten bis Würzburg entgegen zu ziehn. Andere Detaſchements mußten bis Forchheim ſtreifen, um der Reichsarmee Beſorgniſſe zu erwecken. Wirklich machte er auch dieſe Anſtalten zum fernerен Rückzuge Sie ließ bereits ihr Gepäck nach der Donau abgehn, und es bleibt wahrſcheinlich, daß der Herzog von Zweibrücken ſelbſt in ſeinem feſten Lager bei Nürnberg ſich nicht ſicher geglaubt haben würde, ſobald der Prinz deſſen vorgeſchobene Corps hätte angreifen laſſen; allein dieſer konnte ſich von dem Lande, welches er decken ſollte, nicht weiter entfernen. Von den zwei Hauptabſichten, die ihn zum Zuge nach Franken bewogen, hatte er wenigſtens die erreicht, die feindlichen Magazine zerſtört, den Feind bis in die Oberpfalz zurückgedrängt, und auf einige Zeit unthätig gemacht zu haben. Die zweite, die Reichsarmee zu ſchlagen, war ihm nicht gelungen, weil er, aller künſtlichen Manöver ungeachtet, ſie nicht dahin bringen konnte, Stand zu halten. Zufrieden alſo, wenigſtens das eine bewirkt zu haben, und von den Streifereien benachrichtigt, welche ſich die Oeſtreicher im Erzgebirge erlaubten, führte er ſeine Armee nach Sachſen zurück, nachdem er aus dem Biſthume Bamberg anſehnliche Contributionen gezogen hatte, die theils

baar bezahlt, theils durch Wechſel ſaldirt wurden; obgleich der Kaiſer ſich das Anſehn gab, die Gültigkeit derſelben durch einen Machtſpruch annulliren zu wollen.

Der öſtreichiſche General Brentano hatte inzwiſchen Zwickau beſetzt, und ſtreifte ſchon bis Chemnitz, Altenburg und Penig; allein die Generale Schenkendorf und Fink zwangen ihn bald zum Rückzuge. So ward das Erzgebirge ſchneller vom Feinde geſäubert als er Zeit angewendet hatte, es zu beſetzen, und ſo führte Prinz Heinrich, in Zeit von drei Wochen, einen Zug aus, der abermals ſeine militäriſchen Talente beweiſet, und der den Angelegenheiten Friedrichs II. mehr werth ſeyn mußte als eine gewonnene Schlacht. Denn nach einer ſolchen kann ein zwar geſchlagener, jedoch unternehmender Feldherr dennoch gleich ſo viel Kräfte ſammeln, um den erlittenen Schimpf zu rächen; allein nach dem gänzlichen Verluſt hinlänglicher Verpflegungsmittel iſt keine Operation von Wichtigkeit denkbar. Ohne den rühmlichen Ausgang dieſer künſtlichen Expeditionen würde der König das nicht haben leiſten können, was er — wenn gleich mit minderm Glücke — gegen die Ruſſen unternahm. Auch ſäumte der Prinz nicht, den General Hülſen mit 9000 Mann durch die Nieder-Lauſitz zur Armee des Grafen Dohna ſtoßen zu laſſen, während er den General Fink mit 4000 Mann nach Dresden ſandte, um die Bewegungen des Dauniſchen Heeres zu beobachten.

Während dies alles in Franken vorging, war der König bemüht geweſen, die Aufmerkſamkeit des Feldmarſchalls Daun auf ſich zu ziehn, um die Unternehmungen des Prinzen, ſeines Bruders, zu begünſtigen. Verſchiedene Bewegungen, die er auf der Gränze von Böhmen machen ließ, entſprachen ſeinen Wünſchen. Der ſtets für ſich be-

ſorgte öſtreichiſche Feldherr that keinen Schritt, um durch eine muthige, zweckmäßig eingerichtete Diverſion in Sachſen einen Verſuch zu machen, das nur mit einer ſehr ſchwachen Beſatzung verſehene, von aller Unterſtützung völlig entblößte Dresden zu erobern. Zu keiner günſtigeren Zeit konnte er hoffen, dieſen, für die preußiſchen Operationen ſo wichtigen Waffenplatz durch einen Handſtreich wegzunehmen. Denn, wenn gleich ſein Magazin zu Leutmeritz vernichtet war: ſo waren doch Einrichtungen zu treffen, ein Corps von 10 bis 12,000 Mann, mit dem Höchſtnöthigen zu verſehn, durch einen rückwärts unternommenen Marſch unvermerkt vor Dresden zu bringen, und dies durch einen unternehmenden General in der Geſchwindigkeit erobern zu laſſen. Die dort zu erbeutenden anſehnlichen Kriegsbedürfniſſe, nebſt vielen Millionen an baarem Gelde, würden den Verluſt von einigen tauſend Mann gewiß aufgewogen haben; und geſetzt auch, der Anſchlag fand zu viel Widerſtand, ſo konnte doch Prinz Heinrich dadurch leicht gezwungen werden, ſeine fernere Expedition nach Franken aufzugeben. Statt einen ſo glänzenden Streich zu verſuchen, begnügte er ſich, den General Wehla mit einigen tauſend Mann in die Ober-Lauſitz vorrücken zu laſſen. Dieſe Erſcheinung, die eher die Mark, als Sachſen, zu bedrohen ſchien, entſchied nichts; vielmehr war ſie wohl nur eine bloße Demonſtration, um den Ruſſen ein Compliment zu machen, und ſie dadurch zu bewegen, ihre Operationen zu beſchleunigen. Der König ſandte dagegen einige Abtheilungen ſeiner Armee gegen den Queis, Graf Dohna ließ aus dem Mecklenburgiſchen 2000 Mann nach Berlin aufbrechen, und ſo ward Wehla zum Rückzuge nach Zittau genöthigt.

Der Zeitpunkt, in welchem der Feldmarſchall Daun

ſeine Kriegsoperationen anzufangen ſich vorgenommen hatte, war noch nicht eingetreten, weil die Ruſſen noch nicht über die Weichſel gegangen waren; und obgleich er ſich das Anſehn gab, als ſey er feſt entſchloſſen, einen Einfall in Schleſien zu unternehmen, auch in dieſer Abſicht ſtarke Corps näher an die Gränze rücken ließ: ſo waren dergleichen Bewegungen doch nur Blendwerk. Der ſcharfſichtige Friedrich ſah dies vollkommen ein; denn in einem Briefe an ſeinem General Fouquet drückt er ſich folgendergeſtalt aus: „Die „Nachricht, die ich ſo eben erhalte, doch nicht verbürge, iſt: „daß Daun von ſeinem Hofe den gemeſſenen Befehl er„halten haben ſoll, es koſte was es wolle, in Schleſien ein„zudringen, und daß er in dieſer Abſicht 15,000 Mann zum „General Laudon, bei Trautenau, hat ſtoßen laſſen. „Dies ſcheint mir unwahrſcheinlich, theils weil noch alle „ſeine Grenadiere bei ihren Regimentern ſtehn, die er, wenn „er etwas gegen meinen Poſten unternehmen wollte, gewiß „hätte vorrücken laſſen, und doch noch glauben würde, deren „nicht genug zu haben; theils weil Lacy unſre Stellung „noch nicht recognosciret hat. So lange ich den Namen „dieſes Mannes nicht auf unſrer Gränze nennen höre, werde „ich mich nicht überreden laſſen, daß es dem Feinde Ernſt „ſey, mich anzugreifen.“ Man ſieht aus dieſem Zuge, wie fleißig Friedrich II. die Charaktere ſeiner Gegner ſtudirt, deren Grundſätze ausgeforſcht hatte, und wie er durch die Verbindung der Ideen das Reſultat ihrer Unternehmungen ſich zu abſtrahiren verſtand. Ein vorzügliches Talent, das den Heerführer vor andern um ſo mehr auszeichnet, da ein dergleichen Scharfblick — wenn gleich Beiſpiele, welche leidenſchaftliche Vorurtheile oder Egoismus leiteten, zuweilen das Gegentheil beweiſen — ihn nur ſelten Mißgriffe thun

läßt. Daß der König überzeugt geweſen ſey, daß er vor der Hand von der öſtreichiſchen Hauptarmee nichts zu befürchten habe, erhellet auch daraus, daß er, als nach dem mißlungenen Verſuche auf die mähriſchen Magazine, De Ville mit Macht gegen Neuſtadt vordrang, ſeine Armee um 12,000 Mann ſchwächte, nach Neiße zog, und in Vereinigung mit dem General Fouquet, den feindlichen Feldherrn zu ſchlagen gedachte. Allein dieſer war zu vorſichtig, ſich in ein ungewiſſes Spiel einzulaſſen; er hütete ſich in der Ebene zu erſcheinen, und machte dadurch alle gegen ihn getroffenen Anſtalten unnütz.

So waren einige Monate verfloſſen, in welchen ſich beide Theile auf der Gränze von Schleſien und Böhmen beobachteten, ohne weder von der einen noch von der andern Seite etwas von Wichtigkeit zu beabſichtigen. Die glücklichen Unternehmungen des Prinzen Heinrich in Böhmen und Franken hatten die Sicherheit von Sachſen auf eine Zeitlang befeſtigt; allein die Bewegungen der Ruſſen fingen allmählig an die Ruhe der Neumark und des jenſeits der Oder belegenen Theils von Schleſien zu bedrohen. Der König urtheilte daher, daß es Zeit ſey, ihnen die Spitze zu bieten, und da ihre Armee, noch in mehreren Abtheilungen zerſtreut, auf verſchiedenen Wegen ſich langſam gegen die Weichſel fortwälzte, ſo glaubte er noch Zeit zu haben, um ein Gegenſtück zu dem rühmlichen Zuge des Prinzen, ſeines Bruders, zu liefern, wenn er die Armee des Grafen Dohna in Pohlen einrücken und ſie den Verſuch machen ließe, das nur noch ſchwach gedeckte Magazin von Poſen noch einmal zu zerſtören.

In der Mitte des Mais hatte das Dohnaiſche Heer die bei Stralſand und auf der Inſel Rügen eingeſchloſſenen

Schweden verlaſſen, um ſich der Oder zu nähern; General Kleiſt war bloß mit 5000 Mann zurückgeblieben, um Pommern zu decken, und General Wobersnow ſollte mit ungefähr 6000 Mann von der ſchleſiſchen Armee den Marſch nach Poſen antreten. So gut auch dieſe Unternehmung berechnet war, ſo ſicher auch deren glücklicher Ausgang die Ankunft der Ruſſen verzögert haben würde: ſo bewog doch die unerwartete Erſcheinung des Generals Wehla in der Ober-Lauſitz Friedrich II. den ſchon bis Glogau vorgerückten Wobersnow nach Naumburg am Queis zu ſenden, um dies ſchon bis Spremberg vorgeſchobene feindliche Corps, von Böhmen abzuſchneiden. Der Entwurf, das Magazin von Poſen, unter Begünſtigung des Grafen Dohna, zu verderben, mußte alſo aufgegeben werden; und da letzterer ſich zu ſchwach fühlte, eine Diverſion in Pohlen zu unternehmen, ehe er das Corps, welches ihm General Hülſen aus Sachſen zuführte, an ſich gezogen haben würde, ſo blieb er bei Landsberg an der Warthe ſtehn.

Dieſe Umſtände brachten den Ruſſen ſehr wichtige Vortheile, indem ſie dem General Fermor Zeit verſchafften, ſeine ganze Macht bei Poſen zuſammenzuziehn, und ihr ein feſtes Lager anzuweiſen. Hier übernahm Feldmarſchall Soltikow den Oberbefehl über dieſelbe, weil Fermor bei der Kaiſerinn um die Erlaubniß angehalten hatte, das Generalkommando niederlegen, und als bloßer Feldherr unter ſeinem Nachfolger dienen zu dürfen. Gewiß eine beiſpielloſe Selbſtverleugnung, wovon der eigentliche Grund ſo lange unerklärbar bleibt, bis noch unbekannte Triebfedern entdeckt werden, die ihn zu dieſem Schritte bewogen. In dem vorjährigen Feldzuge hatte dieſer Heerführer, ſo viel man weiß, ſich nichts vorzuwerfen; und um deſto auffallender iſt alſo ſeine Gleich-

gültigkeit gegen allen Ehrgeitz, dieſe mächtige Lockſpeiſe für einen Soldaten. —

In der Vorausſetzung, daß es dem Grafen Dohna möglich geweſen ſey, mit ſchnelleren Schritten in Pohlen einzudringen, und die noch getrennten ruſſiſchen Kolonnen einzeln aufzureiben, war der König mit dem Benehmen ſeines Heerführers ſehr unzufrieden, obgleich es noch zweifelhaft bleibt, ob er es ſo geradezu wagen durfte, mit 26,000 Mann ſich 70,000 Ruſſen, die, wenn gleich ſie noch in einzelnen Kolonnen marſchirten, ſich doch bald auf einen Punkt vereinigen konnten, mit einigem Anſchein von Glück entgegen zu ſtellen. Friedrich glaubte daher ihm einen Rathgeber zugeſellen zu müſſen, der durch Muth ſeine Unentſchloſſenheit beſeelte. Hierzu wählte er den General Wobersnow, einen Mann, den natürliches Feuer und Unerſchrockenheit auszeichneten, und der in der traurigen Epoche vor der Schlacht bei Leuthen ſich durch ſeine ſtoiſche Denkungsart dem Könige beſonders empfohlen hatte. Dieſe Verfügung hatte auch die Wirkung, daß die Dohnaiſche Armee über die Warthe ſetzte, und ihren Marſch gerade auf Poſen richtete. Durch gemeſſene Befehle gefeſſelt, hatten die preußiſchen Feldherren die Abſicht, die Ruſſen, die ſie auf dem rechten Ufer der Warthe anzutreffen glaubten, anzugreifen; da ſie dieſelben aber ſchon am linken Ufer vereinigt fanden, ſo war dies unzuläſſig. Es mußte indeß doch etwas geſchehn, um Gehorſam zu beweiſen, und man wollte daher wenigſtens einen Verſuch machen, den Train von Lebensmitteln und die Wagenburg der Bagage, die in der Vorſtadt von Poſen befindlich ſeyn ſollten, zu verbrennen. Allein auch dies Projekt mußte man aufgeben, da Wobersnow, als er ſich mit dem Vortrabe der Vorſtadt bis auf einen Kanonenſchuß genähert

hatte, weder Wagenburg noch bewegliches Magazin, wohl aber eine gute Verſchanzung und eine Kolonne Infanterie erblickte, die durch die Stadt zog, um die im Retranſchement befindliche Beſatzung zu verſtärken.

Da aller ausgetheilten Manifeſte und ergangenen Einladungen ungeachtet, die Pohlen ſich nicht geneigt finden laſſen wollten, Magazinlieferungen und Lebensmittel, ſelbſt nicht einmal gegen baare Bezahlung, anzuſchaffen; ſo konnte ſich die preußiſche Armee in einer ſo öden, zerſchnittenen und ausgezehrten Gegend nun auch nicht länger aufhalten. Graf Dohna führte ſie daher über die Warthe zurück, und ſo ſcheiterte alſo die ganze Unternehmung, die, theils nach der damaligen Lage der Sache, theils weil ſie auf falſchen Hypotheſen beruhte, nicht glücken konnte.

IV.

Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen bis zur Schlacht bei Cunersdorf, den 12ten Auguſt 1759.

Hatte das Syſtem des Vertheidigungskrieges, welches der König von Preußen, wiewohl nur gezwungen, annahm, auf der einen, ſo wie der Grundſatz des Wiener Kabinets, nichts ohne Hülfe ſeiner Bundesgenoſſen zu unternehmen, auf der andern Seite, den großen Armeen eine Ruhe von mehreren Monaten gewährt, ſo rückte nun allmählig der Zeitpunkt heran, in welchem das Glück der Waffen entſcheiden ſollte, wer in dieſem Feldzuge die Oberhand behalten würde. Schon

am Ende des Junius kündigten verſchiedene Bewegungen denſelben an, und Feldmarſchall Daun machte damit den Anfang.

Sobald er mit einiger Zuverläſſigkeit berechnen konnte, wenn die Ruſſen bei Poſen ankommen dürften, brach er auf, richtete ſeinen Marſch nach der Ober-Lauſitz, und bezog das ſtarke Lager bei Marklissa. Zur Deckung der böhmiſchen Gränze blieb General Harſch mit 12,000 Mann bei Königshof, und ungefähr eben ſo viel führte ihm de Ville aus Oberſchleſien zu. Haddik zog ſein Corps bei Außig zuſammen, und Gemmingen nahm den Weg nach Zittau, von wo Wehla ſich bis Bauzen, Görlitz und Rothenburg ausbreitete. In dieſer Stellung erwartete Daun die Zurückkunft des Obriſten Botta, den er nach Poſen geſandt hatte, um mit dem Feldmarſchall Soltikow den Vereinigungspunkt eines Hülfscorps mit der ruſſiſchen Armee zu verabreden. Dieſe verſchiedenen Bewegungen zogen verhältnißmäßige von Seiten der Preußen nach ſich. Der König bezog das äußerſt vortheilhafte Lager bei Schmotzſeifen, wogegen Fouquet den verlaſſenen Poſten bei Landshut wieder beſetzen mußte. Prinz Heinrich verließ das Erzgebirge, und zog ſich näher an Dresden, um die Bewegungen des Generals Haddik zu beobachten, und Fink mußte ſich auf der andern Seite der Stadt lagern, weil Gemmingen bei Leutmeritz über die Elbe gegangen war.

Mittlerweile hatte die ruſſiſche Armee, der mit den Obriſten Botta genommenen Abrede gemäß, ſich in Bewegung geſetzt, um die Oder und Frankfurt, als den zur Vereinigung gewählten Punkt, zu erreichen. Feldmarſchall Soltikow nahm ſich dabei ſo geſchickt, daß er den Preußen jederzeit einen Marſch nach der Neumark abzugewinnen

ſuchte. Seine Unternehmungen entſprachen ſeinem Hauptentzwecke vollkommen, da Graf Dohna keine wirkſamen Mittel verſuchte, ihn daran zu hindern. Seit dem mißlungenen Verſuche auf Poſen war dieſer wieder über die Warthe zurückgegangen, um ſeine Armee mit Brod zu verſorgen; dann zog er längs dem linken Ufer dieſes Fluſſes wieder herauf, um die Ruſſen zu beobachten. Dieſe Gelegenheit nutzte Soltikow, ſein Heer unvermerkt nach Tornova zu führen, während General Tottleben mit dem Schwarme der leichten Truppen den Vortrab der Preußen in der Gegend von Przikowa angriff, und ſo lange aufmerkſam erhielt, bis er ſein neues Lager erreicht hatte. Hierdurch gerieth der preußiſche Feldherr in Verlegenheit; das Brod ging zu Ende, die Bäckerei hatte, wegen Mangel an Mauerziegeln *), nicht aufgeſchlagen werden können, und er ſah ſich daher genöthigt, ſogleich den Marſch nach Caſimirz anzutreten, um den Ruſſen wieder zuvorzukommen. Hier ſtand er ihnen gegenüber, und da ihre rechte Flanke nicht gut angelegt zu ſeyn ſchien, ſo that General Wobersnow den Vorſchlag, mit einbrechender Nacht durch das Defilee von Caſimirz zu ziehn, dieſe ſchwache Seite des Feindes zu

---

*) Die preußiſchen Feldbacköfen beſtehen aus Bügeln von Stabeiſen, die auf einen ovalen breiten Rand von eben dem Metall angeſchroben werden, und ſolchergeſtalt das Skelet eines gemeinen Backofens bilden. Der Raum zwiſchen den Bügeln, ſo wie der Heerd, werden mit Mauerziegeln ausgemauert, und ſo iſt ein ſolcher Backofen in der größten Geſchwindigkeit aufgebaut, wenn man vorausſetzt, daß an allen Orten, wo man hinkommt, dergleichen Ziegel zu haben ſind. In Pohlen hingegen iſt nichts ſeltener, weil die Häuſer alle von Holz und Lehm gebaut ſind, und ſelbſt in den Städten ein maſſiver Rauchfang unter die Merkwürdigkeiten gehört.

umgehen, und mit der erſten Dämmerung anzugreifen. Zwar billigte Dohna dieſen Vorſchlag, verſchob aber die Ausführung bis auf den folgenden Abend, um, wie er behauptete, ſeinen ſehr abgematteten Truppen einige Erholung zu gönnen. Dadurch aber ging ein koſtbarer Zeitpunkt unwiederbringlich verlohren, weil ſich Soltikow an eben dem Tage in Marſch ſetzte, um die preußiſche rechte Flanke abermals zu umgehen, und ſich auf einer Kette von Anhöhen zu lagern, die ſich bis Wilzinna erſtreckt. Hätte er dies Vorhaben ausgeführt: ſo war Dohna gezwungen, ſich entweder gegen die Warthe oder die Oder zurückzuziehn — ein Umſtand, der ſeine bei herrſchendem Mangel täglich zunehmende Verlegenheit noch um ein großes vermehrt, und ſeinen Feinden jederzeit die Mittel an die Hand gegeben haben würde, ſich ihm mit Vortheil vorzulegen. Dieſer Tag, den der preußiſche Feldherr in Ruhe zuzubringen gedachte, ward ihm daher ein Tag voll banger Ahnungen. Es war für ihn von der äußerſten Wichtigkeit, ſich der vorbenannten Höhen zu bemeiſtern, ehe ſich die Ruſſen darauf feſtſetzen konnten, und es blieb alſo nichts übrig, als ohne Zeitverluſt auch dahin zu marſchiren. Dies glückte noch, wiewohl nur in eben dem Augenblicke, da der feindliche Vortrab ſchon gegen den Fuß derſelben anrückte. Auf beiden Seiten entſtand ein heftiges Kanonenfeuer, welches faſt bis in die Nacht fortdauerte. Indeß hatte ſich die Armee auf den Anhöhen formirt, und die Ruſſen nahmen ihr Lager in einer Entfernung von einer halben Meile.

Da Soltikows Entwurf hierdurch vereitelt worden war, ſuchte er ſeinen Entzweck auf der andern Seite zu erreichen. Hatte er anfänglich die rechte Flanke der Preußen zu umgehen getrachtet, ſo wandte er ſich jezt gegen die linke

Seine Colonnen marſchirten derſelben ſo nahe, daß Wo-bersnow abermals den Vorſchlag that, ihre Spitzen durch Cavallerie, von Infanterie unterſtützt, angreifen zu laſſen. Er verſprach ſich von dieſem raſchen Manöver um ſo viel mehr Vortheile, da bekanntlich es viel Zeit erforderte, die auf dem Marſch begriffenen Ruſſen zu formiren, wogegen auf Seiten der zu jeder ſchnellen Bewegung geübten Preußen der Sieg weniger zweifelhaft ſchien. Allein Graf Dohna ſetzte ihm die Beſchwerlichkeit, das Defilee, welches den linken Flügel deckte, zu durchziehn, entgegen, und die Sache unterblieb gleichfalls, ſo günſtig auch der Zeitpunkt dazu zu ſeyn ſchien. Dohna's immerwährende Bedenklichkeiten ließen ihn keinen großen Entſchluß faſſen, und gegenwärtig war er nur darauf bedacht, eine gute Stellung auszumitteln, um darin den Angriff mit Vortheil zu erwarten.

Soltikows Abſicht war es indeß nicht, ſich in ein Treffen einzulaſſen. Von der Zeit an, da er den Oberbefehl über die bei Poſen verſammelte ruſſiſche Armee übernahm, hatte er ſein Heer zu ſchwach ausgegeben, um es mit ſeinem Gegner aufzunehmen, und geradehin erklärt: daß er ohne ein Hülfscorps von 20,000 Mann nichts zu Gunſten des verabredeten Operationsplans beitragen könne*). Dieſem Grundſatze — ſey es, um den ſchwerfälligen Daun noch mehr an ſein gegebenes Wort zu feſſeln, oder aus andern unbekannten Urſachen — blieb er auch getreu, vermied, ſo viel er konnte, allen Anlaß zur Schlacht, und eilte, die

*) In dem Recueil des lettres du Roi de Prusse, pour servir à l'histoire de la dernière guerre, heißt es, Seite 211. in einem Brief an den General Fouquet: Les Russes crient comme des enfants, les pauvres petits n'ont que 40,000 hommes, et Dohna, à ce qu'ils assurent, — les empêche de se remuer.

Oder zu erreichen, um ſich dort mit den dahin beſchiedenen Bundesgenoſſen zu vereinigen. Sein ganzes Beſtreben war dahin gerichtet, und ſein Marſch auf Züllichau ward ſo ununterbrochen fortgeſetzt, daß Graf Dohna, der aus Mangel an Lebensmitteln ſich nach Meſeritz zurückgezogen hatte, um dort die Armee wieder mit Brod zu verſehn, auch dort nicht weilen durfte, um dem Feinde bei Züllichau zuvorzukommen. Kaum gelang ihm dieſes noch; denn ſein Vortrab war ſchon gezwungen, dies Städtchen von der darin gelegten Beſatzung zu ſäubern, wollte die Armee dort ihr Lager aufſchlagen. An eben dem Tage bezog Soltikow das ſeinige unweit Schmollen an der faulen Obra.

In dem Betragen, welches Dohna während ſeines Zuges nach Pohlen beobachtete, ſcheint vieles zu liegen, was von zu weniger Entſchloſſenheit zeugt. War ſeine Armee gleich um 15,000 Mann ſchwächer, als die ruſſiſche: ſo kann man doch nicht ganz in Abrede ſeyn, daß er anfänglich wirkſamer hätte zu Werke gehen können, und daß er aus zu großer Vorſichtigkeit manche Gelegenheit verabſäumte, dem Feinde Abbruch zu thun, und ihn von den Gränzen ferner zurückzuhalten. An dem General Wobersnow hatte er gewiß einen klugen Rathgeber, und wenn er ihm gefolgt wäre, möchte er vielleicht nicht in die Verlegenheit gerathen ſeyn, die ihn um die Früchte ſeiner Expedition und das Zutrauen des Königs brachte. Da man dieſem Feldherrn den perſönlichen Muth keinesweges abſprechen kann; ſo wird man bewogen, vorauszuſetzen, daß ſeine kränkliche Leibesconſtitution ihm die Betriebſamkeit raubte, die in ſolchen Fällen den Heerführer beleben muß. Uebrigens mag auch wohl die beſtändige Beſorgniß eines unglücklichen Erfolgs, zu wenig Kenntniß des Landes, in das er ſich verſetzt ſah,

zu geringe Vorſicht in Abſicht der Verpflegungsanſtalten für ſeine Armee, und vielleicht eine zu große Furcht vor den königlichen Ahndungen, jene Aengſtlichkeit in ihm hervorgebracht haben, die ihn das nicht unternehmen ließ, was man von ihm erwartet hatte. Ausgemacht bleibt es, daß eben der Mann, deſſen Betragen man den Verluſt der Schlacht bei Groß-Jägersdorf hat beimeſſen wollen, auch hier das Unglück hatte, dem Könige zu mißfallen.

Dieſer war mit ihm völlig unzufrieden, weil er ſeinen Wünſchen nicht zu entſprechen, am allerwenigſten den Ruſſen die Erreichung ſeiner Gränzen zu erſchweren vermocht hatte. Er beſchloß daher, ihm einen Nachfolger im Kommando zu geben, der dem Feinde mit mehr Thätigkeit die Spitze bieten ſollte. Der Fall war um ſo dringender, da die öſtreichiſchen Generale Haddik und Laudon ſchon durch die Nieder-Lauſitz zogen, um Frankfurt an der Oder zu gewinnen, und ſich dort mit der Armee des Feldmarſchalls Soltikows zu vereinigen: eine Operation, deren Verhinderung von der äußerſten Wichtigkeit blieb. Die Wahl fiel auf den General-Lieutenant Wedel, deſſen Tapferkeit und natürliches Feuer dem Könige bei verſchiedenen Gelegenheiten bekannt geworden waren. Dieſer Feldherr war indeß jüngerer General, in Abſicht der Zeit ſeines Dienſtes, als einige andere, die ſich bei der Dohnaiſchen Armee befanden, die aber das Vertrauen des Königs nicht beſaßen. Um alſo der in dem preußiſchen Heere einmal eingeführten Rangordnung, worauf ein jeder Officier ſo ſtolz als eiferſüchtig iſt, nicht zu nahe zu treten, nahm derſelbe ſeine Zuflucht zu eben dem Mittel, welches die Römer ergriffen, wenn durch die Schuld des an die Spitze des Heeres geſtellten conſulariſchen Feldherrn ihre kriegeriſchen Angelegenheiten in Verfall

gerathen waren. Sie wählten alsdann einen Mann, in deſſen Einſichten und Muth ſie ein völliges Vertrauen ſetzten, erhoben ihn zur Würde eines Dictators, und unter dieſem angenommenen Titel ertheilten ſie ihm eine unumſchränkte Gewalt über die Armee und ſelbſt über diejenigen Anführer derſelben, die bei andern Gelegenheiten ihren Beifall erworben hatten. Da es einmal zur Obſervanz geworden war, einem ſolchen vorgeſetzten Dictator zu gehorchen, ſo unterwarf ſich jeder deſſen Befehlen, ohne zu murren, und durch eine gewiſſermaßen eingeführte conventionelle Folgſamkeit des Heeres wurde oft die kritiſchſte Lage der Republik verbeſſert, und die Uebermacht des Feindes gedämpſt.

Friedrich II. war mit der Geſchichte der Vorwelt genau bekannt; ſie machte gewiſſermaßen ſein angenehmſtes Studium aus; beſondre Vorliebe aber hegte er für die Denkungsart, die militäriſche Verfaſſung und die Thaten der Römer. Unter allen Völkerſchaften, welche vor Chriſti Geburt die bekannte Erde bewohnten, gab er dieſer den Vorzug; und ſo viel die Sitten und Gebräuche ſeines Zeitalters ſich mit denen der Vorwelt reimen ließen, dachte und handelte er als ein — Römer. So neu alſo auch die Idee war, im 18ten Jahrhundert einen Dictator, nach Art jener Republik, zu ernennen, ſo hoffte er doch, ſeinen in Verfall gerathenen Angelegenheiten einen unerwarteten Schwung zu geben, wenn er einen ähnlichen, bisher jedoch noch nicht gebahnten Weg einſchlüge, zugleich aber den Ehrgeiz eines ſtolzen Mannes kitzelte, ohne die Eiferſucht ſeiner übrigen Feldherren rege zu machen. Er benahm ſich hierbei nach der ihm ſo eigenen Klugheit und Geiſtesgegenwart. Den General Wedel entließ er nach ſeinen neuen Poſten, indem er mit dem Feuer ſeiner Beredſamkeit ihn folgendermaßen anredete:

„Graf Dohna hat durch ſein ſchlechtes Betragen mich in „eine mißliche Lage verſetzt, und die Armee, die ich ihm „anvertraut hatte, durch ſeine Zaghaftigkeit muthlos ge„macht. Da er ſich ſtets zurückzieht, ſo haben die Ruſſen „wieder den Fuß in die Neumark geſetzt; jezt ſtehn ſie im „Begriff, ſich der Oder zu nähern, und ſich mit dem Corps „Oeſtreicher zu vereinigen, welches ihnen der Feldmarſchall „Daun zu Hülfe ſendet. Wenn ich dies zugebe: ſo ver„größert ſich die Gefahr meiner Erbländer. Ich muß daher „eilen, den Abſichten meiner Feinde zuvorzukommen. Ich „übertrage Ihm das Kommando über meine dortige Armee, „und um die Eiferſucht verſchiedener älterer General-Lieute„nante nicht zu reizen, ſo ernenne ich Ihn eben ſo zum „Dictator, als es Rom ehemals in kritiſchen Fällen zu thun „pflegte. Bei dem Heere ſtellt Er nunmehr meine Perſon „vor; was Er befiehlt, geſchieht in meinem Namen, als „wäre ich ſelbſt gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuthen „kennen gelernt, und ſetze in Ihn das unbegränzte Ver„trauen, Er werde eben ſo, wie mancher von den Römern „ernannte Dictator, auch meine Angelegenheiten an der „Oder verbeſſern. Ich befehle Ihm daher, die „Ruſſen anzugreifen, wo Er ſie findet, ſie „tüchtig zu ſchlagen, und dadurch ihre Verei„nigung mit den Oeſtreichern zu verhindern. „Nun begebe Er ſich eiligſt zur Armee, ſuche Er ſich durch „Sein tapfres Betragen meiner fernern Gnade würdig zu „machen, und erfreue Er mich bald mit der Nachricht eines „vollkommenen Sieges.“

Der König wiegte ſich nunmehr in die ſüßeſte Hoffnung ein; er wünſchte ſich Glück, dieſen Entſchluß noch bei Zeiten gefaßt zu haben, und war ſo voll von dieſer Idee, daß er

mit Entzücken an den Prinzen Heinrich ſchrieb: Je suis très-mecontent de la conduite inhabile du Comte Dohna. Il a manqué les occasions favorables des battre les Russes. Sa pusillanimité a abbatu le courage de me troupes. Il ne fait que des pas en arrière. Soltikow s'approche de l'Oder, et sa jonction avec les Autrichiens, qui sont en pleine marche pour Francfort, menace visiblement mes Etats. J'ai donc cru devoir prendre une résolution vigoureuse, et ainsi que jadis le peuple Romain, j'ai nommé mon général de Wedel Dictateur, pour commander l'armée et réparer par un tour de force la mauvaise situation de mes affaires*). Der Prinz hatte indeß weniger Zutrauen zur Wahl des neuen Dictators. Weniger für die Gebräuche der Vorwelt eingenommen, dagegen aber voller Scharfſichtigkeit bei Zergliederung der Charaktere der Feldherren und der wahren Lage der Sachen, ahnete er keinen ſo glücklichen Ausgang, als der König mit Gewißheit erwartete. Auch hat der Erfolg die Richtigkeit ſeiner Vorausſetzungen beſtätigt.

So unzufrieden aber auch der König mit dem Grafen Dohna war, ſo ließ er ihm doch keine mit Verweiſen be-

---

*) Ich bin mit dem ungeſchickten Betragen des Grafen Dohna ſehr unzufrieden. Er hat die vortheilhafteſten Gelegenheiten, die Ruſſen zu ſchlagen, verabſäumt. Seine Kleinmüthigkeit hat meinen Truppen den Muth benommen. Er iſt nur darauf bedacht, ſich zurückzuziehn. Soltikow nähert ſich der Oder, und ſeine Vereinigung mit den in vollem Marſch auf Frankfurt begriffenen Oeſtreichern kann meinen Staaten gefährlich werden. Ich habe daher geglaubt, einen herzhaften Entſchluß faſſen zu müſſen, und wie ehedem das römiſche Volk, habe ich meinen General Wedel zum Dictator ernannt, um die Armee anzuführen, und durch einen kühnen Streich die ſchlechte Lage meiner Angelegenheiten zu verbeſſern.

gleitete Ungnade empfinden. In dem Kabinetsſchreiben das er an ihn erließ, ſpricht er bloß von der Nothwendigkeit, den General Wedel zur Armee zu ſenden, um ſie, da er ſelbſt nicht gegenwärtig ſeyn könnte, in ſeinem Namen zu kommandiren — ein Beweis, wie Friedrich II. wenn er wollte, die Schwachheiten ſeiner Feldherren, von der wirklichen Untüchtigkeit, zu unterſcheiden und zu tragen verſtand*).

Wedel trat ſeine Reiſe an eben dem Tage an, an welchem Graf Dohna, durch das königliche Kabinetsſchreiben veranlaßt, um die Erlaubniß anhielt, die Armee verlaſſen zu dürfen. Ein Grenadierbataillon und 200 Pferde, unter Anführung des Obriſten Podewils, gingen ihm bis Tſchicherzig entgegen, um ſeiner Perſon gegen die herumſchweifenden Koſacken zur Bedeckung zu dienen. Durch dies Merkmal der Achtung fand er ſich außerordentlich geehrt; zugleich aber hatte er das Vergnügen, daß die ihn begleitende Cavallerie eine ruſſiſche Fouragirung antraf, ſie angriff und 150 Mann davon zu Gefangenen machte. Dieſe wurden vor ihm her ins Lager bei Züllichau geführt, und auf ſolche Weiſe hielt der neue Dictator ſchon den, einem Triumph ähnlichen Einzug, ehe er noch eine Schlacht gewonnen hatte. Dem eigenthümlichen Stolze dieſes aufge-

*) Unter dem erwähnten Kabinetsſchreiben bemerkte der König eigenhändig: „Ihr ſeyd zu krank, um Euch ferner mit dem Ober„befehl zu befaſſen. Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin „oder einem andern Ort bringen zu laſſen, um Eure Geſundheit „wieder herzuſtellen.“ Kann man wohl ſchonender ſeyn, wenn man zu zürnen ſich für berechtigt hält? oder minderte der Gedanke, einen ganz neu creirten Dictator eine Rolle ſpielen laſſen zu können, den Unwillen Friedrichs?

blaſenen Mannes ward dadurch nicht wenig geſchmeichelt; er hielt dieſen glücklichen Vorfall für eine günſtige Vorbedeutung; doch bald verwandelte ſich dies reizende Bild in einen Traum, der Dictator übereilte ſich und — ward geſchlagen.

Gleich am folgenden Tage (den 23ſten Julius) recognoscirte Wedel die Stellung der Ruſſen bei Babimoſt. Er konnte nur einen Theil ihres Lagers überſehn, und dies ſchien ihm der linke Flügel zu ſeyn. Was auf dem rechten vorging, konnte er, wegen der waldichten Gegend, nicht entdecken; aus der Ruhe aber, die im feindlichen Lager herrſchte, überzeugte er ſich, daß keine Veränderung vorgefallen ſey. Allein er ſah ſich bald getäuſcht. Was er für den linken Flügel angeſehen hatte, war nur das Corps welches zur Bedeckung des Gepäckes diente. Feldmarſchall Soltikow war ſchon vor Tagesanbruch treffenweiſe abmarſchirt, um Croſſen zu erreichen. Gegen Mittag erblickte man die Spitzen ſeiner Colonnen unweit des Dorfes Palzig, und Wedel, der Befehl hatte, die Ruſſen anzugreifen, wo er ſie antråfe, gehorchte auch buchſtäblicher, als der eigentliche Sinn dieſes ihm ertheilten gemeſſenen Befehls es mit ſich brachte.

Der Marſch der Ruſſen ging über eine Ebene, worauf das Dorf Palzig liegt. Zwiſchen dieſer und dem preußiſchen Lager bei Züllichau fließt ein Bach, der ſich in die Oder ergießt, und deſſen ſumpfige Ufer zwiſchen Anhöhen eingeſchloſſen ſind. Dieſer Bach treibt eine zum Dorfe Kay gehörige Mühle, und hier war der einzige Weg, der zu jener Ebene führt. Das Defilee, welches die Mühle, der Moraſt und die Anhöhen bezeichnen, iſt ſo enge, daß es viel Zeit erfordert, dort eine Armee, beſonders im Angeſichte des

Feindes durchzuführen; das ſchwere Geſchütz aber konnte gar nicht durchgebracht werden.

So war das Terrain beſchaffen, auf welchem beide Theile ſich begegneten. Sollten Sachkundige wohl glauben, daß Wedel inconſequent genug handelte, dieſen äußerſt beſchwerlichen Punkt zu wählen, um ſeine Armee gegen den Feind anrücken zu laſſen? Sollte man wohl ſich denken, daß ein Feldherr, der es bis zum Generallieutnant gebracht, und ſo manche militäriſche Erfahrung gemacht hatte, den glücklichen Ausgang ſeiner Unternehmung für ſo gewiß halten konnte? Und doch verſuchte Wedel hier ſein Glück, beging aber noch obenein den unverzeihlichen Fehler, die Ruſſen — ohne zuvor ſeine Armee auf der jenſeitigen Ebene formirt zu haben — durch einzelne Brigaden angreifen zu laſſen. Zwar glückte es dem unerſchrockenen General Manteuffel, der den Vortrab befehligte, einige ruſſiſche Bataillone in Unordnung zu bringen; allein da friſche Regimenter ſich ihm entgegen ſtellten, er auch ſelbſt ſchwer verwundet ward, ſo kam dieſe Abtheilung in Unordnung zurück. Dem General Hülſen, der den folgenden Angriff machen mußte, ging es noch ſchlechter, weil die Ruſſen Zeit gewonnen hatten aufzumarſchiren, und ihre Artillerie gegen ihn zu richten; auch konnte der Angriff, den die Cavallerie auf die rechte Flanke und im Rücken des Feindes machen ſollte, eben ſo wenig wie die Angriffe der Infanterie gelingen, da es aller Orten an Unterſtützung fehlte.

Nach dieſen mißlungenen Verſuchen hätte man erwarten ſollen, der preußiſche Dictator würde das unzweckmäßige ſeiner Anordnungen eingeſehn, und unnützerweiſe Menſchenblut zu vergießen aufgehört haben. Allein weit entfernt eine

Unternehmung aufzugeben, die nicht mehr gelingen konnte, weil ſie gleich Anfangs in der Anlage verſehn war, erneuerte er das Gefecht, ſo lange er noch Brigaden hatte, die noch nicht zum Treffen gekommen waren; da indeß Soltikow Mittel gefunden hatte, eine große Linie zu formiren, ſo wurden die einzeln anrückenden Brigaden überflügelt, und eine nach der andern geſchlagen.

Die untergehende Sonne machte endlich einem Treffen ein Ende, welches von vier Uhr Nachmittags an ununterbrochen angehalten hatte, und unter Begünſtigung der Nacht zogen ſich die Preußen durch das Defilee bei der Kayer Mühle zurück. Sie wurden nicht verfolgt; ja am folgenden Tage ließen die Ruſſen ſie eben ſo ruhig über die Oder gehn, als ſie ſie vom Schlachtfelde hatten abziehn laſſen. Es ſcheint bald, als wenn Soltikow es ſich zum Geſetz gemacht hatte, nur Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, keinesweges aber den Feind ganz zu vernichten. Sowohl bei dieſer Gelegenheit, als auch nach der Schlacht bei Cunersdorf, war dies ein leichtes; und gleichwohl geſchah es nicht. Man wird daher bewogen, der damaligen Sage: als wenn der Großfürſt insgeheim die Hand im Spiele gehabt, und daß bei dem herannahenden Tode der Kaiſerinn Eliſabeth die ruſſiſchen Feldherren, aus Achtung für den Thronerben, dieſe Rolle geſpielt hätten, beizupflichten. Wenigſtens erhält ſie durch verſchiedene Umſtände eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit als eine zweite Behauptung: daß nämlich die Ruſſen nicht gemeint geweſen wären, ſich für die Angelegenheiten des Hauſes Oeſtreich allein aufzuopfern, vielmehr ihre Politik dahin gegangen ſey, auch ihren Bundesgenoſſen ihren Antheil an den Gefahren des Krieges zu überlaſſen, welches Solti-

kows Betragen nach der Schlacht bei Cunersdorf beſonders zu rechtfertigen ſcheint.

Das Verfahren des preußiſchen Dictators, der aus Uebereilung einzelne Brigaden zur Schlachtbank führte, iſt von Kennern mit Recht getadelt worden. Augenzeugen haben mir ſogar verſichert: „daß wenn Wedel ſeine ganze „Infanterie zuvörderſt jenſeits des Defilees formirt, dann „ſich anſehnlich links gezogen, die feindliche Flanke zu ge„winnen geſucht, und dann in zuſammenhangender Ord„nung den Angriff unternommen hätte, er durch dies „Manöver den Sieg eben ſo gut würde haben davon tragen „können, als der König bei Roßbach. Der Fall, ſo wie „die Richtung des Marſches von beiden Seiten, ſey der „nämliche geweſen; und wenn gleich der König damals kein „Defilee zu durchzuziehen gehabt habe, um den Franzoſen zu „begegnen, ſo müſſe man die Schwierigkeiten, die Wedel „hier antraf, gegen die Langſamkeit, mit welcher nur die „Ruſſen eine Stellung zu faſſen vermögend waren, aufgehn „laſſen. Die Art zu fechten aber, die er hier erwählt, habe „das Verderben ſeiner Armee um ſo mehr nach ſich ziehen „müſſen, da er kein grobes Geſchütz habe gebrauchen kön„nen, wogegen es dem Feinde leicht geweſen wäre, ſeine „einzeln angreifenden Brigaden aus ſeinen zahlreichen Bat„terien zu zerſchmettern.“

Die Preußen büßten an dieſem Tage über 8000 Mann ein, die theils getödtet, theils verwundet und gefangen wurden. Dieſer Verluſt ward durch den Tod des Generals Wobersnow noch vergrößert. Er ward an der Spitze ſeiner Brigade erſchoſſen, und der Staat vermißte in ihm einen Mann, den perſönliche Tapferkeit, Einſicht und Ent-

ſchloſſenheit vor vielen ſeines Gleichen auszeichneten, den der König hochſchätzte und die Armee liebte*).

Die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Palzig machte auf den König einen um ſo tiefern Eindruck, da er von der Geſchicklichkeit des Generals Wedel ſich mehr verſprochen und einen gewiſſen Sieg erwartet hatte. Er, der in dieſem ſeinen Feldherrn einen zweiten Winterfeldt an-

---

*) In den Campagnes de Fréderic II. Roi de Prusse par Warnery, pag. 300. macht dieſer Schriftſteller von dem General Wobersnow keine vortheilhafte Schilderung. Er nennt ihn einen Spieler, einen Säufer, auch ſchilt er ihn grob und liederlich. Es iſt ſehr lieblos gedacht, einen Mann öffentlich zu brandmarken, der die Achtung des Publikums verdiente, und die des Königs ſich erworben hatte. Da ich den Herrn von Wobersnow von Perſon gekannt, vielen Umgang mit ihm gehabt, und es mir zur Pflicht gemacht habe, in dieſer Geſchichte die Charaktere der handelnden Perſonen mit aller Unpartheiligkeit zu ſchildern, ſo glaube ich die, dieſem für die Angelegenheiten ſeines Monarchen ſich aufgeopferten Manne öffentlich angedichteten Beſchuldigungen auch öffentlich widerlegen zu müſſen. Er war weder ein Spieler noch ein Säufer von Profeſſion; grob war er gegen niemand, ſeine Untergebenen müßten denn den Ernſt und die Entſchloſſenheit, womit er ſeine Befehle ertheilte, mit dieſem unverdienten Namen bezeichnen wollen; dagegen kann ich nicht leugnen, daß er ein Freund des ſchönen Geſchlechts war, doch war er nicht im eigentlichen Verſtande liederlich. Wenn ich alſo auch hier eine, ſo vielen großen Männern anklebende Schwachheit zugebe, ſo erſcheint doch Wobersnow niemals in dem gehäſſigen Lichte, in das Warnery ihn zu ſtellen bemüht iſt. Er war es, mit dem ſich Friedrich II. vor der Schlacht bei Leuthen über die Mittel beſprach, ſeiner Armee die Nothwendigkeit ſeines Vorhabens einleuchtend zu machen, und ihren Muth zu ſtählen; er war es, der den Stoff zu dem ausdrucksvollen Schluſſe der ſchönen Rede des bekümmerten Königs lieferte, die wir im erſten Theile S. 241 angeführt haben.

getroffen zu haben glaubte, ſah ſich in ſeiner Erwartung merklich getäuſcht, und nur mit Schmerz fühlte er jezt die Wahrheit des Satzes: daß auch der ausgekünſtelte Titel eines Dictators nicht immer auch zugleich Talente und Einſicht zu geben vermag. Zwar kann man dem General Wedel eine gewiſſe heroiſche Tapferkeit nicht abſprechen, vielmehr bewies er dieſe bei einzelnen Gelegenheiten; allein noch nie hatte er ein Corps, geſchweige eine Armee, angeführt, und einem jeden Sachkundigen iſt bekannt, daß hierzu mehr erfordert wird, als bloß Unerſchrockenheit und perſönlicher Muth. Man raunte ſich auch damals ins Ohr: Friedrich II. habe ſich Vorwürfe gemacht, ein ſo wichtiges Kommando einem noch nicht geprüften Feldherrn übertragen zu haben, deſſen tumultuariſches Verfahren ihn nicht allein um den Kern ſeiner Infanterie brachte, ſondern auch ſeinen Angelegenheiten eine noch ungünſtigere Geſtalt gab. Wirklich war ſeine damalige Lage ſehr kritiſch geworden. Die Abſicht, die Vereinigung der Oeſtreicher mit den Ruſſen zu verhindern, ſchien nunmehr vereitelt; der Mark Brandenburg und Berlin drohte die größte Gefahr, da ſich die Ruſſen Croſſen und der Oder verſichert, auch Frankfurt beſetzt, und ein daſelbſt in Beſatzung ſtehendes Bataillon Landmiliz, das ſich nicht zeitig genug zurückzog, zu Gefangenen gemacht hatten. Haddik und Laudon, beſtimmt, mit 36,000 Mann zur Armee ihrer Verbündeten zu ſtoßen, waren aus der Ober-Lauſitz aufgebrochen, und ſchienen ihren Marſch theils auf Guben, theils auf Sommerfeld zu richten, um Frankfurt, als den urſprünglich verabredeten Vereinigungspunkt, zu erreichen.

In der bedenklichen Lage, in welcher der König ſeine Erbländer gegen die Ueberſchwemmung eines anſehnlichen

Heeres

Heeres mit Macht zu decken nicht füglich vermochte, war keine Zeit zu verlieren, um ſie gegen eine gänzliche Verwüſtung zu ſichern. Dies konnte nur dadurch bewirkt werden, daß man verſuchte, die beabſichtigte Vereinigung zu hintertreiben, und dem ganzen Handel durch einen entſcheidenden Streich ein Ende zu machen. Da ſich Friedrich II. erinnerte, daß ſeit dem Anfange des Krieges, beſonders in kritiſchen Situationen, ſeine perſönliche Gegenwart ſeinen Armeen faſt immer das Uebergewicht verſchafft hatte; ſo beſchloß er, ſelbſt an der Spitze von 18,000 Mann nach der Oder zu marſchiren, und die ihm ſo gefährlichen Ruſſen zu vertilgen, ehe ſie die Unterſtützung ihrer Bundesgenoſſen erhalten konnten. In dieſer Rückſicht mußte Prinz Heinrich, der durch die nicht mehr verkennbaren Anſchläge der Generale Laudon und Haddik veranlaßt, mit ſeiner Armee bis Camenz und Königswartha vorgerückt war, den General Fink mit 9000 Mann zurücklaſſen, um Dresden zu decken, mit dem Ueberreſt aber eiligſt den Marſch nach Sagan antreten. Der Herzog von Würtemberg, der mit einem Beobachtungscorps bei Burau ſtand, mußte daſelbſt zu ihm ſtoßen, und nun berief der König den Prinzen, ſeinen Bruder, zu ſich, um ihm den Oberbefehl über die bei Schmokſeifen gelagerte ſchleſiſche Armee zu übertragen.

Friedrich II. war feſt entſchloſſen, den ſeinen Waffen bei Paltzig angethanen Schimpf durch eine völlige Niederlage ſeiner Feinde zu rächen; da ihm indeß die an Wahnſinn gränzende Standhaftigkeit der Ruſſen, am Tage der Schlacht bei Zorndorf, bekannt geworden war, ſo bereitete er ſich zu den blutigſten Auftritten vor. Vielleicht ahnete ihm, er könnte ſelbſt ein Opfer derſelben werden; denn vor ſeiner Abreiſe machte er ſein Teſtament, und beſchwor den Prinzen

Heinrich, den er zum Vormund ſeines noch minderjährigen Neffen, des Prinzen von Preußen, beſtellte, nie in einen dem Hauſe Brandenburg ſchimpflichen Frieden zu willigen, wenn er das Unglück haben ſollte zu bleiben oder gefangen zu werden. Denen, die damals um dieſen Umſtand wußten, war es höchſt feierlich, ihren Monarchen mit der ausgezeichnetſten Reſignation dem Tode entgegeugehen zu ſehen, um die Rettung ſeiner ſchon verlohren ſcheinenden Staaten, mit Gefahr des Lebens zu verſuchen; jeder wünſchte ihm Glück zu ſeinem Vorhaben, bewunderte aber zugleich die philoſophiſche Standhaftigkeit des großen Königs.

Mit ſo feſter Entſchloſſenheit reiſte er nach Sagan, wo er in der Nacht des 30ſten Julius eintraf. Hier erfuhr er, daß die öſtreichiſchen Generale ihren Marſch theils auf Guben, theils auf Sommerfeld richteten. Sogleich brach er mit der Armee auf, ging bei Chriſtianſtadt über den Bober, und hoffte ſie noch bei Sommerfeld anzutreffen; allein ſie nahmen ſich ſo geſchickt, daß ſie ſeiner Wachſamkeit glücklich entgingen. Laudon ſtieß bei Guben zu Haddik, verſah ſein aus 20,000 Mann beſtehendes Corps in aller Geſchwindigkeit mit Brod und Futter, und eilte ohne Gepäck nach Lindau, um ſich in die Arme der nordiſchen Bundesgenoſſen zu werfen. Haddik hingegen, der mit dem Train der Bagage und des Proviantfuhrweſens belaſtet, nicht ſo geſchwind folgen konnte, deckte Laudon's Marſch ſo lange, bis es ihm gleichfalls gelingen würde, die ruſſiſche Armee zu erreichen. Dies glückte aber nicht; denn der König kam ihm zu nahe, als daß er es nicht für rathſam hätte halten ſollen, auf ſeine eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen. Er zog ſich daher nach Spremberg zurück, konnte indeß den preußiſchen

Vortrab nicht hindern, einen Theil ſeines Trains einzuholen, die dabei befindliche Bedeckung zu Gefangenen zu machen, und vier Kanonen nebſt hundert Proviantwagen zu erbeuten.

Der König, den wichtigere Geſchäfte von der Verfolgung des Haddikiſchen Corps abhielten, ließ die Oeſtreicher in Frieden ziehn, und ſetzte ſeinen Marſch nach Mühlroſe fort, zufrieden, wenigſtens ihre Vereinigung mit den Ruſſen verhindert zu haben. Hier ſtießen ſeine bei Paltzig geſchlagenen Truppen zu ihm. Wedel hatte mit denſelben Soltikows Zug längs der Oder beobachten müſſen, um ſich ihm zu widerſetzen, falls er Anſtalten machen wollte, über dieſen Fluß zu gehen. So viel Lobſprüche der Dictator bei ſeiner Abfertigung zur Dohnaiſchen Armee aus dem Munde Friedrichs empfangen hatte, eben ſo viel Verweiſe und Vorwürfe trafen jezt den General; ja, der König ging ſo weit, zu befehlen, daß niemand mit den Geſchlagenen Umgang halten durfte, obgleich dieſe Unglücklichen keinen Tadel verdienten. Wahrſcheinlich geſchah dies in der Abſicht, um die ihm gefolgten Regimenter durch die Schilderung der überſpannten Standhaftigkeit der Ruſſen nicht muthlos zu machen — eine Vorſicht, die man ihm zwar nicht verargen kann, die aber diejenigen, welche dadurch ausgezeichnet wurden, doppelt kränken mußte. Gleichwohl murreten ſie nicht, hofften unter den Augen ihres Monarchen ſich zu rechtfertigen, und wenn gleich über die Verachtung, die er ihnen zu zeigen den Schein annahm, niedergeſchlagen, folgten ſie ihm doch geduldig über den Fridrich Wilhelms-Graben, nach dem Lager bei Borſchen. Hier verweilte er bis zur Ankunft des Generals Fink, den er von Torgau, wohin er ſich gewandt hatte, um der Reichsarmee die Spitze zu

bieten, hatte abrufen laſſen, um der großen Maſſe von Feinden, mit denen er es aufzunehmen haben würde, gewachſen zu ſeyn.

Soltikow war unterdeſſen mit ſeiner ganzen Macht bei Frankfurt eingetroffen. Die Freude, die er beim Anblicke des öſtreichiſchen Hülfscorps empfand, war außerordentlich. Beſonders bewunderte er die Schönheit der Cavallerie, und wußte es dem Feldmarſchall Daun Dank, ihn vorzüglich damit verſehen zu haben, da die ruſſiſche ihrer Armee eben kein Gewicht gab. Beide Feldherren umarmten ſich wie Brüder. Der ruſſiſche ſagte dem öſtreichiſchen viel Verbindliches über die Geſchicklichkeit, mit welcher er der Wachſamkeit des Königs von Preußen entgangen ſey, äußerte aber, daß, nachdem er ſich bis zur Oder vorgedrängt, bei Paltzig geſiegt habe, und täglich ſich auf die Rache Friedrichs II. gefaßt machen müſſe, er wohl wünſche: daß Daun auch ſeiner Seits vorrücken möchte, um den verabredeten Operationsplan zur Reife zu bringen. Laudon, der wohl wußte, wie der Wiener Hof in Abſicht ſeiner Bundesgenoſſen dachte, ſuchte Soltikow dadurch zu beruhigen, daß er ihm die Verſicherung gab: Haddik ſey bereits wieder auf dem Wege, zu ihm zu ſtoßen, und die große öſtreichiſche Armee ſey auf dem Marſch nach der Niederlauſitz begriffen. Obgleich nun der ruſſiſche Heerführer den äußern Schein annahm, als traue er dieſen Aeußerungen: ſo glaubten doch er ſo wenig, als ſeine Unterfeldherren, auf dieſen ſeichten Grund viel bauen zu dürfen, da der Eindruck, den die Begebenheiten des vorjährigen Feldzuges auf ſie gemacht hatten, ihnen noch in friſchem Andenken war, und wir werden in der Folge ſehen, wie das einmal im Wiener Cabinet angenommene Syſtem die Gelegenheit gab, daß

die Ruſſen, aller erlangten Vortheile ungeachtet, bald wieder nach Pohlen zurückgingen.

Gegenwärtig verabredeten Soltikow und Laudon die Mittel, ihrem gemeinſchaftlichen Feinde zu begegnen. Die ruſſiſche Armee nahm ihr Lager zwiſchen Frankfurt und Cunersdorf dergeſtalt, daß der rechte Flügel auf dem unweit dieſes Dorfes belegenen Mühlberge zu ſtehen kam, der linke aber ſich über die ſogenannten Judenberge bis an den großen Oderdamm ausdehnte. Die Oeſtreicher blieben in ihrem Lager, nahe an der Damm-Vorſtadt, und ſo gerüſtet erwarteten beide Feldherren gelaſſen, wohin Friedrich ſeine ferneren Unternehmungen richten würde.

Sobald General Fink zu dieſem geſtoßen war, brach die Armee in drei Colonnen auf, ging bei Reitwein über die Oder, und lagerte ſich bei Biſchofsſee; das Finkiſche Corps aber ſtellte ſich dem feindlichen rechten Flügel näher auf die hinter Trettin belegenen Anhöhen, und General Wunſch blieb mit einem Detaſchement zur Bedeckung der über die Oder gelegten Brücken ſtehen. Aus dieſer Bewegung urtheilte Soltikow, der König habe die Abſicht, ihn im Rücken anzugreifen; er veränderte daher ſeine Fronte, ſtellt ſeinen rechten Flügel auf die Juden-, den linken aber auf die Mühlberge, hing ſeine bereits ſtark verſchanzten Flanken durch ein, längs der Fronte gezogenes Retranchement zuſammen, und ließ eine ungeheure Menge Geſchütz in der vortheilhafteſten Richtung auffahren *). General

*) Denjenigen, die ſich eine genauere Kenntniß des Terrains, worauf gefochten werden ſollte, zu verſchaffen wünſchen, empfehle ich den Plan, der ſich im dritten Theile des Herrn von Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges befindet, nebſt der ſehr genauen Beſchreibung deſſelben, S. 211. u. f.

Laudon verließ gleichfalls ſein Lager, und formirte ſein Corps am Fuße der Judenberge, um von dieſem Punkt aus ſich dahin verfügen zu können, wo es die Nothwendigkeit erfordern würde.

In dieſer Stellung traf der König die feindliche Armee, als er von den Anhöhen bei Trettin ihre Poſition recognoscirte. Bloß ihre linke Flanke ſchien ihm indeß angreifbar. Sie hatte zu wenig Ausdehnung, und gelang es, ſie aus ihrer Verſchanzung zu werfen, ſo ſchien es leicht, einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Da nun ſeine gegenwärtige Lage ihn zwang, die Fehde mit den Ruſſtn, es koſte, was es wolle, zur Entſcheidung zu bringen: ſo beſchloß er den Angriff auf den folgenden Tag, den 12ten Auguſt.

Seinen großen Talenten gemäß, waren ſeine Diſpoſitionen zur Schlacht, im allgemeinen genommen, beſonders zweckmäßig eingerichtet, und es bleibt noch immer wahrſcheinlich, daß, wenn das Glück ſeine Anlagen begünſtigt hätte, die ruſſiſche Armee würde haben aufgerieben werden können. Man hat bemerkt, daß der König, während des ſiebenjährigen Krieges, ſich nie begnügte, nur zur Hälfte zu ſiegen; im gegenwärtigen Fall aber waren theils das Andenken an die Niederlage, die ſeine Armee bei Paltzig erlitt, theils der Wunſch, ſich eines ihn ſo hart drückenden Feindes auf einmal zu entledigen, die Triebfedern, die in ihm dem Gedanken erzeugten, einen Verſuch zu machen, das Heer dieſer Barbaren von der Erde zu vertilgen, und was das Schwert nicht wegraffen könnte, in der Oder zu erſäufen. Aus dieſem fürchterlichen Geſichtspunkte betrachtet, ordnete er daher nicht allein ſeine Angriffe auf die Flanke und den Rücken des Feindes, ſondern der an der Oderbrücke zurückgelaſſene General Wunſch erhielt auch den Befehl, ſich

während der Schlacht Meiſter von Frankfurt zu machen, und den Ruſſen bei ihrer Flucht den Uebergang über die bei der Gubenſchen Vorſtadt geſchlagenen Brücken zu verſperren.

So koloſſal aber auch dieſer Entwurf war, ſo zweckmäßig auch der König dahin zu wirken ſich bemühte; ſo blieben bei der Zergliederung des ganzen Projekts, doch Schwierigkeiten ungeprüft, die leicht eintreten, und das künſtlich mächtige Vorhaben zum Theil, wo nicht ganz, vereiteln konnten. Dieſer Schwierigkeiten waren mancherlei, und wir haben Urſache zu glauben, daß Friedrich II. dergleichen wohl ahnete, jedoch dem Glücke auch ſeinem Antheil am Siege überlaſſen wollte, oder vielmehr überlaſſen mußte. Hierher können wir unter andern rechnen: daß es dem König an hinlänglicher Kenntniß des Terrains, worauf er fechten wollte, fehlte, die er auch, troz aller angewandten Mühe zu erlangen nicht vermochte. Da die umliegenden Wälder, Brüche und Anhöhen, ſeinem Auge manchen Gegenſtand von Gewicht nicht deutlich überſehen ließen: ſo zog er den Major Linden, vom Regiment Goltz, und einem benachbarten Oberförſter hierüber zu Rathe. Erſterer hatte in Friedenszeiten ſein Standquartier zu Frankfurt gehabt, und war als ein äußerſt leidenſchaftlicher Jäger bekannt; von letzterm ließ ſich hingegen erwarten, daß er, vermöge ſeines Amts eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile des Reviers beſitzen müſſe, welches ſeiner Aufſicht anvertraut war. Von beiden hoffte er alſo richtige Auskunft über die Gegenſtände zu erhalten, die ſich ſeinem Blicke gänzlich entzogen; allein auch beide — ein Umſtand, der ſich nicht füglich erklären läßt — vermochten nicht, ſeinen Wünſchen zu entſprechen. Linden, der faſt täglich die um Frankfurt belegene Gegend durchſtrichen hatte, folglich die bei Cunersdorf befindlichen

Seen, den Kuhgrund, die Judenberge und ihre eigentliche Lage, die Beſchaffenheit des Elsbruchs, das Hühnerfließ und ſeine Uebergänge bei den Mühlen genau kennen, und als Soldat wiſſen mußte, wie viel Einfluß dergleichen Situationen auf die beabſichtigten Operationen haben, konnte dieſelben nicht mit Zuverläſſigkeit beſchreiben. Alles, was er davon erzählte, war unvollkommen, nicht zuſammenhangend, am wenigſten aber mit taktiſchem Auge aufgefaßt. Der Oberförſter gerieth dagegen beim Anblicke des Königs ſo außer Faſſung, daß, obgleich letzterer mit der größten Herablaſſung verſuchte, ihn zur richtigen Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen zu bringen, jener ſich dennoch außer Stande befand, ſeinem Beherrſcher eine befriedigende Auskunft zu geben. Auffallend bleibt dieſe Begebenheit immer dem, der die Verkettung der Dinge zu unterſuchen bemüht iſt; nichts deſtoweniger iſt dieſe Anekdote aber eben ſo wahr, als es ausgemacht bleibt, daß Mangel an hinlänglicher Kenntniß des Terrains viel zum Verluſt der Schlacht beitrug, und bald ſollte man bewogen werden, vorauszuſetzen, daß die Vorſehung diesmal beſchloſſen hatte, Friedrich II. ſchon vor dem Treffen die indirekten Wege zum Siege zu verſperren, um das Maß ſeines Unglücks in dieſem Feldzuge voll zu machen.

So wenig auf die Schwierigkeiten vorbereitet, die das Terrain um und bei Cunersdorf wirklich darbot, marſchirte der König in drei Kolonnen links ab, und formirte die Armee in der Cunersdorfer Haide, mit dem rechten Flügel an das Hühnerfließ gelehnt. Dieſer Flügel war beſtimmt, den erſten Stoß zu geben, die Verſchanzungen auf den Mühlbergen zu ſtürmen, und ſolchergeſtalt die linke Flanke des Feindes zu brechen. Sechszig Kanonen wurden auf einem, am Ausgange

des Waldes belegenen Berge aufgefahren, um durch ihre Wirkung die bekannte Entſchloſſenheit der Ruſſen wanken zu machen. Acht Bataillone Grenadiere, unter Anführung der Generale Schenkendorf und Linſtadt, in zwei Treffen geſtellt, ſollten den Angriff thun, und die Infanterie des rechten Flügels, gleichfalls in zwei Treffen, denſelben unterſtützen. Während der Zeit mußte ſich das Finkiſche Corps auf den Anhöhen vor Trettin zeigen und allerlei Bewegungen machen, um die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich, und nicht auf den eigentlichen Angriffspunkt zu ziehen. Dies glückte auch in ſo weit, daß die Ruſſen, in der Vorausſetzung, man wolle ihnen in den Rücken fallen, die auf ihre Flanke geſtellte preußiſche Armee nicht eher gewahr wurden, als bis ſie an dem Saume des Waldes erſchien.

Gegen Mittag nahm das Kanonenfeuer von der großen Batterie des rechten Flügels ſeinen Anfang. Dies wurde durch eine zweite, die General Fink auf der Höhe hinter der großen Mühle hatte auffahren laſſen, ſo wie durch eine dritte, vor dem linken Flügel auf dem ſogenannten Seidlitzer Berge errichtete, unterſtützt. Die gemeinſchaftliche Wirkung dieſer drei Batterien, deren kreuzendes Feuer ſich auf der ſchmalen Anhöhe, worauf die feindliche Flanke ſtand, conzentrirte, erſchütterte den Muth der in die Verſchanzungen geſtellten Ruſſen; und da nach Verlauf von einer halben Stunde das Grenadier-Corps zum Angriff anrückte, auch, eines ſchrecklichen Kartätſchenhagels aus 100 Kanonen ungeachtet, die Verſchanzung erſtieg, ſo ſchlug es den Feind heraus, und erbeutete 70 Kanonen. Der ruſſiſche linke Flügel ergriff die Flucht, alles was davon zwiſchen den Mühlbergen und Cunersdorf ſtand, gerieth in die größte Unordnung, und in dieſem Augenblick fehlte es dem Könige nur an hin-

länglicher Cavallerie und an grobem Geſchütz, um ſich mit Vortheil den Weg zum völligen Siege zu bahnen. Unglücklicherweiſe aber ſtand erſtere ſämmtlich auf dem linken Flügel, wo man ſie auf dem — dem Anſchein nach — ebenen Terrain gebrauchen zu können vorausgeſetzt hatte, und letzteres konnte nicht ſo geſchwind nach den Mühlbergen geſchafft werden, um durch ſeine Wirkung den Feind in der einmal entſtandenen Unordnung zu erhalten. Selbſt das Grenadier-Corps war durch den mit dem größten Ungeſtümm und der anhaltendſten Anſtrengung unternommenen Angriff etwas in Verwirrung gerathen, und mußte wieder in Ordnung gebracht werden, ehe es weiter vorrücken konnte. Dieſe Verzögerung nutzten die feindlichen Feldherren, ihre geſchlagenen Regimenter durch friſche zu erſetzen, eine Linie diſſeits Cunersdorf zu formiren, und die rückwärts längs der Niederung belegenen Anhöhen mit Infanterie zu beſetzen.

Die von den Ruſſen genommene neue Poſition erforderte einen anderweitigen Angriff; und da der König den rechten Flügel ſeiner Armee auf die Mühlberge hinauf gezogen hatte, ſo führte er ſolchen gegen den Feind. Hier entſtand eins der mörderiſchſten Gefechte. Beide Theile waren nicht weit von einander entfernt: ſie verſchoſſen alle ihre Patronen, ohne daß einer oder der andre hätte weichen wollen, und nur die Beſorgniß, durch das immer näher rückende Corps des Generals Fink in dem Rücken genommen zu werden, vermochte die Ruſſen, ſich über den Kuhgrund gegen die Judenberge zurückzuziehn.

Jezt ſchien bei dieſen die Zerſtreuung ſo allgemein zu werden, daß der König, der des Sieges ſchon gewiß zu ſeyn glaubte, einen Kourier nach Berlin abfertigte, um dieſe frohe Nachricht vorläufig anzukündigen. Allein wie ſchwan-

kend iſt das Glück des Menſchen, wie wenig zuverläſſig das ihm beſtimmte Loos! Oft glaubt er ſich ſchon am Ziele, empfindet das Vorgefühl der angenehmſten Zukunft, und — wird bald darauf durch eine fremde Einwirkung weit davon zurückgeſchleudert. Dies erfuhr auch Friedrich II. hier. Während er, mit der angeſtrengten Arbeit ſeiner unerſchrockenen Krieger zufrieden, ſich zu einem der glorreichſten Tage ſeines Lebens Glück wünſchte, trafen ihn Verhängniſſe des Schickſals, die den Gedanken an Sieg, an gänzliche Vertilgung des ruſſiſchen Heeres verwiſchten, und ihn und ſeine Armee in eine weit traurigere Lage verſetzten, als die war, in der er ſich nach dem Verluſte der Schlacht bei Kollin befand.

Alle preußiſchen Generale, bis auf einen, der den Schmeichler machte, obgleich er in ſeinem Herzen gewiß anders denken mochte, waren der Meinung: der König könne mit den erlangten Vortheilen zufrieden ſeyn, da die Ermattung ſeiner Truppen, nach einem ſo blutigen Gefechte an einem der heißeſten Sommertage, nicht viel mehr von ihrer ſonſt bekannten Tapferkeit erwarten ließe. Sie behaupteten: es ſey wahrſcheinlich, daß der Feind, deſſen Verluſt außerordentlich ſeyn müſſe, die einbrechende Nacht erwarten werde, um ſich zurückzuziehen, und daß daher die Ehre, das Schlachtfeld behauptet zu haben, ohne weiteres Blutvergießen erlangt werden könne. Selbſt der ſonſt ſo unternehmende Seydlitz war dieſer Meinung, und jeder glaubte, daß dieſer von ſeinem Beherrſcher ſo außerordentlich geſchätzte Feldherr, der Sache den Ausſchlag geben würde*). Allein

*) Wenn man Soltikows politiſches Benehmen vor und nach der Schlacht bei Paltzig beherzigt; wenn man weiß, wie unzufrieden er mit Dauns Langſamkeit war; wenn man annimmt, daß er es vielleicht gern ſah, einen ſcheinbaren Vorwand zum Rückzuge vor-

der König wollte ſich nicht begnügen, nur die Hälfte der ſich vorgenommenen Arbeit gethan zu haben. Eines Theils hatte er den Untergang der Ruſſen beabſichtigt, um — wie er ſich ſelbſt ausdrückte — ſie dermaßen in Schrecken zu ſetzen, daß ihnen die Luſt verginge, künftig wieder ſeine Gränzen zu betreten und ſeine Staaten zu verwüſten. Andern Theils mochte es ihm wohl zu gefährlich ſcheinen, ſchon jezt das angefangene Werk unvollendet zu laſſen, um den vielleicht möglichen, vielleicht aber auch nicht zu realiſirenden Rückzug des Feindes abzuwarten. Noch war dieſer im Beſitz des Spitzberges und der Anhöhen hinter dem Kuhgrunde, der das Schlachtfeld in der Breite durchſchnitt, und hatte er Entſchloſſenheit genug ſtehen zu bleiben, ſo erforderte es einen neuen Kampf, um ihn aus dieſem vortheilhaften Poſten zu vertreiben, beſonders wenn die Ruſſen Zeit gewönnen ſich zu ermannen, und neue Beweiſe der an dieſer Nation ſo gerühmten Standhaftigkeit abzulegen. An der Eroberung dieſer beiden Punkte ſchien alſo die Vollſtändigkeit des Sieges zu hangen, und Friedrich II. glaubte auch dieſe dem Feinde entreißen zu müſſen, wenn er ihre Niederlage vollkommen machen und im ungeſtörten Beſitz der Wahlſtatt bleiben wollte. So abgemattet auch das erſte Treffen ſeines rechten Flügels war, ſo blieb ihm doch noch das zweite, ſein linker Flügel und ſeine Cavallerie. Dieſe hatten bisher nur Zuſchauer abgegeben, und er hoffte, mit Hülfe dieſer friſchen Truppen, um ſo leichter zu ſiegen, da er die Ruſſen in Unordnung ſah, und Nachricht erhielt, daß General Wunſch bereits Meiſter von Frankfurt ſey.

---

zufinden: ſo gewinnt dieſe Behauptung ſehr viel Wahrſcheinlichkeit. Wie glücklich würde der Staat geweſen ſeyn, hätte Friedrich II. der Stimme der Genügſamkeit mehr Gehör gegeben!

Wenn man die Meinungen der preußiſchen Feldherren, jezt vom ferneren Gefechte abzulaſſen, mit den Gründen vergleicht, die den König bewogen, das einmal angefangene Treffen fortzuſetzen, ſo bleibt es ſchwer zu entſcheiden, wem von beiden man Recht geben ſoll. In den Behauptungen der Feldherren lag eben ſo viel wahres als in denen des Königs, wenn man beide beſonders zergliedert; die erſteren ſchienen indeß mehr auf Sicherheit des Spiels, leztere hingegen mehr auf Ruhmbegierde und — wenn man es geſtehen darf — auf Animoſität gegen die ruſſiſche Nation gegründet geweſen zu ſeyn. Wenn nun in ſolchen zweifelhaften Fällen ein glückliches Ungefähr, ſelbſt bei Vernachläſſigung der Vorſichtsregeln, zuweilen den Preis davon trägt, und wenn man ferner zugiebt, daß ein Heerführer bei ſeinen Unternehmungen das Glück mit in Anſchlag bringen muß: ſo wird man bewogen, Friedrichs Entſchluß weniger tadelnswerth zu finden. Uebrigens entſprachen die Anordnungen, die er machte, um den Feind aus ſeinen Hauptpoſten, die er noch inne hatte, zu vertreiben, ſeinen militäriſchen Talenten vollkommen, und bei der bekannten Tapferkeit und Disciplin der preußiſchen Truppen dürften ſie unter andern Umſtänden ihres Zweckes wohl nicht verfehlt haben. Allein zu wenig genaue Kenntniß des Terrains; daß er an dieſem Tage von ſeinen Kriegern vielleicht zu viel forderte, und daß er zu eben der Zeit die Ruſſen in die Nothwendigkeit verſetzte, lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als am hellen Tage eine Flucht zu ergreifen, die man ihnen ſo ſorgfältig zu verſperren ſuchte *), dies alles waren Umſtände,

*) In den Briefen eines alten preußiſchen Officiers, verſchiedene Charakterzüge Friedrichs des

die ihm alle bisher errungenen Vortheile und die Ehre des Sieges entriſſen. —

Da ſich der König einmal vorgenommen hatte, den Angriff fortzuſetzen, ſo befahl er ſeinem linken Flügel ſich rechts zu ſchwenken, und den Spitzberg nebſt der darauf er-

---

Einzigen betreffend, findet man auf der 118ten Seite folgende Bemerkung: „Wie viel koſtete der preußiſchen Armee die „übereilte Hitze des Königs bei Cunersdorf! Der General Wunſch, „ein bloßer Partheigänger, und gewiß in keinem Betracht dazu ge„macht, mit dem Könige verglichen zu werden, hatte hier die Sache „weit beſſer gefaßt, wie er, und ihm während der Bataille einen „Entwurf zugeſchickt, der, wenn der König ihn befolgt, der Sache „eine viel vortheilhaftere Wendung gegeben hätte.“ Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer dieſer Briefe dem Publikum dieſen Entwurf nicht mitgetheilt hat. Dieſe Stelle des angeführten Buchs leitet mich indeß auf eine Anekdote, die mir von einem Freunde, der ſich damals in Frankfurt befand, erzählt worden iſt, und vielleicht mit der bloß hingeworfenen Aeußerung des Verfaſſers in Verbindung ſteht. „Sobald Wunſch Meiſter von Frankfurt war,“ ſagte mir mein Freund, „ließ er die Flüchtlinge, die ſich über die, „über die Oder geſchlagenen Brücken zu retten ſuchten, ungehindert „ziehn, und in der Stadt machte er ſolche zu Gefangenen. Wäh„rend der Schlacht ließ er dieſes, ſein Verfahren, dem Könige mel„den, mit der Verſicherung, daß er dies für das zweckmäßigſte „Mittel halte, die geſchlagenen Ruſſen zum ferneren Rückzuge zu „bewegen. Friedrich II. ſey mit dieſer Veranſtaltung ſehr unzu„frieden geweſen, und habe ihm ausdrücklich befehlen laſſen, Kano„nen gegen die Brücken zu pflanzen, um die ſich dort in Menge „drängenden Ruſſen erſchießen zu laſſen. Dieſen Befehl habe „Wunſch, wie wohl ſehr ungern, befolgen müſſen, und dies grau„ſame Verfahren habe ſie zur Verzweiflung gebracht.“ Obgleich ich dies Faktum nicht ganz verbürgen mag, ſo ſcheint es doch mit den Geſinnungen des Königs genau übereinzuſtimmen.

richteten großen Batterie zu erobern; dem General Fink trug er auf, die Anhöhen an der Niederung zu ſtürmen, er ſelbſt aber nahm ſich vor, mit ſeinem rechten Flügel den Feind vom Rande des Kuhgrundes zu vertreiben; dies waren indeß Klippen, an denen ſelbſt die Herzhaftigkeit der Preußen ſcheitern mußte. Laudon, der ſeine Bundesgenoſſen geſchlagen ſah, war vorgerückt, und hatte den Abhang des zehn bis funfzehn Fuß tiefen Grundes mit ſeinen Grenadieren und vielem Geſchütz beſetzt. Soltikow hatte ſeinen rechten Flügel von den Judenbergen abgezogen, und daraus verſchiedene Linien hinter den Oeſtreichern formirt. Eine Menge Infanterie, die er auf die Anhöhen, welche ſich nach der Niederung am Hühnerfließ verliehren, geſtellt hatte, mußte das Finkiſche Corps in ſeinem Laufe aufhalten, und ſeine große Batterie auf dem Spitzberge das preußiſche Fußvolk des linken Flügels bei ſeinem Durchzuge zwiſchen den Seen bei Cunersdorf niederſchmettern.

Dieſer erheblichen Schwierigkeiten ungeachtet, ſetzte der König den Angriff fort. Allein das Finkiſche Corps konnte ſeinen Zweck nicht erreichen. Der linke Flügel hatte Mühe ſich zwiſchen den Seen durchzuziehn, um ſich unter dem Feuer der feindlichen Batterien zu formiren; und obgleich er mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Spitzberg anrückte, ſo litt er doch zu ſtark von dem darauf befindlichen zahlreichen Geſchütz, als daß er ſich deſſen hätte bemeiſtern können. Der Angriff auf den Kuhgrund war noch unglücklicher; die Preußen vermochten nicht die ſteile Anhöhe zu erklettern, geſchweige die Oeſtreicher von dem Rande des Grundes zu vertreiben. In dieſem entſcheidenden Zeitpunkte ergriff der König das letzte Mittel, welches er in ſeiner Gewalt hatte, er befahl ſeiner Cavallerie den Feind anzugreifen. Seydlitz,

an ihrer Spitze, gehorchte. Er zog ſie, ſo geſchwind es ſich thun laſſen wollte, durch die Defileen, welche die Seen bildeten, ſtellte ſie in Schlachtordnung, und ſtürzte mit derſelben auf den Feind; allein ein fürchterliches Kartätſchenfeuer warf Roß und Mann zu Boden, ihr Anführer ward verwundet, und mußte ſich aus dem Getümmel wegbringen laſſen. Zu eben der Zeit erſchien auch ruſſiſche und öſtreichiſche Reiterei in der Ebene, um die preußiſche in die Flanke zu nehmen; letztere gerieth dadurch in Unordnung, und ergriff förmlich die Flucht. Dieſe neue Widerwärtigkeit war dem Könige um ſo auffallender, da er ſich von Seydlitz Einſicht und Entſchloſſenheit mehr verſprach; dennoch gab er aber nicht alle Hoffnung auf. Am Kuhgrunde ward noch von beiden Seiten auf das grauſamſte gemordet; dieſer Theil des Schlachtfeldes war mit Leichen bedeckt, und endlich wichen die Preußen, abgemattet und mehr als zur Hälfte geſchmolzen. Der König ſammelte ſelbſt was er habhaft werden konnte, und führte dieſe Haufen an den Feind; allein auch dieſe wurden größtentheils getödtet, und endlich zurückgeſchlagen. Der Herzog von Würtemberg glaubte der einreißenden Unordnung noch vorbeugen zu können, wenn er von der Niederung aus mit einigen Regimentern Cavallerie in die ruſſiſche Infanterie einzuhauen ſuchte; das feindliche Geſchütz aber warf ſeine Reiter zurück, und er ſelbſt ward verwundet.

Jetzt ergriff die ganze preußiſche Armee die Flucht. Der König, welcher keine Gefahr ſcheuete, und ſein Leben gleich einem gemeinen Soldaten preis gab, that alles mögliche um einige Bataillone zum ſtehn zu bringen; allein durch die heftigſte Blutarbeit erſchöpft und von einem paniſchen Schrecken ergriffen, war alles gegen ſeine Befehle taub, und jeder ſuchte,

ſo

ſo gut er konnte, ſeine Rettung bei den Schiffbrücken an der Oder. Friedrich II. von ſeiner ihm ſonſt ſo ergebenen Armee verlaſſen, hielt noch, nur von wenigen Adjutanten begleitet, auf dem Schlachtfelde, gerade an einem Orte, wo das feindliche Feuer am ſtärkſten wüthete. Man bat ihn, ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen, allein vergebens. Es ſchien als wenn er ſelbſt gewünſcht hätte, das ſich ſelbſt zugezogene Unglück — nicht zu überleben; denn in der größten Verzweiflung, über den erlittenen großen Verluſt, hörte man ihn ausrufen: N'y a-t'il donc pas un b... de boulet qui puisse m'atteindre? *) Hier hielt er unerſchrocken unter Erſchlagenen und Verwundeten in Menge, und theilte noch Befehle aus. Von denen die um ihn waren, wurden verſchiedene an ſeiner Seite theils getödtet, theils verwundet. Ein Pferd war ihm ſchon unter dem Leibe erſchoſſen worden, ein zweites bekam einen Schuß in die Bruſt, und war im Begriff zu ſtürzen, als der damalige Flügeladjutant von Götz nebſt einem Unterofficier ihm noch vom Pferde halfen, ehe es fiel. Götz gab ihm das ſeinige. Kaum hatte der König es beſtiegen, als ihn eine Flintenkugel traf, zwiſchen ſeinem Kleide und der Hüfte in die Taſche fuhr, und nur durch ein goldenes Etui, welches er bei ſich führte, in ihrer Wirkung aufgehalten wurde. Faſt in eben dem Augenblicke zeigte ſich feindliche Cavallerie, und der König lief Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, wäre nicht der Rittmeiſter von Prittwitz mit einem Trupp Huſaren herbeigeſprengt, um den Feind aufzuhalten und den Monarchen zu decken. Die-

---

*) „Kann mich denn keine verwünſchte Kanonenkugel erreichen?" Eben ſo handelte Cäſar auf der Ebene von Munda, als ſeine Veteranen zu weichen ſchienen. Florus.

ſen Zeitpunkt nutzten ſeine Adjutanten; ſie fielen ſeinem Pferde in den Zügel, und riſſen ihn ſo wider ſeinen Willen aus dem Schlachtgetümmel.

Der Rückzug der preußiſchen Armee bis an die Oder geſchah in einer ſchrecklichen Unordnung. Sie war bei Kollin, Hochkirch und Paltzig geſchlagen worden, allein dort wich ſie nur der Uebermacht ihrer Feinde, um ſich gleich wieder zu neuen Gefechten anzuſchicken; hier aber kann man ſagen, es war eine allgemeine Flucht. Bei dieſer Verwirrung wäre es leicht möglich geweſen, den Reſt der tapferen Krieger, die unter Friedrichs Anführung allen Gefahren trotzten, gänzlich zu zerſtreuen, ehe ſie über die Oder ſetzen konnten, wenn die feindlichen Feldherren ſie mit Lebhaftigkeit verfolgt hätten. Allein es zeigten ſich nur wenige Koſacken, und zwar nur von der rechten Seite; auf der geradrn Straße nach Oetſcher, wo die Schiffbrücken lagen, ſah man niemand. Dieſer glückliche Umſtand rettete die Ueberbleibſel der Armee, welche ſich wieder ſammelte, am folgenden Tage über die Oder ging, und ſich bei Reitwein lagerte.

Man kann nicht umhin die ſonderbare Großmuth zu bewundern, mit welcher die feindlichen Feldherren das gänzlich geſchlagene preußiſche Heer auf ſeiner Flucht behandelten. Sie, denen es ein leichtes war, die zerſtreueten Feinde völlig aufzureiben, und ſo den politiſchen Streit ſeinem Ende nahe zu bringen, ließen die umherirrenden, muthlos gewordenen Preußen, einen Zufluchtsort hinter der Oder finden. Hätte Friedrich II. das Glück gehabt, die Ruſſen ſo zu ſchlagen wie er hier geſchlagen ward: wahrhaftig nichts würde ihn abgehalten haben, ſie in dieſem Fluſſe zu erſäufen, oder dem Schwerte ſeiner Cavallerie zu überliefern. Die außerordentliche Schonung, mit welcher Soltikow hier verfuhr (denn

dem hitzigen Laudon iſt dergleichen gemäßigte Denkungsart wohl nicht zuzumuthen), leitet uns daher auf die Vermuthung, daß er aus politiſchen Grundſätzen gefliſſentlich verabſäumte — die königliche Armee ganz zu vernichten. Bei allen Unglücksfällen, die Friedrich in dieſem grauſamen Kriege ſich ſelbſt zugezogen, hatte das Glück ſtets die Hand mit im Spiele. Bei Kollin und Hochkirch mußte Daun, bei Paltzig und Cunersdorf Soltikow ihn und ſeine Armee ruhig aus der Schlinge laſſen, wiewohl das Benehmen dieſer beiden Heerführer aus ganz verſchiedenen Grundſätzen herzuleiten iſt. Mit dieſer Mäßigung ſteht die Schlacht bei Leuthen in völligem Contraſt, und die bei Cunersdorf würde ihm noch auffallender und ſchrecklicherer geliefert haben, wäre der König, unter ſeinen Vorausſetzungen, Sieger geblieben. —

V.

Betrachtungen über die kritiſche Lage Friedrichs II. nach der Schlacht bei Cunersdorf. — Eroberung von Dresden. — Mißverſtändniſſe zwiſchen Soltikow und Daun. — Des Prinzen Heinrich vortrefflicher Feldzug rettet den König und den Staat.

Traurig war der Anblick der preußiſchen Armee am Morgen nach der Schlacht! 20,000 Mann waren theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen; ein großer Theil hatte ſich zerſtreut, und nicht viel über 5000 Mann befanden ſich um den König, als er bei der Oder angelangt war. Die Vermiſchung derſelben war ſo ſtark, daß man erſt mit Aufgang der Sonne im Stande war, wieder Regimenter zu formiren; indeß fanden ſich von den zerſtreuten doch viele wieder bei ihren Fahnen ein, ſo daß, mit Inbegriff des Wunſchiſchen Corps, welches ſich von Frankfurt glücklich abgezogen hatte, die Armee wieder bis auf 18,000 Mann angewachſen war. 165 Stück Geſchütz, von allerlei Caliber, waren theils auf der Wahlſtadt, theils auf dem Wege nach Oetſcher ſtehen geblieben, weil die äußerſt abgematteten Pferde daſſelbe durch die ſehr ſandige Gegend nicht mehr durchzuſchleppen vermochten. Letztere wurden dem Feinde erſt dann zur Beute, als die Preußen ſchon jenſeits der Oder waren.

Der König war äußerſt niedergeſchlagen, und in der erſten Betäubung hielt er alles für verlohren. Er, der nach der glücklichen Wendung die ſein erſter Angriff nahm, die Königinn und Berlin auf den glänzendſten Sieg vorbereiten ließ, ſchrieb jezt an den Staatsminiſter Grafen von Finkenſtein: Es iſt alles verlohren; retten Sie den Hof und die Archive. Er blieb einige Tage in ſeinem Zimmer ohne jemand zu ſprechen, als diejenigen, die ihm Rapporte abzuſtatten hatten *). Hier ſich ſelbſt überlaſſen, betrachtete er ſein trauriges Schickſal aus verſchiedenen Geſichtspunkten. Reizend waren freilich die Bilder nicht, die ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft anfänglich darſtellten, und konnten es auch nicht ſeyn, wann er überdachte, daß er in zwei unglücklichen Schlachten 30,000 Mann, und darunter den Kern ſeiner Infanterie, verlohren hatte; daß er von Schleſien und der Armee, die der Prinz, ſein Bruder, dort

*) Der König hielt ſich von ſeinem großen Verluſte ſo feſt überzeugt, daß, als der Adjutant der Artillerie ihm meldete: man habe ſo und ſo viel Kanonen noch gerettet, er ihn mit den Worten anfuhr: Herr er lügt, ich habe keine Kanonen mehr. Nur die pflichtmäßige Verſicherung dieſes Officiers, daß er die Wahrheit rede, überzeugten ihn einigermaßen, und dies war der erſte, wiewohl nur geringe Troſt, der in ſeine bekümmerte Seele floß.

Ein andermal beklagte er ſich gegen den Obriſten Moller über ſein Unglück, und äußerte dabei: es bleibe ihm auffallend, daß ſeine Armee nicht mehr das leiſten wolle, was er von ihrer ihm bekannten Tapferkeit zu erwarten ſich berechtiget hielte. Moller war verlegen: geradezu konnte er dem Könige nicht zu erkennen geben, daß er ſelbſt ſchuld an dieſen ſeinem Unglücke ſey. Er ſuchte daher einen Ausweg, und übernahm die Rolle eines Frömmlings, indem er behauptete: alle dieſe Widerwärtigkeiten hätten wahrſcheinlich ihren

befehligte, gänzlich abgeſchnitten, von mächtigen Feinden umringt, vielleicht kaum im Stande ſey, ſeine Reſidenz zu beſchützen; daß die Reichsarmee das ohne Vertheidigung gelaſſene Sachſen mit leichter Mühe erobern könne, und daß wahrſcheinlich der Krieg ſich nunmehr nach dem Innern ſeiner Staaten ziehen werde. So drückend aber auch alle dieſe Betrachtungen ſeinem Herzen ſeyn mußten, ſo überließ er ſich doch keinesweges der Verzweiflung. Sein großer Geiſt, deſſen alles durchſchauender Blick ſeine jetzige Lage mit der ſeiner Feinde verglich, dasjenige, was er gegenwärtig zu fürchten glaubte, gegen das, was ſeine Gegner wahrſcheinlich thun würden oder könnten, abwog, ſchmeichelte ſich bald, daß ſeine Lage noch nicht den höchſten Grad der ſchon ſo laut ausspoſaunten Vernichtung erreicht habe. Er konnte ſich leicht vorſtellen, daß auch die Ruſſen an dieſem blutigen Tage einen ſtarken Verluſt erlitten

---

Grund in der zu wenigen Religioſität, die gegenwärtig in der Armee herrſche. Schon ſeit ein paar Feldzügen habe er bemerkt, daß in den Lägern weder Betſtunde noch Predigt gehalten werde. Dieſe Geringſchätzung Gottes möchte alſo leicht eine Prüfungszeit veranlaßt haben, die unter veränderten Umſtänden wieder glückliche Epochen herbeiführen könne. Sey es nun, daß dieſe Aeußerung dem Könige auffiel, oder ſelbſt einen Strahl von Religioſität in ihm erweckte: kurz, von nun an mußte in den Standlägern wieder Gottesdienſt gehalten werden; zugleich nahm er den Obriſten Moller dergeſtalt in Affektion, daß er ſein täglicher Geſellſchafter ward, und daß er ſich ſo weit herab ließ, ihn in ſeinen bedrängten Umſtänden um Rath zu fragen: ein Beweis, daß in bedenklichen Lagen, ſelbſt egoiſtiſche Fürſten auf dem Throne, Menſchen — bleiben. Doch wir werden bald ſehen, daß dieſe Vertraulichkeit nur bis zur Wiederkehr des Glücks beſtand.

haben mußten *), und daß die große Entfernung von ihren Niederlagen ihnen vielleicht nicht erlaube, ſobald ſo wirkſam zu handeln, als man es vorzuſpiegeln bemüht war. Aus Erfahrung und Geſchichte belehrt, ſchmeichelte er ſich, daß es mit dem großen Bündniſſe des Wiener Hofes wohl eben die Bewandniß, wie mit allen großen Verſchwörungen, haben könne, beſonders wenn man die Charaktere der handelnden Perſonen, ihre Denkungsart, ihre Verhältniſſe gegen einander mit in Anſchlag brächte, und ſo flößten ihm dergleichen Betrachtungen bald wieder den Muth ein, der ihn auf einige Augenblicke verlaſſen zu haben ſchien. Dem General Kleiſt ſandte er den Befehl, mit den 5000 Mann, mit welchen er bisher die Schweden beobachtet hatte, zu ihm zu ſtoßen. Aus Cüſtrin und Berlin ward viel grobes Geſchütz und hinlängliche Munition verſchrieben, und nun ging er mit der Armee bis Fürſtenwalde zurück, um dies alles an ſich zu ziehn und Berlin zu decken.

Aller dieſer gewiſſermaßen erzwungenen Hülfsmittel ungeachtet, war Friedrichs Lage außerordentlich kritiſch. An ſeiner gänzlichen Vernichtung zweifelte Europa um ſo weniger, wenn es ſich ein richtiges Einverſtändniß zweier ihn umgebenden großen Armeen dachte; und man kann nicht in Abrede ſeyn, daß ſeine gegenwärtige Situation die ſchrecklichſte des bisherigen grauſamen Krieges war. Man weiß

---

*) Nach dem eigenen Geſtändniß des Feldmarſchalls Soltikow, hatten die Ruſſen in der Schlacht bei Cunersdorf 16,000, die Oeſtreicher 2500 Mann eingebüßt. Der Verluſt auf beiden Seiten war ſich alſo einander ziemlich gleich; das Verhältniß war es aber nicht; denn indem Friedrich II. die Hälfte ſeiner Armee verlohr, ſo vermißten ſeine Feinde nur ein Viertheil der ihrigen, bleiben ihm alſo ſtets überlegen.

auch, daß er, trotz ſeiner angenommenen Standhaftigkeit, im Grunde keinen glücklichen Ausgang der Sache hoffte: vielmehr erhellet aus gewiſſen Handlungen, daß er wenigſtens den Verluſt von Sachſen gewiß erwartete. Freilich war dazu der größte Anſchein, da die Reichsarmee nichts hinderte, hier Eroberungen zu machen, und noch kein Ausweg abzuſehen war, dies zu hintertreiben. Dieſe Betrachtung mag daher die Veranlaſſung gegeben haben, daß der König, und zwar zwei Tage nach der Schlacht, alſo in einem Zeitpunkte, in welchem er, durch die erlittene Niederlage tief gebeugt, alles für verlohren hielt, dem Kommandanten von Dresden, Grafen von Schmettau, zu keinem Entſatze Hoffnung machte, und bei einer vielleicht nöthig werdenden Kapitulation die ſieben Millionen baares Geld, welche ſich in der dortigen Kriegskaſſe befanden, zu retten befahl.

Hätte Friedrich II. vorausſehen oder ſicher hoffen können, daß die Operationen ſeiner Feinde ſo wenig zweckmäßig eingerichtet ſeyn würden: ſo würde er gewiß dieſen übereilten, in der Folge ihm ſo nachtheilig gewordenen Befehl zurückgenommen haben. Allein wie konnte er ſich überreden, daß Daun ſo wenig zu Gunſten ſeiner Bundesgenoſſen thun, der große Feldherr, Prinz Heinrich, durch künſtliche Märſche das Gleichgewicht ſo bald wieder herſtellen, und ihn dadurch retten würde. Dieſe Begebenheiten ſind ſo ſonderbar, und darum ſo merkwürdig, weil ſie den Ausgang des Feldzuges gewiſſermaßen entſchieden, und wir halten uns daher verbunden, dieſen Thatſachen eine betrachtende Zergliederung zu widmen, indem wir in der Geſchichte etwas zurückgehen.

Je näher die Ruſſen der Oder kamen, deſto mehr bemühte ſich Daun, durch allerlei Bewegungen, die er ſeine

abgeſonderten Corps machen ließ, ſeine Bundesgenoſſen zu überzeugen, daß auch er, dem abgeredeten Operationsplane gemäß, zu handeln gedenke. Allein alle dieſe Bewegungen, woran die bei Markliſſa unbeweglich ſtehende Hauptarmee keinen Antheil nahm, hatten darauf wenig oder gar keine Beziehung. Der damals noch bei Schmottſeifen gelagerte König von Preußen ließ ſich auch nicht irre machen, und General Fouquet, der den Poſten bei Landshut beſetzt hielt, befand ſich in einer zu feſten Stellung, als daß dieſer aufmerkſame Feldherr etwas von Wichtigkeit hätte zu fürchten haben ſollen. Endlich glaubte der öſtreichiſche Heerführer, etwas auffallendes thun zu müſſen, um den Argwohn, als ſey er eben nicht ſonderlich geneigt, viel zur gemeinſchaftlichen Sache beizutragen, von ſich abzulehnen. Seine Abſicht ging dahin: die an den Gränzen ſtehenden Preußen aus ihren Poſitionen zu verdrängen, ſie zu bewegen, ſich tiefer ins Land zurückzuziehn, und dadurch freiere Hände in der Lauſitz zu bekommen, ohne es auf den ungewiſſen Ausgang eines Treffens ankommen zu laſſen. Dies hoffte er zu bewirken, wenn er das Corps, welches der Feldzeugmeiſter Harſch bei Trautenau befehligte, gegen den Poſten von Landshut vorrücken ließe. Harſch rückte bis Schömberg vor, nachdem er den General Wolfersdorf mit ungefähr 6000 Mann bei Goldenelſe zurückgelaſſen hatte. Er recognoscirte die preußiſche Stellung bei Reichhennersdorf, fand aber bald alle Schwierigkeiten, die ſeinem weitern Vordringen im Wege ſtehen würden; um indeß den Wünſchen des Feldmarſchalls Daun nach Möglichkeit zu entſprechen, ſuchte er durch abgeſandte Detaſchements dem Feinde die Communication mit Schweidnitz und ſeinen dortigen Niederlagen zu erſchweren, und zu verſuchen, ob und

wie lange Fouquet es in ſeiner Poſition würde aushalten können. Dem klugen Benehmen dieſes Feldherrn ſetzte aber der unter ihm ſtehende General de Ville eine unüberlegte Hitze entgegen; er warf ſich auf, durch künſtliche Märſche Fouquet ohne Schwertſtreich zu delogiren. Harſch bewies ihm mit Gründen das Gefährliche dieſes Manövers; und da er durch Vorſtellung nichts ausrichten konnte: ſo überließ er dem Günſtlinge des Kaiſers die ganze Ausführung, und ſchützte eine Unpäßlichkeit vor. De Ville ſchickte ſich an, einen Plan zu realiſiren, von dem er ſich ſo viel verſprach. Er drang ungehindert über Conradswalde bis Fürſtenſtein vor, nahm daſelbſt eine feſte Poſition, und unterbrach dadurch wirklich die Communication zwiſchen Schweidnitz und Landshut.

Fouquet verhielt ſich bei dieſem Zuge des Feindes ganz ruhig. Das Unzweckmäßige ſeiner Unternehmung, die, von keiner in der Nähe ſtehenden Armee unterſtützt, ihn zu weit von ſeinen Magazinen entfernte, leuchtete ihm ein. Er hielt ſich verſichert, daß de Ville bald ſein Vorhaben würde aufgeben müſſen, wenn er ihm die Gelegenheit, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen und ſicher nach Böhmen zurückzukehren, würde benommen haben. In dieſer Vorausſetzung ließ er alle dahin führenden Hauptſtraßen beſetzen, alle Schleifwege verhauen und verderben; den General Krockow ſtellte er mit 4000 Mann bei Landshut auf, und nahm ſeine Hauptpoſition zwiſchen Conradswalde und Friedland.

De Ville blieb einige Tage ruhig ſtehen. Seine leichten Truppen ſtreiften bis Breslau, und er erwartete mit Ungeduld, daß die Preußen das Gebirge verlaſſen ſollten. Allein aus dem Verfahren ſeines Gegners ſchloß er bald,

daß er dazu eben ſo wenig Hoffnung habe, als zu den Mitteln, ſich länger in Schleſien zu erhalten: ja ſeine Beſorgniß ſtieg mit jedem Tage, als er erfuhr, daß man ihm die Wege nach Böhmen ſorgfältig zu verſperren bemüht ſey. Jezt erſt merkte er, wie weiſe Harſch von dieſer Expedition geurtheilt, und daß, ſo leicht es ihm geworden ſey, in Schleſien einzudringen, es ihm eben ſo ſchwer, wo nicht unmöglich werden könne, ſich ohne großen Verluſt wieder herauszuziehn. Nur durch einen Umweg war dies zu bewirken; dieſer war aber ſo beſchwerlich, daß er Gefahr lief, ſeine Artillerie, ſein Gepäcke und ſeinen Nachzug einzubüßen. Es ſchien ihm daher rühmlicher, mit dem Degen in der Hand, ſich eine der Hauptſtraßen zu eröffnen. Die Verſuche, die der General Janus bald bei Conradswalde, bald im Einverſtändniſſe mit dem General Wolfersdorf bei Friedland machen mußte, waren fruchtlos; auf beiden Punkten ward er mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Da nun auf der Hauptſtraße nicht mehr fortzukommen war: ſo blieb de Ville nur noch der Weg über Johannisberg offen. So beſchwerlich dieſer zu durchziehen iſt, ſo war bei ſeinem Corps der Brodmangel doch ſo drückend, daß er, nothgedrungen, ſich dazu entſchließen mußte. Die größte Gefahr dabei war, daß Fouquet ihm auch dieſen verſperren konnte, wenn er von ſeinem Vorhaben zeitig Nachricht erhielt; um alſo ſeine Abſicht möglichſt zu verbergen, nahm er ſein Lager bei Gottesberg, und gab ſich das Anſehn, als wolle er einen ernſtlichern Verſuch machen, bei Conradswalde durchzubrechen. Während dieſer Zeit mußte ſein Gepäck jenen beſchwerlichen Weg einſchlagen; mit Einbruch der Nacht folgte er in zwei Kolonnen, und war ſo glücklich, Johannisberg zu erreichen, ehe ſein Nachtrab eingeholt werden konnte. Dieſe Entſchloſ-

ſenheit rettete diesmal ſein ganzes Corps; denn ſchon hatte Fouquet dem Obriſten le Noble aufgetragen, mit einigen leichten Truppen nach Tannhäuſen zu ziehn, um dem Gepäck aufzulauern, und er nahm dieſen Befehl nur zurück, weil de Ville's ſtandhaftes Betragen ihn einem Rückzuge ganz entgegengeſetzte Abſichten vermuthen ließ*). Zwar verfolgte er ihn bis an die Gränze, und wollte ſogar das bei Königshayn vorgerückte Wolfersdorfiſche Corps überfallen; allein die dazu entworfene Diſpoſition ward nicht belohnt, weil ſich die Oeſtreicher mit ſolcher Eilfertigkeit nach Trautenau zurückzogen, daß ſie ihr Lager und Gepäck im Stiche ließen. De Ville konnte ſich ſehr glücklich ſchätzen, der Gefahr, in die er ſich gegen alle Vorſtellung geſtürzt hatte, mit ſo wenigem Verluſt entgangen zu ſeyn. Gewiß, ſeine inconſequente Unternehmung, ſo wie Wolfersdorfs, ohne Einſicht und Diſpoſition, gemachter Rückzug, verdienten eine derbere Züchtigung. Demungeachtet gelang es beiden durch ihren Einfluß bei Hofe, alles zu ihrem

---

*) Warnery behauptet in ſeinen Campagnes de Fréderic II. pag. 341, der General Fouquet habe ihn verſichert, er hätte mit Bedacht den Oeſtreichern einen Ausweg offen gelaſſen, weil ſie dem platten Lande entſetzlich läſtig gefallen wären; allein dieſe Art, einen Feind aus der Schlinge zu laſſen, ſtimmt ſo wenig mit Fouquets Denkungsart, als mit den ihm wohlbekannten Grundſätzen des Königs, und man wird bewogen, jene Aeußerung gegen Warnery für eine bloße Prahlerei zu halten. Denn da Fouquet, aus Beſorgniß wegen eines muthigen Anfalls des Feindes bei Conradswalde, le Noble faſt in eben dem Augenblicke wieder zurückrief, da er ihn abſchickte: ſo iſt es faſt außer Zweifel, daß er wirklich den Entwurf gemacht hatte, de Ville auch dort zuvorzukommen, von dieſem aber überliſtet ward, und dies nicht habe auf ſich kommen laſſen wollen. —

Beſten zu lenken; denn Dauns militäriſches Sündenregiſter erlaubte ihm nicht, die Fehler ſeiner Unterfeldherren zu ſcharf zu rügen, ohne zugleich die ſeinigen zu verrathen.

So fruchtlos dieſe Unternehmung ablief, eben ſo wenig zweckmäßig waren die Schritte, welche Graf Daun in der Lauſitz that, um dem abgeredeten Operationsplane zu entſprechen. In dem gegenwärtigen Feldzuge hat es wohl keine Periode gegeben, wo das Zuſammentreffen der Umſtände dem öſtreichiſchen Heerführer günſtiger geweſen wäre, um mit weniger Gefahr und ſo vieler Hoffnung eines guten Erfolgs, zu Werke zu gehn. Allein, ſtatt ſich jezt als ein Cäſar zu zeigen, blieb er ganz zur Unzeit der Fabius, deſſen Rolle er bisher ſo ausgezeichnet geſpielt hatte. Er wußte, daß der König von Preußen, durch den Verluſt der Schlacht bei Paltzig veranlaßt, mit einem großen Theile ſeiner Armee nach der Oder marſchirt war, um ſich den Forſchritten der Ruſſen zu widerſetzen; er konnte leicht überrechnen, daß er, ſelbſt nach Abzug des Laudoniſchen Corps, der Armee des Prinzen Heinrich, die ihn beobachtete, um mehr als die Hälfte überlegen blieb, und er mußte fühlen, daß es ſeine Pflicht ſey, die Operationen der Bundesgenoſſen ſeines Hofes, die ſich für die gemeinſchaftliche Sache ſo thätig zeigten, ſo viel als möglich zu erleichtern. Demungeachtet unternahm er nichts gegen den Prinzen Heinrich und erſt am Tage der Schlacht bei Cunersdorf, nachdem er die Verſicherung erhalten hatte, daß zwiſchen Croſſen und dem Bober kein Feind zu ſehen ſey, verließ er das Lager bei Lauban, um über Priebus nach Triebel zu marſchiren, wo er, nach dem Siege der Ruſſen, gegen drei Wochen unthätig zubrachte.

Die Reichsarmee war dagegen deſto thätiger geweſen.

Der Pfalzgraf von Zweibrücken, der ſie anführte, hatte den Zeitpunkt genützt, in welchem Sachſen, bis auf die Städte Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg, ganz von preußiſchen Truppen entblößt war, um dies Churfürſtenthum dem Könige von Pohlen, **Auguſt III.** wieder zu unterwerfen. Nichts war leichter, weil nirgends Widerſtand anzutreffen war. Leipzig und Wittenberg ergaben ſich ohne Umſtände, nur in dem elend befeſtigten Torgau, hielt der tapfere Obriſt **Wolfersdorf** eine Belagerung von fünf Tagen aus, ſchlug alle Stürme, die der Feind machte, ab, erhielt eine ehrenvolle Kapitulation; und als man, bei ſeinem Abzuge aus der Stadt, ſolche in einigen Artikeln zu brechen ſuchte, beſaß er Gegenwart des Geiſtes genug, den Prinzen von Stollberg durch einen muthigen Entſchluß zu zwingen, ſie nicht allein zu halten, ſondern ihm noch mehr zuzugeſtehn als anfänglich verabredet worden war *).

Dresden war nur noch übrig, um ſich den Beſitz von ganz Sachſen zu verſchaffen, und hierauf ſchien Feldmarſchall **Daun** ſein Hauptaugenmerk gerichtet zu haben. Schon im vorjährigen Feldzuge hatte er, wiewohl vergeblich, verſucht, ſich dieſer Hauptſtadt zu bemächtigen; damals hinderte ihn aber, theils die Entſchloſſenheit des Kommandanten, Grafen **Schmettau**, theils der ſchnelle Marſch des Königs daran. Gegenwärtig war dieſer bei Cunersdorf

---

*) Dieſe ſonderbare Begebenheit, die ſowohl in mehrern Schriften ſehr umſtändlich erzählt, als auch in der Folge durch einen Kupferſtich verewigt worden iſt, beweiſt klar, wie viel der feſte Charakter eines entſchloſſenen Mannes dazu beitragen kann, ſeinem niederträchtig genug denkenden Feind zu imponiren. Sie macht Wolfersdorf eben ſo viel Ehre, als ſie den Namen ſeines Gegners mit Recht befleckt.

geſchlagen, befand ſich in der traurigſten Lage, ein Entſatz ſchien eine Unmöglichkeit, und folglich kein günſtigerer Zeitpunkt eintreten zu können, um ihm eine Provinz zu entreißen, deren Beſitz ihm ſo viel Vorſchub zur Fortſetzung des Krieges verſchaffte. Alles dieſes fühlte Daun; und da ihm viel daran gelegen ſeyn mußte, ein Lieblingsprojekt, welches ſchon einmal zu ſeinem größten Nachtheil, unausgeführt bleiben mußte, dennoch zu realiſiren, ſo wandte er alle Mittel an, die ſein vorſichtiger Charakter nur erdenken konnte, um ſowohl den König, als den Prinzen Heinrich zu hindern, in Sachſen wieder einzudringen. Man wird bewogen zu urtheilen: daß er, um die Eroberung von Dresden zu ſichern, damals in der Unthätigkeit blieb, die ihm in der Folge die Mißhelligkeiten mit den nordiſchen Bundesgenoſſen und das nicht günſtige Urtheil des Wiener Publikums zuzog. Zwar erreichte er ſeinen Endzweck; Dresden ging, wie wir gleich ſehen werden, durch Zufall für die Preußen verlohren; dagegen konnte er durch ſeine, mit größter Bedachtſamkeit getroffene Vorkehrungen, weder den König abhalten, ein Corps zum Entſatz abzuſenden, noch den Prinzen Heinrich hindern, den Schauplatz des Krieges wieder nach Sachſen zu verſetzen. Aus dem einzigen Geſichtspunkte, die Belagerung von Dresden zu decken, verleitet, zog er eine Kette von ſtarken Corps längs der ſchleſiſchen Gränze, von Markliſſa bis Mühlroſe, wo Haddick, nachdem er den Marſch der Laudoniſchen Hülfstruppen zur ruſſiſchen Armee geſichert hatte, ſtehen geblieben war. Daun beging aber dadurch Fehler, die Prinz Heinrich zu benutzen verſtand; dieſer führte ihn durch künſtliche Bewegungen irre, zwang ihn, ſich auf Dresden zurückzuziehn, und machte durch dieſen ſchönen Feldzug ſeinen militäriſchen

Ruhm unſterblich. Die Geſchichte aller dieſer merkwürdigen Begebenheiten iſt kürzlich dieſe.

Nach der Eroberung von Torgau näherte ſich die Reichsarmee der Stadt Dresden, und ſchloß, in Vereinigung mit den von dem Feldmarſchall Daun, unter Anführung der Generale Wehla, Brentano und Maquire dahin abgeſandten Corps, ſolche von allen Seiten ein. Um der Familie des Königs von Pohlen das Unangenehme einer Belagerung, und ſich den Verluſt vieler Menſchen zu erſparen, verſuchte der Herzog von Zweibrücken den Kommandanten durch allerlei Drohungen zur Uebergabe zu verleiten; allein Schmettau ließ ſich nicht irre machen, antwortete in eben dem Tone, drohete gleichfalls, bei der erſten Feindſeligkeit die Vorſtädte abzubrennen, und traf Vorkehrungen, die von dem Vorſatze, ſich auf das Verzweifeltſte zu wehren, zeugten. Da ſeine Beſatzung zu ſchwach und zu wenig zuverläſſig war, um alle Werke der Feſtung zu vertheidigen: ſo verließ er die ſogenannte Neuſtadt, um die Altſtadt deſto beſſer behaupten zu können. Eben als er mit allen dieſen Einrichtungen zu Stande gekommen war, erhielt er jene Kabinetsordre, deren wir auf der S. 120 erwähnt haben, die ſeinen entſchloſſenen Vorſatz merklich ſchwächte, ſeine Lage veränderte, und in der Folge den Grund zu noch mehreren Unglücksfällen legte.

Noch hatte, im eigentlichen Verſtande, die Belagerung nicht ihren Anfang genommen. Man erwartete zuvörderſt das aus Böhmen herbeizuſchaffende Geſchütz; einige feindliche Anfälle auf die Oſtervorſtadt waren abgeſchlagen, und dann letztere in Brand geſteckt worden. Maquire hatte die Neuſtadt beſetzen und eine Batterie gegen die Elbbrücke auffahren laſſen; andere wurden auf der Oſterwieſe erbaut, um die

Werke zu beſchießen, und ein von beiden Seiten wohl unter-haltenes Feuer war es, womit man ſich wechſelſeitig begrüß-te, als der Herzog von Zweibrücken erfuhr: daß es dem General Wunſch, den der König zum Entſatze von Dresden abgeſchickt habe, geglückt ſey, Wittenberg und Torgau wieder zu erobern, und daß er ſeinen Marſch auf Dresden rich-te. Dieſe unerwartete Nachricht, ſo wie die dringenden Vor-ſtellungen des ſächſiſchen Hofes, zu einer Kapitulation die Hand zu bieten, bewogen ihn, einen zweiten Verſuch zu ma-chen, den Kommandanten zur Uebergabe zu beſtimmen. Ma-quire erhielt dazu den Auftrag. Er unterredete ſich mit dem Grafen Schmettau auf der Brücke, ward zudringlich und der Graf, der von der Ankunft des Entſatzes nichts wußte, glaubte dem vom Könige erhaltenen Befehle gemäß zu handeln, wenn er die vorgeſchriebenen Bedingungen er-hielte. Es ward alſo ein Waffenſtillſtand beliebt; Schmet-tau entwarf die Punkte der Kapitulation, und bedung ſich darin, außer einem freien Abzuge, die Mitnahme der könig-lichen Kaſſen, ſämmtlicher preußiſchen Artillerie, Munition Gewehre, Bagage, Montirungsſtücke, Geräthſchaften u. ſ. w. aus. Anfänglich wollte man feindlicher Seits dies nicht zu-geſtehn; je näher aber Wunſch anrückte, deſto mehr ließ der Herzog nach, bis endlich die Kapitulation ſo zu Stande kam, wie ſie Schmettau vorgeſchrieben hatte.

Am folgenden Tage (den 5ten September) erſchien Wunſch auf der Straße von Großenhayn nach Dresden. Er fand den General Brentano auf den Höhen an dem Wege von Moritzburg in Schlachtordnung geſtellt; griff ihn an, brachte ihn bald zum weichen, und nahm ſich vor, die Neuſtadt zu ſtürmen, in der Vorausſetzung, die Beſatzung werde ihm zu Hülfe kommen, und den Feind zwiſchen zwei

Feuer bringen. Als er beim Fiſchhauſe ankam, fand er Brentano mit Wehla vereinigt vor ſich. Er griff beide Feldherren an, und hatte ſie über den Haufen geworfen, als eben die Nacht einbrach. Letztere beſchloß er zu benutzen, um Nachrichten aus der Stadt zu erhalten; dieſe Hoffnung ward ihm aber vereitelt. Es war ihm nicht möglich etwas Zuverläſſiges von dem Zuſtande der Beſatzung zu erfahren; es zeigte ſich niemand, der ihm von dem Grafen Schmettau etwas hinterbracht hätte; eine todte Stille herrſchte überall; es fiel ſo wenig von Seiten der Belagerer als der Belagerten ein Kanonenſchuß, und hieraus mußte er ſchließen, der Kommandant müſſe ſich ſchon ergeben haben. In dieſem Falle war ein längerer Aufenthalt eben ſo unnütz als gefährlich, und er zog ſich daher nach Großenhayn zurück, um ſeinen durch angeſtrengte Märſche und beſtändige Gefechte abgematteten Soldaten einiger Erholung zu gönnen. Auf dieſe Weiſe mußte alſo jener in einer finſtern Stunde des Unglücks geſchriebene königliche Befehl die Veranlaſſung dazu geben, daß Dresden ohne Belagerung in öſtreichiſche Hände fiel. Eine Verzögerung von 24 Stunden wäre hinreichend geweſen, eine Stadt zu retten, an deren Erhaltung dem Könige ſo viel gelegen ſeyn mußte; denn bei Annäherung des Generals Wunſch, deſſen Corps — wie es faſt immer der Fall iſt — durch die hundertzüngige Fama entſetzlich vergrößert, und zu 12,000 Mann angegeben wurde, bleibt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Herzog von Zweibrücken den Entſchluß gefaßt haben würde, die Belagerung aufzuheben.

So hat faſt bei allen großen Begebenheiten das Schickſal die Hand mit im Spiele; und wenn es, in der verzweifeltſten Lage, ſelbſt dem größten Geiſte nicht zu verargen iſt,

daß er ſich übereilt, ſo beſtimmt auch oft die Art und Weiſe wie ein ertheilter Befehl verſtanden, oder ein gegebener Wink eingeſehn wird, die Handlungen der Menſchen. Dies war auch der Fall des Grafen Schmettau. Nach dem buchſtäblichen Sinne jenes königlichen Befehls vom 14ten Auguſt war ihm nichts zur Laſt zu legen; allein da ihm einige Tage nachher aus dem Kabinet eine in Chiffern geſchriebene Nachricht zugeſtellt wurde, daß noch nicht alles verlohren ſey, ſondern der König nur Geſchütz, Munition und das aus Pommern im Anmarſch begriffene Corps des Generals Kleiſt erwarte, um wieder zu agiren: ſo konnte er ſich leicht vorſtellen, daß deſſen erſte Schritte auf die Befreiung von Dresden gerichtet ſeyn würden. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ward die Kapitulation zu raſch abgeſchloſſen, indem Schmettau die Feſtung faſt in eben dem Augenblicke übergab, als der Entſatz ſchon in der Nähe war *).

Einige Zeitgenoſſen wollen behaupten, daß, als Wunſch an den Thoren von Dresden erſchien, Schmettau die bereits gezeichnete Kapitulation eben ſowohl hätte brechen können, als der Herzog von Zweibrücken ſie dadurch durchlöcherte, daß er am Abend, als er zur Stadt

*) Warum Friedrich II. dem General Schmettau dieſen Wink bloß durch ſein geheimes Kabinet geben ließ, ſtatt ſolchen durch ſeine eigenhändige Unterſchrift zu ſanktioniren, iſt ein Räthſel, das ſich nur dadurch löſen läßt, wenn man vorausſetzt: daß er, aus Beſorgniß, der Entſatz möchte dem ſchwachen Wunſchiſchen Corps nicht gelingen, und aus Furcht, die 7 Millionen durch eine förmliche Belagerung zu verlieren, den Kommandanten lieber an ſeinen erſten Befehl binden, zugleich aber demſelben überlaſſen wollte, ſich mit Einſicht zu benehmen, ohne ſich dabei zu compromittiren. —

kam, die königliche Familie mit ſich nach der Neuſtadt nahm. Wir wollen nicht entſcheiden, ob Schmettau ſich ein Recht anmaßen konnte, einen Vorwand zu erfinden, um die Kapitulation zu brechen. Vielleicht ſchien ihm dieſer Schritt zu gefährlich; vielleicht dürfte ein Wolfersdorf in ſeiner Lage dazu mehr Entſchloſſenheit gehabt haben; ſo viel müſſen wir indeß zugeben, daß er auf die ihm durch einen ſichern Menſchen zugeſtellte chiffrirte Nachricht zu wenig Rückſicht genommen zu haben, und nicht genug bemüht geweſen zu ſeyn ſcheint, Nachrichten von der Armee des Königs, beſonders aber von dem, was an der Elbe vorging, einzuziehn. Hiernächſt hätte er aus der großen Zudringlichkeit und Nachgiebigkeit des Herzogs von Zweibrücken billig Argwohn ſchöpfen, und nicht ſo eilig zu Werke gehen ſollen, da ihm bekannt ſeyn mußte, wie wichtig der Beſitz von Dresden damals war. Unter ſolchen Umſtänden mußte ihn freilich ein hartes Schickſal treffen*).

Von Großenhayn eilte Wunſch nach Torgau. Dieſer Ort, den er kaum erobert hatte, lief Gefahr, dem General

---

*) Der König verurtheilte ihn zum Feſtungsarreſt; durch viele Fürſprache und dadurch, daß er demſelben verſchiedene Plane, die er aus öſtreichiſchen Dienſten, worin er zuvor geſtanden hatte, überreichte, geſchah es in der Folge, daß er ſeines Arreſtes entlaſſen mit einer jährlichen Penſion von 1000 Thaler begnadigt, und zu Brandenburg ſich aufzuhalten angewieſen ward. Zwar verſuchte er, dem Könige vorzuſtellen, daß er, in Rückſicht ſeines wenigen eigenen Vermögens, als General-Lieutenant, von dieſem Gnadengehalte nicht leben könne; allein Friedrich, hierüber aufgebracht, antwortete ihm: er möchte froh ſeyn, ſeinen Kopf behalten zu haben. Schmettau beſaß viele militäriſche Talente, und war beſonders ein geſchickter Ingenieur. Er ſtarb in ſeinem Exil, ohne jemals wieder eine militäriſche Rolle geſpielt zu haben.

St. Andree, der mit 10,000 Mann davor gerückt war, wieder in die Hände zu fallen. Der großen Ueberlegenheit des Feindes, der Vortheile ſeiner Poſition, und der Schwäche des preußiſchen Corps ungeachtet, griff er ihn mit ſo viel Geſchicklichkeit als Ungeſtüm an, zwang ihn die Flucht zu ergreifen, und erbeutete acht Kanonen nebſt dem ganzen Lager und allem Feldgeräthe. Wunſch, der an der Spitze ſeines Freiregiments nur als Partheigänger ſich bekannt gemacht hatte, zeigte ſich gegenwärtig als General von großen Einſichten. Durch Entſchloſſenheit, gute Auswahl der Dispoſitionen und geſchickte Ausführung derſelben, gelang es ihm, mit 4000 Mann einen beinahe zweimal ſtärkern Feind zu ſchlagen, das Vertrauen des Königs zu gewinnen, den ſchon ſinkenden Muth der preußiſchen Truppen von neuem zu heben, und den Weg zur Wiedereroberung von Sachſen zu bahnen.

Während alles dieſes an der Elbe vorfiel, herrſchte bei der öſtreichiſchen und preußiſchen Armee eine Unthätigkeit, die das Publikum eben ſo ſehr befremdete, als ſie einzig und allein die Mittel an die Hand gab, daß Friedrich II. ſich erhohlen, und Prinz Heinrich Wege einſchlagen konnte, ihm wieder Luft zu machen. Seit der Schlacht bei Cunersdorf hatte Feldmarſchall Soltikow ſeine bei Loſſow genommene Stellung nicht verlaſſen. Nach zwei erfochtenen blutigen Siegen ſchien er zu erwarten, daß Graf Daun auch ſeiner Seits auf die gemeinſchaftliche Bahn mit eben der Thätigkeit fortwandeln werde, als er angewendet hatte, ſie zu brechen. Dieſe Forderung war um ſo billiger, da er in zwei Schlachten über 20,000 Mann eingebüßt, dagegen die große öſtreichiſche Armee noch keinen Schritt von Erheblichkeit zum allgemeinen Endzwecke gethan hatte. Allein eine

ſo uneigennützige Denkungsart war eben ſo außer dem eigen⸗
thümlichen Charakter des Feldmarſchalls Daun, als dem
Syſteme ſeines Hofes ganz und gar nicht angemeſſen. Gleich
jener Katze hatte man ſich Soltikows bedient, um gebra⸗
tene Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, und jezt verlangte
man, daß er noch einmal die Pfötchen leihen ſollte, um die
letzte zu haſchen. Daun ſchützte die Nothwendigkeit vor,
durch ſeine Stellungen in der Lauſitz, den König ſowohl als
den Prinzen Heinrich abhalten zu müſſen, der Eroberung
von Dresden Hinderniſſe in den Weg zu legen; daher ließ
er den ruſſiſchen Heerführer durch die an ihn geſandten Ge⸗
nerale Lascy und Aiaſaſſa's verſchiedentlich erſuchen,
ſeine erlangten Vortheile zu nützen, und durch weiteres Vor⸗
dringen das ſo lange gewünſchte Ende des Trauerſpiels rühm⸗
lichſt herbeizuführen. Zugleich ließ es der Wiener Hof nicht
an Geſchenken fehlen, und der an demſelben reſidirende fran⸗
zöſiſche Geſandte machte es dem bei der ruſſiſchen Armee an⸗
geſtellten Marquis von Montalembert zur Pflicht, Sol⸗
tikows Unentſchloſſenheit durch die ihm im Proſpekte ge⸗
zeigte Plünderung von Berlin und der Mark Brandenburg
zu beſtimmen, und deſſen Ehrgeitz, durch den ſophiſtiſchen
Satz: daß, wenn er die ſich ihm darbietende ſo günſtige Ge⸗
legenheit entwiſchen ließe, er einem andern die Früchte ſeiner
ſo mühſam errungenen Vortheile würde überlaſſen müſſen,
zu reizen. Allein weder Lascy's und Ajaſaſſes militä⸗
riſcher Vortrag, noch die Geſchenke des Wiener Hofes, noch
Montalembert's Beredſamkeit, konnten den ruſſiſchen
Heerführer in Bewegung ſetzen. Zur Beförderung der ge⸗
meinſchaftlichen Angelegenheiten glaubte er in dieſem Feld⸗
zuge genug gethan zu haben, hielt ſich für verbunden, ſeiner
Beherrſcherinn den Reſt ihrer Armee zu erhalten, und war

unwillig, daß die Bundesgenoſſen des Hauſes Oeſtreich ſich allein für deſſen Intereſſe aufopfern, und ihm das Glück in die Hände ſpielen ſollten. Nichts konnte ihn bewegen, einen Schritt zu wagen, den er ſeiner Convenienz nicht angemeſſen fand; vielmehr warf er dem Feldmarſchall Daun ſeine Saumſeligkeit vor, und ließ ihm die Verſicherung geben: daß, wenn er ferner Schwierigkeiten machen würde, dem Könige von Preußen zu folgen, er ſeine Armee, die bisher alles, die öſtreichiſche aber noch nichts gethan hätte, nach Poſen zurückführen würde.

Ein ſo beſtimmter Ausſpruch brachte Daun in keine geringe Verlegenheit; und da er weder durch die Vorſtellungen ſeiner Abgeſandten, noch durch die ihnen verliehene Fürſprache, ſeinen Collegen nach ſeinen Wünſchen hatte beugen können: ſo beſchloß er, ſelbſt ſich mit dem ruſſiſchen Heerführer zu beſprechen. Beide Feldherren und der Vermittler Montalembert trafen zu Guben zuſammen. Der größte Theil des Publikums erwartete von dieſer Konferenz die Entſcheidung des traurigen Schickſals, welches Friedrich II. bereitet werden dürfte; allein es ward hier nichts ausgemacht, was die Kataſtrophe hätte näher bringen können, weil die Geſinnungen der Heerführer noch zu ſtark im Widerſpruch ſtanden. Soltikow blieb unerſchütterlich bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe; beſonders ſchützte er die Beſchwerlichkeit vor, in einem ganz ausgezehrten Lande ſeine Armee länger zu verpflegen, und Daun, der den Starrſinn des Ruſſen auf keine andere Art beſiegen zu können glaubte, als wenn er deſſen geäußerte Bedenklichkeiten zu heben ſuchte, gab ihm die Verſicherung daß er dem Mangel an Bedürfniſſen abhelfen, und ſein Heer mit Brod und Futter verſor-

gen wolle. Dies unerwartete, obgleich nicht zuverläſſig ſcheinende Anerbieten nöthigte indeß ſeinem Collegen das Verſprechen ab, in dieſem Fall auf der linken Seite der Oder zu bleiben, nach der Eroberung von Dresden mit ihm nach Schleſien zu marſchiren, ſich einer oder der andern Feſtung zu bemächtigen, und dann in dieſer Provinz die Winterquartiere zu beziehen.

Die in allem Betracht unüberlegte Verbindlichkeit, wozu ſich Feldmarſchall Daun hier verpflichtete, zeigt, wie ſehr es ihm am Herzen gelegen haben müſſe, die Ruſſen nicht aus einem Spiele zu laſſen, welches ſie auf ihre eigene Gefahr ihm gewinnnen helfen ſollten. Jezt machte er ſich zu etwas anheiſchig, das er nicht leiſten konnte. Den für ſeine Armee nöthigen Unterhalt mußte er ſchon aus Böhmen ziehn. Alle Transporte, die aus dieſem Königreiche nach den Depots von Zittau, Görlitz und Lauban, und von dort nach Triebel geſchahen, mußten zur Achſe fortgeſchafft werden. Dies erforderte eine Menge von Anſpannung, die verdoppelt werden mußte, ſollte auch die ruſſiſche Armee daran Antheil nehmen, und ſchon hieraus ſieht man, wie wenig auf ſeine Zuſage zu rechnen war. Hiernächſt mußte er von Markliſſa längs des Queißes eine Kette von ſtarken Poſten ziehn, um den bei Schmottſeifen gelagerten Prinzen Heinrich zu hindern, ſich der Transporte, oder der kleinen Depots zu bemeiſtern, und dadurch ſchwächte er ſein Hauptcorps merklich. Rechnete er etwa darauf, daß ihm die Eroberung von Dresden zum Meiſter von ganz Sachſen und der Elbe machen würde, ſo waren dennoch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Kurz, Daun hatte diesmal weniger überlegt, als gehandelt; er war ſeinem Syſtem und ſeinem Charakter ungetreu geworden. Die Begierde, alles zu er-

langen, ohne ſelbſt dazu zu wirken, ließ ihn das Ziel verfehlen, und dadurch legte er den Grund zu jenen Mißhelligkeiten, die ihn mit dem Feldmarſchall Soltikow entzweiten, ſo wie zu dem Uebergewichte, welches der König durch das meiſterhafte Betragen des Prinzen Heinrich über ihn wieder erlangte.

Wenn man über die eben erzählten Begebenheiten Betrachtungen anſtellt: ſo wird es dem Geſchichtsforſcher einleuchtender, warum nach zwei erlittenen Niederlagen, aus deren muthmaßlichen Folgen Friedrichs Feinde ſchon ſeinen nahen Untergang prophezeihen wollten, dieſer Fürſt dennoch das Glück hatte, alle Anſchläge ſeiner Gegner zu vernichten. Hätte nicht in der erſten Betäubung über ſeinen erlittenen Verluſt, die Erhaltung von ſieben Millionen baaren Geldes und ſo vieler Kriegsbedürfniſſe, ihm eine Uebereilung in Abſicht des Schickſals von Dresden abgenöthigt: ſo dürfte es ſchwer zu entſcheiden ſeyn, wer von beiden, er oder ſeine mächtigen Feinde, in dieſem Feldzuge das Meiſte geleiſtet hätten. Zwar war dieſe Uebereilung die erſte mitwirkende Urſache, wodurch er Dresden, und mit dieſer Reſidenz des Churhauſes Sachſen, ſeinen beſten Waffenplatz verlohr; allein kaum verſtrichen einige ruhige Tage nach der Schlacht bei Cunersdorf; kaum ward er inne, daß Soltikow ſeinen Untergang allein zu befördern keine Luſt bezeigte: ſo erwachte bei ihm wieder ein Stral von Hoffnung. Er glaubte durch die Abſendung des Generals Wunſch nach Dresden ſeinen, dem Grafen Schmettau ertheilten Befehl zurückzunehmen; da aber dies nicht glückte, Feldmarſchall Daun auch 20,000 Mann, unter Anführung des Generals Haddik, nach der Elbe ſandte, um die Reichsarmee zu verſtärken und Sachſen zu behaupten: ſo detaſchirte er auch ſeiner

Seits den General Fink mit 8000 Mann nach Torgau, um ſich mit Wunſch zu vereinigen. Dieſe beiden Feldherren hatten die Geſchicklichkeit, das feindliche Heer in ſeinem Laufe aufzuhalten, und nach einem unentſchieden gebliebenen Treffen, die Gegend von Meißen, bis zur Ankunft des Prinzen Heinrich in Sachſen, zu behaupten. Ehe wir indeß dieſes für die Angelegenheiten des Königs ſo wichtigen Zeitpunkts gedenken, müſſen wir des vortrefflichen Feldzuges erwähnen, wodurch dieſer Prinz ſeinen militäriſchen Ruhm mit verewigt hat.

Kaum hatte er den Verluſt der unglücklichen Schlacht bei Cunersdorf und die kritiſche Lage des Königs erfahren, ſo ſah er ſehr wohl ein, daß es bloß auf ſeine Geſchicklichkeit ankommen werde, die ſo ſehr zerrütteten Umſtände ſeines königlichen Bruders wieder zu verbeſſern. So, wie die Sachen damals ſtanden; war eine ſolche Unternehmung äußerſt ſchwer zu realiſiren, und es gehörte gerade ein ſolcher Feldherr, wie Prinz Heinrich, dazu, um das zu bewirken, was wahrſcheinlich dem gedroheten Umſturze der preußiſchen Staaten vorbeugen konnte. Durch offenbare Gewalt den Wechſel des Glücks zu erzwingen, war bedenklich. Das bei Schmottſeifen gelagerte Heer, ſelbſt mit Inbegriff des bei Landshut aufgeſtellten Fouquetſchen Corps, war an Anzahl der Streiter weit unter dem des Feldmarſchalls Daun; alle Gemeinſchaft mit der Armee des Königs war völlig unterbrochen, zwei große Heere verhinderten die Vereinigung; Dresden und das Churfürſtenthum Sachſen ſtand im Begriff von der Reichsarmee verſchlungen zu werden, und gerieth dieſe Provinz in die Hände des Feindes, ſo gingen ſo viele Reſſourcen verlohren, wodurch bisher der Krieg mit abwechſelndem Glücke war ausgehalten worden.

In dieſem entſcheidenden Zeitpunkt entwarf er einen Operationsplan, deſſen feines Gewebe allen treffenden, tiefdurchdachten Unternehmungen der Helden der Vorzeit an Güte völlig gleich kam, und den er mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als Ruhm ausführte. Der ihm bekannte vorſichtige, ſelbſt zuweilen peinliche Charakter ſeines Gegners flößte ihm die Idee ein, demſelben glaublich zu machen, er ſey entſchloſſen, die Vereinigung mit dem Könige mit Gewalt zu erzwingen, und wenn er, wie höchſt wahrſcheinlich, ſeine detaſchirten Corps an ſich gezogen haben würde, alsdann Bewegungen gegen ſeine in der Ober-Lauſitz angelegten Magazine zu unternehmen, um ihn dadurch zu nöthigen, die Nieder-Lauſitz zu räumen, und auf ſolche Weiſe einen Verſuch zu machen, entweder die Gemeinſchaft mit der königlichen Armee wieder herzuſtellen, oder ſich den Weg nach Sachſen zu bahnen. In dieſer Abſicht ſchob er ein Corps von 12,000 Mann, unter Anführung des Generals Ziethen, bis Sorau vor, und folgte mit der Armee bis Sagan; den Oberbefehl über die bei Schmottſeifen zurückgelaſſenen Truppen aber übertrug er dem General Fouquet, der mit einem Theile ſeines Corps von Landshut dahin aufbrechen mußte.

Ziethens unerwartete Erſcheinung, mitten unter den vorgeſchobenen Abtheilungen des feindlichen Heeres, machte den öſtreichiſchen Feldherrn ſtutzen; eine ſolche Dreiſtigkeit war ihm auffallend. Hieraus, und aus einigen ihm gemachten Blendwerken, glaubte er, die ganze Armee des Prinzen Heinrich ſey vor ihm, und ſtehe bereit ihn anzugreifen. Jetzt bereuete er ſeinen, bloß in Hinſicht der gewiſſeren Eroberung von Dresden begangenen Fehler, daß er nämlich ſeine Armee ſo weit aus einander zog; und obgleich er die Corps der

General Buccow und Beck zu ſich berief: ſo hielt er ſich doch für zu ſchwach, dem Prinzen zu widerſtehn, trat ſeinen Rückmarſch über die Neiße an, und lagerte ſich bei Moska.

Kaum hatte ſich Daun von dem erſten Eindrucke, den die Bewegungen der Preußen auf ihn gemacht hatten, erhohlt, als ihm die Gefahr einleuchtete, die er ſeinem zu Guben angelegten Magazine, durch ſeinen übereilten Rückzug, bereitet haben konnte. Er zog daher mit der Armee — wiewohl ſtets durch die Neiße gedeckt — bis nach Forſte herauf; allein ſeine Beſorgniſſe waren vergeblich, denn ſowohl Ziethen als der Prinz Heinrich blieben unbeweglich in ihren Poſitionen ſtehn, um die nähere Entwickelung der feindlichen Maßregeln zu beobachten. Hierdurch beruhigt, zugleich aber durch die Ankunſt der Ruſſen, die Soltikow endlich nach Lieberoſe führte, um ſie der ihm zugeſicherten Verpflegung näher zu bringen, wieder geſtärkt, rückte er bis Triebel vor, und entwarf den Anſchlag, das Ziethenſche Corps von der Armee abzuſchneiden und völlig aufzuheben.

Der 2te September ward zu dieſer Unternehmung beſtimmt. General Beck erhielt Befehl, durch den Sorauer Wald ſich um die feindliche linke Flanke zu ziehn, und den Paß bei der ſogenannten Buſchmühle abzuſchneiden. General Eſterhazy ſollte von Sommerfeld aus in die rechte Flanke dringen, und Graf Daun brach mit der Auswahl ſeiner Truppen auf, um die Preußen von vorn anzugreifen. Ziethen hatte von dieſer ihm gedroheten Gefahr keine Kenntniß, und ſelbſt in dem Augenblicke, da ihm die Annäherung der Oeſtreicher gemeldet wurde, wollte er der Nachricht keinen Glauben beimeſſen. Weder die wiederholten Verſicherungen der ausgeſandten Patrouillen, noch die Vor-

ſtellungen der Unterfeldherren konnten dieſen ſtolſchen Greis bewegen, auf ſeine Sicherheit bedacht zu nehmen. Er hielt die feindlichen Bewegungen für eine bloße Recognoscirung, und blieb unbeweglich, bis die Nachricht: Beck habe ſchon den Sorauer Wald gewonnen, und ſey Willens ihm den Paß bei der Mühle abzuſchneiden, ihm die wahren Abſichten des Feldmarſchall Daun enträthſelten. Jezt erwachte indeß auch ſeine Geiſtesgegenwart mit neuer Spannkraft. Unverzüglich ließ er den Paß beſetzen; und nachdem er alles zu ſeinem Corps gehörige Fuhrwerk durch denſelben hatte ziehen laſſen, zog er ſich in eben ſo guter Ordnung als gemeſſener Geſchwindigkeit nach Sagan zurück. Kaum konnte die ſchnell herbeieilende feindliche Reiterei mit dem Nachzuge ein kleines Gefecht anfangen, wobei der Verluſt ſehr unbedeutend war.

Da ich ein Augenzeuge dieſer Begebenheit geweſen bin*), ſo kann ich verſichern, daß die übertriebene Beharrlichkeit des Generals Ziethen, ſeinem Corps höchſt gefährlich werden konnte. Hätte Beck das Glück gehabt, ſich des Paſſes zu bemeiſtern, und wäre (wie ich es nachher erfahren habe) Daun nicht durch den Umſtand, daß Tages zuvor Prinz Heinrich noch ein Freibataillon nach Sorau ſandte, auf die Vermuthung gekommen, ſein Anſchlag ſey verrathen, und daher ſchon mit ſich ſelbſt uneins geweſen, ob er nicht auf halbem Wege ſtehn bleiben ſollte: ſo blieb uns nichts übrig, als den Paß mit Gewalt zu eröffnen. Allein dies würde unſern Marſch ſehr verzögert und Daun Zeit gegeben

*) Se. Königliche Hoheit, der Prinz Heinrich, hatten damals die beſondre Gnade gehabt, mich bei dem Ziethenſchen Corps anzuſtellen, um deſſen Verpflegung zu beſorgen.

haben, mit dem Kern ſeiner Infanterie uns zu erreichen; dann aber war wahrſcheinlich Tod oder Gefangenſchaft unſer Loos. Standhaftigkeit iſt zwar der edelſte Zug in dem Charakter eines Kriegers; Vorſichtigkeit, beſonders bei einem Beobachtungscorps, darf jedoch auch nicht aus der Acht gelaſſen werden. Ziethen ſtand nicht bei Sorau, um dieſen Poſten durchaus zu behaupten, ſondern um Eiferſucht zu erwecken, und dennoch ſtand dieſer, durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit und durch ſeine Talente zum kleinen Kriege ſo berühmt gewordene Feldherr, deſſen Aſche ich noch verehre, im Begriff, 12,000 Mann ſeinem Heroiſmus aufzuopfern, zu einer Zeit, da ſein Beherrſcher nicht tauſend entbehren konnte. —

Seit der Schlacht bei Cunersdorf hatten die verbündeten öſtreichiſchen und ruſſiſchen Heere ein fühlbares Uebergewicht über den König von Preußen erhalten; auch lag es nur an ihnen, ihre erlangten Vortheile beſſer zu benutzen, um ihn in eine noch dringendere Verlegenheit zu ſetzen. Mitten im Laufe ihres Glücks trat aber die Göttinn der Zwietracht auf, warf den Zankapfel unter die Bundesgenoſſen, und hemmte dadurch die wirkliche Ausführung des großen Vorhabens. Friedrich und Heinrich hingegen verſtanden dieſen günſtigen Zeitpunkt, mit eben ſo vieler Entſchloſſenheit als Geſchicklichkeit zu benutzen, um die Abſichten ihrer Feinde zu vereiteln.

Sobald Feldmarſchall Soltikow ſeine bisherige Stellung bei Loſſow verlaſſen hatte, um nach der Nieder-Lauſitz zu marſchiren, ſo brach auch der König von Fürſtenwalde auf, ſetzte über die Spree und lagerte ſeine Armee unweit Lübben. Dieſer Marſch hatte zwei beſondere Gegenſtände zum Augenmerke; theils eröffnete er ſich dadurch eine Ge-

meinſchaft mit Sachſen, und da er damals von der Erobe- rung von Dresden noch keine Nachricht hatte, ſo konnte er, wie wir es bereits erwähnt haben, den General Fink dahin abgehn laſſen, um, in Vereinigung mit Wunſch, dies zu hintertreiben; theils blieb er dadurch den Ruſſen nahe, konnte ihre ferneren Bewegungen beobachten, und ſeine Maßregeln nach den ihrigen nehmen. Nichts fehlte jezt noch, als die Gemeinſchaft mit der Armee des Prinzen Heinrichs wieder herzuſtellen; allein bei den Poſitionen, welche die Feinde bei Lieberoſe und Triebel genommen hatten, war dieſe nicht zu erwarten, dürfte auch ſobald nicht erfolgt ſeyn, hätte der Prinz nicht das Talent gehabt, die Blößen klüglich zu nutzen, die ihm Feldmarſchall Daun gab.

Durch ſeinen nach Sagan und Sorau unternommenen künſtlichen Marſch hatte er dieſen Feldherrn faſt außer Faſſung gebracht. Er, der ſich nie ſtark genug fühlte, war dadurch veranlaßt worden, ſeine in der Ober-Lauſitz zerſtreuten Corps an ſich zu ziehn; dadurch ward dieſe Gegend entblößt, und nur General de Ville war bei Lauban ſtehn geblieben, um die Magazine von Görlitz, Bauzen, Zittau und Friedland zu decken. Auf einmahl geht Prinz Heinrich über Bunzlau bis Löwenberg zurück, ſendet aber den im alten Lager bei Schmottſeifen ſtehen gebliebenen General Stutterheim mit 7000 Mann nach Friedland in Böhmen. Dieſer machte die dortige Beſatzung zu Gefangenen, erobert daſelbſt ein kleines Magazin, und durch ein anderes Corps, welches Ziethen nach Schönberg führte, unterſtützt, macht er Demonſtrationen auf das von Zittau. De Ville, dem die Sicherung der Magazine anvertraut war, der den Prinzen Heinrich vor ſich, Stutterheim in Böhmen ſieht, weiß nicht was er zuerſt decken ſoll; in dieſer Verlegenheit ent-

ſchließt er ſich zum Rückzuge nach Görlitz, und vereinigt ſich auf der Landskrone mit dem General Beck, den Daun zu ſeiner Unterſtützung abſendet. Prinz Heinrich ſäumt nicht, geht über den Queis, und lagert ſich unweit Lauban, das der Feind verlaſſen hatte. Jezt trennen ſich Beck und de Ville wieder; erſterer marſchirt nach Zittau, um die böhmiſche Gränze zu decken, letzterer läßt in möglichſter Geſchwindigkeit das Magazin von Görlitz aufräumen, und zieht ſich bis Reichenbach zurück. Der Prinz rückt dagegen bis Görlitz vor, läßt die Landskrone durch das Ziethenſche Corps beſetzen, und ſtellt das Stutterheimiſche unweit Seidenberg, an dem Fluſſe Wittich, auf.

Der plötzliche Uebergang des Prinzen Heinrich vom Vertheidigungs- zum Angriffskriege, ſo wie die Abſendung des Finkiſchen Corps nach der Elbe, machten auf den Feldmarſchall Daun einen lebhaften Eindruck, und vergrößerten ſeine Verlegenheit merklich. Erſterer bedrohte ſeine Magazine und die Communication mit Böhmen; letzterer war ihm um ſo empfindlicher, da ihm an der Erhaltung von Sachſen, deſſen Eroberung ihm ſchon zwei fruchtloſe Feldzüge gekoſtet hatte, zu viel gelegen ſeyn mußte. Nicht ohne Erſtaunen ſah er die unerwartete Thätigkeit eines Prinzen, der nur zur Vertheidigung der ſchleſiſchen Gränze beſtimmt zu ſeyn ſchien, von dem man nichts zu befürchten zu haben glaubte, und von dem es in dem öſtreichiſchen Lager hieß: er mag immer am Boberfluſſe langweilen. Er ſah, ſage ich, daß dieſer geſchickte Feldherr auf einmal Rieſenſchritte that, um ſich ihm in den Rücken zu werfen, und ihn von Böhmen abzuſchneiden; und durch alle dieſe Vorgänge fand er ſich wider Willen gezwungen, jezt andre Maßregeln zu ergreifen, als die waren, die er nach der

Eroberung

Eroberung von Dresden ſich vorgeſetzt hatte. Ungern wollte er ſich zwar aus der Nachbarſchaft der Ruſſen entfernen, da er erſt kürzlich von dem Feldmarſchall Soltikow die Verſicherung erhalten hatte, daß er die Belagerung von Glogau unternehmen werde, wenn er ihn mit einem Hülfscorps von 12,000 Mann und dem nöthigen Belagerungsgeſchütz unterſtützen wolle. Es war vorauszuſehn, daß ſeine ſo nothwendig werdende Entfernung aus der Niederlauſitz den auf Schleſien gerichteten gemeinſchaftlichen Operationsplan zerſtören, und ihn von neuem mit den nordiſchen Bundesgenoſſen entzweien würde; allein von zwei Uebeln war nur eins zu erwählen, und ſeine und der Armee Sicherheit behielt dabei die Oberhand. Er hob daher das Lager bei Triebel auf, verſammelte ſeine ganze Macht bei Bauzen, ließ von dem nach Sachſen geſandten Haddikiſchen Corps die Abtheilungen der Generale Wehla und Palfy zurückkommen, zog davon einen Cordon längs der Elſter, um die Bewungen des Königs zu beobachten, und beorderte den General Beck, nach Friedland zu marſchiren, um die Preußen aus dieſer Gegend zu vertreiben.

Daun war ſehr betroffen, als er de Ville ſchon bei Bauzen antraf, und es bleibt ausgemacht, daß der Rückzug dieſes Generals die Operationen des Prinzen Heinrich ſehr erleichterte. Hätte de Ville bei Lauban ſtehen bleiben und dort Verſtärkung erhalten können; ſo würde wahrſcheinlich die große öſtreichiſche Armee Zeit gewonnen haben, ſich dort zu verſammeln, und dann möchte der Prinz ſeine nachfolgenden Märſche nach Sachſen nicht ſo leicht haben unternehmen dürfen. Entrüſtet über das Betragen ſeines Unterfeldherrn, nahm ihm Daun das Kommando, und übertrug es dem General Odonell. Zwar kann de Ville nicht

unter die Genies im eigentlichen Verſtande gerechnet werden; er war in ſeinen Entſchlüſſen oft zu inconſequent, als daß er große Thaten mit Ruhm hätte ausführen ſollen, und ſeine Operationen in Oberſchleſien und bei Landshut geben die treffendſte Carricatur zu ſeinen militäriſchen Talenten; allein im gegenwärtigen Falle ſcheint er doch Nachſicht zu verdienen. Mit 10 bis 12,000 Mann, die er zur Deckung ſo vieler Magazine befehligte, war er nicht im Stande, es mit der ganzen Armee des Prinzen Heinrich aufzunehmen; und wenn bei dieſer Gelegenheit von beiden öſtreichiſchen Feldherren einer die gröbſten Fehler beging, ſo war es wohl Feldmarſchall Daun, der aus übertriebener Bedenklichkeit, durch die falſchen Demonſtrationen des Prinzen verleitet, die Oberlauſitz entblößte, und bei dem Rückzuge der Preußen von Sagan zu nachläſſig war, die Corps der Generale Buccow und Beck ſogleich nach Lauban zu ſenden, um dieſen Poſten zu behaupten. Da indeß einer von beiden die Schuld des dadurch zerrütteten Operationsplans tragen mußte, ſo traf natürlich de Ville dieſes Schickſal.

Die Nachricht von dem Rückzuge der öſtreichiſchen Armee nach Bauzen erregte im ruſſiſchen Hauptquartier eine außerordentliche Bewegung. Kaum war das zwiſchen beiden Heerführern geherrſchte Mißverſtändniß gehoben; der ruſſiſche hatte ſich ſogar bequemt, dem Anſinnen des öſtreichiſchen, obgleich ungern, zu genügen; leztere hatte erſt vor wenigen Tagen die Verſicherung ertheilen laſſen, daß er, den Befehlen ſeines Hofes zufolge, gegen den König von Preußen anrücken werde, und dennoch verſchwindet er aus der Niederlauſitz, trennt auf einmal die Gemeinſchaft mit ſeinen Bundesgenoſſen, und eröffnet dagegen die zwiſchen beiden preußiſchen Heeren zeither unterbrochen geweſen ge-

fliſſentlich wieder. Nothwendig mußte ein ſolches Betragen den Feldmarſchall Soltikow äußerſt aufbringen, und den ſchon lange gehegten Argwohn, als ſey es dem Grafen Daun kein Ernſt, die Gefahren des Krieges mit ihm zu theilen, völlig beſtätigen. Er brach daher in bittre Klagen über den Wankelmuth ſeines Alliirten aus, und beſchloß, gleich am folgenden Tage die Armee nach der Oder zurückzuführen. Dieſer raſche Entſchluß bekümmerte den General Laudon beſonders. Er ſah voraus, daß dieſer Schritt ihn ſowohl, als den Feldmarſchall Daun, in die größte Verlegenheit ſetzen würde, und er kannte Soltikows, ſo wie der mehreſten ſeiner Feldherren Geſinnungen zu gut, als daß er nicht hätte befürchten ſollen, die Ruſſen würden dieſe Gelegenheit ergreifen, um einem Feldzuge ein Ende zu machen, deſſen Laſt und Gefahren ſie allein getragen, und ſo rühmlich beſtanden hatten. In dieſem Falle ſchien es ihm ſehr wahrſcheinlich, Friedrich II. werde die Ruſſen in Frieden ziehen laſſen, um, in Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, den Grafen Daun das ganze Gewicht ſeiner Macht fühlen zu laſſen, ihm das zum Theil eroberte Sachſen zu entreißen, und auf ſolche Weiſe das durch zwei verlohrne Feldſchlachten geſunkene Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Dieſe Betrachtungen bewogen ihn, alles anzuwenden, um Soltikow auf andre Gedanken zu bringen; da aber weder Vorſtellungen noch Entſchuldigungen des dem Feldmarſchall Daun abgenöthigten, gewiß anwillkührlichen Betragens nichts fruchten wollten, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu dem bei der ruſſiſchen Armee angeſtellten Marquis Montalembert. Dieſem war nicht weniger daran gelegen, den beabſichtigten Rückzug zu hintertreiben, da ihn die Befehle ſeines Hofes dazu aufmunterten; allein auch dieſer mußte ſeine

ganze Beredſamkeit verſchwenden, ehe er den Verdruß des ruſſiſchen Feldherrn zu mildern vermochte, und nur, nachdem er ihn etwas beſänftiget hatte, glückte es dem ſchlauen Vermittler abermals, das Gewicht, welches er über Soltikows Leidenſchaften errungen hatte, zu nützen, die mehreſten Generale in ſein Intereſſe zu ziehn, und auf ſolche Weiſe den Rückzug einſtweilen noch zu verhindern: ja, jener verſprach ſogar, die Belagerung von Glogau unter den ſchon vorhin gemachten Bedingungen zu unternehmen. — Montalembert und Laudon ließen dies, dem Anſcheine nach bei dem ruſſiſchen Heerführer wieder auflodernde Feuer nicht erlöſchen; ſie vermochten ihn, den General Romanzow ins öſtreichiſche Lager zu ſenden, um dieſen Vorſchlag zu thun; und obgleich Daun ſich ſehr ungern ſchwächte, ſo ſah er ſich doch nothgedrungen, die verlangte Verſtärkung zu bewilligen, und den General Campitelli damit abzuſenden.

Ob es übrigens Soltikow je Ernſt geweſen ſey, die Belagerung von Glogau wirklich zu unternehmen, daran müſſen wir billig zweifeln. Während des diesjährigen Feldzuges hatte er ſeinen kollegialiſchen Bundesgenoſſen genau kennen gelernt; er hatte ſeine Abneigung gegen gewagte Operationen wahrgenommen, und es wäre nicht befremdend, wenn er unter ſolchen Umſtänden Bedenken getragen hätte, ſeinen erworbenen Ruhm und das Schickſal ſeiner Armee ferner aufs Spiel zu ſetzen, da ſeine Mitarbeiter, dem Anſcheine nach, ihn im Stiche ließen. Wahrſcheinlich bleibt es daher, daß er, bloß um den Schein zu vermeiden, als ſey er nicht geſonnen, der gemeinſchaftlichen Angelegenheit die Hand zu bieten, Bedingungen forderte, deren Erfüllung er von Dauns bekannter Peinlichkeit keinesweges erwartete. Montalembert, dieſer ſcharfſichtige Beobachter und

gründliche Menſchenkenner, hatte ſelbſt keinen Glauben an Soltikows Aufrichtigkeit; und da er erfuhr, daß er, während Romanzow ins öſtreichiſche Lager gereiſt war, im Einverſtändniſſe mit Fermor und mehreren Feldherren, damit umging, bei Croſſen wieder über die Oder zurückzugehn: ſo mußte er ſein ganzes Anſehn aufbieten, um dies Vorhaben zu hintertreiben. Wirklich war Soltikow betroffen, als ihm ſein Abgeſandter die Nachricht brachte, daß Campitelli mit 10,000 Mann auf dem Wege ſey, um zu ihm zu ſtoßen. Mit verbiſſenem Unwillen erklärte er daher, daß er nunmehr nach Chriſtianſtadt marſchiren wolle; fände er aber daſelbſt nicht verſprochenermaßen auf vierzehn Tage Brod und Futter, ſo könne man verſichert ſeyn, er werde keinen Schritt weiter thun.

Das ſchnelle Verſchwinden der öſtreichiſchen Armee aus der Niederlauſitz und der Marſch der Ruſſen nach Guben, bewirkten auch in des Königs Lager eine Veränderung. Die Gemeinſchaft der Bundesgenoſſen war nunmehr unterbrochen. Daun, durch die geſchickten Operationen des Prinzen Heinrich irre geführt, hatte ſeine bisherige Bahn verlaſſen, um wieder rückgängig zu werden. Von den Ruſſen glaubte Friedrich jezt weniger zu beſorgen zu haben, da ſie, ſelbſt in der Nähe ihrer Alliirten, nicht ſonderlich thätig geweſen waren, und es war ihm einleuchtend, daß ſie ſich gegenwärtig, da ſie ſich allein überlaſſen blieben, gewiß zu keinen großen Unternehmungen anſchicken würden. Er beſchloß daher, ihnen nicht zu folgen, vielmehr Demonſtrationen gegen den Feldmarſchall Daun zu machen, um bei ihm Beſorgniſſe wegen Dresden zu erwecken. In dieſer Abſicht nahm er eine anderweitige Poſition bei Kottbus; nachdem er aber in Erfahrung brachte, daß Campitelli

mit 10,000 Mann zur ruſſiſchen Armee geſtoßen, dieſe nach Chriſtianſtadt marſchirt ſey, und Soltikow die Belagerung von Glogau zu unternehmen beabſichtige; ſo waren dieſe Umſtände und deren muthmaßliche Folgen zu wichtig, als daß er nicht ſeinen Entſchluß ändern zu müſſen für rathſam gehalten hätte. Jezt ward er aufs neue in Verlegenheiten verwickelt, aus denen er ſich ſchon glücklich herausgezogen zu haben wähnte. Die ruſſiſche Armee war der ſeinigen mehr als um die Hälfte überlegen. War es wichtig, dem Feinde bei Glogau zuvorzukommen, ſo war dieſe Ausführung vielen Schwierigkeiten unterworfen. Der König mußte mit ſeinem Heer einen Bogen beſchreiben, von dem das ruſſiſche nur die Sehne zu durchziehen hatte. Glogau war nur mit einer ſchwachen Beſatzung verſehen, und konnte durch Sturm erobert werden, ehe er dieſer Feſtung zu Hülfe zu eilen im Stande geweſen wäre. Es mußte daher ein raſcher Entſchluß gefaßt werden, um in Schleſien wieder feſten Fuß zu faſſen. Dies geſchah. Der König brach von Kottbus auf, richtete mit ſchnellen Schritten ſeinen Marſch über Sorau nach dem Bober, und bemächtigte ſich der daran belegenen feſten Poſition bei Sagan, worinn ihm zuvorzukommen der Feind vernachläſſigt hatte. Durch dieſe künſtlich ausgedachte Bewegung war es ihm endlich gelungen, die Gemeinſchaft mit der Armee des Prinzen Heinrich wieder herzuſtellen, und von ihm und dem General Fouquet eine Verſtärkung von 6000 Mann zu erhalten. Dies war ſchon viel gewonnen, und wir werden in der Folge ſehen, wie Friedrich II. ſeine fernern Schritte abzumeſſen wußte, nachdem er einmal die Ufer des Bobers zu erreichen das Glück gehabt hatte; wie zufällige Umſtände die Ruſſen abhielten, ihr Vorhaben auf Glogau durchzuſetzen, und wie ſtets wach-

ſende Mißhelligkeiten mit ihren Bundesgenoſſen ſie wieder nach Pohlen zurückbrachten.

Zu allen dieſen glücklichen Ereigniſſen trugen unſtreitig die künſtlichen Operationen des Prinzen Heinrich das meiſte bei. Ohne dieſe würde der König keine Freiheit gehabt haben, wieder ſo thätig zu werden, als er es nach dem Rückzuge des Feldmarſchalls Daun ward; ja es dürfte am Ende ſeinen Feinden leicht möglich geworden ſeyn, ihm Sachſen gänzlich zu entreißen, den Hauptſchauplatz des Krieges ins Herzogthum Schleſien zu verſetzen, und ſeine magdeburgiſchen Provinzen den Streifereien der Reichsarmee bloßzuſtellen. Nachdem aber Daun nach Bauzen zurückgeſcheucht war, und der König Sagan erreicht hatte, ging Prinz Heinrich mit einem viel umfaſſenden Projekte um, das, wenn es mit Klugheit und Entſchloſſenheit ausgeführt wurde, nothwendig den bisher trüben Ausſichten einen erneuerten Glanz geben mußte: kurz, mit einem Projekte, das nur ein Feldherr, wie Prinz Heinrich war, in ſeiner damaligen Lage entwerfen und ausführbar machen konnte.

Aus dem ängſtlichen Benehmen des Grafen Daun ſchloß er ſehr zuverläſſig, daß die Erhaltung von Sachſen, und beſonders von Dresden, ihm vorzüglich am Herzen liege; eben ſo wichtig aber war der Beſitz dieſes Churfürſtenthums dem Intereſſe des Königs; und da er dieſem, durch ſeine gegen Görlitz gemachten Bewegungen, den Weg nach Schleſien wieder zu eröffnen das Glück gehabt hatte: ſo beſchloß er nunmehr nach Sachſen zu marſchiren, dadurch die ganze öſtreichiſche Macht gleichfalls dahin zu ziehn, und auf ſolche Weiſe dem Kriege die alte günſtige Lage wieder zu geben. Dieſe Unternehmung war indeß eben ſo kühn als mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, und nur mit einer in

Märſchen und Manövern ſo geübten Armee, als die preußiſche, konnte ſie mit wahrſcheinlich gutem Erfolg ausgeführt werden; indeß mußten Liſt und Verſchwiegenheit doch ebenfalls das Ihrige dabei thun.

Daun ſtand mit ſeiner ganzen Macht bei Bauzen; er war nur einen ſtarken Marſch vom preußiſchen Lager entfernt, und nachdem er durch die unerwartete Bewegung des Königs gegen den Bober, aus der Beſorgniß wegen Sachſen gezogen worden: ſo beſchloß er den Prinzen Heinrich anzugreifen und wieder nach Schleſien zurückzudrängen. Allein in eben dem Augenblicke, da er ſich dazu anſchickt, überliſtet ihn ſein Gegner zum andernmal. Sein Gepäck läßt er nach Lichtenhayn zurückbringen, um ſeinem angeblichen Rückzuge Glaubwürdigkeit zu verſchaffen; ſeine auf der Landskrone und an der Wittig ausgeſtellten Corps zieht er an ſich; nun bricht er in der Abenddämmerung auf, und ohne ſeiner Armee mehr als einige Stunden Erholung zu gönnen, legt er innerhalb drei Tagen und drei Nächten einen Marſch von zehn Meilen über Rothenburg und Klettau bis in den vor Hoyerswerda belegenen Wald, zurück.

Hier erfuhr er von den Landesbewohnern, daß der General Wehla mit einem Corps von 4000 Mann hinter der ſchwarzen Elſter ſtehe, keine Nachricht von ſeiner Ankunft habe, und mit einem Theile ſeiner Officiere eben auf die Jagd geritten ſey. Sogleich macht der Prinz den Entwurf, dieſes ſo ſorglos lebende Corps zu überfallen und gänzlich aufzuheben. Zwiſchen dem Walde und der Stadt lag eine ſchöne Ebene, die man durchziehen mußte um an die Elſter zu gelangen, und es war alſo nothwendig, ſich auf derſelben nicht eher zu zeigen, bis alle Anſtalten zum gemeinſchaftlichen Angriffe vorbereitet waren. Der Prinz ließ daher ſeinen

Vortrab im Walde Halt machen, bis die Infanterie und das ſchwere Geſchütz vorgezogen worden waren. Dieſe bildeten eine Kolonne, die gerade auf die Stadt losging, während die Cavallerie ſich rechter und linker Hand derſelben der Elſter näherte, durch den Fluß ſetzte, und dem Feinde den Rückzug nach einem hinter ſeinem Lager belegenen Gehölze abzuſchneiden bemüht war. Dies ſchöne Manöver ward mit ſo viel Ordnung als Schnelligkeit ausgeführt. Wehla, den Eilboten von der drohenden Gefahr unterrichtet hatten, langte eben bei ſeinem Corps wieder an, als die Freiwilligen ſchon die Brücke ſtürmten, und eine Batterie von ſchweren Zwölfpfündern die Stadt und das Lager beſchoß. Er ſuchte ſich daher ſo ſchnell als möglich zurückzuziehn, konnte aber nicht verhindern, daß die preußiſche Cavallerie ihn einholte, viele ſeiner Mannſchaft niederhieb, und ihn ſelbſt mit 28 Offizieren und 1700 Gemeinen zu Gefangenen machte. Bei dieſer Gelegenheit muß man die überlegende Kaltblütigkeit des Prinzen beſonders bewundern. Er ließ ſich völlig Zeit ſeine Dispoſitionen ſo einzurichten, daß er ſeinen Entwurf, das ganze Corps aufzuheben, nicht leicht verfehlen konnte. Ein anderer zu hitziger Feldherr — vielleicht Friedrich II. ſelbſt — würde mit dem bloßen Vortrabe auf den Feind losgegangen ſeyn, eben dadurch aber ſeine Abſicht zu früh verrathen, ein unnützes Gefecht veranlaßt, und den glücklichen Rückzug eher begünſtiget als verhindert haben. —

Dieſe Unternehmung des Prinzen Heinrich bleibt mit eine der merkwürdigſten ſeiner militäriſchen Laufbahn. Sie macht ihm um ſo viel mehr Ehre, da der dadurch erlangte Ruhm ihn in die Zahl der ausgezeichnetſten Helden ſeiner Zeit ſetzte. Sie galt der Sache des Königs mehr als ein glänzender Sieg, weil dieſer mit dem Blute vieler tauſend

tapfern Soldaten hätte erkauft werden müſſen; hier aber der Verluſt verhältnißmäßig ſehr gering war. Sie zerrüttete auf einmal alle weit ausſehenden Entwürfe des Feldmarſchalls Daun; ſie gab neuen Stoff zur Unzufriedenheit, und endlich zum gänzlichen Rückzuge des ruſſiſchen Heeres, und ihre Folgen verſchafften dem Prinzen den Beſitz eines Theils von Sachſen und der Elbe bis Torgau wieder. Daun vermochte nicht ihm denſelben wieder zu entreißen: ja am Ende würde er das ganze Churfürſtenthum geräumt haben, um ſeine Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, hätte die Ausführung der folgenden Operationen vom Prinzen Heinrich allein abgehangen. —

Während lezterer den Grafen Daun auf eine ſo empfindliche Art überliſtete, war dieſer nach Görlitz vorgerückt, um ihn anzugreifen. Wie groß war nicht ſein Erſtaunen, als er die Preußen dort nicht mehr fand, auch keine poſitive Nachricht erhalten konnte, wohin ſie ſich gewendet hätten. Anfänglich hieß es, ſie wären nach Sagan zum Könige marſchirt. Dieſes Gerücht hatte viel Wahrſcheinlichkeit, weil man ihre Kolonnen zwiſchen der Neiße und dem Queis wahrgenommen haben wollte; und da dieſer Schritt den Ruſſen Verderben drohete, ſo ging er über die Neiße und lagerte ſich bei Mosca. Allein hier wurden ihm die Augen geöffnet, als er den Marſch des Prinzen nach Hoyerswerda erfuhr. Jezt traf die für die Ruſſen gefürchtete Gefahr ihn ſelbſt, und es war ihm ſehr glaubwürdig, daß Prinz Heinrich ihn von Dresden abzuſchneiden im Stande ſeyn könne. Schnell eilte er daher nach Bauzen zurück. Hier ward ihm der dem General Wehla begegnete Unfall gemeldet, und nun ſäumte er auch keinen Augenblick um Dresden zu erreichen, über die Elbe zu ſetzen und ein feſtes Lager bei Keſ-

felsdorf zu beziehen. Dieſer Marſch ward faſt ununterbrochen fortgeſetzt; viele ſeiner Soldaten unterlagen der Anſtrengung, noch mehrere ſahen die Gelegenheit ab, auszureißen, ſo daß, wenn man den Verluſt bei Hoyerswerda mit in Rechnung ſtellt, ſeine Armee um 5000 Mann vermindert ward; eine Einbuße, die vielleicht eine Schlacht nicht nach ſich gezogen haben würde.

Kaum hatte Prinz Heinrich ſeine Unternehmung ſo glücklich ausgeführt, als er von einem, zwiſchen dem Hadikiſchen und dem bei Meißen ſtehenden Finkiſchen Corps, zum Nachtheil des lezteren, vorgefallenen Gefechte benachrichtigt wurde. In Abſicht des Vorfalls war dieſe Nachricht gegründet, in Abſicht des Ausgangs aber war ſie falſch. Freilich hatten die Oeſtreicher die Preußen angegriffen, allein das Treffen war unentſchieden geblieben; die preußiſche Cavallerie war bei demſelben eben ſo gut von der feindlichen geſchlagen worden, als die öſtreichiſche Infanterie die preußiſche zum weichen zu bringen nicht vermocht hatte. Fink hatte ſeinen Poſten behauptet, da Haddik ſich wieder zurückgezogen hatte. Dieſe Aufklärung erhielt der Prinz erſt als er das Lager bei Elſterwerda bezog, und dieſer veränderte Umſtand bewog ihn, bei Marſchwitz über die Elbe zu gehn, um ſich mit dem General Fink zu vereinigen. Allein eines Theils wollten die bei der Armee befindlichen Pontons zur Schlagung einer Brücke nicht reichen, andern Theils war zu befürchten, daß das bei Keſſelsdorf bereits eingetroffene Dauniſche Heer nicht ſäumen würde, das Finkiſche Corps zum Rückzuge zu zwingen. In dieſer Hinſicht hielt es der Prinz für ſicherer, nach Torgau aufzubrechen, um jenſeits der Elbe die Vereinigung zu Stande zu bringen.

Daun war ſehr unzufrieden darüber, daß General Haddik den General Fink von Meißen nicht vertrieben hatte. Er ließ ihn ſeinen Unwillen merken; Haddik verließ die Armee, und Daun wollte nun ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht verſuchen, was ſein Unterfeldherr mit ſeinem Corps nicht hatte bewirken können. Schon rückte er in drei Kolonnen bis Miltitz vor; allein Fink zog ſich mit ſolcher Vorſicht und Ordnung nach Strehla zurück, daß er ſich die Bewunderung ſeines Gegners erwarb, der es faſt für unmöglich gehalten hatte, daß er ihm zu entwiſchen im Stande ſeyn würde. An eben dem Tage (2ten Oktober) führte Prinz Heinrich ſeine Armee bei Torgau über die Elbe, vereinigte ſich mit dem Finkiſchen Corps bei Strehla, während Daun ſein Lager bei Heda aufſchlug.

Jezt war alſo der Schauplatz des Krieges wieder nach Sachſen verſetzt. Dies bedauernswürdige Land, welches ſchon vier Jahre deſſen Geißel empfunden, und ſich ſchon mit dem Ende der Drangſale die es erlitt, geſchmeichelt hatte, fiel nun aufs neue unter die Gewalt ſeiner Feinde, die es in der Folge eben ſo ſtark angriffen, als ſeine Bundesgenoſſen es gelegentlich mitnahmen. Beſonders traf dies Schickſal jezt die Gegend zwiſchen Meißen und Torgau. Beide Hauptarmeen ſtanden in der Nähe; ſie waren, wenn man die hinter dem plauenſchen Grunde gelagerte Reichsarmee, ſo wie die ſämmtliche ungariſche Miliz, nicht mit in Anſchlag bringt, an Stärke einander ziemlich gleich, und in dieſer Lage ſchien ein Treffen unvermeidlich. Feldmarſchall Daun hatte dazu von ſeinem Hofe den Befehl erhalten; allein da bei der Stärke der preußiſchen Poſition, deſſen Ausgang zweifelhaft ſchien, und der Hauptzweck doch nur darauf hinauslief, den Prinzen Heinrich aus Sachſen zu verdrängen,

ſo glaubte er dieſen eher durch geſchickte Manöver als durch offenbare Gewalt zu erreichen. Dieſer zwar ſichere, aber ungleich langſamere Gang war ſeinem vorſichtigen Charakter ſo angemeſſen, daß zu vermuthen iſt, das Leben vieler tauſend ſeiner Krieger zu erhalten, ſey hierbei weniger in Betrachtung gezogen worden, als die Beſorgniß, ſeinen eigenen Ruhm aufs Spiel zu ſetzen. Dieſe Langſamkeit gewährte aber dagegen dem preußiſchen Heerführer den großen Vortheil, die Abſichten ſeines Gegners ſogleich zu durchſchauen, und zweckmäßige Maßregeln darnach zu nehmen; ein Vortheil, den eine raſchere Thätigkeit des Feindes — wäre ſie auch mit einiger Gefahr verknüpft geweſen — vereitelt haben würde.

Dauns Augenmerk war alſo dahin gerichtet, den Prinzen auf die Gemeinſchaft mit ſeinen rückwärts liegenden Magazinen aufmerkſam zu machen. In dieſer Hinſicht marſchirte er, wiewohl mit möglichſter Vorſicht, um die preußiſche rechte Flanke herum, und verſuchte dieſe Armee von Torgau abzuſchneiden, während er ein Corps in die Gegend von Leipzig ſandte: vermuthlich in Hoffnung, dieſen Ort wieder zu erobern. Prinz Heinrich, der aus der Nähe des Feindes auf einen unfehlbaren Angriff geſchloſſen, und alle Vorkehrungen getroffen hatte, ihn aufs kräftigſte zu empfangen, ſah nicht ſobald, wohin die wahre Abſicht ſeines Gegners gerichtet war, als er ſein Lager bei Strehla verließ, ein ſehr feſtes hinter dem ſogenannten großen Teiche bei Torgau bezog, und den General Fink mit 5000 Mann in die Gegend von Eulenburg ſandte, um die Communication mit Leipzig zu unterhalten.

Sehr zufrieden, daß ſchon ſein erſter Verſuch, die Preußen zum Rückzuge verleitet habe, beſchloß Daun nun-

mehr ſolche von Leipzig und Wittenberg abzuſchneiden, und bei Torgau einzuſchließen. Zu dem Ende mußte die Reichsarmee über die Elbe und nach Großenhayn ziehen. Sie nahm eine Stellung hinter dem ſogenannten Floßgraben, der die Elſter mit der Elbe verbindet; er ſelbſt aber brach aus ſeinem Lager bei Belgern auf, und marſchirte in ſechs Kolonnen nach dem bei Schilda. Von hieraus detaſchirte er den Herzog von Ahrenberg mit 20,000 Mann über Eulenburg, um ſich bei Domitſch und Düben in den Rücken der Preußen zu werfen. Dieſe Bewegung veranlaßte den Prinzen Heinrich, das Finkiſche Corps wieder zur Armee zurück zu berufen, und den bei Düben aufgeſtellten General Rebentiſch ſich nach Bitterfeldt zurückzuziehn.

Bis dahin waren die Dispoſitionen des Feldmarſchalls Daun, ſeinem Vorſatze gemäß, ſehr regelmäßig ausgedacht, und wahrſcheinlich würden ſie ihm einen glänzenden Sieg verſchafft haben, hätte er ſich nicht bloß aufs Manövriren eingeſchränkt. Jezt war wirklich der günſtigſte Zeitpunkt, die preußiſche Armee von allen Seiten zugleich anzugreifen; denn obgleich ihr Lager ſehr feſt war, ſo weiß doch jeder Sachkundige, daß auch der beſte Poſten, ſelbſt bei der tapferſten Gegenwehr, überwältigt werden kann, ſobald man Gelegenheit hat, ihn zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Allein in eben dieſem günſtigen Augenblicke verließ den öſtreichiſchen Heerführer die erforderliche Thätigkeit. Statt auch ſeiner Seits vorzurücken und ſich zum gemeinſchaftlichen Angriff anzuſchicken, verſchloß er ſich in ſein Lager auf das ſorgfältigſte, und ließ ſeine dataſchirten Corps drei Tage, in der Erwartung neuer Verhaltungsbefehle, müſſig ſtehen. Dieſe Verzögerung, die wahrſcheinlich in der Vor-

ausſetzung zu ſuchen iſt, daß Daun ſich ſchmeichelte, ſchon ſeine Demonſtrationen würden den Prinzen veranlaſſen, auf ſeinen Rückzug über die Elbe Bedacht zu nehmen, gab dieſem Gelegenheit ſchleunige Vorkehrungen zu treffen, das Ahrenbergiſche Corps angreifen und aus ſeinem Rücken vertreiben zu laſſen, ehe die öſtreichiſche Armee Zeit oder Willen bekäme, ſich demſelben durch eine veränderte Poſition näher zu bringen. Bei dieſer Gelegenheit legte Prinz Heinrich abermals einen auffallenden Beweis ſeiner militäriſchen Talente ab. Wunſch mußte mit 4000 Mann über die Elbe gehen, ſeinen Weg nach Wittenberg nehmen, daſelbſt wieder über dieſen Fluß ſetzen, ſich mit Rebentiſch vereinigen, dann den Herzog von Ahrenberg in den Rükken fallen, während Fink ihn von vorn angreifen würde.

Der Umweg, den Wunſch nehmen mußte, um über Wittenberg zum General Rebentiſch zu ſtoßen, erforderte drei Tage, und glücklicherweiſe ließ Feldmarſchall Daun dieſe ungenützt verſtreichen. Endlich ertheilte er dem Herzoge von Ahrenberg den Befehl, nach Wittenberg zu marſchiren, und ſich dieſes Orts ſo wie des dortigen Magazins zu verſichern. Allein gerade an eben dem Tage, an welchem ſich dieſer Feldherr dazu anſchickte, war auch deſſen Angriff beſchloſſen. Sein Vortrab und der des Wunſchiſchen Detaſchements begegneten einander unweit Merkwitz; dieſe unerwartete Erſcheinung und die Nachricht, daß ſich das Corps des Generals Fink mit ſtarken Schritten nähere, brachte die Oeſtreicher dergeſtalt außer Faſſung, daß ſie ſich ſo ſchnell wie möglich in den Torgauer Wald warfen. Die Unordnung, mit der dieſer Rückzug geſchah, war indeß ſo groß, daß die preußiſche Cavallerie Gelegenheit fand in das feindliche Grenadiercorps einzuhauen, und den General Gem-

mingen nebſt 28 Officieren und 1400 Gemeinen zu Gefangenen zu machen, das übrige aber zu zerſtreuen.

So warf Prinz Heinrich durch Geſchicklichkeit den großen Entwurf des Feldmarſchalls Daun über den Haufen, ehe er zur Reife kommen konnte. Zu ſpät ſah dieſer ſeinen begangenen Fehler ein; zu ſpät fiel es ihm aufs Herz, daß er, an dem Tage, an welchem das Ahrenbergiſche Corps bei Domitſch angelangt war, das ſchönſte Spiel in Händen gehabt, aber durch ſeine eigene Unthätigkeit verlohren habe, und daß die ſo ſehnlich gewünſchte Eroberung von Sachſen abermals auf eine andere günſtigere Zeit verſchoben werden müſſe. Dies war auch das Urtheil der weiſeſten unter ſeinen Feldherren. Sie ſahen mit Verdruß, daß, der großen Ueberlegenheit ungeachtet, die Früchte, die man ſich von dieſem Feldzuge verſprochen hatte, durch ein übertriebenes Zaudern wieder verlohren gegangen waren; ihre Stimme war die des Wiener Publikums, und machte beſonders auf diejenigen einen lebhaften Eindruck, denen der vom Hofe ertheilte gemeſſene Befehl, den Prinzen Heinrich mit Gewalt aus Sachſen zu vertreiben, bekannt geworden war. Unter veränderten Umſtänden dürfte Graf Dauns Betragen eine ſchärfere Ahndung nach ſich gezogen haben; allein die ausgezeichnete Gnade die Maria Thereſia für ihn hegte, und das unbegränzte Zutrauen, welches ſie in die Einſichten des Siegers bei Kollin und Hochkirchen ſetzte, machte, daß ſie ſein ganzes Benehmen auf die herablaſſendſte Art entſchuldigte.

Durch den Vorgang bei Merkwitz abgeſchreckt, durch die eintretende rauhe Jahreszeit und den Rückmarſch der Ruſſen nach Pohlen veranlaßt, unternahm Daun nichts weiter, als daß er ſein Lager auf das ſorgfältigſte verſchanzte,

allmählig

allmählig Vorkehrungen zu ſeinem Rückzuge nach Dresden machte, und Anſtalten traf, die Winterquartiere zu beziehen. Prinz Heinrich war dagegen auf die kleinſten Bewegungen des Feindes aufmerkſam, ſuchte durch gut gewählte Stellungen, die er ſeinen abgeſonderten Corps gab, ſeinem Gegner einen längern Aufenthalt zu verbittern, und in dieſer Lage blieben die Angelegenheiten in Sachſen bis zur Ankunft des Königs, zum größten Ruhme des Prinzen, ſeines Bruders.

VI.

Rückzug der Ruſſen nach Pohlen. — Der König von Preußen geht nach Sachſen. — Begebenheiten bei Maxen und Meißen, im November 1759.

Der durch die künſtlichen Manöver des Prinzen Heinrich bewirkte Rückzug der großen öſtreichiſchen Armee nach Sachſen, hatte den Feldmarſchall Soltikow äußerſt aufgebracht, und er entrüſtete ſich noch mehr, als er bei ſeiner Ankunft bei Chriſtianſtadt diejenigen Lebensmittel nicht vorfand, die Graf Daun ihm dort zuſammenbringen zu laſſen verſprochen hatte. Das treuloſe Betragen ſeiner Bundesgenoſſen, und der Mangel, dem ſeine Armee ausgeſetzt ward, brachten ihn daher zu dem raſchen Entſchluſſe, der verabredeten Belagerung von Glogau zu entſagen, bei Croſſen über die Oder zu gehn, und ſich ſeinen Magazinen in Pohlen zu nähern. Sich bewußt, die Verbindlichkeiten eines Alliirten

möglichſt erfüllt zu haben, würde auch ſein beleidigter Stolz ihn nicht von ſeinem Vorhaben abgebracht haben, hätte der ſchlaue Marquis Montalembert nicht die Kunſt verſtanden, ihn zu beſänftigen, und, um ihn wenigſtens Glogau näher zu bringen, dahin vermocht, ſtatt nach Croſſen nach Carolath zu marſchiren. Ueberhaupt aber ward nunmehr das Einverſtändniß zwiſchen dem ruſſiſchen Heerführer und dem das öſtreichiſche Hülfskorps befehlenden General Laudon täglich zweideutiger; die leidenſchaftliche Thätigkeit des letztern verſtieß nur zu oft gegen den Eigenwillen und Starrſinn des ſtolzen Ruſſen, und alle Bemühungen des franzöſiſchen Geſchäftsträgers, zwei ſo verſchiedene Charaktere zum gemeinſchaftlichen Ziele zu vereinigen, fruchteten weiter nichts, als den König von Preußen etwas länger in Schleſien aufzuhalten. Das Mißverſtändniß zwiſchen den Anführern der vereinigten Ruſſen und Oeſtreicher hatte ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß es gänzlich hätte ausgerottet werden können. Der empfindliche Laudon, mit dem Schneckengange der Ruſſen unzufrieden, wünſchte nichts mehr, als ſich von ſelbigen zu trennen, und Soltikows Plan ging dahin, bald die Winterquartiere hinter der Weichſel zu beziehen. Dieſe Verſtimmung der Gemüther konnte nur Montalembert einigermaßen in Harmonie bringen. Wirklich gab Soltikow ſo viel nach, daß er den Marſch nach Carolath antrat, zugleich aber Verfügungen traf, daß dort Brücken über die Oder geſchlagen wurden.

Das zweideutige Einverſtändniß der feindlichen Heerführer gab dem Könige weſentliche Vortheile. Auf ihre Bewegungen aufmerkſam, brach er von Sagan auf, und nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen bei Zobelwitz. Von hieraus war er im Stande, ſich Glogau zu nähern,

falls es Soltikow noch Ernſt ſeyn möchte, dieſe Feſtung zu belagern; auch war ſeine Freude, ſich dem Feinde ſo künſtlich vorgelegt zu haben, ſo groß, daß er, als er mit dem Vortrabe auf der neuen Lagerſtelle anlangte, ausrief: dieſer glückliche Tag iſt mir mehr werth, als der glänzendſte Sieg!

Freilich war in dieſem bisher gefahrvollen Spiele das Glück wieder auf ſeine Seite getreten; denn wie hätte er ſonſt mit einer geſchlagenen, endlich nur bis auf 24,000 Mann wieder angewachſenen Armee ſeinen mächtigen Feinden die Spitze bieten können, wenn dieſe mit Einſicht und Eifer zu Werke gegangen wären? Allein dieſer unerwartete Glückswechſel machte auch einen beſondern Eindruck auf Friedrichs II. Seele; auf den Höhen von Zobelwitz erſchien er in einem ganz andern Lichte, als im Lager bei Fürſtenwalde. Seit der unglücklichen Schlacht bei Cunersdorf war er der herablaſſendſte Fürſt von der Welt geweſen: ja er war ſogar ſo weit gegangen, einige ſeiner Officiere um ihre Meinung zu befragen, durch welche Mittel er ſeine ſo kritiſche Lage verbeſſern könne. Unter dieſen waren der Obriſt Moller, von der Artillerie, und der Ingenieur-Capitän Marquart diejenigen, deren Einſichten und Rathſchlägen er das meiſte Gehör zu geben ſchien. Beide, durch die Gunſtbezeigungen ihres Monarchen angefeuert, hatten alle Kräfte aufgeboten, ſeinen Wünſchen zu entſprechen, und letzterer hatte ſich durch ſeine künſtlich entworfenen Märſche nach Sagan beſonders ausgezeichnet *). Kaum aber ward Fried-

*) Die Anlage zu den eben ſo künſtlichen als gefahrvollen Märſchen, welche die Armee des Königs, in der Nähe der Ruſſen, durch die Niederlauſitz nach dem Bober unternahm, war unſtreitig ein Verdienſt des Capitäns Marquart; indeß mußte er ſowohl, wie der

rich II. unweit Glogau angelangt; kaum ſah er ſich im Stande, Schleſien wieder decken zu können: ſo fiel es ihm auch wieder ein, daß er der große König ſey, dem die ganze Welt Weihrauch ſtreue. So herablaſſend er während des ungewiſſen Ausgangs ſeines Schickſals geweſen war, eben ſo gebieteriſch ward er jetzt gegen diejenigen, die an ſeinen Geheimniſſen den thätigſten Antheil genommen hatten. Er ergriff jede Gelegenheit, ſie zu demüthigen, um ihnen den Wahn zu benehmen, als hätte ihr patriotiſcher Eifer irgend einen Einfluß auf die bisherigen Operationen haben können. So ſtolz war Friedrich II. auf ſeinen eigenen Ruhm!

Obriſt Moller, den Wankelmuth der ſo ausgezeichnet genoſſenen Gnade ihres Beherrſchers erfahren, ſobald man ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte. Marquart empfand dies beſonders, als er einige Zeit darauf, kurz vor ſeinem Tode, den König um die Erlaubniß bat, eine, während der Winterquartiere, über das Coup d'oeuil militaire ſehr gut geſchriebene Abhandlung drucken zu laſſen, und dieſer ihm die harte Antwort ertheilte: er werde beſſer thun, ſich im Abſtechen der Läger zu üben, als über das militäriſche Augenmaß zu ſchreiben. Mir ſind mehrere Beiſpiele von den Launen dieſes ſonſt ſo großen Königs bekannt, woraus ich den Schluß gezogen habe: daß er, ſo wie er die Kunſt verſtand, in Widerwärtigkeiten jedermann in ſein Intereſſe zu ziehen und zu ſeinem Dienſte zu ſtimmen auch alle ſeine Thaten aus dem Geſichtspunkte betrachtet wiſſen wollte, als ſeyen ſie mit niemandes Beihülfe geſchehen: ein Egoiſmus, der zwar dem großen Helden verzeihlich iſt, weil er ſtets Menſch bleibt, der aber doch eine bittere Erinnerung in den Herzen derjenigen zurückläßt, die, ihres Dienſteifers ſich bewußt, eher auf Belohnung, als auf Verachtung zu rechnen, ſich ſchmeicheln dürfen. — Friedrichs Lobredner haben dergleichen Züge gefliſſentlich übergangen; ſie dürfen aber der Nachwelt nicht vorenthalten werden.

Soltikows Verwunderung war nicht gering, als er bei einer angeſtellten Recognoscirung fand, daß ihm die Preußen den Weg nach Glogau verſperrt hatten; da indeß ſeine Abſicht nicht dahin ging, dieſe Feſtung zu belagern, die Transporte an Lebensmitteln, die er aus Pohlen erwartete, ſich näherten, und er benachrichtigt ward, daß der König eine Verſtärkung an ſich gezogen habe: ſo waren dies Scheingründe genug, um ihn zu beſtimmen, bei Carolath über die Oder zu ſetzen. Sogleich rückte Friedrich mit der Armee nach Glogau; und da der Feind ſich noch mehr rückwärts zog, führte er ſolche ebenfalls über jenen Fluß, nahm ſein Lager bei Sophienthal, und ſandte verſchiedene Abtheilungen aus, um das platte Land gegen die Verwüſtungen der Koſacken, die darin ihren Meiſter ſuchen, nach Möglichkeit zu decken.

So blieben die Sachen, ohne daß, außer einigen kleinen Gefechten, etwas von Wichtigkeit vorfiel; beide Theile hatten dazu ihre Gründe. Friedrich II. wünſchte nichts ſehnlicher, als die baldige Entfernung der Ruſſen, um nach Sachſen zu ziehen, und ſich wieder in den völligen Beſitz dieſes Landes zu ſetzen: er ſuchte daher dieſen Rückzug nicht zu verhindern; Soltikow hingegen ſehnte ſich nach ſeinen Winterquartieren, und nur Montalembert hielt ihn von einer Zeit zur andern auf, bis ein aus Petersburg eingelaufener ausdrücklicher Befehl, die Operationen gegen Breslau zu richten, ihn zu gehorchen zwang. Bei dieſer Gelegenheit litt das platte Land außerordentlich. Herrnſtadt, welches die preußiſche Beſatzung zu verlaſſen ſich ſtandhaft weigerte, ward durch das ruſſiſche Geſchütz in einen Aſchenhaufen verwandelt, und dies Elend würde noch manchen andern Ort getroffen haben, hätte Soltikow nicht

die beſtimmte Nachricht erhalten, daß Feldmarſchall Daun ſich anſchicke, nach Böhmen zurückzugehen. Nun halfen keine Vorſtellungen mehr; ungeſäumt trat er den Marſch nach Pohlen an, Laudon aber trennte ſich von ihm, und zog nach Kaliſch, von wo aus er längs der ſchleſiſchen Gränze, vom Fouquetſchen Corps ſtets begleitet, über Tetſchen nach Mähren marſchirte, auf dieſem Umwege aber vielen Mühſeligkeiten ausgeſetzt blieb.

Der um dieſe Zeit vom Podagra befallene König von Preußen ließ keine Bewegungen machen, um den Feind zu verfolgen; vielmehr vertheilte er ſeine Armee in verſchiedene Corps. Eins von 8000 Mann, unter Anführung des Generals Gablentz, ſandte er nach Trachenberg, um Laudons Marſch längs der ſchleſiſchen Gränze zu beobachten. Ein anderes von 5000 Mann führte General Mayer nach Hirſchberg und Landshut, um das Gebirge zu beſetzen, während General Fouquet, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, die Laudoniſche Armee verfolgen, und Oberſchleſien decken ſollte. Der übrige Theil des preußiſchen Heeres ging wieder über die Oder zurück, und General Hülſen trat mit 13,000 Mann den Marſch nach Sachſen an, während der König zu Glogau ſeine Geneſung abwartete.

Kaum hatte Feldmarſchall Daun den völligen Rückzug der Ruſſen nach Pohlen, und den Marſch der Preußen nach der Elbe erfahren, als er ſogleich Anſtalten traf, ſein bisheriges Lager bei Schilda aufzuheben, und ſich gegen Dresden zurückzuziehn. Indeß nahm er ſich doch Zeit dazu; denn fürs erſte ging er nur bis Heinitz zurück, und ſtellte den General Brentano unweit Roßwein auf, um ſeine linke Flanke zu decken. Prinz Heinrich folgte ihm bis Lomatſch, und ſandte den General Fink mit 10,000 Mann nach Mut-

ſchen, um das Brentanoiſche Corps zu beobachten. Um dieſe Zeit ſetzte Hülſen mit den von der Oder abgeführten Truppen bei Hirſchſtein über die Elbe; und da Prinz Heinrich ſich nunmehr im Stande ſah, die linke Flanke der öſtreichiſchen Armee mit mehr Sicherheit zu umgehen, den Feind von Freiberg abzuſchneiden, Streifereien nach Böhmen zu wagen, und ſo durch künſtliche Manöver Daun zu nöthigen, ſich zu einem noch ſchnellern Rückzuge anzuſchicken: ſo verſtärkte er den General Fink noch mit 5000 Mann, und trug ihm auf, das Brentanoiſche Corps weiter zurückzudrängen. Fink ging bei Döbeln über die Mulda, und beſetzte Roßwein. Brentano zog ſich nach Noſſen zurück, und da er die Preußen auf ſich anrücken ſah, ſo ſtellte er ſich in Schlachtordnung. Von beiden Seiten entſtand ein heftiges Kanonenfeuer. General Wunſch, der den preußiſchen Vortrab befehligte, warf eine Abtheilung Kroaten, welche die linke Flanke der Oeſtreicher deckte, nach Noſſen, und griff dieſe Stadt an, als Feldmarſchall Daun eben perſönlich auf dem Kampfplatz anlangte. Sogleich zog dieſer das ganze Corps, zugleich aber auch den linken Flügel ſeiner Armee nach Deutſch-Bohra zurück; wogegen Fink ſich bei Siebenlehn, gerade in der linken Flanke der großen öſtreichiſchen Armee lagerte, der Obriſt Kleiſt die Reichscontingente aus Freiberg vertrieb, und bis Dippoldiswalda verfolgte.

Dieſe Vorfälle, ſo wie die vom General Fink genommene Poſition, machten den Grafen Daun beſorgt. Gleich am folgenden Tage brach er auf, um ſich bis Wilsdruf zurückzuziehen, und Prinz Heinrich hatte den Ruhm, denſelben bloß durch ein geſchicktes Manöver zu dieſem Entſchluſſe gebracht zu haben. Wie glücklich wäre die preußiſche

Armee geweſen, hätte dieſer weiſe Prinz ferner freie Hand behalten, die Operationen nach ſeiner Einſicht einzurichten! Allein das Verhängniß hatte ein anderes beſchloſſen. Es ereigneten ſich Begebenheiten, deren Andenken in der Brandenburgiſchen Geſchichte aufbewahren zu müſſen, einem Patrioten ſchmerzlich fällt; die, außer einem anſehnlichen Verluſt, einen Winterfeldzug nach ſich zogen, ſtatt daß die Armee, bei gemeſſenern Schritten, ruhige Winterquartiere beziehen, und wahrſcheinlich wieder zu dem Beſitz von Dresden gelangen konnte.

Die ſonderbaren Begebenheiten, mit welchen der diesjährige Feldzug in Sachſen ſich endigte, ſind bisher ſo verſchieden, ſo partheiiſch erzählt, oder unter ſo mancherlei Geſtalten aufgeſtellt worden, daß es dem geneigten Leſer hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn wird, wenn wir — bevor wir ihm die hiſtoriſchen Facta vortragen — einige Bemerkungen vorausſchicken, um demſelben einen Leitfaden in die Hand zu geben, ſich richtigere Reſultate zu abſtrahiren.

An eben dem Tage, an welchem Feldmarſchall Daun ſeinen Rückzug nach Wilsdruf veranſtaltete, langte der König von Glogau zu Hirſchſtein an. Prinz Heinrich ritt ihm entgegen, und benachrichtigte ihm von der Lage der Angelegenheiten in Sachſen. Noch waren beide im vertraulichen Geſpräche begriffen, als von den Vorpoſten gemeldet wurde: die öſtreichiſche Armee ſey in acht Kolonnen aufgebrochen, um ſich weiter rückwärts zu ziehen. Dieſe Nachricht ſchien den König zu überraſchen, und eine gewiſſe Eigenliebe nöthigte ihm den Ausruf ab: Ha! ha! ſie riechen mich ſchon, aber nun ſoll auch Daun der T..... holen. — Sogleich befahl er dem General Wedel, mit dem bei Hirſchſtein gelagerten Corps aufzubrechen, um unter

ſeiner eigenen Anführung dem Feinde auf den Fuß zu folgen; dem Prinzen Heinrich aber trug er auf, ſich mit der ganzen Armee in Marſch zu ſetzen. Der Prinz nahm es auf ſich, dem Könige dagegen vorzuſtellen: „dieſe ſo ſchnelle „Verfolgung werde zu nichts weiter dienen, als vielen bra„ven Leuten das Leben zu rauben. Er ſey überzeugt, Daun „wünſche nichts angelegentlicher, als auf eine anſtändige „Art Sachſen zu verlaſſen, um ſeine Winterquartiere in „Böhmen zu beziehen. Wäre dieſes — wie er aus gewiſſen „erhaltenen geheimen Nachrichten ſchließen müſſe — ſein „Plan: ſo würde die Räumung von Dresden eine Folge da„von ſeyn, indem es inconſequent ſeyn dürfte, eine ſtarke „Beſatzung darin zu laſſen, welche, durch die Gebirge ab„geſchnitten, auf keinen Beiſtand zu rechnen hätte, deren „Loos folglich auf jeden Fall eine ſichere Gefangenſchaft ſeyn „würde. Er bäte daher den König, mit etwas weniger „Uebereilung zu Werke zu gehen, und bloß durch gut ge„wählte Demonſtrationen der abgeſonderten Corps, den Feld„marſchall Daun theils in die Nothwendigkeit zu verſetzen, „ſeinen Rückzug zu beſchleunigen, theils durch ein paſſiveres „Verhalten ihm gewiſſermaßen einen Vorſchub zu leihen, „ſeinen beabſichtigten Rückzug zu beſchönigen.“ — Alle dieſe, auf ſehr richtigen Vorausſetzungen beruhenden Vorſtellungen konnten aber Friedrich II. nicht überzeugen; und obgleich der Prinz großmüthig genug war, ihn zuletzt noch zu beſchwören, nur noch 24 Stunden zu warten: ſo war doch des Königs einmal gefaßter Vorſatz zu feſt, als daß er darin das mindeſte hätte abändern ſollen. Er ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze des Wedelſchen Corps, und hohlte den Nachzug des Feindes bei Krögis ein. Ein äußerſt hitziges Gefecht, wobei von beiden Seiten eine Menge Menſchen

blieb, die Oeſtreicher aber beſonders viel verlohren, war die Folge davon.

Dieſer geglückte Vorfall belebte die Seele des Königs aufs neue. Sie hatte bisher mit ſo vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, daß der erſte Strahl des wiederkehrenden Glücks ihr eine ungewöhnliche Spannkraft verlieh: ein nicht ſeltener Fall unter Menſchen, die das Unglück — wenngleich nicht unverſchuldet — verfolgt hat. Es bleibt daher höchſt wahrſcheinlich, daß **Friedrich** II. ſich ſchmeichelte, dieſen Feldzug eben ſo, wie den von 1757, durch einen ſogenannten Coup d'éclat zu enden, und aus dem, was in dieſer Zeit vorfiel, wird man bewogen zu ſchließen: daß der König, zum Erſatz für alle erlittene Leiden, ſich vorgeſetzt hatte, ſich an dem Feldmarſchall **Daun** auf eine ausgezeichnete Weiſe zu rächen; daß er, um dies recht auffallend zu thun, ihm nicht einmal erlauben wollte, ſeinen Rückzug nach Böhmen durch die gewöhnlichen Gebirgswege zu nehmen, ſondern daß er ihn dahin zu bringen glaubte, wieder über die Elbe zu gehen, und ſo durch die unwegſamſten und unwirthbareſten Gegenden des Gebirges ſeine Winterquartiere zu ſuchen. Groß war freilich dieſer Plan angelegt, und man kann nicht leugnen, daß, wenn er hätte ausgeführt werden können, die öſtreichiſche Armee zu Grunde gerichtet worden wäre, da ſie in jenen Gegenden, wohin man ſie ſchlechterdings zu verweiſen gedachte, aus Mangel an Lebensmitteln, bei einer ſo ſtrengen Jahrszeit, dem größten Elende würde preis gegeben worden ſeyn. Allein die Mittel zu dieſem rieſenmäßigen Plane waren mit zu wenig Vorſicht gewählt, als daß er den Wünſchen des Königs hätte entſprechen können; vielmehr brachte derſelbe eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor, indem **Daun**,

den man in eine gefahrvolle Verlegenheit ſetzen wollte, Maßregeln ergriff, welche diejenigen ins Verderben ſtürzten, die ſtolz genug waren, ihm eine Grube zu graben. Wir überlaſſen es jedem Sachkundigen, zu beurtheilen, ob das ganze Projekt, von deſſen ſonderbaren Ausführung ich Augenzeuge war, zur Wirklichkeit gebracht werden konnte, ohne vorauszuſetzen, daß ein Feldherr, an der Spitze einer ſo großen Armee gänzlich den Kopf verlohren hatte; und ob Prinz Heinrich, durch die kluge Fortſetzung ſeiner bisherigen geſchickten Manöver, nicht eher den Zweck, Sachſen vom Feinde zu reinigen und alles wieder in das vorige Geleiſe zu bringen, würde bewirkt haben. — So vorſichtig und ſo wenig unternehmend man auch Daun kannte, ſo hatte er doch in ſeinem Heere Feldherren, deren Rathſchlägen er Gehör gab, und die ſo viel Erfahrung als Talente beſaßen, ſeine Unentſchloſſenheit zu beſtimmen *).

Nach dem Gefechte bei Krögis ließ der König dem General Fink befehlen, nach Dippoldiswalda zu marſchiren. Dieſer, in die Geheimniſſe des Prinzen Heinrich, ſo wie in die Art, im gegenwärtigen Falle die Operationen klüglich einzuleiten, eingeweiht, fand dieſen Marſch noch zu voreilig. Er begab ſich ſelbſt zum Könige, um zu verſuchen, ob es ihm, durch gegründete Vorſtellungen, gelingen könne, denſelben auf andere Gedanken zu bringen; ward aber vom Monarchen, in einem gebieteriſchen Tone, zum Gehorſam verwieſen, und erhielt ſogar Befehl, bis Maxen vorzurücken.

---

*) Man will behaupten, General Laſcy ſey am eifrigſten bemüht geweſen, das Projekt, das Finkiſche Corps aufzuheben, dem Feldmarſchall Daun, als ſehr ausführbar, einzureden, und ſeine Unſchlüſſigkeit zu feſſeln.

So wenig auch Fink den Nutzen dieſer mit ſo vieler Gefahr verbundenen Poſition einzuſehen vermochte, ſo mußte er dennoch gehorchen; gebrauchte indeſſen die Vorſicht, den Poſten von Dippoldiswalda mit vier Bataillonen zu beſetzen, um, falls er durch eine überlegene Macht gedrängt werden ſollte, einen feſten Punkt in ſeinem Rücken zu haben, auf den er ſich ſicher zurückziehen könnte.

Die Poſition, die Fink bei Maxen nehmen mußte, machte den Feldmarſchall Daun beſorgt. Sie konnte, da ſie ihm den Weg nach Böhmen verlegte, ſehr gefährlich werden, wenn er nicht ſchleunige Maßregeln dagegen ergriff. Er zog daher ſeine Armee von Wilsdruf ab, und lagerte ſolche bei Dresden, hinter dem ſogenannten plauenſchen Grunde. Dies iſt einer der ſtärkſten Poſten für ein Heer, dem es, ſo wie dem öſtreichiſchen, an nichts mangelt, wo die Natur des Bodens allen Vorſchub thut, und die Kunſt, ihr nur die Hand reichen darf, um ein vollkommenes Ganzes zu bilden. Zugleich ſtellte er dem Finkiſchen Corps zwei verſchiedene Abtheilungen entgegen, wovon die eine unter dem General Sincere auf der Straße nach Dippoldiswalda, die andere, vom General Brentano angeführt, auf dem Wege nach Pirna, die Reichsarmee aber bei Cotta, als der Straße nach Böhmen, zu ſtehen kam. Der König hingegen bezog ſein bei Wilsdruf verlaſſenes Lager, und ließ den General Ziethen bis Keſſelsdorf vorrücken.

So war die Stellung der Oeſtreicher und Preußen bei Dresden. Daun und der König ſtanden einander im Angeſichte; nur der plauenſche Grund, in welchem die Weiſeritz fließt, trennte ſie. Das Corps des Generals Fink ſtand zwar im Rücken des Feindes, fand ſich aber zwiſchen den Abtheilungen der Generale Sincere und Brentano

und zwiſchen der Reichsarmee, wie eingeſchoben. Die Stellung, die er hier zu nehmen angewieſen worden war, ward dadurch noch gefährlicher, daß er, auf ausdrücklichem Befehl des Königs, die in Dippoldiswalda weislich zurückgelaſſene Beſatzung hatte an ſich ziehen müſſen; denn durch die Entblößung dieſes Paſſes ward die Communication mit Freiberg, woher er ſeine Lebensmittel zog, ſo wie die mit der Armee des Königs höchſt unſicher, und der Feind gewann dadurch Spielraum, ihn von dieſer Seite mit Vortheil anzugreifen. Er meldete dieſe ſeine Lage dem Könige, erhielt aber keine Antwort, weil ſein Bericht wahrſcheinlich durch die vielen herumſtreifenden feindlichen leichten Truppen aufgefangen war.

Nachdem der Feldmarſchall Daun alle ſeine Bedenklichkeiten endlich beſiegt hatte, entſchloß er ſich zum Angriff, und legte dieſe Expedition mit ſo viel Einſicht an, daß, da der König keine Vorkehrungen traf, das Finkiſche Corps zu retten, der Anſchlag nicht leicht fehlſchlagen konnte. An der Spitze von 3000 Mann nahm er ſeinen Marſch über Dippoldiswalda und Reinhartsgrimma, umging die Flanke der Preußen auf der Höhe von Maxen, und griff ſie dort, aller Schwierigkeiten des Terrains ungeachtet, mit ſolchem Nachdruck an, daß dieſer Poſten erobert ward. Zu gleicher Zeit mußte Brentano die Mitte des preußiſchen Lagers angreifen; und da die Reichsarmee alle engen Päſſe, die von Dohna bis Burkertswalde über das rothe Waſſer führen, auf das ſorgfältigſte beſetzt hielt, ſo war der Untergang des Finkiſchen Corps gewiß. Aus verſchiedenen Gründen hielt deſſen Anführer ſich für verpflichtet, dieſen Poſten nicht mehr verlaſſen zu dürfen; er that daher alles mögliche um ſich darin zu behaupten. Allein weder der Muth, womit er

ſich waffnete, noch die Tapferkeit ſeiner Truppen, vermochten etwas gegen die große Uebermacht des Feindes, der, ſobald er die Höhen von Maxen gewonnen hatte, ſein Corps zerſprengte und nach Falkenhayn und Bloſchwitz zurücktrieb, wo es ſich nun völlig eingeſchloſſen fand.

Hier ſammlete Fink die Ueberbleibſel ſeiner Infanterie, und faßte den Entſchluß, ſich mit denſelben über das rothe Waſſer durchzuſchlagen. Allein ihre Anzahl war viel zu gering, um die gutbeſetzten engen Päſſe zu überwältigen. Mit der Cavallerie, die am wenigſten gelitten hatte, ſollte indeß General Wunſch verſuchen, ſich der Wachſamkeit des Brentanoiſchen Corps zu entziehn, um durch Umwege wieder zur Armee des Königs zu ſtoßen. Wirklich ward in der Nacht dieſer Verſuch gemacht, und in Hoffnung, daß er gelingen werde, bemühte ſich Fink, für ſeine Infanterie eine Kapitulation zu Stande zu bringen. General Rebentiſch erhielt dazu den Auftrag. Noch vor Anbruch des Tages begab er ſich zum Feldmarſchall Daun; dieſer aber machte die Gefangennehmung des ganzen Corps zur einzigen Bedingung, und verlangte ſogar, daß die bereits abmarſchirte Cavallerie zurückberufen werden ſollte. Zwar ſuchte Fink durch die Ausflucht, Wunſch ſtehe mit ſeinem Corps nicht unter ſeinem Befehle, für ſich eine Entſchuldigung vorzubringen; allein ſie ward völlig verworfen; die Cavallerie mußte zurückkommen, und ward in die Kapitulation mit eingeſchloſſen, weil Fink nicht mehr in der Verfaſſung war, ſich auf Bedingungen einzulaſſen, am allerwenigſten aber dergleichen vorzuſchreiben.

So endigte ſich dieſe ſonderbare Begebenheit, die erſte in der Art, die einer preußiſchen Armee begegnet war; die gewiſſermaßen ein Gegenſtück zur Gefangennehmung der

Sachſen beim Lilienſtein lieferte, und daher um ſo mehr Aufſehn in Europa machte. Man kann nicht leugnen, daß der König ſowohl wie Fink hier fehlten, obgleich ein größerer Antheil auf erſteren zurückfällt, wenn letzterer, aus zu großer Peinlichkeit, ſeinem Schickſale eigenmächtig vorzubeugen, nicht Entſchloſſenheit genug hatte. Es ſey mir erlaubt, über dieſen Gegenſtand einige Bemerkungen aufzuſtellen, die ich der Prüfung des ſachkundigen Leſers überlaſſe.

Friedrich II. forderte hier von ſeinem Glücke mehr als er in ſeiner damaligen Lage, ohne ein Wunder, von ihm erwarten konnte; es war daher alſo ein ſehr gewagtes Unternehmen, daß er das Finkiſche Corps im Rücken des Feindes aufſtellte, ohne auch einer andern, verhältnißmäßig ſtarken Abtheilung auf halbem Wege eine ſichere Stellung anzuweiſen, um die Gemeinſchaft mit der Armee zu unterhalten. Dieſer Fehler ward durch den dem General Fink ertheilten Befehl, die aus Vorſicht zu Dippoldiswalda zurückgelaſſene Beſatzung an ſich zu ziehn, noch auffallender. Hierdurch wurde das Corps der Gefahr, eingeſchloſſen zu werden, vollends bloßgeſtellt; und obgleich der König, als er die Nachricht von dem Marſche des Feindes erhielt, es der Diſpoſition ſeines Generals überließ, nach ſeinem Gutbefinden zu handeln, ſo war doch dieſe Cabinetsordre, durch eine hinzugefügte eigenhändige Nachſchrift, ſo auf Schrauben geſtellt, daß ein Mann von Ehre, der die Denkungsart ſeines Beherrſchers kannte, nicht leicht zurückgehalten werden konnte, ſein Schickſal muthig zu beſtehn *). Der Marſch der Oeſt-

*) Als Gegenſatz deſſen, was in der Cabinetsordre ſtand, hieß es in der Nachſchrift: Er wird entweder mit den Reichern oder mit Sincere einen Gang haben.

reicher nach Maxen ward dem Könige ſowohl von dem General Diereke, der unweit Meißen auf die hohen Felſen, welche dort das rechte Ufer der Elbe einſchließen, geſtellt war, als durch den General Ziethen gemeldet. Letzterer ſoll ſogar verſichert haben, daß faſt die halbe öſtreichiſche Armee abmarſchirt ſeyn müſſe, weil ihr Lager ſehr verlaſſen ausſähe, und er daher anriethe, ſogleich einige, wenn auch nur verſtellte Angriffe, auf daſſelbe zu machen, in Hoffnung, den ſo beſorgten Daun zu bewegen, ſeiner Unternehmung zu entſagen, um ſeinen Hauptpoſten zu vertheidigen. Allein Friedrich II. achtete darauf nicht; auch bleibt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſeinen Gegner einen ſo kühnen Schritt nicht zugetrauet, vielmehr geglaubt habe, Fink werde bloß von Sincere oder der Reichsarmee einen Anfall zu beſorgen haben, den er wohl würde beſtehen können. Erſt an dem Tage, an welchem Fink angegriffen ward (den 20ſten November), ſandte er ihm den General Hülſen mit 8000 Mann zu Hülfe. Die beſchwerlichen Wege aber, die dieſer antraf, erlaubten ihm nicht eher als am folgenden Tage unweit Dippoldiswalda anzulangen. Hier erfuhr er, daß Fink kapituliret habe, und zog ſich daher gegen Freiberg zurück.

Fink, der von der Gefahr, die ihm ſo ernſtlich drohete, näher und ſicherer unterrichtet war, als der König, hätte ſich noch zeitig genug aus der Falle ziehen können, und gewiß würde auch das ſtrengſte Kriegsgericht ihn haben entſchuldigen müſſen, wenn er es lieber auf ſich genommen hätte, ſeine Perſon dem Unwillen ſeines Monarchen auszuſetzen, als ein Corps von 15,000 Mann dem Tode, oder der Gefangenſchaft aufzuopfern; beſonders da der Zuſammenfluß von Umſtänden ihm dieſe kluge Maßregel zu ergreifen anrieth.

anrieth. Die Beſorgniß, gegen den ausdrücklichen Befehl ſeines ohnehin auf ihn erzürnten Beherrſchers zu verſtoßen, auch daß er ſich nicht überreden konnte, der König werde dieſe Angelegenheit ſo gleichgültig behandeln, und ſeiner Seits nichts unternehmen, um Dauns Vorhaben — an deſſen Hinderung ſo äußerſt viel lag — rückgängig zu machen, ſind wohl die Haupttriebfedern die ihm beſtimmten, Stand zu halten, zu einer Zeit, da ein weiſer Rückzug jeder eigenſinnigen Beharrlichkeit vorzuziehen war. Hiernächſt aber iſt es auffallend, daß Fink, da er ſich einmal vorgenommen hatte, ſeine Stellung zu behaupten, die Hohlwege in und bei Reinhartgrimma, durch welche der Feind zu ihm kommen mußte, nicht länger beſetzt hielt. Die Schwierigkeiten, die in dieſem Falle die Oeſtreicher hier antreffen mußten, würden durch die mit Schnee und Eis bedeckten ſteilen Berge noch vermehrt worden ſeyn; auch will man behaupten, Daun, der die Möglichkeit, dieſelben zu erklettern, bezweifelte, ſey ſchon im Begriffe geweſen, die ganze Unternehmung aufzugeben, und nur durch die Beharrlichkeit des Majors Fabri zur Fortſetzung derſelben aufgemuntert worden, nachdem dieſer die Berge verlaſſen fand.

So können im Kriege oft beſondere Umſtände zuſammentreffen, um dieſe oder jene Operation glücken oder verunglücken zu laſſen, und ſo ereignet es ſich zuweilen, daß ein Feldherr, der, wie Fink, die erprobteſten militäriſchen Talente beſitzt, ſich übereilen kann, wenn er — wie hier der Fall war — ſo vielerlei, ihm von allen Seiten zuſetzenden Feinden, zugleich begegnen ſoll!*)

---

*) Noch nach dem Hubertsburger Frieden mußte Fink Demüthigungen empfinden, die der König, der über den bei Maxen ihn

Daun zog nun wieder nach ſeinem Lager bei Dresden, wohin ihm ungefähr 12,000 gefangene Preußen folgen mußten, um ſeinen Triumph zu verherrlichen. Durch dieſen glücklichen Vorfall aufgemuntert, beſchloß er nun auch das Corps des Generals Diereke an der Elbe aufzuheben. General Beck ward zur Ausführung dieſes Vorſatzes auserſehn. Er rückte dem zufolge gegen die auf den Bergen bei Zaſchwitz aufgeſtellte Preußen an, fand aber ihre Poſition zu vortheilhaft um einen Angriff zu wagen. Diereke, der keine Luſt bezeigte, ein Gegenſtück zu der Begebenheit von Maxen zu liefern, beſchloß, ſich in der Nacht über die Elbe zurückzuziehn. Die Anſtalten die er dazu traf, glückten aber nur zum Theil, weil der ſtarke Eisgang, ſowohl die Wiederherſtellung der Brücke bei Meißen, als auch das Ueberſetzen auf Prahmen und Kähnen, ſehr erſchwerte. Ungefähr 2500 Mann hatten das Glück ſich zu retten; die übrigen hingegen mußten ſich, da jezt der Feind mit Macht auf ſie eindrang, nebſt ihrem Anführer, zu Kriegsgefangenen ergeben.

Nach dieſen beiden Unglücksfällen hätte man gewiß erwarten ſollen, der König von Preußen werde mit un-

---

betroffenen, wenn gleich ſich ſelbſt zugezogenen großen Verluſt, noch immer empfindlich war, ſich gefliſſentlich gegen ihn erlaubte. Als er aus der Gefangenſchaft zurückkam und ihm gemeldet wurde, ließ er ihn zur Tafel einladen; Fink erſchien im Verſammlungsſaale; allein wie ward er betroffen, als der König ins Zimmer trat, ihn anblickte, und öffentlich äußerte: er habe nicht ihn, ſondern den Miniſter, Grafen von Finkenſtein einladen laſſen. Fink mußte alſo abtreten, nahm jedoch das Bedauern aller Anweſenden mit, die ſeine unglückliche Geſchichte noch nicht vergeſſen hatten. Sogleich bat er um ſeine Entlaſſung, erhielt ſolche ohne Umſtände, und ging in däniſche Dienſte, wo er auch ſtarb.

gefähr 36,000 Mann, die ihm übrig geblieben waren, nicht mehr im Stande geweſen ſeyn, der großen Uebermacht ſeiner Feinde die Spitze zu bieten. Eben ſo glaubte man vorauszuſehn, Daun werde, nach zwei ſo glänzenden Siegen ſein erlangtes Uebergewicht benutzen, um die Preußen aus Sachſen zu vertreiben. Demungeachtet geſchah aber von allem dem nichts. Europa erſtaunte nicht wenig, als es Friedrich II. in der rauheſten Jahreszeit (December), ſeine Stellung, von Wilsdruf bis Freiberg, ſtandhaft behaupten ſah, und Daun verlohr dagegen in den Augen des Publikums viel von ſeinem Ruhme, als man ihn unthätig, bloß mit dem Beſitze von Dresden und einem unbedeutenden Theile des Meißenſchen Kreiſes, zufrieden erblickte. Die merkwürdigen Folgen dieſer ſonderbaren Begebenheiten ſcheinen inzwiſchen in den verſchiedenen Charaktern der beiden Heerführer aufgeſucht werden zu müſſen. Friedrich, durch das ihn betroffene traurige Schickſal entrüſtet, aber nicht gebeugt, glaubte jezt einen wirklich überſpannten Muth zeigen zu müſſen. Er hoffte, das Glück werde ihm wieder lächeln; er ſchmeichelte ſich damit, Daun werde gegenwärtig eben ſo wenig unternehmend ſeyn, als er es nach ſeinem Siege bei Hochkirch geweſen war, und ſo rechnete er darauf, den Beſitz von Sachſen behaupten zu können, ſobald die 12,000 Mann, die ihm der Erbprinz von Braunſchweig von der alliirten Armee zuführte, angelangt ſeyn, und das Erzgebirge beſetzt haben würden. Der vorſichtige Daun hingegen, ſehr zufrieden, ſeinem an militäriſchen Talenten ihm ſo ſehr überlegenen Gegner zwei ſo empfindliche Streiche geſpielt zu haben, getraute ſich nicht, ſein bisheriges Glück ferner auf die Probe zu ſtellen. Einige Bewegungen, die er gegen Keſſelsdorf und Freiberg machen ließ,

um die Standhaftigkeit der Preußen zu verſuchen, überzeugten ihn zur Genüge, daß ſie nicht willens wären, ſich gutwillig zurückzuziehen; und da er aus Erfahrung den König als einen Helden kannte, der aus jeder ihm dargebotenen Gelegenheit Vortheile zu ziehen verſtand, ſo wollte er es nicht wagen, ſich mit ihm einzulaſſen, um nicht den einmal erlangten Ruhm durch widrige Ereigniſſe wieder einzubüßen. Wahrſcheinlich würde er lieber in Böhmen ruhige Winterquartiere bezogen, als ſeine Armee in dem kleinen Bezirk um Dresden ſo manchen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt haben, hätte ſich dieſer Schritt mit den über ſeinen Feind erlangten Vortheilen vereinigen laſſen. Da ihm nun der König auch keinen Fuß breit weichen wollte: ſo mußte er auf Mittel denken, ſein Heer in dem engen Raume dieſſeits des Gebirges überwintern und unterhalten zu laſſen. Letzteres war um ſo beſchwerlicher, da bei der unſchiffbar gewordenen Elbe, alle Zufuhren durch die engen Gebirgspäſſe auf der Achſe fortgeſchafft werden mußten. Dies glaubte man anfänglich, ſey wegen der oft unwegſamen Straßen unmöglich; allein wenn die eiſerne Nothwendigkeit gebeut, ſo iſt der Geiſt des Menſchen am erfinderiſchſten, und ſo traf auch Daun ſeiner Lage ſo angemeſſene Vorkehrungen, daß es, aller Schwierigkeiten ungeachtet, ſeiner Armee, den ganzen Winter hindurch, an keinem Bedürfniſſe fehlte.

Den Preußen koſtete es zwar weniger Mühe, ihre Lebensmittel aus ihren Magazinen zu ziehen; allein die Wachſamkeit, welche ſie bei der Nähe des Feindes beobachten mußten, beraubte ſie der Ruhe und Bequemlichkeit, die ſie in dieſer rauhen Jahreszeit wohl zu fordern berechtigt waren. Abgerechnet, daß ſie, in kleinen Dörfern zuſammengedrängt, ſehr ſchlecht kantonirten: ſo mußten auch täglich ſechs Ba-

taillone im Lager auf die Wache ziehn, und ſich unter Zelten der ſtrengſten Kälte und der unangenehmſten Witterung, im Angeſichte des Feindes, ausſetzen: ja, endlich fing ſogar das ſo unentbehrliche Holz an zu mangeln, wodurch das Elend noch vermehrt wurde. Die Oeſtreicher hatten indeß auch kein beſſeres Loos, und ſo mußten zwei Armeen ſechs Wochen lang den Launen ihrer Heerführer fröhnen. Dieſe gewiß überſpannten Mühſeligkeiten und Anſtrengungen erzeugten jedoch die heftigſten Krankheiten, die ſehr vielen braven Leuten ein Leben raubten, welches auf der einen Seite ſtolzer Eigenſinn, auf der andern harte Nothwendigkeit, gleichgültig aufs Spiel ſetzten. — Endlich rückte das durch den Erbprinzen von Braunſchweig angeführte Hülfskorps der Alliirten in die ihm angewieſenen Quartiere; und da die Kälte von Tage zu Tage heftiger ward: ſo ließ der König ſeine Armee am 10ten Januar 1760 die Winterquartiere beziehen, und verlegte das Hauptquartier nach Freiberg.

Dies waren die merkwürdigſten Begebenheiten des Feldzuges von 1759, die ich zu charakteriſiren bemüht geweſen bin. So viel auffallende Vorfälle derſelbe auch aufſtellt, ſo entſchied er doch im Allgemeinen nichts. — Aller erlittenen, mitunter auch ſich ſelbſt zugezogenen Unglücksfälle ungeachtet, blieb der König von Preußen dennoch faſt in eben der Lage, worin er zu Anfange deſſelben geweſen war. Seine Feinde, die nach der Schlacht bei Cunersdorf ihn völlig zu Grunde richten konnten, verſäumten den günſtigen Zeitpunkt, weil ſie, aus Mißtrauen gegen einander, in beſtändiger Unbeſtimmtheit und mit zu wenigem Einverſtändniſſe zu Werke gingen. Die Ruſſen, obgleich ſie die Preußen zweimal geſchlagen hatten, kehrten, ohne weiter dieſe Siege zu verfolgen, nach Pohlen zurück, weil ſie ſich

von ihren Alliirten nicht unterſtützt fanden, und dennoch mehr als dieſe geleiſtet hatten. Der Feldzug der Schweden war nichts weniger als glänzend. Sie ſchienen gleichſam ein Executionskommando zu ſeyn, das in Abweſenheit der Preußen, die Ukermark und die Grafſchaft Ruppin zu brandſchatzen Befehl hatte. Daun, ſtatt in Verbindung mit den Ruſſen den König anzugreifen, und, der genommenen Abrede gemäß, den Krieg nach Schleſien zu ſpielen, verlohr die beſte Zeit mit Beobachtung der Armee des Prinzen Heinrich. Stolz auf die Eroberung von Dresden, die ihm zur Wiedereroberung von Sachſen Hoffnung gab, ließ er ſich durch die Klugheit des Prinzen Heinrich wieder dahin ſchleppen. Statt hier thätiger zu ſeyn, ſtand er im Begriff, auch dieſe Eroberung wieder fahren zu laſſen, wenn ihn nicht der Vorfall bei Maxen auf andre Gedanken gebracht hätte.

Friedrich II. blieb alſo noch im Beſitz des größten Theils von Sachſen, hatte aber die Hälfte ſeiner Armee eingebüßt, und verlohr noch einen Theil derſelben durch ſeinen erzwungenen Winterfeldzug. Keinem brachte der diesjährige Feldzug mehr Ehre, als dem Prinzen Heinrich und dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig. Erſterer rettete den König, da er ſich in der kritiſchſten Lage befand. Er bot Daun die Spitze mit Muth und kalter Ueberlegung, und würde — hätte es bloß von ihm abgehangen — denſelben eben ſo aus Sachſen verdrängt haben, als er ihn aus der Lauſitz wegzumanövriren verſtand. Letzterer, der anfänglich der Uebermacht der Franzoſen hatte weichen müſſen, zwang durch eine einzige, mit wahrer Klugheit angelegte Schlacht das Schickſal, ihm günſtiger zu werden. In den drei letzten Monaten ſeines Feldzuges eroberte er alles und noch mehr wieder, als er in den drei erſten hatte räumen

müſſen, und war noch im Stande, ein Hülfskorps nach Sachſen abzuſenden, um den bei Maxen und Meißen erlittenen Verluſt, wenigſtens vor der Hand, zu erſetzen.

Bei unpartheiiſcher Betrachtung aller Begebenheiten des Feldzuges von 1759 in Deutſchland, wird der Leſer gewiß mit uns eingeſtehen müſſen: daß verſchiedene Heerführer ſich theils gefliſſentlich große, theils durch Zufall verzeihliche Fehler zu Schulden kommen ließen; daß aber der Prinz Heinrich der einzige war, der keinen beging.

VII.

Einleitung zu der Charakteriſtik der Begebenheiten des Feldzuges von 1760.

Die Unfälle, die dem Könige von Preußen im abgewichenen Jahre widerfahren waren, ließen ihn mehr als jemals einen baldigen Frieden wünſchen. Obgleich er ſich beinahe noch im vollkommenen Beſitze derjenigen Länder befand, die er vor Eröffnung des Feldzuges von 1759 inne gehabt hatte; obgleich es ihm wider alle Erwartung gelungen war, faſt alles wieder zu erobern, was man ſchon im Auguſt vorigen Jahres für verlohren hielt; obgleich er das Glück gehabt hatte, ſich die Ruſſen vom Halſe zu ſchaffen, und die große öſtreichiſche Armee in einem engen Raum von einigen Quadratmeilen einzuſchränken: ſo war doch ſeine jetzige Lage äußerſt kritiſch, und es war vorauszuſehen, daß, wenn ſeine Feinde ihre Kräfte in einem folgenden Feldzuge gehörig anwenden würden, es nicht mehr in ſeiner Macht ſtehen könne,

ihnen zu widerſtehen. Die Klugheit erforderte es daher, Verſuche anzuſtellen, in wie fern es gelingen dürfte, ſeine Feinde zu einem billigen Frieden geneigt zu machen, oder wenigſtens das große gegen ihn geſchloſſene Bündniß einigermaßen zu trennen.

Zu einem allgemeinen Frieden war wenig Hoffnung vorhanden. Die Erbitterung der beiden Kaiſerinnen war nichts weniger als erloſchen; vielmehr war zu erwarten, daß das Glück, welches ihre Waffen im abgewichenen Jahre gehabt hatten, ihrem Stolze, ſo wie ihrer Rache, neue Nahrung geben würde.

Frankreich hatte zwar beträchtlichen Verluſt erlitten, indem ihm die Engländer in beiden Indien anſehnliche Niederlaſſungen entriſſen, und in drei Treffen ſeine Seemacht zu Grunde gerichtet hatten; allein es war durch den Einfluß, den die Pompadour und der Herzog von Choiſeul im Cabinete von Verſailles behaupteten, gegen alles Staatsintereſſe, an das Bündniß mit Oeſtreich ſo feſt gekettet, daß es wohl einen Frieden mit England wünſchte, den König von Preußen aber, nach dem Verlangen des großbritanniſchen Parliaments, nicht darin einzuſchließen wagen durfte, ſo lange noch die übrigen Bundesgenoſſen zu ſeinem gänzlichen Sturze vereinigt blieben.

Zu einiger Trennung der Theilnehmer am Petersburger Bündniſſe zu wirken, verlohr Friedrich II. nicht alle Hoffnung, und war bemüht, alle beſondere Ereigniſſe, die ſich in Europa zutrugen, zu ſeinem Vortheile anzuwenden. Nach dem Tode des Königs von Spanien, der ſich im Auguſt 1759 ereignete, war deſſen Krone ſeinem Bruder, dem Könige von Neapel, zugefallen. Im Achner Friedensſchluſſe hatte Frankreich, Oeſtreich und England, jedoch

ohne die Könige von Spanien und Neapel zu befragen, feſtgeſetzt: daß auf dieſem Fall der Herzog vom Parma, als jüngſter Bruder des verſtorbenen Königs von Spanien, König beider Sicilien werden, Parma und Piacenza aber an das Haus Oeſtreich fallen ſollten. Friedrich II. hoffte, daß dieſe Staatsveränderung einen Krieg in Italien veranlaſſen könnte, wodurch Maria Thereſia, wollte ſie ihre vermeinten Anſprüche geltend machen, gezwungen ſeyn würde, eine Armee dahin zu ſenden. Er ließ daher die Geſinnungen des Königs von Sardinien, der auch Antheil an dieſer Erbſchaft haben ſollte, erforſchen; allein dieſer Fürſt war zu alt, und ein zu großer Frömmling geworden, um ſich in Verlegenheiten zu ſetzen, deren Ausgang er nicht abſehen konnte. Das Haus Oeſtreich hingegen war zu ſehr auf die Wiedereroberung von Schleſien bedacht, als daß es, um die Acquiſition zweier, gewiſſermaßen unbedeutenden Herzogthümer in Italien, das große, ihm ſo ſehr am Herzen liegende Augenmerk hätte fahren laſſen ſollen. Das Wiener Cabinet beſchloß vielmehr, dieſe an ſich ungültige Forderung bis nach erfolgtem Frieden ruhen zu laſſen; das Schickſal wollte indeß, daß die Kaiſerinn-Königinn weder Schleſien noch Parma erhielt.

Die Verſuche die der König von Preußen am franzöſiſchen und ruſſiſchen Hofe machen ließ, um das große Bündniß zu trennen, waren eben ſo fruchtlos, als es die Aeußerungen waren, die er, in Vereinigung mit dem Könige von Großbritannien, durch den Prinzen Ludwig von Braunſchweig, den Abgeſandten der kriegführenden Mächte, im Haag machen ließ. Dem Freiherrn von Edelsheim, den er nach Paris ſandte, begegnete man auf eine unanſtändige Weiſe; ein holſteiniſcher Edelmann, der in dieſer Abſicht

nach Petersburg reiſen mußte, bekam nicht einmal Gelegenheit, ſeine Aufträge anzubringen, da ihm alle Wege dazu zu gelangen, durch die franzöſiſche und öſtreichiſche Faction ſorgfältig verſchloſſen blieben, und bei der Negotiation im Haag machte man ſo viele Weitläuftigkeiten, daß man wohl einſah, es ſey den Gegnern des Königs von Preußen kein Ernſt, Friedensvorſchläge anzuhören. Selbſt die Engländer, die das Glück ſo außerordentlich begünſtigt hatte, daß ein Theil von Canada, verſchiedene weſtindiſche Inſeln, ingleichen das Fort St. David und wichtige Niederlaſſungen der Franzoſen in Oſtindien in ihre Hände gefallen waren, ſchienen aus merkantiliſchen Abſichten eben noch nicht zum Frieden anders, als unter den härteſten Bedingungen, geſtimmt.

So verſchwand nach und nach alle Hoffnung, dem bisherigen Blutvergießen ein Ende zu machen. Auch die letzte Erwartung des Königs von Preußen, die ottomanniſche Pforte zu einem Bruche mit Oeſtreich zu verleiten, ſchlug fehl, weil die Muſelmänner zu gewiſſenhaft, oder vielmehr zu kleinmüthig waren, den noch nicht abgelaufenen Waffenſtillſtand zu brechen; doch zeigte ſich ihm in dieſer Verlegenheit ein neuer Alliirter. Dem Könige von Dänemark ſchien die anwachſende Macht der Ruſſen verdächtig. Wegen der Anſprüche, die der Großfürſt auf Holſtein hatte, wäre ihm ihre Nachbarſchaft, falls ſie ſich der Feſtung Colberg bemeiſtern ſollten, ſehr unwillkommen geweſen; er erbot ſich daher, die Küſten von Pommern gegen die Landungen der Ruſſen zu ſchützen, und einige Kriegsvölker zur Vertheidigung dieſer Provinz zu ſtellen. Allein dieſer wohlthätige Vorſatz war kaum gefaßt, als ihm die Unbeſtimmtheit des Cabinets zu Kopenhagen auch ſchon wieder fahren ließ, und

ſo glich er einem Meteore, das eben ſo bald verſchwindet, als es uns erſcheint.

In dieſer Lage blieb Friedrich II. nichts übrig, als ſich mit Standhaftigkeit zu waffnen, und alle Mittel, die noch in ſeiner Gewalt ſtanden, aufzubieten, um die ihm drohenden Gefahren muthig zu beſtehen. Zuvörderſt ſuchte er ſeine ſo ſehr zuſammengeſchmolzene Armee zu ergänzen. Dies geſchah theils durch die aus dem Lande gezogenen Rekruten, theils durch die im Reich angelegten ſehr ausgedehnten Werbungen*), theils durch die Mannſchaft, welche Sachſen, Mecklenburg und die anhaltiſchen Fürſten ſtellen mußten, theils durch die öſtreichiſchen Kriegsgefangenen, die man zur Annahme des preußiſchen Dienſtes willig machte, da das Wiener Cabinet nach den Begebenheiten bei Maxen und Meißen auf den Einfall gekommen war, keine Auswechſelung der Gefangenen mehr zu geſtatten. Demungeachtet konnte er nicht mehr als 90,000 Mann auf die Beine bringen, womit er 200,000 bekämpfen ſollte: auch war ſeine Armee an Mannſchaft und Disciplin ſchlechter, als im vorhergehenden Feldzuge, wogegen die öſtreichiſche ungleich ſchöner ins Feld rückte; denn nach den einmal angenommenen Grundſätzen des dortigen Militär-Departements wurde im Anfange eines Krieges die ſchlechteſte Mannſchaft ausgehoben, die anſehnlichſte aber für die nachfolgenden Feldzüge

*) Der König hatte die Ergänzung ſeiner Armee dem Obriſten Collignon in Entrepriſe überlaſſen, indem er ihm für jeden nach Magdeburg gelieferten Rekruten 15 Thaler bezahlte. Dieſer hielt eine Menge Unter-Entrepreneurs, denen er nur 10 Thaler bewilligte; gleichwohl trieben dieſe eine Menge Ausreißer von allen Nationen zuſammen, ſo daß dieſe Werbung die im preußiſchen Heer entſtandenen Lücken bald ausfüllte.

aufgeſpart. Durch dies Benehmen ereignete ſich das Sonderbare, daß die öſtreichiſche Armee am Ende des ſiebenjährigen Krieges eben ſo ſchön und auserleſen vom Schauplatze abtrat, als die preußiſche im Jahre 1756 darauf erſchienen war.

Für die übrigen Bedürfniſſe ſuchte der König gleichfalls nach Möglichkeit zu ſorgen. Das unter ſächſiſchem Stempel ausgeprägte Geld verlohr noch mehr an innern Werth. Sachſen, die anhaltiſchen Fürſtenthümer und Mecklenburg mußten anſehnliche Lieferungen an Mehl und Futter, ſo wie an Zugpferden leiſten, und noch obenein ſtarke Kontributionen bezahlen: ja, Friedrich ging ſo weit, dem Bisthum Hildesheim und der freien Reichsſtadt Mühlhauſen dergleichen Beiträge aufbürden zu wollen. Er ertheilte den Auftrag hierzu ſeinem Adjutanten, dem Hauptmann Retzow, den er, von 150 Reitern begleitet, dahin abſandte. Dieſer mußte vom dortigen Capitel 2000 Wiſpel Mehl, 5000 Wiſpel Roggen, 20,000 Wiſpel Haber, 300 Stückpferde und 500 Rekruten fordern; der König hatte aber aus der Acht gelaſſen, daß Hildesheim unter hannöveriſchem Schutze ſteht, und ſchon die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig mit verpflegen mußte. Aus dieſen Urſachen ſah er ſich alſo gezwungen, ſeinen Forderungen gänzlich zu entſagen, um keine Irrungen mit ſeinen Alliirten zu veranlaſſen.

Aus allem dieſen erſieht man, wie bedrängt die Lage des Königs war, und daß ſeine Feinde gegründete Hoffnung faſſen mußten, ihn zu überwältigen. Gleichwohl ſtanden ſein Muth und ſeine Klugheit ihm eben ſo wirkſam bei, als die Unbeſtimmtheit und manches ungeſchickte Benehmen ſeiner Gegner ihm Blößen gaben, die er mit Geſchicklichkeit zu benutzen verſtand.

Seine Feinde rüſteten ſich dagegen mit dem lebhafteſten Eifer. Frankreich nahm es abermals über ſich, die bisher an Rußland und Schweden bezahlten Subſidien ferner zu entrichten, obgleich ſeine Finanzen durch die im vorigen Feldzuge erlittenen anſehnlichen Verluſte ſo zerrüttet waren, daß das Miniſterium faſt nichts mehr zu den Kriegskoſten aufzubringen vermochte. Ludwig XV. verſprach, ein Heer von 120,000 Mann auf deutſchen Boden aufzuſtellen; verlangte aber dagegen, daß die Ruſſen ihre Operationen gegen Pommern richten, und, im Einverſtändniſſe mit den Schweden, Stettin belagern ſollten. Rußland ſchlug auf den Rath des durch ſeine Siege ihm ſo verehrungswürdig gewordenen Soltikow vor: den Feldzug mit der Eroberung von Danzig zu eröffnen, um unter Begünſtigung dieſes Waffenplatzes und der ruſſiſchen Flotte, den Krieg längs den Küſten von Pommern zu führen. Dem Anſcheine nach ſchien dieſer Operationsplan mit dem von franzöſiſcher Seite entworfenen zuſammenzuhangen, doch hatte der Wunſch des Hofes zu Verſailles hierauf einen Einfluß. Rußland war im Beſitze des Königreichs Preußen, welches gewiſſermaßen ſchon als eine ruſſiſche Provinz betrachtet wurde. Nach dem Beſitze von Danzig hatte dem Petersburger Hofe ſchon ſeit den Zeiten Peters I. gelüſtet. War dieſer wichtige Platz einmal in ſeinen Händen, ſo war die Acquiſition von Pommern eine ſehr wünſchenswerthe Eroberung, entweder um feſten Fuß im deutſchen Reiche zu faſſen, oder beim allgemeinen Frieden dadurch andere Vortheile zu erhalten. Soltikow, dem die Idee des Zuges nach Pommern angehörte, hatte dabei noch ein beſonderes Privatintereſſe. Durch Erfahrung belehrt, hatte er die Luſt verlohren, mit den Oeſtreichern gemeinſchaftlich zu wirken; hiernächſt aber war er in der Kunſt

zu zaudern, ſeinem Kollegen, dem Grafen Daun, vollkommen ähnlich. Beide ſuchten nur ihre Heere zu ſchonen; beide hegten Mißtrauen gegeneinander, und jeder wollte dem andern die Laſt des Krieges aufbürden. Das Hauptaugenmerk des Hauſes Oeſtreich hingegen war auf Schleſien gerichtet, obgleich der ausgewanderte König von Pohlen, Auguſt, um die Wiedereroberung ſeines Churfürſtenthums dringend bat. Maria Thereſia verlangte daher, daß ihr die Ruſſen, in Vereinigung einer Armee, die Feldmarſchall Laudon befehligen ſollte, dazu behülflich ſeyn möchten, und verſprach zugleich, den König von Preußen durch das Dauniſche Heer in Sachſen feſthalten zu laſſen, um die Eroberung Schleſiens zu erleichtern.

Dieſer, nach dem verſchiedenen Intereſſe der Bundesgenoſſen, und zugleich mit Bezug auf den Charakter ihrer Heerführer ſich ſo ſehr durchkreuzende Operationsplan, erforderte manche beſondre Negotiation, ehe er völlig zur Reife gedeihen konnte. Endlich behielt der Vorſchlag des Wiener Hofes die Oberhand. Soltikow bekam Befehl, den Feldzug in Schleſien zu eröffnen; jedoch ward ſeinen Einſichten überlaſſen, ſolchen, obgleich im Einverſtändniſſe mit Laudon, zu beginnen. Mit wie wenig gutem Willen er dieſem Befehle gehorchte, läßt ſich ſowohl aus dem Mißtrauen auf alles, was Oeſtreicher hieß, als auch daraus leicht abnehmen, daß ſein vorgeſchlagener Operationsplan war verworfen worden. Vielleicht wäre es dem gemeinſchaftlichen Intereſſe angemeſſener geweſen, wenn man ihm die Eroberung von Pommern überlaſſen, und ſo der Mitwirkung der bisher iſolirt geweſenen Schweden mehr Spannkraft gegeben, hiernächſt aber die Laudoniſche Armee ſo anſehnlich verſtärkt hätte, daß er im Stande geweſen wäre, ſeinen Endzweck

ohne fremde Hülfe zu erreichen. Dadurch wäre der König von Preußen gezwungen geweſen, drei beſondre Armeen aufzuſtellen, und in drei verſchiedenen Provinzen ſtets mit ungleich ſchwächerer Macht ſeinen Feinden die Spitze zu bieten. Allein ſein Glück wollte, daß Soltikow ſeine Operationen möglichſt verzögerte; daß der Neid, der an Laudons Ruhme nagte, nicht zuließ, ihm ein größeres Heer unterzuordnen, und daß endlich Daun durch künſtliche Märſche gezwungen ward, dem Könige, wie ſeinem Schatten, zu folgen, ohne etwas von Wichtigkeit unternehmen zu können.

VIII.

Gefecht bei Landshut, den 23ſten Junius 1760. — Niederlage des Generals Fouquet.

Aus dem, was wir im vorhergehenden Abſchnitte vorgetragen haben, läßt ſich leicht ſchließen, daß der diesjährige Feldzug nicht frühzeitig eröffnet werden konnte. Feldmarſchall Daun, obgleich er, mit Inbegriff der Reichsarmee, ein Heer von 80,000 Mann befehligte, fand keinen Beruf, die preußiſchen Poſten zu beunruhigen, da ſolche durch den plauenſchen Grund und die Mulde hinlänglich gedeckt waren. Ein Verſuch, den General Beck machte, eine kleine Schaar Cavallerie, mit der General Czettritz unweit Torgau ſtand, aufzuheben, entſprach der Erwartung nicht, die man ſich davon gemacht hatte, obgleich der preußiſche General bei dieſer Gelegenheit in Gefangenſchaft gerieth. Die Unternehmung des Generals Laudon, die Quartiere des Fou-

quetiſchen Corps in Oberſchleſien zu durchbrechen, war für die Größe der Anſtalt die er dazu machte, von keiner Bedeutung. Sie hatte keine Folgen, da ſich der öſtreichiſche Feldherr wieder nach Böhmen zurückzog. Der König von Preußen mußte ſeiner Seits abermals ſeinem Lieblingsſyſteme, den Angriffskrieg zu führen, entſagen, weil ſeine Kräfte dazu nicht hinreichten. Er übernahm ſelbſt den Oberbefehl über die in Sachſen ſtehende Armee. Der Prinz Heinrich ward beſtimmt, ein Heer von 35,000 Mann gegen die Ruſſen anzuführen. Die Vertheidigung von Schleſien ward dem General Fouquet mit einem ſehr geringen Corps von 10,000 Mann anvertrauet, und der General Jung-Stutterheim ward auserſehen, mit ungefähr 5000 Mann den Schweden die Spitze zu bieten. So war das preußiſche Heer vertheilt, und mußte nun abwarten, was deſſen mächtige Feinde unternehmen würden, um es mit ihnen, wiewohl ſehr unverhältnißmäßig, aufzunehmen.

Im Februar war die Armee des Königs ſchon wieder ſo weit ergänzt, daß er das Hülfscorps, welches ihm der Erbprinz von Braunſchweig zugeführt hatte, zum nicht geringen Erſtaunen des Feldmarſchalls Daun, wieder zur Allürten Armee zurückſenden konnte, und gegen das Ende des Aprils verließ er die Winterquartiere, um das ganze Heer über die Triebſe zurückzuführen, es dort näher zuſammenzuziehen, und durch einige gut angebrachte Verſchanzungen zu ſichern. Obgleich dieſer Rückzug im Angeſichte des Feindes geſchah, ſo wagte Daun doch nicht, ihn zu beunruhigen. Nicht lange nachher zogen die Armee des Prinzen Heinrich und das Fouquetſche Corps, ihrer Seits, eine Kette von Poſten, die ſich von Landshut längs dem Bober, dem Queis und der Oder, durch die Neumark bis

an

an die Oſtſee erſtreckte. Auf dieſe Weiſe war zwar das linke Ufer der Elbe, die ſchleſiſche, neumärkiſche und pommerſche Gränze gedeckt; allein der ganze Strich Landes, der zwiſchen dem rechten Ufer der Elbe und der Poſtirung der Armee des Prinzen Heinrich lag, konnte ſo wenig wie die dahinter belegenen Gränzen der Mark geſichert werden. Es war zwar nicht zu erwarten, daß der Feind eine Streiferei in die Erbſtaaten des Königs unternehmen würde, aus Beſorgniß, durch die Armee des Königs oder die des Prinzen Heinrich abgeſchnitten zu werden; indeß erforderte es doch die Nothwendigkeit, eine Gemeinſchaft zwiſchen beiden Heeren zu unterhalten. In dieſer Abſicht ward eine kleine Schaar Cavallerie nebſt einem Freibataillon über die Elbe geſandt, welche ſich von Torgau bis Kottbus ausdehnte. Dem öſtreichiſchen General Lascy, der bisher noch kein beſonderes Corps angeführt hatte, und gegenwärtig auf der rechten Seite der Elbe unweit Dresden ſtand, wandelte die Luſt an, dieſe preußiſche Cavallerie aufzuheben oder zu zerſprengen, und es gelang ihm gewiſſermaßen durch die Ueberlegenheit ſeiner leichten Truppen, die Preußen zu verdrängen und viele Gefangene zu machen.

Im Anfange des Junius ſetzten ſich endlich die Heere der Feinde in Bewegung. Die Armee des Feldmarſchalls Daun bezog ein Lager bei Dresden auf beiden Seiten der Elbe. General Laudon, deſſen Armee bis zu 40,000 Mann war verſtärkt worden, zog ſolche im Königsgräzer Kreiſe zuſammen, und ſchien den Poſten von Landshut zu bedrohen. Die Ruſſen ſetzten über die Weichſel und verſammelten ſich bei Poſen, um von hier aus ihren Marſch weiter fortzuſetzen, der aber aus vielen Urſachen nur ſehr langſam von ſtatten gehen konnte. Dagegen bezog der König das Lager bei Schlettau;

Fouquet hielt den Poſten von Landshut und das Gebirge beſetzt, und Prinz Heinrich verſammelte ſeine Armee bei Frankfurt.

Noch war es nicht entſchieden, wo der erſte Sturm losbrechen würde, als ſich auf einmal eine Begebenheit ereignete, wovon man zu Anfange der vorigen vier Feldzüge noch kein Beiſpiel gehabt hatte. Sonſt war Friedrich II. ſeinen Feinden ſtets zuvorgekommen, und dieſe hatten ſich bloß beſtrebt, ſeine Operationen möglichſt zu erſchweren; jezt aber beſchloß zum erſtenmal ein öſtreichiſcher Feldherr, den Krieg in Feindes Land zu ſpielen; Laudon war es, der dieſen Vorſatz faßte, und die Schwäche des preußiſchen Heeres, wovon alle eingezogene Nachrichten einmüthig ſprachen, ſo wie der Vertheidigungskrieg, auf den der König ſich einſchränken mußte, ſchienen ihm einen glücklichen Ausgang zu verſprechen. Zwar war Laudon angewieſen, die Eroberung von Schleſien nur in Verbindung mit den Ruſſen zu bewirken; allein da deren Ankunft vor Anfang des Auguſts nicht wohl abzuſehen war, und er daher noch zwei Monate hättte unthätig bleiben müſſen, ſo ſchien, nach ſeiner Denkungsart, dieſe Zeit für ſeinen thätigen und unternehmenden Geiſt verlohren zu ſeyn. Er beſchloß alſo den Feldzug mit der Belagerung von Glaz zu eröffnen, ſich dadurch eine freire Bahn nach Schleſien zu bereiten, und die Operationen der Ruſſen — im Fall man dieſelben vermögen könnte, gegen die erſte Verabredung, die Glogau zum Augenmerk hatte, ihre Schritte auf Breslau zu richten — zu erleichtern. Damals, als er dieſen kühnen Gedanken faßte, d. h. gegen das Ende des Mais, cantonirte noch ein großer Theil der Armee des Prinzen Heinrich am Bober, und es war zu befürchten, daß, da die Preußen Landshut und das Gebirge

noch beſetzt hielten, der Prinz, in Vereinigung mit Fouquet, einen Zug nach Böhmen veranſtalten könne, um ihn durch dieſe Diverſion zu zwingen, die angefangene Belagerung aufzuheben. Er ſah alſo ein, daß, wenn ſeine Unternehmung nicht geſtöhrt werden ſollte, es zuvörderſt nothwendig ſey, ſich des Poſtens von Landshut zu bemeiſtern Das Glück ging ihm dabei an die Hand. Prinz Heinrich war eben im Marſch nach der Oder begriffen, um ſich den Ruſſen entgegen zu ſtellen; Fouquet hatte denſelben vergebens um Verſtärkung gebeten, und dieſer Feldherr blieb mit einer dreimal geringern Macht ſeiner Klugheit und ſeinem Schickſale überlaſſen, deſſen traurige Entwickelung noch andere Nebenzufälle beſchleunigten.

Nachdem Laudon ſeine Armee bey Koſteletz zuſammen gezogen hatte, rückte er in die Ebene von Reichenbach, nahm das Lager bei Frankenſtein und beſetzte Ottmachau. Dieſe Bewegung des Feindes veranlaßte Fouquet, einen Theil ſeiner im Gebirge ſtehenden Truppen bei Freiberg zuſammenzuziehen, um die fernern Unternehmungen der Oeſtreicher zu erwarten. Nach der ihm ertheilten Inſtruktion ſollte er den General Laudon beobachten, und falls derſelbe Miene machen ſollte, in Schleſien einzudringen, die Feſtungen dieſes Herzogthums decken. Wie ſchwer es Fouquet werden mußte, mit einem ſo ſchwachen Corps dieſem Befehle zu genügen, wir jeder Sachkundige ſelbſt einſehen; daher war er noch zweifelhaft, welchen Entſchluß er faſſen ſollte. Wollte Laudon Glaz belagern, ſo war es nothwendig, den Poſten von Landshut zu behaupten, ſo gefährlich es auch blieb, ſich dort gewiſſermaßen einſchließen zu laſſen. Jezt ließ ſich noch nicht beurtheilen, wohin eigentlich des Feindes Abſichten

gingen; da derſelbe aber ſich nach dem Zobtenberge wendete, bis Nimtſch vorrückte, und Streifereien nach Breslau machte; zugleich das Corps des Generals Beck von Zittau aus ins ſchleſiſche Gebirge drang: ſo ſah Fouquet voraus, daß er den Poſten von Landshut nicht, ohne Beſorgniß abgeſchnitten zu werden, würde behaupten können. Er zog daher den General Schenkendorf, der ſolchen bisher beſetzt gehalten, an ſich, ging nach Schweidnitz zurück, und bezog bey Rammenau ein Lager. Da Fouquet das Gebirge nicht behaupten konnte, ſo zeigt dieſe Maßregel von den tiefen Einſichten dieſes Feldherrn in die Kunſt, mit einem Beobachtungscorps geſchickt zu manövriren. Er genügte dadurch ſeiner Inſtruktion vollkommen, ſicherte das platte Land gegen alle weit um ſich greifenden Streifereien des Feindes, erſchwerte deſſen Unternehmungen, und erhielt dadurch den großen Vortheil, daß Schleſien nie ganz von einer bewaffneten Macht entblößt ward.

Sobald die Preußen das Gebirge verlaſſen hatten, beſetzte Laudon die Poſten von Landshut und Friedland mit 8000 Mann, ließ Glaz berennen, und traf alle nöthigen Vorkehrungen, um die Belagerung dieſer Feſtung vorzunehmen; er ſelbſt aber verließ die Ebene, und ging über Silberberg und Wartha wieder ins Gebirge, deſſen Päſſe er wohl beſetzte. Fouquet folgte ihm auf dem Fuße, und lagerte ſich bei Gräditz dazwiſchen. Das Beckſche Corps hatte ſich indeß im Gebirge mehr ausgebreitet, und trieb daſelbſt faſt unerſchwingliche Brandſchatzungen ein, die, wegen des ſchlechten Geldes, welches damals in den preußiſchen Staaten im Umlauf war, mit 25 pro Cent Aufgeld aufgebracht werden mußten. Bekanntlich ernähren ſich die Gebirgsbewohner vom Spinnen und Weben. Viele wohlhabende Kaufleute

in Greifenberg, Hirſchberg, Schmiedeberg u. ſ. w. halten anſehnliche Leinwand-Fabriken im Gange, deren Produktionen ins Ausland ausgeführt werden. Dies gibt einen ſehr vortheilhaften Erwerbszweig, wovon die Bilanz auf Seiten Schleſiens bleibt. Durch den feindlichen Einfall und durch die ſtarken Brandſchatzungen kamen dieſe Fabriken ins Stokken, und die Spinner und Weber wurden außer Verdienſt geſetzt. Laut wurden daher die Klagen, welche die dortigen Einwohner bei dem dirigirenden Miniſter von Schlabern-dorf erhoben, und dringend war ihre Bitte um baldige Befreiung von den Bedrückungen der Oeſtreicher. Schlabern-dorf, der die Wichtigkeit des dem Gebirge entzogenen Handels genau kannte, und deſſen Bewohner dem Elende ausgeſetzt ſah, nahm dieſe Sache ſehr zu Herzen. Er berichtete dem Könige den Vorfall, in der Sprache eines Finanzminiſters, ohne zu überlegen, ob auch General Fouquet im Stande ſey, das Gebirge zu vertheidigen, ohne ſich und das unter ihm ſtehende Corps der größten Verlegenheit, und das platte Land, ſamt deſſen Feſtungen, allen Gefahren bloßzuſtellen. In dieſem einſeitigen Berichte war die Sache mit den ſtärkſten Farben gezeichnet, und das Unglück der Gebirgsbewohner mit dem Benehmen des Generals Fouquet in einen ſo ſonderbaren Kontraſt geſtellt, daß Friedrich II. Feuer fing, und in der erſten Hitze, in welcher er ſeinem Feldherrn die Wiederbeſetzung des Poſtens von Landshut anbefahl, Ausdrücke fallen ließ, die Fouquets Ehre zu nahe traten *). Dieſer ward darüber ſo aufgebracht, daß er zu

*) Fouquet hatte faſt keinen Freund, als den König, ſeinen Herrn, der ihn wegen ſeiner militäriſchen Talente hochſchätzte. Selbſt ſeine Kinder feſſelte nur eine knechtiſche Furcht an ihm. Die

denen, die um ihn waren, ausrief: „Der König hält mich „für einen ſchlechten Kerl, weil ich mich vom Gebirge zu„rückgezogen habe; ich werde ihm aber das Gegentheil zei„gen, ob ich gleich meinen und ſo vieler tapfern Leute Unter„gang vorausſehe.“ Er antwortete dem Könige: „wie er „dem ihm ſo beſtimmt ertheilten Befehle gemäß ſogleich auf„brechen würde, um die Wiedereroberung des Poſtens von „Landshut zu bewirken, ſo zweifelhaft auch der Ausgang „dieſes Unternehmens wäre, wenn der Feind ſeine Schuldig„keit thäte.“ Am Abend deſſelben Tages ſetzte er ſich mit 8000 Mann in Marſch, und ließ zu ſeiner Sicherheit den übrigen Theil ſeines Corps bei Grädiz ſtehen. Die feindlichen Generale Janus und Geisrück, welche die Poſten von Landshut und Friedland beſetzt hielten, wurden durch die unerwartete Ankunft zweier preußiſchen Colonnen betroffen, vertheidigten ſolche nur nachläſſig, und in der Vorausſetzung einer Uebermacht, zogen ſie ſich, wie gewöhnlich, auf die ſchroffen Berge bei Reichhennersdorf zurück. Fouquet hatte alſo das ſonderbare Glück, ſeinen ehemaligen Poſten mit dem unbedeutenden Verluſt von 20 Todten wieder zu beſetzen, deſſen zum Theil niedergeriſſene Verſchanzungen er,

---

Armee, die Mönche und die Nation, beſonders die Grafſchaft Glaz, deren Gouverneur er war, haßten ihn wegen ſeiner nicht ſelten mit Grauſamkeit geparten außerordentlichen Strenge. Kein Wunder alſo, daß dieſer allgemeine Haß ſich auch den Collegien, als Stellvertreter des Volks, mittheilte, und daß dieſe die beſte Gelegenheit gefunden zu haben glaubten, den faſt durchgängig ſo benannten Tyrannen aller Menſchenklaſſen zu demüthigen. Nur war es zu bedauern, daß die Verläumdung, die man ſich gegen den klugen und gewiß tapfern Heerführer erlaubte, den Angelegenheiten des Königs einen unerſetzlichen Nachtheil brachten. —

ſo gut es die Zeit erlaubte, wieder herſtellen und noch neue anlegen ließ. Um inzwiſchen die Communication mit Schweidnitz zu unterhalten, ſtellte er den General-Major Ziethen mit ungefähr 3000 Mann auf dem Zeiskenberg, unweit dem Fürſtenſtein auf.

Sobald Laudon Nachricht von den Bewegungen der Preußen erhielt, beſchloß er ſogleich, dieſelben anzugreifen. Er verſammelte zu dem Ende eine Armee von 31,000 Mann, und erſuchte den General Beck, über Hirſchberg und Schmiedeberg gleichfalls vorzurücken, um ihn die Hand zu bieten. Dieſe Vorkehrungen konnten inzwiſchen nicht ſo ſchnell ausgeführt werden, daß nicht Fouquet Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, ſich der ihm ſo augenſcheinlich drohenden Gefahr zu entziehen, zumal da Beck, aus Eiferſucht gegen den ihm vorgezogenen Laudon, es ſich nicht ſehr angelegen ſeyn ließ, den Preußen den Rückzug nach Schweidnitz zu verſperren. Allein um den Verdacht der Feigheit, den man auf ihn zu wälzen ſich erlaubt hatte, von ſich zu werfen, faßte dieſer tapfre Feldherr den ſtoiſchen Vorſatz, wie ein zweiter Leonidas zu ſtreiten und zu ſterben. Er meldete dem Könige ſeine bedrängte Lage, und bediente ſich unter andern des Ausdrucks: „Da ich wegen der Nähe des Feindes, und „nachdem mir die Communication mit Schweidnitz durch „das Corps des Generals Nauendorf abgeſchnitten iſt, „auf meinem Poſten gleichſam angenagelt bin, ſo werde ich „mich darin bis auf den letzten Mann vertheidigen.“

Der Poſten von Landshut, der gleichſam der Schlüſſel zu Schleſien genannt werden kann, iſt einer der ſtärkſten in daſiger Gegend. Eine Kette von ſieben bis acht ſteilen Bergen, die ihn bildet, gewährt eine treffliche Vertheidigung, ſo wie einen mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren ver-

bundenen Angriff; allein es gehört auch eine Armee von 30,000 Mann dazu, um ihn gehörig zu beſetzen. Fouquet, ob er gleich noch drei Bataillone vom Ziethenſchen Corps an ſich gezogen hatte, konnte nicht mehr als ungefähr 9000 Mann aufſtellen. Er war daher gezwungen, ſeinem Fußvolke mehr Ausdehnung zu geben, als die Defenſionslinien der angelegten Verſchanzungen erforderten, und hatte keinen Mann übrig, um ſeinen verſchiedenen Poſitionen eine Unterſtützung zu geben; dennoch erwartete er den Angriff mit der größten Kaltblütigkeit.

Vier feindliche Kolonnen unternahmen ſolchen auf vier verſchiedenen Punkten. Der Hauptangriff war auf den linken Flügel des Fouquetſchen Corps gerichtet. Laudon führte ihn ſelbſt an, und ward durch vierzehn Bataillone, unter Befehl des Generals Campitelli, unterſtützt. Hier ging alles nach Wunſch; die 1400 Mann Preußen, die auf dem Mummelberge und in der neuangelegten Verſchanzung ſtanden, wurden in Flanke und Rücken genommen, der ſtandhafteſten Gegenwehr ungeachtet durchbrochen und über den Haufen geworfen. Dieſer glückliche Vorgang begünſtigte den Angriff des ſogenannten Buchberges, der, da er nur ſchwach beſetzt war, bald erobert wurde. Auf dem rechten Flügel der Preußen hatten die feindlichen Angriffe anfänglich nicht einen ſolchen entſcheidenden Erfolg. Der daſelbſt befehlende General Schenkendorf ſchlug die wiederholten Anfälle der Generale Janus und Wolfersdorf mit vieler Tapferkeit ab, bis ſich die Oeſtreicher an den Bober ausdehnten und in ſeine Flanke ſchwenkten. Jezt ward auch dieſer Berg gewonnen, und die geworfenen Bataillone nach dem Galgenberge zurückgedrückt.

Beide Flügel des Fouquetſchen Corps hatten nun

ihr Terrain räumen müſſen, und alles, was zurückgeſchlagen war, ſammelte ſich auf dem Kirchen- und Galgenberge, die ungefähr in der Mitte der Poſition lagen. Hier verſuchte der Feind einen neuen Angriff; Fouquet rückte ihm aber muthig entgegen, und warf ihn bis nach Reichhennersdorf zurück. Um auch dieſe Berge, auf welchen ſich die Preußen mit ſo viel ausdaurendem Muthe vertheidigten, zu überwältigen, ließ Laudon zwei Kolonnen friſches Fußvolk vorrücken, zugleich aber ſandte er die Cavallerie ſeines rechten Flügels über den Bober, um den Preußen die Straße nach Schmiedeberg abzuſchneiden; auch ließ er eine Batterie von zwölf Kolonnen auf dem ſogenannten Ziegelberge auffahren, um den Angriff zu begünſtigen. Der Kirchenberg wurde nun gleichfalls erſtiegen, und alles, was nicht blieb, rettete ſich auf den Galgenberg, ward aber von allen Seiten eingeſchloſſen.

So weit hatte Fouquet dem Feinde das Terrain Schritt vor Schritt ſtreitig gemacht. Er hatte bereits die Hälfte ſeines Fußvolks eingebüßt, und ſah den Augenblick vor ſich, wo ihm nur zwiſchen Tod und Gefangenſchaft zu wählen übrig bleiben würde. Ein Gegenſtück zur Begebenheit bei Maxen zu liefern, dazu war er zu ſtolz; er verſuchte alſo mit einigen Bataillonen, die er bei der Hand hatte, ſich über den Bober zurückzuziehen, und ließ dem General Schenkendorf befehlen, ihm zu folgen. Dieſer Uebergang geſchah im Angeſichte des Feindes mit der größten Ordnung; als aber Fouquet das Dorf Leppersdorf erreicht hatte, ſah er, daß alle Wege und Anhöhen durch die feindliche Cavallerie ſchon beſetzt waren. Er ſtellte daher den Ueberreſt ſeiner Mannſchaft in ein Viereck, mit dem Vorſatze, ſich durchzuſchlagen. Die feindliche Cavallerie griff daſſelbe wiederholt mit dem größten Ungeſtüm an, und ward jedesmal

zurückgeſchlagen, bis einige Bataillone Grenadiere Zeit gewannen, ſie zu unterſtützen. Dies entſchied; der Streit ward zu ungleich; die öſtreichiſche Cavallerie brach ein, und hieb alles nieder was ſie vor ſich fand. Das Pferd des Generals Fouquet wurde erſchoſſen, er ſtürzte, wurde dreimal verwundet, und würde gewiß den Todesſtreich empfangen haben, wenn nicht auf das Geſchrei ſeines treuen Bedienten: wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen? der Obriſt Veit der Wuth ſeiner Dragoner Einhalt gethan, und ihm das Leben gerettet hätte.

Der Uebergang des Generals Schenkendorf über den Bober fiel eben ſo unglücklich aus. Er ſelbſt erreichte nicht einmal dieſen Fluß; ſein Pferd, von einer Kugel getroffen, ſtürzte, und er ward gefangen. Die Preußen verfolgten zwar ihren Weg in einem geſchloſſenen Viereck, in der Hoffnung, die Reichsdorfer Anhöhe zu gewinnen; allein von feindlichen Schaaren umgeben, benahmen ſie ſich etwas zu eilfertig; dadurch entſtanden Lücken, wodurch die öſtreichiſche Cavallerie einbrach und alles niederwarf. Ein andrer kleiner Haufe Infanterie, unter Anführung des Obriſten Below, war noch unglücklicher. Dieſer brave Officier, der während des ganzen Poſtengefechts Wunder der Tapferkeit gethan hatte, wollte ſeine Schaar in Form eines Vierecks durch die ihn umgebende feindliche Cavallerie durchführen. Er befand ſich in einer Ebene, und wies alle einzelne Anfälle derſelben ab. Er wurde aufgefordert ſich zu ergeben, antwortete aber aus ſeinen Kanonen, obgleich er auf keine Unterſtützung mehr hoffen durfte, da ſich der größte Theil der preußiſchen Cavallerie ſchon durchgehauen hatte, und der übrige gefangen war. Dies erbitterte den Feind, der mit Hülfe der Kroaten des Beckiſchen Corps dem

Vierecke von allen Seiten dergeſtalt zuſetzte, daß die Preußen, da ſie keinen Wiederſtand zu leiſten vermochten, ihr Gewehr wegwarfen und um Pardon baten. So ſehr ſie aber auch verdient hatten, ihr Leben, als den Preis ihres bewieſenen beſondern Muths, zu erhalten, ſo fiel die öſtreichiſche Cavallerie — zur Schande des menſchlichen Gefühls ſey es geſagt — demungeachtet über dieſe tapfern, wehrloſen Leute her, und hieb ſie ohne Erbarmen nieder. Man wollte damals behaupten, Laudon, durch die Hartnäckigkeit dieſer Krieger aufgereizt, habe deren unverdiente Niedermetzelung befohlen, oder wenigſtens nicht gehindert. Wäre dies bewieſen, ſo würde er durch dieſe grauſame Behandlung den Glanz ſeines Sieges eben ſo befleckt haben, als er es durch die zugelaſſene Plünderung der unſchuldigen Einwohner von Landshut gethan hat. —

So wurde der unglückliche Tag bezeichnet, an welchem ein Corps von etwas mehr als 8000 Mann Preußen gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, nachdem es, unter der kaltblütigen Anordnung ſeines Anführers, die unumſtößlichſten Beweiſe ſeines Muths, und der bekannten preußiſchen Disciplin abgelegt hatte. Auch beſchloß Fouquet mit dieſer traurigen Begebenheit ſeine kriegeriſche Laufbahn *). Zu ſeinem

---

*) Als Fouquet den Befehl des Königs, nach Landshut zurückzukehren, erhalten hatte, war er ſo aufgebracht, daß er ſich vornahm, entweder hier auf dem Bette der Ehren zu ſterben, oder wenn ihm dies nicht wiederfahren ſollte, nie wieder den Degen zu ziehen. Dieſer eiſerne Stoiker hielt auch Wort. Alle Schmeicheleien, die der König nach dem Hubertsburger Frieden anwandte, um ihn wieder zu gewinnen; alle Geſchenke, die er verſchwendete, um ihn zu reizen, und ſelbſt perſönliche Beſuche, die er bei ſeinem Generale, der in Brandenburg als Domproſt des dortigen Capitels lebte,

unſterblichen Ruhme muß man bekennen: er vertheidigte ſeinen Poſten ſtandhaft, ſo lange es in ſeiner Macht ſtand, einem dreimal ſtärkern Feinde zu widerſtehen; mußte aber, aus Gehorſam gegen ſeinen Beherrſcher, einem Schickſale unterliegen, welchem zu entgehen und dennoch Schleſien nach Möglichkeit zu decken, ſeine Klugheit ihm ſichere Mittel angerathen hatte. Nachdem ſeine in dem Treffem empfangenen Wunden verbunden waren, ward er zum General Laudon geführt. Hier genoß er die vorzüglichſte Achtung ſowohl von dem Sieger bei Landshut, als von deſſen vornehmſten Officieren. Alle verehrten in ihm den grauen Helden, der wie ein Spartaner focht, und nur durch Uebermacht bezwungen, mit noch einigen ſeiner Generale und dem noch am Leben gebliebenen geringen Theil ſeines Corps ſich hatte ergeben müſſen. Das Publikum bedauerte ihn, als es die Veranlaſſung zu dem ihn betroffenen Schickſale erfuhr,

---

abſtattete, konnten den einmal gefaßten Vorſatz dieſes ſtandhaften und in allen ſeinen Handlungen unbiegſamen Mannes nicht abändern. Friedrich II. hat Fouquet bis an deſſen Tod ſehr hochgeſchätzt, und die Feſtigkeit ſeines Charakters um ſo mehr bewundert, da es ihm, bei allen den großen Anlagen, welche dieſer Fürſt in ſeiner Gewalt hatte, auch diejenigen wieder zu gewinnen, denen er einmal aus Laune unrecht gethan hatte, nicht hatte gelingen wollen, dieſen von ſeinem gefaßten Vorſatz abzubringen. Ich habe dagegen während des ſiebenjährigen Krieges verſchiedene Generale gekannt, die, wie Fouquet, ohne ihr Verſchulden, gekränkt worden waren, und die — wenn gleich die ſtets wiederkehrende Gunſt ihres Monarchen ſich verzögerte — dennoch ihm ferner zu dienen nicht aufhörten. Ein Beweis, wie ſehr er verehrt ward und wie mächtig ſeine Geiſteskräfte wirkten, wenn er das wieder zu verwiſchen bemüht war, wozu ihm Leidenſchaften gereizt hatten.

und die Armee ſöhnte ſich gewiſſermaßen mit dem unglück- lich gewordenen Feldherrn aus, deſſen oft unnatürliche Strenge die Herzen eines großen Theils derſelben ihm entzo- gen hatte.

IX.

Feldzug in Sachſen. — Belagerung von Dresden im Julius 1760.

Nach der Niederlage des Generals Fouquet war zu er- warten, daß Laudon die ſchon lange beabſichtigte Belage- rung von Glaz vornehmen und ſich dann zur Eroberung von Schleſien anſchicken würde; denn an Mitteln dazu fehlte es ihm keinesweges. Das Belagerungsgeſchütz ſtand in Olmütz zum Transport bereit; außer dem Beckiſchen Corps, wel- ches zu ihm geſtoßen war, hatte Feldmarſchall Daun noch ein anderes von der großen Armee, unter Anführung des Grnerals Stampa, abgehen laſſen, ſo daß er 50,000 Mann zu ſeinen fernern Unternehmungen gebrauchen konnte. War er einmal Meiſter von Glaz, ſo ſtand ihm Schleſien völlig offen, weil dieſe Provinz von Vertheidigern entblößt, und die Feſtungen ihrer eigenen Gegenwehr überlaſſen waren. Europa erwartete nichts geringers, als den größten Theil von Schleſien bald in den Händen der Oeſtreicher zu ſehen. Maria Thereſia glaubte dem Ziele ihrer Wünſche ganz nahe zu ſeyn, und niemand beklagte den König von Preußen, da er den Untergang eines ſeiner geſchickteſten Generale, ſo wie des einzigen Corps, welches er zur Deckung von Schle-

ſien aufſtellen konnte, gewiſſermaßen vorſetzlich befördert hatte. Von allen dieſen großen Erwartungen ging indeß keine in Erfüllung; ſelbſt die Belagerung von Glaz ward auf eine andre Zeit verſchoben, obgleich bei der jetzigen Lage der Dinge ein Corps von 12 bis 15,000 Mann dazu vollkommen hinreichend geweſen wäre, und Laudon mit dem Ueberreſte nach Gefallen zu agiren freie Hand gehabt hätte. Die Urſachen dieſer Verzögerung liegen aber in dem Verſuche, den der König machte, nach Schleſien zu gelangen, und in der Peinlichkeit des Feldmarſchalls Daun, der ſich nie für ſtark genug hielt, wenn er es mit dem großen Friedrich aufnehmen ſollte.

Die Nachrichten, welche dieſer in den erſten Tagen des Junius von den Bewegungen des Generals Laudon gegen das Gebirge erhalten hatte, waren ihm im Grunde nicht gleichgültig geweſen, und die Nothwendigkeit, Schleſien zu Hülfe zu eilen, war ihm einleuchtend geworden; ſo dringend indeß dieſer Schritt auch zu ſeyn ſchien, eben ſo vielen erheblichen Schwierigkeiten blieb er unterworfen. Verließ er Sachſen, ſo mußte er befürchten, daß ſich Daun ſeiner ganzen Macht bedienen könne, um das kleine Corps, welches am linken Ufer der Elbe ſtehen bleiben ſollte, über den Haufen zu werfen, und Torgau, Leipzig und Wittenberg, nebſt den darin befindlichen Magazinen, zu erobern. Es erforderte daher die Klugheit, den Feldmarſchall Daun gewiſſermaßen mit in ſein Intereſſe zu ziehen, und ihn dahin zu bringen, ihm zu folgen. So kühn auch dieſer Operationsplan war, ſo gefahrvoll blieb deſſen Ausführung. Sollte der öſtreichiſche Heerführer zu dem gewünſchten Entſchluſſe gebracht werden, ſo war es nothwendig, ſich ſtets nahe an ihm zu halten; in Rückſicht auf die große Uebermacht deſſel-

ben mußte Friedrich II. aber ſeine Schritte ſehr gemeſſen einrichten, damit er mit ungefähr 30,000 Mann, die er nach Schleſien abführen konnte, ſich nicht in Händel verwickelte, die ſeinen Untergang leicht hätten befördern können. Dem- ungeachtet war der Zug nach dieſer Provinz von der äußerſten Nothwendigkeit, um Fouquet zu unterſtützen; es ſcheint auch, daß der König, im Vertrauen auf die Stärke des Poſtens bei Landshut, auf die Tapferkeit ſeines Feldherrn und auch auf den ihm bekannten bisherigen Schneckengang der öſtreichiſchen Operationen ſich ſchmeichelte, er werde noch zeitig genug dahin gelangen, um die Gefahr abzuwenden. Wahrſcheinlich würde ſein Wunſch auch erfüllt worden ſeyn, hätte er Fouquet die Freiheit gelaſſen, nach ſeinen Ein- ſichten zu handeln, und hätte nicht ein Laudon an der Spitze der Oeſtreicher geſtanden. —

Friedrich II. machte nunmehr den Verſuch, mit einem Theile ſeines Heeres über die Elbe zu gehen, und ſich an das Corps des Generals Laſcy, welches am rechten Ufer dieſes Fluſſes unweit Dresden ſtand, zu drängen, während der andre Theil das Lager bei Schlettau, und den Poſten bei den Katzenhäuſern beſetzt hielt. Der Uebergang, welcher bei Zſcheila geſchah, hatte keine Schwierigkeit; Laſcy zog ſeine Vorpoſten zurück, Daun aber ließ ſogleich den ganzen rechten Flügel ſeiner Armee durch Dresden über die Elbe gehen, und ein feſtes Lager bei Reichenberg beziehn. Aus dieſer Bewegung ſchloß der König, daß es ihm wohl gelingen könnte, den öſtreichiſchen Heerführer dahin zu bringen, wo- hin er ihn zu verleiten wünſchte. Er ließ daher den zurück- gelaſſenen Theil ſeiner Armee gleichfalls nachfolgen; General Hülſen, dem die Deckung des linken Ufers der Elbe über- tragen ward, mußte eine Poſition bei Meißen nehmen, und

nunmehr ward beſchloſſen, den General Laſcy anzugreifen, ehe dieſer noch mehr Verſtärkung erhalten könnte. Die Vorkehrungen dazu wurden getroffen; allein als der Vortrab der Preußen bei Radeburg anlangte, ward man gewahr, daß Laſcy ſein Lager bei Bersdorf aufgehoben und ſich nach Lauſe zurückgezogen hatte, um die rechte Flanke des nunmehr auch völlig über die Elbe gezogenen Dauniſchen Heeres zu decken. Die Abſicht des Königs ward alſo vereitelt; und da er das mit Verſchanzungen umgebene feindliche Lager bei Reichenberg ſo feſt fand, daß es Uebermuth geweſen ſeyn würde, daſſelbe anzugreifen; ſo führte er ſeine Armee ins Lager bei Radeburg.

Feldmarſchall Daun beging einen großen Fehler, daß er, da er zeitig unterrichtet ward, der König ſey nur mit einem Theile ſeines Heeres über die Elbe gegangen, nicht ſogleich den Entſchluß faßte, ihn mit Uebermacht anzugreifen. Dieſer Entſchluß, der ihm, geſetzt er hätte den Kürzern gezogen, wegen der Nähe von Dresden keinen merklichen Nachtheil zuziehen konnte, hätte die beſte Wirkung hervorbringen, und wären die Preußen geſchlagen worden, ihre Angelegenheiten außerordentlich verſchlimmern können. Allein ſein allzuvorſichtiger Charakter ließ ihn auch hier die Vortheile nicht benutzen, die ihm ſeine Uebermacht verlieh. Er ſchränkte ſich auf die Behauptung ſeines feſten Poſtens ein, nachdem er die Reichsarmee bis Dresden hatte vorrücken laſſen, und ſchien nur darauf bedacht zu ſeyn, den nach der Schlacht bei Hochkirch begangenen Fehler zu verbeſſern, und alle Aufmerkſamkeit darauf zu richten, dem Könige auf dem Marſch nach Schleſien zuvorzukommen.

So ſtanden jezt die Sachen am rechten Ufer der Elbe. Daun wünſchte, daß der König ſeinen ſo außerordentlich

feſten

feſten Poſten bei Reichenberg angreifen, und daß dieſer Angriff fehlſchlagen möchte; dieſer hingegen hoffte auf Blößen, die ihm der Feind geben ſollte, um daraus Vortheile zu ziehen. So vergingen einige Tage, bis der Feldmarſchall Daun die Nachricht von der Niederlage des Generals Fouquet erhielt. Dieſe für ihn ſo wichtige Begebenheit machte ſo viel Eindruck auf ihn, daß er gleich darauf ſeine Armee ausrücken: und das bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Freudenfeuer mit möglichſtem Pomp machen ließ. Den König befremdete das um ſo mehr, da es ſich gegen Abend ereignete. Er ließ daher bei den Vorpoſten Erkundigung einziehen, welche Bedeutung dies Schießen habe? hatte aber den Verdruß, durch ſeine Feinde zuerſt von einem Vorfall unterrichtet zu werden, der ihm ſo nahe ans Herz gehen mußte. Tief ward er dadurch gerührt; und wenn er den Verluſt eines ganzen, zur Deckung von Schleſien beſtimmten Corps kaum verſchmerzen konnte, ſo bekümmerte ihn noch mehr das Schickſal ſeines Freundes, der ein Opfer ſeiner Launen geworden war. —

Der Schlag war einmal geſchehen, und erforderte andre Maßregeln in den Operationen des Königs. Nunmehr blieb der Marſch nach Schleſien ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, da zu erwarten war, daß Laudon, den jezt nichts hinderte, in Schleſien einzudringen, ihm den Weg dahin verſperren, während ihn die Dauniſche Armee dahin begleiten würde. Auf dieſe Weiſe konnte er leicht zwiſchen zwei Feuer gerathen, ſeine ſchon an ſich bedenkliche Lage konnte noch kritiſcher werden, und ihn ſogar der ihm gedroheten Kataſtrophe näher bringen. Dies alles überſah Friedrich II. mit Einem Blick, und jezt zeigte er die Ueberlegenheit ſeines erfinderiſchen Genies über alle große Feldherren ſeiner Zeit.

Da er vorausſah, daß ihm die öſtreichiſchen Generale nicht leicht erlauben würden, nach Schleſien zu dringen: ſo faßte er den kühnen und in ſeiner Art einzigen Vorſatz, den Feldmarſchall Daun aus ſeiner jetzigen Stellung zu rücken, indem er ihm verſpiegelte, ſein Hauptaugenmerk ſey, Schleſien zu Hülfe zu eilen; dann, wo möglich, ihn zu einem entſcheidenden Treffen, oder wohl gar zum Rückzuge über die Elbe, zu nöthigen, und, wäre ihm dies gelungen, die Eroberung von Dresden zu verſuchen.

So ſchnell Friedrich II. dieſen neuen Operationsplan entwarf, eben ſo ſchnell führte er ihn aus. An eben dem Tage, an welchem ihm das feindliche Freudenfeuer die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Landshut verkündigte, ſandte er Befehl nach Magdeburg, einen Train Belagerungsgeſchütz in Bereitſchaft zu halten. Um aber ſeinen vorläufigen Unternehmungen den erforderlichen Anſtrich zu geben, richtete er ſeine Maßregeln mit einer Feinheit und Täuſchung ein, daß die künſtlichen Bewegungen, die er ſeiner Armee machen ließ, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt genannt zu werden verdienen; ja, es wäre gewiſſermaßen Gerechtigkeit von Seiten des Schickſals geweſen, dies große Kunſtwerk gelingen zu laſſen, wenn es nicht gegen den natürlichen Lauf der Dinge ſtritte, mit unzureichenden, durch allerlei Zufälle gehemmten Kräften große Wirkungen hervorzubringen. — Diesmal entſprach der Ausgang der Erwartung nicht, wie wir es mit Anführung der Gründe warum, näher darzuſtellen uns bemühen wollen. Jezt zur Erzählung der künſtlichen Manöver Friedrichs II. die ihm das Lob der Kenner erwarben.

Gleich am folgenden Tage brach er von Radeburg auf, und zog ſich nach Groß-Doberitz zurück. Dieſe Kriegsliſt,

der man in der gegenwärtigen Lage Zaghaftigkeit, oder doch Mißmuth und Beſorgniß unterlegen konnte, ſollte dazu dienen, den Uebermuth des durch Glück ſtolz gewordenen Feindes zu heben, ihn zu vermögen, ſeinen unangreiflichen Poſten zu verlaſſen, und ihn zu falſchen Schritten zu verleiten, in Hoffnung, alsdann über ihn herzufallen, und, wie bei Leuthen, weſentliche Vortheile über ihn zu erringen. Allein der phlegmatiſche Graf Daun ließ ſich nicht irre führen; ſeine ganze Aufmerkſamkeit war nur darauf gerichtet, zu verhindern, daß ihm der König nicht, wie im Jahre 1758, entwiſche, und ihm in Schleſien zuvorkomme. Zu dem Ende ließ er die Straße nach Ortrand durch verſchiedene kleine Schaaren beobachten, um von allen Bewegungen der Preußen zeitig unterrichtet zu ſeyn. Zugleich ertheilte er dem General Laudon den Befehl, die Belagerung von Glaz auf einige Zeit zu verſchieben, mit ſeiner Armee den Bober herunter zu marſchiren, und die Beſatzungen von Schweidnitz und Breslau durch kleine Corps im Zaum halten zu laſſen. Er ſelbſt ließ noch täglich an der Befeſtigung ſeines Lagers arbeiten.

Dies ruhige Benehmen des Feldmarſchalls Daun überzeugte den König von Preußen, daß es vergeblich ſeyn würde, auf einen entſcheidenden Streich zu warten, und daß es nunmehr nothwendig ſey, ſelbſt die Maſchine in Bewegung zu ſetzen, um ſolche nach ſeinem Willen zu lenken. Er marſchirte alſo mit ſeiner Armee in drei Kolonnen links ab, ſetzte über die Röder und Pülsnitz, und nahm ein Lager bei Quolsdorf. Gleich darauf beorderte Graf Daun den General Laſcy, mit ſeinem Corps aufzubrechen, den Marſch der Preußen zu beobachten, und ſich ihnen ſo nahe, als es ohne Gefahr geſchehen könnte, zu lagern; er ſelbſt aber folgte mit dem Heere, und bezog bei Harta einen feſten Poſten.

Friedrich II. dem es gelungen war, ſeinen Feind auf die Beine zu bringen, beſchloß, das vorgeſchobene Corps des Generals Lacy ungeſäumt anzugreifen; um aber ſeine Abſicht zu verbergen, ſandte er alles Gepäck nach dem Walde bei Schweidnitz, und ließ zugleich ausſprengen, daß es ſeinen Weg nach Hoyerswerda nehme. Dies würkte. Daun erhielt nicht ſobald dieſe Nachricht, als er daraus auf einen beſtimmten Marſch der Preußen nach Schleſien ſchloß, und daher eilte, ſich der Straße von Bauzen nach Görlitz zu verſichern. Indeß marſchirte die Armee des Königs rechts ab, um den General Lacy, der ſeine Stellung bey Leichtenberg genommen hatte, in ſeine linke Flanke zu faſſen; allein dieſer wartete den Angriff nicht ab, ſondern zog ſich mit der größten Eilfertigkeit auf die Dauniſche Armee zurück. Abermals gelang es dem König alſo nicht, für die bei Landshut erlittene Demüthigung Rache an ſeinen Feinden zu nehmen; er marſchirte daher wieder links ab, und bezog ein Lager bey dem Kloſter Marienſtern.

Sobald ſich der König nach dieſer Gegend gewendet hatte, rückte Lacy wieder bis Biſchofswerda vor. Der auf einen Vorſprung ſtets bedachte Daun eilte nach Reichenbach, nachdem er den General Ried bey Bauzen zurückgelaſſen hatte, um die Gemeinſchaft mit den Lacyſchen Corps zu unterhalten. Allein auch hier weilte er nicht, ſobald er die Nachricht erhielt, der König habe eben das Lager bezogen, welches er nach dem unglücklichen Treffen bey Hochkirch nahm, und aus welchem er damals den künſtlichen Marſch nach Schleſien antrat. Er ſtrengte daher die Kräfte ſeiner Kriegsvölker dergeſtalt an, daß er keinen Ruhetag hielt, bis er bei Naumburg über den Queis gegangen war, und das Lager bei Ottendorf bezogen hatte. Jezt war ſein Endzweck

erreicht, ſeine Armee mit Laudons vereinigt, der Eingang nach Schleſien dem Könige völlig verſperrt, und nun glaubte er erſt, mit Sicherheit die Belagerung von Glaz unternehmen zu können. Sie ward dem General Harſch aufgetragen; dagegen kam jezt das Corps des Generals Laſcy ins Gedränge. Es war beſtimmt, dem Könige zur Seite zu bleiben, und denſelben zu beobachten, auch ſchon auf dem Marſche nach Bauzen begriffen, als deſſen Anführer erfuhr, daß die preußiſche Armee in der Nähe ſtehe, die Stadt bereits beſetzt habe, und General Ried ihnen nach Weißenburg ausgewichen ſey.

Bisher mochte Friedrich II. noch einige Hoffnung gehegt haben, dem Feldmarſchall Daun einen Marſch abzugewinnen, indem er eben denſelben Weg einſchlug, den er im Jahre 1758 nach Schleſien nahm; ſobald er aber die Nachricht erhielt, die große öſtreichiſche Armee nahe ſich bereits dem Queis, ſo verlohr er alle Ausſicht, ſie einzuholen. In eben dem Augenblicke ließ er, ſtatt nach ſeinem Vorhaben bei Leichnam über die Spree zu gehen, ſeine Kolonnen ſich rechts wenden, und ihre Richtung auf Bauzen nehmen. Durch dies ſchnelle Manöver ward das Laſcyſche Corps von der Dauniſchen Armee völlig abgeſchnitten, und nun faßte der König den Entſchluß, dieſen die ganze Schwere ſeiner Macht empfinden zu laſſen, um dann die zweite Alternative ſeines Operationsplans, die Belagerung von Dresden, zu realiſiren.

Laſcy, der den Weg nach Bauzen verſperrt fand, blieb bei Roth-Nauſelitz ſtehen, ließ aber die preußiſchen Vorpoſten durch ſeine Ulanen unaufhörlich beunruhigen. Um dieſen Muthwillen zu beſtrafen, zugleich aber eine Recognoscirung anzuſtellen, nahm der König das Piket der Cavallerie und rückte ihnen entgegen, befahl aber zugleich dem General

Ziethen ihm mit zwei Regimentern Dragoner und 300 Huſaren zu folgen; indeß war er nicht ſo kaltblütig wie der Prinz Heinrich im vorigen Jahre; er konnte es nicht erwarten, bis dieſe ganze Schaar verſammelt war, ſondern eilte die Ulanen mit dem bloßen Piket anzugreifen. Es glückte ihm zwar, ſolche bis durch das Dorf Gödau zurückzutreiben; allein jezt ſetzte ſich die Laſcyſche Cavallerie in Bewegung, um ihre Vorpoſten zu unterſtützen. Da dieſe nur eine geringe Macht vor ſich ſah, ſo griff ſie ſolche an, warf ſie, und es würde mißlich für die Preußen ausgeſehen haben, wären nicht die Dragoner von Normann zu Hülfe gekommen, welche das Piket wieder befreiten. Während dieſer Zeit wurde die öſtreichiſche Cavallerie noch durch die ſächſiſchen leichten Dragoner verſtärkt, und nun wagte ſie einen zweiten Angriff, in welchem die Preußen über den Haufen geworfen wurden, und einen großen Verluſt würden erlitten haben, wäre nicht das Regiment von Czettritz in dieſem Augenblick erſchienen, und hätte den Ungeſtüm des Feindes Gränzen geſetzt. Friedrich, aufgebracht, ertheilte ſogleich Befehl, daß der ganze rechte Flügel der Armee in möglichſter Geſchwindigkeit zu ihm ſtoßen ſollte; er ſandte auch einen ſeiner Adjutanten ab, um die Schritte zweier Bataillone zu beflügeln, die er zu ſeiner Unterſtützung aus Bauzen hatte beordern laſſen; allein, ſtatt jezt die Ankunft der Infanterie abzuwarten, verleitete ihn ſeine natürliche Ungeduld, den Feind abermals anzugreifen. Dieſer ward wieder durch das Dorf zurückgeſprengt, und dieſes günſtigen Augenblicks wollte ſich der König bedienen, um ſeine Cavallerie zurückzuziehen; der Feind zeigte ſich aber von neuem, ſtutzte jedoch, da er die Preußen ſich wieder ſetzen ſah. Beide Theile waren einander ſo nahe, daß ſich keiner unterſtand,

eine Bewegung rückwärts zu machen, aus Furcht, den andern gleich auf dem Nacken zu haben; in dieſer Stellung beobachtete man ſich alſo, und jeder Theil wartete nur auf den günſtigen Augenblick, wo er über ſeinen Gegner herfallen und ihn zernichten könnte. Die preußiſche Cavallerie war an Anzahl ungleich ſchwächer als die öſtreichiſche, lief daher Gefahr überflügelt zu werden, und doch war die Infanterie, welche eine Meile zurückzulegen hatte, noch nicht eingetroffen. In dieſer kritiſchen Lage wollte der König einen Verſuch machen, derſelben ſeine Cavallerie näher zu bringen; allein kaum hatte dieſe den Rückzug angetreten, ſo brach die feindliche in ſie ein, und brachte eine ſolche Verwirrung in dieſelbe, daß ſie gänzlich würde zu Grunde gerichtet worden ſeyn, wäre nicht gerade ein Grenadierbataillon vorgerückt, welches durch ſein Feuer den Feind aufhielt. Hiermit endigte ſich dies ſonderbare Cavalleriegefecht, welches ſich der König durch Uebereilung zuzog, und jeder Theil eilte nach ſeinem Lager, um ſich zu erholen *).

---

*) Bei dieſer Gelegenheit gerieth der König in große Lebensgefahr, die nur ein Zufall abwendete. Als der Feind durch das preußiſche Kanonenfeuer ſtutzig gemacht ward, prellten noch zwei Ulanen hinter dem König her. Ein Edelknabe, der hinter ihm ritt, ſtürzte, und ſah mit Schaudern den Augenblick, in welchem ſein Herr aufgeſpießt werden konnte; hatte aber Gegenwart des Geiſtes genug, den Ulanen auf polniſch zuzurufen: „wo ſie der Teufel hinführen wolle?“ Dieſe, die ſich von einem Manne, der keine preußiſche Uniform trug, mit Heftigkeit anreden hörten, ihn folglich für einen Oeſtreicher hielten, ſuchten, obgleich mit Mühe, ihre Pferde zu pariren, und verſicherten ihm, daß die Pferde mit ihnen durchgegangen, und ſie nicht vermögend geweſen wären, ſie gleich den Uebrigen zu wenden. Dieſer Umſtand gab dem Könige Zeit ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen.

Noch in derſelben Nacht brach der König in vier Kolonnen auf, um den General Laſcy anzugreifen; allein dieſer der vom Feldmarſchall Daun den ſehr beſtimmten Befehl erhalten hatte, ſich in kein entſcheidendes Gefecht einzulaſſen; der ferner, aus dem was Tages zuvor ſich ereignet hatte, ſo wie aus ſeiner jetzigen Lage, ſehr richtig auf Friedrichs Heftigkeit ſchloß, war ihm mit einer Geſchicklichkeit ausgewichen, die ihm ſo viel mehr Ehre machte, da er zwar mit ſchnellen aber ſehr gemeſſenen Schritten bei Dresden über die Elbe ging, und auf dieſem gewiſſermaßen eilfertigen Rückzuge nicht den mindeſten Verluſt litt. Nicht einmal ſeinen Nachzug vermochten die Preußen einzuholen, ſo ſehr ſich auch deren Vortrab anſtrengte. Dieſe gingen nun gleichfalls über die Elbe, und nur der Herzog von Holſtein blieb am rechten Ufer dieſes Fluſſes ſtehen, um Dresden von der Seite der Neuſtadt einzuſchließen.

Man hat Laſcy getadelt, daß er nicht bei Dresden ſtehen geblieben war, um dieſe Feſtung gegen eine Belagerung zu ſichern, und zugleich dem Könige den Uebergang über die Elbe ſtreitig zu machen. Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß letzterer, dadurch aufgehalten, bei aller künſtlichen Anſtrengung, um vier Tage ſpäter bei Dresden angekommen ſeyn, und folglich Daun eben ſo viele Tage gewonnen haben würde, um der Hauptſtadt Sachſens zu Hülfe zu eilen. Erwägt man aber, daß dem General Laſcy jedes Gefecht von Belang ausdrücklich unterſagt war; daß er ſich folglich ſtets von den Preußen entfernt halten mußte, und daß er die Möglichkeit nicht einſah, wie bei gänzlichem Mangel an Belagerungsgeſchütz, und bei der Vorausſetzung, daß die groſſe öſtreichiſche Armee in wenig Tagen zum Entſatz anzulangen im Stande ſey, der König nur den Gedanken faſſen könne,

eine ſolche gewagte Operation zu unternehmen: ſo verliert dieſer Tadel ſehr viel an ſeinem Gewichte, und man muß Laſcys Benehmen mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nach ſeiner eigentlichen Beſtimmung war er verpflichtet, auf ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſeyn. Wenn er alſo die Reichsarmee an ſich zog, Dresden, mittelſt einer Beſatzung von 14,000 Mann, gegen jeden Sturm für geſichert hielt, und das Lager bei Groß-Sedlitz wählte, um nöthigen Falls dem berühmten Poſten bei Pirna nahe genug zu bleiben, und in demſelben die Ankunft des Grafen Daun zu erwarten: ſo that er alles, was man den militäriſchen Talenten eines Feldherrn zutrauen konnte, deſſen wichtiger Einfluß auf manche glückliche Unternehmungen des Obergenerals zur Genüge bekannt iſt. —

Die Belagerung von Dresden ward nunmehr beſchloſſen; und da die Reichsarmee ihre Stellung hinter dem plauenſchen Grunde verlaſſen hatte: ſo durchzog die preußiſche Armee ſolchen, und nahm ihr Lager bei Leubnitz. Eilboten waren bereits nach Magdeburg abgeſandt, um die Einſchlieſſung und den Transport des Belagerungsgeſchützes auf der Elbe zu fördern; während dem ließ der König aber den ſogenannten großen Garten und die pirnaiſche Vorſtadt angreifen. Die an beiden Orten geſtellten Vorpoſten worden geworfen, ſie zogen ſich nach der Stadt zurück, wohin ſie durch das Freibataillon Courbiere ſo heftig verfolgt wurden, daß es dieſem beinahe gelungen wäre, mit in dieſelbe hineinzudringen. Die Belagerer beſetzten hierauf die pirnaiſche Vorſtadt, und ſchritten in der Nacht von 14ten zum 15ten Julius ſofort zur Anlegung der mit einer Art von Laufgraben verbundenen Batterien. Die Trümmer der vormals abgebrannten Häuſer, ingleichen eine an dem Moszinskai-

ſchen Garten belegene alte Schanze, gaben ihnen dazu einigen Vorſchub, und des heftigſten feindlichen Feuers ungeachtet, wurden in den folgenden Tagen die Arbeiten mit ſolchem Eifer fortgeſetzt, daß das Geſchütz aufgefahren und der Anfang mit dem Beſchießen gemacht werden konnte. Da indeß der aus Magdeburg erwartete Train noch nicht angekommen war, ſo mußte der König anfänglich ſich bloß ſeiner Feldartillerie bedienen, von deren Wirkung jedoch nicht viel zu erwarten war, weil er nur die bei der Armee befindlichen zwölf Stück 25pfündige Mortiere und zwanzig Stück zwölfpfündige Kanonen gebrauchen konnte.

Während dies alles an der Elbe vorging, hatte Feldmarſchall Daun den Marſch des Königs nach Dresden erfahren. Sein Erſtaunen war nicht geringe, als er ſich ſo getäuſcht ſah, und anfänglich nahm er Anſtand ihm zu folgen. Wirklich hielt ihn die Beſorgniß, ein ſchnell verändertes Manöver Friedrichs könne ihn in Händel verwickeln, die er, von Lascy und Laudon getrennt, nicht zu ſeinem Vortheile ausmachen zu können glaubte, einige Tage zurück. Er begnügte ſich den General Ried abzuſenden; um den Preußen von weitem zu folgen, und ſeinen Vortrab bis über Görlitz vorrücken zu laſſen. Sobald er aber benachrichtigt ward, daß der König die Belagerung von Dresden wirklich unternommen habe, brach er mit dem Heere auf, und richtete ſeinen Marſch dahin. Ried, der bei Stolpen angekommen war, machte unterdeſſen einen Verſuch, die Communication mit dieſer Feſtung wieder herzuſtellen, indem er die preußiſchen Vorpoſten beim weißen Hirſch angriff; er ward aber durch den Prinzen von Bernburg zurück und bis durch den Paß bei Dürrenbülau geworfen.

Während dieſer Zeit waren, trotz des feindlichen Feuers,

ſämmtliche Batterien zu Stande gekommen, und wurden ſo lebhaft bedient, daß die Kreuzkirche, eines der ſchönſten Gebäude, in Brand gerieth, das Feuer ſich dergeſtalt ausbreitete, daß ganze Straßen ein Raub der Flammen wurden, und Beſtürzung unter der Beſatzung, ſo wie ein allgemeines Elend unter den Einwohnern der Stadt ſich verbreitete. Der König, der bei Annäherung der großen feindlichen Armee einen Entſatz vorausſetzen mußte, hielt dieſes gewaltſame Mittel für das zweckmäßigſte, um in der kurzen Friſt, die ihm Daun noch laſſen konnte, den Kommandanten zur Uebergabe zu vermögen. Er ſchmeichelte ſich, daß die Beſorgniſſe für die Familie des Königs von Pohlen, und die Einäſcherung ſeiner Reſidenz, Beweggründe ſeyn würden, von der Strenge der ihm obliegenden Pflichten nachzulaſſen; allein Maquire war zu ſehr Soldat, und hier in einem befeſtigten Orte vorzüglich an ſeiner Stelle, als daß bei dem zu erwartenden Entſatze ihn irgend etwas hätte wankend machen ſollen. Das Unglück, welches jezt Dresden betraf, iſt ihm indeſſen weniger als der Zögerung des Feldmarſchalls Daun zuzuſchreiben; ſo wie überhaupt in dieſem Kriege das Schickſal von Sachſen es mit ſich brachte, daß die härteſten Stöße, die ſein Innerſtes trafen, eine Folge der ſonderbaren Maßregeln, ja oft des beſten Willens ſeiner Bundesgenoſſen waren. —

Bisher hatte Maquire noch keinen Ausfall gewagt; ſobald aber Daun beim weißen Hirſch angelangt, und der Herzog von Holſtein, mit einigem Verluſte, gezwungen worden war, ſich über die Elbe zurückzuziehen, ſo ſandte er am Abend 1000 Mann ab, um ſich der Prellſchußbatterie bei dem Moszinskaiſchen Garten zu bemächtigen. Dieſer Ausfall glückte auch in der Art, daß die Bedeckung des Lauf-

grabens zurückgedrängt und die Batterie erobert wurde; allein die herbeieilenden Preußen trieben den Feind wieder zurück, und beſetzten die Batterie aufs neue. Zwar wurden jezt, um ähnliche Vorfälle zu verhüten, die nahe am Stadtwall belegenen Häuſer der Vorſtädte in Brand geſteckt, und in die mehr rückwästs liegende einige hundert Mann Freiwillige gelegt, auch das Feuer ſämmtlicher Batterien dergeſtalt verdoppelt, daß die ganze Altſtadt in Brand gerieth. Allein da es hieß, Graf Daun treffe Anſtalten, bei Pirna über die Elbe zu gehen, und ſey entſchloſſen, in Verbindung mit dem Corps des Generals Laſcy, den König anzugreifen, ſo verlohr dieſer ſchon die Hoffnung, ſeinen Endzweck zu erreichen; um ſich indeß nicht bloß zu geben, ſetzte er die Belagerung noch fort, veränderte aber, den Umſtänden gemäß, die Stellung ſeiner Armee. Demungeachtet verweilte der Feldmarſchall Daun noch drei Tage, ehe er ſich in Bewegung ſetzte, und ſah dem Bombardement der Stadt ganz gelaſſen zu. Endlich rückte der rechte Flügel ſeines Heeres an die Elbe, und lagerte ſich zwiſchen Berdorf und Dresden. Daun ſandte auch Streifparthien längs dem Fluß herunter, um den preußiſchen Schiffen aufzulauern, die Proviant und Munition herbeiführten, und ließ hart an Dresden zwei Brücken über die Elbe ſchlagen. Dies ſchien einen förmlichen Angriff anzukündigen. Die preußiſche Armee mußte die Nacht unter dem Gewehre zubringen, und der König, der nun einſah, daß es Zeit ſey, die vergebliche Belagerung aufzuheben, beſchloß, das Geſchütz von den Batterien abfahren zu laſſen. Der allgemeine Angriff, den er vorausſetzte, erfolgte aber nicht, ſondern Daun begnügte ſich, 5000 Mann, unter Anführung des Generals Angern, abzuſenden, um die Bedeckung der Laufgräben von allen

Seiten anzugreifen und das Geſchütz zu vernageln. So tapfer auch das Regiment von Bernburg, welches die Laufgräben deckte, hier focht, ſo mußte es doch der Uebermacht weichen, weil es nicht zu rechter Zeit unterſtützt ward *). Das Geſchütz auf der Breſchebatterie fiel in die Hände des Feindes, ward aber bald darauf durch die anrückenden Preußen wieder erobert, und nebſt dem übrigen, bis auf das der Ricoſchetbatterie, womit man noch zu feuern fortfuhr, abgefahren. Nunmehr hob der König die Belagerung auf,

---

*) Der über den Gang der beabſichtigten Belagerung mißmuthige König ward über dieſen Vorfall ſo aufgebracht, daß er, um die beiden erſten Bataillone des Regiments, die zuerſt gewichen waren, zu beſtrafen, ihnen die Säbel abnehmen und die Hutſchnüre abſchneiden ließ. Dies Beiſpiel militäriſcher Strenge, war in der preußiſchen Armee unerhört. Das Bewußtſeyn, nur der Uebermacht gewichen zu ſeyn, da der General Wedel, der mit der Unterſtützung herbeieilen ſollte, zu ſäumig geweſen war, reizte die Ehrbegierde der Officiere ſo ſehr, daß das ganze nach dem blutigen Gefechte noch dienſtfähige Corps, ſich entfernte, und um ſeine Entlaſſung anhielt, die ihm jedoch verweigert ward. Der König ſah ſich gezwungen, andere Officiere aus der Armee zu beordern, um bei dieſem Regimente Dienſte zu thun. Zwar führten ſie in der folgenden Nacht ſolches in die Laufgräben, ſobald ſie aber abgelöſet waren, kehrten ſie ſämmtlich zu ihren Corps zurück, und nur die härteſten Drohungen konnten ſie bewegen, ſich wieder bei einem Regimente einzufinden, welches das Geſpött des Heeres geworden war. Ein Beweis, mit wie viel Stolz der preußiſche Officier auf ſeine Ehre hält, und wie er nur gezwungen der eingeführten ſtrengen Disciplin ſich unterwarf, wenn Friedrichs Launen — wie hier der Fall war — ihm blinden Gehorſam abnöthigten. In der Schlacht bei Liegnitz, wo dies Regiment der Uebermacht des Feindes nicht, wie bei Dresden, preisgegeben ward, verwiſchte es den begangenen Fehler vollkommen, indem es hier die Beweiſe ſeiner ſonſt bekannten Tapferkeit ablegte.

zog ſich durch den plauenſchen Grund bis nach Meißen, und traf Vorkehrungen, Brücken über die Elbe ſchlagen zu laſſen. Lascy rückte wieder bis an die Weiſeritz vor, folgte aber bald den General Daun, der, in der Vorausſetzung, Friedrich II. werde ungeſäumt den Marſch nach Schleſien antreten, bereits ein Lager bei Biſchofswerda genommen, zugleich aber durch abgeſandte kleine Schaaren alle Brücken über die Röder, Spree, und den Queis hatte abtragen und die Hauptſtraßen verhauen laſſen.

Dies war der Ausgang der Belagerung von Dresden. Erwägt man die Anlagen dazu, und alle dabei vorgefallenen Umſtände genau, ſo war in der That wenig Hoffnung vorhanden, dieſe ſonderbare Unternehmung in der kurzen Zeit zu realiſiren, die zwiſchen der Einſchließung und dem Entſatze zu berechnen war. Zwar ſagt der König in ſeinen hinterlaſſenen Werken *): „wäre ich bei dieſer Gelegenheit recht „bedient worden, ſo hätte ich Dresden eingenommen; allein „es war unter den Officieren, Ingenieuren und Artilleriſten „gleichſam ein Wettſtreit, wer die meiſten Fehler machen „würde.“ Es iſt wahrlich hart, wenn dieſer Monarch das, was nach der Lage der Angelegenheiten und der Art, wie alles behandelt ward, nicht leicht ausführbar war, ſeinen Untergebenen zur Laſt legen will, um ſeine eigenen Handlungen zu rechtfertigen. Ich bin bei dieſer Belagerung zugegen geweſen, und kann verſichern, daß keiner mit Willen ſich etwas hat zu Schulden kommen laſſen; aber freilich das Unmögliche möglich zu machen, war eine zu ſtarke Forderung zu einer Zeit, in der ſelbſt überſpannte menſchliche Anſtrengung dies Unternehmen nicht begünſtigen konnte. Wenn

*) Im vierten Bande der deutſchen Ausgabe, S. 87.

man ferner erwägt, daß von allem dem, was nach den Regeln der Kunſt bei einer Belagerung beobachtet werden muß, faſt gar nichts geſchah; daß man, ſtatt die Laufgräben gehörig zu eröffnen und zu ſichern, ſich bloß des Grabens einer alten verfallenen Schanze bediente, und denſelben nur wenig verlängerte; daß es anfänglich an Belagerungsgeſchütz mangelte; daß Daun nichts abhielt, der Feſtung in wenig Tagen zu Hülfe zu eilen, und daß die Communication der Neuſtadt Dresden mit der öſtreichiſchen Armee ſchon wieder eröffnet war, als der König durch die Einäſcherung der Altſtadt noch eine Kapitulation zu erzwingen hoffte: ſo muß man ſich wundern, daß bei dieſer ſo nachläſſig angeordneten Belagerung die in der angeführten Stelle der königlichen Werke ſo ſehr herabgewürdigten preußiſchen Officiere noch das bewirkten, was ſie geleiſtet haben. Daß keine, mit einer ſtarken Beſatzung verſehene Feſtung, zumal bei der Nähe der feindlichen Heere, ſich durch ein bloßes Bombardement zur Uebergabe zwingen läßt, mußte der König aus mehreren Vorfällen der Art, welche die Geſchichte aufſtellt, und beſonders aus dem Beiſpiele von Prag im Jahre 1757 abſtrahiren können. Es bleibt alſo wahrſcheinlich, daß er dieſen Weg in ſeiner kritiſchen Lage einſchlug, weniger in der Hoffnung, ſeinen Endzweck anders als durch die Schnelligkeit der Ausführung zu erlangen, als um den Feldmarſchall Daun von Schleſien zurückzuführen, und durch dieſe Diverſion das dieſer Provinz drohende Schickſal ſo lange als möglich zu verzögern. Sollte indeß Dresden in der Geſchwindigkeit erobert werden, ſo dürfte es gerathener geweſen ſeyn, den Eindruck, den ſeine ſchnelle Zurückkunft und der übereilte Rückzug zweier Armeen auf die Beſatzung und die Einwohner machen mußte, zu benutzen, und den erſten Angriff

auf die Pirnaiſche Vorſtadt mit Gewalt zu unterſtützen. Da er ſchon glücklich ausfiel, wäre ein ſolcher Sturm bei einer Feſtung, die man nur in den dritten Rang ſetzen kann, keine völlige Unmöglichkeit geweſen. Die Eroberung von Glaz, einer ungleich wichtigern Feſtung, die ſich an eben dem Tage (den 26ſten Julius) ereignete, an welchem die Belagerung von Dresden aufgehoben ward, liefert den Beweis dieſer Hypotheſe, wenngleich alle dabei vorgefallenen Umſtände ſich nicht ganz gleich waren.

Nachdem der Feldmarſchall Daun die ſchleſiſche Gränze erreicht, und durch den Rückmarſch des Königs nach der Elbe dort freie Hand bekommen hatte, ſo glaubte er nunmehr die Belagerung dieſer Feſtung mit völliger Sicherheit unternehmen zu können. General Harſch ward zur Führung auserſehen, und durch zehn Bataillone der Laudoniſchen Armee verſtärkt. Sobald die Laufgräben eröffnet waren, und das Geſchütz von den in denſelben errichteten ſechszehn Batterien zu feuern anfing, verließen die Preußen eine etwas weit vorliegende, in Felſen gehauene Fleſche, die ſogleich durch öſtreichiſche Grenadiere beſetzt ward. Von hieraus beobachteten dieſe, daß die Schildwachen im bedeckten Wege vor Müdigkeit eingeſchlafen waren, und General Laudon, der ſich eben in den Laufgräben befand, veranſtaltete daher ſogleich einen Angriff auf denſelben. Der Widerſtand war äußerſt matt; die in den Waffenplätzen befindlichen Wachen wurden über den Haufen geworfen; ſie flüchteten nach dem Hauptwerke, und wurden ſo lebhaft verfolgt, daß die Oeſtreicher mit ihnen zugleich in die alte Feſtung eindrangen. Die Ausreißer traten faſt Compagnienweiſe über, der Reſt der Beſatzung, wenige ausgenommen, die ſich tapfer aber fruchtlos wehrten, warf das Gewehr weg,

und erklärte ſich theils als Ausreißer, theils als Kriegsge fangene. Eine Stunde darauf übergab der Obriſt D-O, Kommandant von Glaz, auch die neue Feſtung*), ohne einmal eine Kapitulation zu ſchließen. Auf dieſe Weiſe erhielten die Oeſtreicher, in Zeit von vier Stunden, den Beſitz von Glaz, welches der Schlüſſel zu Schleſien genannt zu werden verdient, und welches, wenn ſeine wichtigen Werke gehörig vertheidigt worden wären, die Belagerer einige Wochen lang hätte aufhalten können. Es iſt auffallend, wie die beiden preußiſchen Kommandanten **) ſich bei dieſer Gelegenheit benahmen, und man kann ſich nicht erwehren, bei dieſer ſo äußerſt feigen Vertheidigung, theils Nachläſſigkeit, theils Verrätherei vorauszuſetzen. Der König beſchuldigt, in ſeinen hinterlaſſenen Werken ***), die Jeſuiten und die katholiſche Geiſtlichkeit der letztern. Freilich gewinnt dieſe Aeußerung, durch die vorgefallenen beſondern Nebenumſtände, einen ſtarken Grad der Wahrſcheinlichkeit; ob indeß — wie derſelbe behauptet — der Grund dieſer Verrätherei bloß in dem Fanatiſmus der Mönche, oder auch zugleich in dem eingefleiſchten Haſſe gegen den General Fouquet, von dem man wußte, daß ſeine bei Landshut empfangenen Wunden nicht tödtlich waren, aufzuſuchen ſey, iſt eine Aufgabe, deren Auflöſung ſchwer fallen dürfte.

*) Glaz beſteht aus zwei Feſtungen, der alten und der neuen, welche die Neiße von einander ſcheidet. Die alte enthält die eigentliche Stadt, die neue das ſogenannte Schloß.

**) Der Obriſt Quad war Befehlshaber in der alten Feſtung.

***) Im vierten Bande der deutſchen Ausgabe, S. 91.

X.

Feldzug der Preußen gegen die Ruſſen und Oeſtreicher in Schleſien. — Schlacht bei Liegnitz, den 15ten Auguſt 1760. — Die Ruſſen erobern Berlin.

Während das Fouquetſche Corps bei Landshut aufgerieben, Dresden vergeblich belagert, und Glaz durch einen Handſtreich erobert ward, verließen die Ruſſen ihre Winterquartiere, um ſich bei Poſen, dem gewöhnlichen Verſammlungspunkt ihrer Kolonnen, zuſammenzuziehen. Hier hatte Feldmarſchall Soltikow das, zur Verpflegung ſeines aus 60,000 Mann regulärer Truppen beſtehenden Heeres erforderliche große Magazin anlegen laſſen, um dem anfänglich entworfenen Operationsplane gemäß, ſeinen Marſch auf Glogau zu richten. Da auf dem langen und beſchwerlichen Wege, den dieſe ſchon mit einem ungeheuern Troß belaſtete Armee zurücklegen mußte, ſie kein Belagerungsgeſchütz mit fortbringen konnte: ſo hatte ſich der Wiener Hof anheiſchig gemacht, das zur Belagerung von Glogau erforderliche Geſchütz und die nöthige Munition aus Böhmen dahin bringen zu laſſen. Bald ſah man aber dort das Lächerliche und Unzuverläſſige dieſes mit ſo vielen Gefahren verbundenen Verſprechens ein. Maria Thereſia ließ alſo durch den Grafen Eſtherhazy dem Hofe zu Petersburg die Unausführbarkeit dieſes Vorhabens vorſtellen, und daher bitten, die ruſſiſche Armee, ſtatt nach Glogau, auf Breslau

marſchiren zu laſſen. Die Kaiſerinn Eliſabeth ließ ſich leicht bereden, den Wunſch ihrer Verbündeten zu erfüllen, und ſandte ihrem Heerführer den dieſerhalb nöthigen Befehl.

Nicht ſo bereitwillig war dieſer demſelben zu genügen, und dieſe unerwartete Abänderung des einmal beſchloſſenen Operationsplans gab die erſte Veranlaſſung zu einem Verſtoße zwiſchen dem ruſſiſchen und öſtreichiſchen Feldherrn. Soltikow, durch die Begebenheiten des vorjährigen Feldzugs von dem Wankelmuthe der Bundesgenoſſen überzeugt, faßte gegenwärtig ein gegründetes Mißtrauen gegen alles was von ihrer Seite vorgeſchlagen wurde. Schon glaubte er den ſchlechten Ausgang des Feldzugs ahnen zu können, da er ſich überzeugt hielt, man gehe nur damit um, ſeinem Heere die ganze Laſt des Krieges aufzubürden. Freilich konnte es ihm nicht gleichgültig ſeyn, wenn er, nachdem er alle mühſamen Einrichtungen zum Marſche nach Glogau getroffen hatte, auf einmal eine andre Directionslinie nehmen ſollte, die andre Maßregeln erforderte. Kein Wunder alſo, wenn dieſer ſtolze und eigenwillige Feldherr darüber, daß er von den ephemeren Projekten der Oeſtreicher abhangen ſollte, ſeinen Unwillen nicht verbergen konnte. Montalembert, dieſer kluge und geſchickte Geſchäftsträger des Hofes zu Verſailles bei der ruſſiſchen Armee, mußte daher abermals ins Mittel treten, um den aufgebrachten Heerführer zu beſänftigen; und als er in ihn drang, den Feldzug zu eröffnen, dieſer aber ihm ſo viele Bedenklichkeiten wegen der Gefahr, welche das Magazin zu Poſen liefe, in die Hände des Prinzen Heinrichs zu fallen, zu erkennen gab, ſo mußte er ſeine ganze Beredſamkeit aufbieten, Soltikow auf die beſtimmten Befehle ſeiner Beherrſcherinn aufmerkſam zu machen, und ihn zu vermögen, die zur Verpflegung ſeiner Armee er-

forderlichen Magazine von Poſen nach Kaliſch und Siraden bringen zu laſſen. Dieſer Umſtand verzögerte indeß um viele Tage den Aufbruch der Armee, welche endlich den Marſch über Goſtheim nach Breslau antrat.

So lange die wahren Abſichten der Ruſſen noch verhüllt waren, hatte Prinz Heinrich ſeine Armee eine Kette von Poſten von Dramburg bis Croſſen ziehen laſſen, theils um Pommern und die Neumark gegen die Streifereien der Koſaken zu ſchützen, theils um nach Maßgabe der Umſtände den feindlichen Operationen zu begegnen; ſobald er jedoch erfuhr, daß Soltikow ſein Heer bei Poſen verſammle, ging er ihm über die Warthe entgegen, und nahm verſchiedene Stellungen, um die Neumark und Schleſien vollkommen zu decken. Kaum aber hatte er ſichere Nachrichten, ſowohl von der Eroberung von Glaz, als von dem Marſche der Ruſſen auf Breslau erhalten, als eine Vereinigung der Laudoniſchen und Soltikowſchen Armee ſich vorausſetzen ließ. Dies veranlaßte ihn daher bei Glogau über die Oder zurückzugehen, und den Weg nach Breslau einzuſchlagen, um dieſe Vereinigung zu hindern.

Wirklich hatte auch Laudon, gleich nach der Eroberung von Glaz, den größten Theil des zur Belagerung dieſer Feſtung gebrauchten Corps, unter Anführung des Generals Draſchkowiz nach Breslau vorrücken, zugleich aber dieſe Stadt durch den bei Neumark ſtehenden General Nauendorf berennen laſſen. Er ſelbſt war ihnen mit der Armee gefolgt; das Reſervecorps war bei Leubus über die Oder gegangen, und nun war Breslau von allen Seiten völlig eingeſchloſſen. Es bleibt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich Laudon Hoffnung machte, die Hauptſtadt Schleſiens in der Geſchwindigkeit und ohne Hülfe der Ruſſen zu erobern. Letztere

waren noch zu entfernt, und ihr Marſch zu ſchwerfällig, als daß ſie zugleich mit ihm hätten eintreffen können; vielleicht glaubte er auch, daß ihn das Glück hier eben ſo begünſtigen würde, als es ihm bei Glaz, wider alle Erwartung, die Hand bot. — Für den ehrgeizigen Laudon war dies freilich eine viel zu reizende Ausſicht, als daß er nicht wenigſtens den Verſuch hätte machen ſollen; und glückte ihm ſeine Unternehmung, ſo krönte ſolche den Ruhm, den ihm ſein außerordentliches Waffenglück bereits erworben hatte, vollkommen. Demungeachtet befand er ſich faſt in eben der Verlegenheit, in welche ſich der König von Preußen verwickelt ſah, als er die Belagerung von Dresden unternahm. So wie dieſem, fehlte es ihm ebenfalls an Belagerungsgeſchütz, weil das vor Glaz gebrauchte der Armee nicht ſo geſchwind folgen konnte, und Prinz Heinrich eilte jezt mit noch ſtärkern Schritten zum Entſatze, als damals Graf Daun. Es blieben ihm alſo, zur Erreichung ſeines Endzwecks, nur zwei Mittel übrig: Unterhandlung oder Brand; beide ſchlugen jedoch fehl. In Breslau fand er an dem General Tauenzien einen eben ſo entſchloſſenen Mann, als der König an Maquire in Dresden angetroffen hatte. So wie dieſer, verwarf jener alle ihm gethanen Vorſchläge mit Würde. Die an die Bürgerſchaft erlaſſene Drohung, ihre Stadt einzuäſchern, wenn ſie nicht deren Uebergabe zu bewirken trachten würden, war eben ſo fruchtlos. Ein Bombardement erfolgte zwar, und der königliche Pallaſt, ſo wie mehrere Häuſer geriethen in Brand; allein da es, aus Mangel an hinlänglicher Munition, nicht mit dem gehörigen Nachdruck fortgeſetzt werden konnte, ſo verrieth Laudon eine Schwäche, die den Muth der Beſatzung nur noch mehr hob. Da er nun mit Gewalt nichts auszurichten vermochte,

die Ruſſen aber, obgleich er ihnen die Einſchließung von Breslau hatte bekannt machen laſſen, noch nicht anlangten; Prinz Heinrich ſich aber der Katzbach nahte, ſo hob er die Belagerung auf, und zog ſich bis hinter das Schweidnitzer Waſſer zurück.

Kaum war er abgezogen, ſo erſchien ſchon der Prinz Heinrich bei Neumark, vier Meilen von Breslau. Dieſer thätig weiſe Prinz hatte den Marſch ſeiner Armee eben ſo beflügelt, als er es im vorigen Jahre that, da er den General Wehla bei Hoyerswerda überrumpelte, und Daun zwang nach Dresden zu eilen. Seine Kolonnen zogen ununterbrochen fort, und ruheten nur periodiſch vier bis fünf Stunden, um ſich einigermaßen zu erholen. Dadurch gelang es ihm, in Zeit von drei Tagen einen Weg von 18 Meilen zurückzulegen, und Breslau zu entſetzen. Bei ſeiner Annäherung verließen die an der Katzbach aufgeſtellten Schaaren die Ufer dieſes Fluſſes. Die in Liegnitz angelangte Bäckerei flüchtete nach Striegau. General Caramilli, der ſich von Parchwitz abzog, ward durch den preußiſchen Vortrab eingeholt, bei welcher Gelegenheit das Regiment Erzherzog Joſeph, Dragoner, umringt, theils niedergehauen, theils gefangen ward, und General Nauendorf, dem Laudon aufgetragen hatte, bis Neumark vorzurücken, fand es nicht mehr rathſam, ſeiner Beſtimmung zu folgen. Jezt bezog Prinz Heinrich ein Lager unter den Kanonen von Breslau; und da die Ruſſen an eben dem Tage bis auf eine Meile von der Stadt angekommen waren, ſo ſandte er den General Platen mit 4000 Mann ab, um durch eine, zwiſchen Breslau und der alten Oder genommene Poſition den Feind zu verhindern, ſich derſelben mit ſeinem Geſchütze zu nahen.

Soltikow erſtaunte, als er hier die preußiſche Armee, ſtatt der Bundesgenoſſen, von deren Aufenthalt er nicht einmal ſichere Nachricht einziehen konnte, antraf. Sey es, daß Laudon oder er zum Beſitz von Breslau gelangte, ſo hatte er geglaubt, daſelbſt Magazine anzutreffen, um daraus, bei den fernern Operationen, ſein Heer zu verpflegen. Dieſe Hoffnung ging nun verlohren, keine Ausſicht zur Vereinigung mit dem General Laudon war vorhanden, und er ſah ſich gezwungen, am rechten Ufer der Oder zu verweilen, wo die Verproviantirung ſeiner Armee ihm ſo viele Sorge und Schwierigkeiten machte. Gerechter Unwillen, mit dem Verdachte gegen den öſtreichiſchen Eigennutz gepaart, empörten abermals ſeine Leidenſchaften, und ohne die geſchickte Dazwiſchenkunft des Generals Montalembert, würden die Angelegenheiten der Verbündeten eine ſchlimme Wendung genommen haben. Dieſer beſänftigte den aufgebrachten ruſſiſchen Feldherrn von neuem, und bewog ihn, ſich nicht von der Oder zu entfernen, und hier glücklichere Ereigniſſe abzuwarten.

So gelang es dem Prinzen Heinrich, durch weiſe Maßregeln und eine faſt überſpannte Schnelligkeit, eine Stadt zu retten, deren Eroberung den Verluſt einer ganzen Provinz nach ſich ziehen konnte. Er zerſtörte dadurch den erſten Theil des zwiſchen den Höfen zu Wien und St. Petersburg verabredeten Operationsplans; zur beabſichtigten Vereinigung der Verbündeten war jezt keine Ausſicht, und ſo legte dieſer allgemein verehrte Prinz abermals einen Beweis ſeiner großen militäriſchen Talente ab. Da indeß die Ruſſen ſo nahe an Breslau ſtehen blieben, ſo war er gleichfalls genöthigt, dort zu verweilen, und konnte daher

die Bewegungen des Königs, der aus Sachſen herbeieilte, auf keine Weiſe unterſtützen.

Die durch die armſelige Vertheidigung der Beſatzung erfolgte Eroberung von Glaz, hatte auf Friedrich II. einen tiefen Eindruck gemacht. Die Zahl ſeiner Widerwärtigkeiten ſchien ſich faſt täglich zu vermehren, und wirklich gehörte eine eiſerne Standhaftigkeit dazu, um nicht unter der Laſt der anhaltenden Leiden, die ihn trafen, zu erliegen. Sein großer Geiſt verließ ihn dennoch nicht; er tröſtete ſich mit dem Gedanken: der Friedensſchluß müſſe ihm doch den Beſitz von Glaz wieder verſchaffen; und nun entſchloß er ſich, ungeſäumt nach Schleſien aufzubrechen.

An der Spitze von 30,000 Mann zog er über die Elbe, ſetzte ſeinen Marsch Treffenweiſe fort, und langte nach fünf Tagen bei Bunzlau in Schleſien an. Dieser Marsch war nicht allein wegen einer Strecke von zwanzig Meilen, welche die mit ein paar tauſend Fuhrwerken belaſtete Armee in ſo kurzer Zeit zurücklegen mußte, ſehr beſchwerlich, ſondern auch wegen der Nähe des Feindes, der theils zur Seite, theils nachzog, ſehr gefährlich; daher der König ſeine Marschordnung ſo einrichten mußte, daß ſeine Kolonnen immer zum Schlagen bereit ſeyn konnten. Feldmarſchall Daun begleitete ihn wie ſein Schatten. Er richtete ſeine Bewegungen nach denen der Preußen ein; zog über Bauzen, Görliz und Lauban, und als er in Schleſien angekommen war, nahm er ſein Lager bei Löwenberg, während Lascy ſich bei Mark-Liſſa ſetzte, um die Straße über Greifenberg nach Hirſchberg zu decken.

Jezt waren beide Heere in einer gleichen Entfernung von Liegnitz und Breslau, nur mit dem Unterſchiede, daß Daun große Vorräthe an Lebensmitteln in Hirſchberg hatte

zuſammenbringen laſſen, der König hingegen nur noch auf zehn Tage Brod mit ſich führte. Es erforderte daher die äußerſte Nothwendigkeit, Schweidnitz oder Breslau zu erreichen, um die Armee aus den dortigen Magazinen wieder zu verproviantiren. Gelang dies nicht, ſo war der König gezwungen, nach Glogau zu ziehen, und dann lief Prinz Heinrich Gefahr, das Opfer der ruſſiſchen und öſtreichiſchen Uebermacht zu werden. Es ſcheint, daß anfänglich Friedrich unentſchloſſen war, ob er nach Schweidnitz oder nach Breslau ſich wenden ſollte. Erſtere Feſtung war eher zu erreichen als letztere; und da er ſtets für die Mittel ſtimmte, die am ſchnellſten zum Ziele führten, ſo verſuchte er den Weg über Goldberg nach Jauer einzuſchlagen, indem er den Marſch ſeiner Armee auf Adelsdorf richtete. Allein als er hier mit dem Vortrabe anlangte, ward er gewahr, daß die Anhöhen bei Goldberg beſetzt waren, und daß das ganze öſtreichiſche Heer aus dem Gebirge vorrückte, um ſich hinter der Katzbach nach den Höhen von Brausnitz heraufzuziehen. In dieſer Lage ward es ihm eben ſo unmöglich, den Feind an Fortſetzung ſeines Marſches zu hindern, als das Lager bei Adelsdorf zu nehmen; denn aus Beſorgniß, auch von Liegnitz, wohin der Weg noch einigermaßen frei war, abgeſchnitten zu werden, blieb ihm nichts übrig, als die Spitzen ſeiner Kolonnen zu wenden, ſich bei Kreitſch zu lagern und nach Liegnitz zu ziehen. Gleich am folgenden Tage ſetzte Daun ſeinen Marſch fort, und nahm hinter der Katzbach Stellungen, wodurch er dem Könige die Wege nach Schweidnitz und Breslau zu verlegen trachtete.

Beide Heere trennte nur die Katzbach, und es kam jezt darauf an, welches über dieſelbe ſetzen und das andre angreifen würde; es geſchah aber keins von beiden. Dem

Könige verſtatteten die Umſtände ein ſolches Unternehmen nicht, da er 90,000 Oeſtreicher nur 50,000 Preußen entgegenſtellen konnte; Graf Daun hingegen würde letztere in ihren Poſitionen bei Kreitſch und Liegnitz, die nicht die feſteſten waren, mit Vortheil haben angreifen können, wenn er Entſchloſſenheit gehabt, ſeine große Uebermacht zu nutzen, und nicht, wie es ſcheint, ſich nur vorgenommen hätte, den König nicht nach Breslau zu laſſen. Dieſe Behauptung gewinnt dadurch noch mehr Wahrſcheinlichkeit, daß er, aus Beſorgniß, Prinz Heinrich möchte ſich ihm in den Rücken ſtellen, den Feldmarſchall Soltikow bitten ließ, dies ſo viel als möglich zu hindern, und in dieſer Abſicht die Oder zu paſſiren; dagegen ſey er nach ſeiner Vereinigung mit Laudon und Laſcy geſonnen, die Preußen unverzüglich anzugreifen.

Zur Zeit waren dies nur leere Verſprechungen, und als ſolche nahm ſie auch der über das bisherige Benehmen der Oeſtreicher ſchon aufgebrachte Soltikow nur auf; denn er gab dem General Blanquet, der ihm den Antrag machen mußte, zur Antwort: „Er finde dieſe ganz eigene Zumuthung ſehr ſonderbar, und wundre ſich nicht wenig, wie „Feldmarſchall Daun, mit Laudon, Laſcy und Beck „vereinigt, ſich nicht für ſtark genug halte, den König von „Preußen anzugreifen. Die Beſorgniß wegen des Prinzen „Heinrich ſey völlig ohne Grund, indem dieſer mit ſeiner „Armee über die Oder gegangen, und bis an die Weyde vorgerückt ſey.“ Hiernächſt gab er nicht undeutlich zu erkennen: „daß Daun ſein Verſprechen, den König von Preßen „in Sachſen aufzuhalten, und die Laudoniſche Armee mit „der ſeinigen zu vereinigen, unerfüllt gelaſſen; ſtatt deſſen „habe er dem Könige erlaubt, Schleſien ohne Widerſtand zu

„erreichen, und da er ſich nicht für ſtark genug gehalten, ſo „habe er ſogar Laudon an ſich gezogen. Die Stellung „hinter der Katzbach ſey nur unmittelbar den Oeſtreichern, „nicht aber den Ruſſen eben ſo vortheilhaft; ſie ſchränke den „König mehr in Abſicht des Ueberganges über dieſen kleinen „Fluß, als in Abſicht des Ueberganges über die Oder ein; „würde gegen alle Erwartung auch dieſes zugegeben, ſo „dürfte das Schickſal ſeines Heeres, welches ſich dann zwi„ſchen den Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich „gedrängt finden würde, gewiß ſehr traurig ſeyn. Auf die„ſen Fall würde man es ihm nicht verdenken können, wenn „er ſich ſogleich über die Bartſch nach Militſch zurückzöge, „da er von den Oeſtreichern keine Unterſtützung zu hoffen „habe.“ Trotz ſeiner übeln Laune war er gleichwohl gefällig genug, bei Auras und Leubus Brücken über die Oder ſchlagen, und ein Corps übergehen zu laſſen, theils um die Vereinigung des Königs mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern, theils um die Preußen zu verfolgen, im Fall ſie geſchlagen würden.

Wollte alſo Daun ſeine Bundesgenoſſen einigermaßen zufrieden ſtellen, ſo mußte er ſich endlich zu einem entſcheidenden Treffen entſchließen, welches er freilich, nach ſeiner Denkungsart, lieber angenommen als angeboten hätte. Der Bedenklichkeiten, Recognoſcirungen und Vorkehrungen waren aber dabei ſo viele, daß Friedrich II. den kühnen Entſchluß faßte, die öſtreichiſche Armee auf ihrer linken Flanke zu umgehen, und einen Verſuch zu machen, die Communication mit Schweidnitz wieder herzuſtellen. Es iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, ob er wirklich geglaubt, dieſe Feſtung zu erreichen, ehe ſeine Lebensmittel, die nur noch auf wenig Tage zulangten, aufgezehrt waren; oder ob er

gehofft habe, durch dieſen Marſch dem Feinde Beſorgniſſe für ſeine Magazine und die Gemeinſchaft mit Böhmen zu erwecken; denn zu dem allen war wegen der Nähe und Uebermacht des Feindes, der ſich ihm ſtets mit Vortheil vorlegen konnte, wenig Anſchein. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er in ſeiner äußerſt kritiſchen Lage mit dieſen Ideen noch eine dritte verband, nämlich allerlei Auswege zu ſuchen, ſeinen mächtigen Gegner hinzuhalten, auf Gelegenheit zu lauern, eines ſeiner abgeſonderten Corps zu ſchlagen, und daß er in dieſer Hinſicht — wie er ſich ſelbſt ausdrückt *) — die Rolle eines Partheigängers, der, um nicht überfallen zu werden, nie einen Tag in ſeiner Stellung bleibt, ſpielen zu müſſen glaubte. Zu dieſem Entſchluſſe trug wohl der Charakter des Grafen Daun das Seinige mit bei. Friedrich II. hatte ihn ſtudirt; aus den Begebenheiten dreier Feldzüge war er überzeugt worden, daß ſein Gegner nicht der Mann von raſchen Entſchließungen ſey, und ſich zu ſeinen Unternehmungen nur mühſam vorbereite. Wirklich traf dies auch jezt ein. Hatte der König eine neue Stellung gewählt, ſo recognoscirte Daun ſolche mit der größten Sorgfalt, und entwarf ſeine Diſpoſition zum Angriff auf den folgenden Tag; in der Nacht aber entwiſchte ihm Friedrich, und wenn er ſeinen Vorſatz mit glücklichem Erfolg auszuführen wähnte, fand er nur das Lager, wo ſein Feind geſtanden hatte.

Um ſein Vorhaben auszuführen, brach der König am Abend von Liegnitz auf, und richtete ſeinen Marſch auf Hohendorf. Als er hier vor Anbruch des Tages anlangte, erfuhr er, daß Lascy bei Prausnitz hinter der Katzbach ſtehe, und beim erſten Scheine der Morgenröthe ward er gewahr,

*) Hinterlaſſene Werke Friedrichs II. 4ter Band. S. 98.

daß ſich deſſen Corps von Goldberg bis Nidergrain auf den Höhen ausdehne. Dies mußte man zurückwerfen, wenn der Marſch fortgeſetzt werden ſollte; allein der König fand deſſen Stellung zu vortheilhaft, als daß er es hätte wagen können, hier über die Katzbach zu ſetzen, und Laſcy fühlte ſelbſt, daß er in dieſem Poſten, der alle Uebergänge über dieſelbe beſtrich, unter dem Schutz der großen Armee, keine Gefahr laufe; denn er ließ nicht einmal ſein Lager abbrechen. Friedrich II. wandte ſich daher gegen Goldberg, um ihn zu umgehen, und hier gelang es ihm, über die Katzbach zu ziehen, und einen Theil des feindlichen Gepäcks, welches man hier für ſehr ſicher hielt, zu erbeuten. Durch dieſen unerwarteten Marſch ward Laſcy bewogen, ſich auf der Straße nach Jauer zurückzuziehen; und obgleich der König ihn einzuholen eilte, ſo verhinderte ihn doch das ſo ſehr durchſchnittene Terrain, weiter als bis Seichau zu gelangen. Unterdeſſen war die Dauniſche Armee zur Unterſtützung des Laſcyſchen Corps herbeigeeilt; da ſie aber ſolches in Sicherheit ſah, nahm ſie ihre Stellung hinter der wüthenden Neiße, beſetzte aber zugleich die vorliegenden Anhöhen bei Hermsdorf, wodurch die Straße über Jauer nach Schweidnitz völlig verlegt war; Laudon hingegen rückte wieder auf die Stelle, welche die große Armee verlaſſen hatte.

Zwar ſah ſich Friedrich abermals von Schweidnitz abgeſchnitten; da er aber ſo weit vorgerückt war, ſo wollte er einen Verſuch machen, durch das Gebirge nach Landshut zu marſchiren, um von dort aus nach Schweidnitz zu gelangen; allein die ausgeſandten Kundſchafter hatten bereits alle Päſſe durch das Beckiſche Corps beſetzt gefunden, und Daun, dem die Erſcheinung der Preußen bei Seichau einige Beſorgniſſe erweckte, hatte den Geneaal Laſcy nach Bolken-

hayn geſandt, wodurch die beabſichtigte Unternehmung auch ſcheiterte. Die von Laſcy verlaſſene Poſition mußten die über die Neiße vorgeſchobenen Corps einnehmen, und um ihren Abzug zu decken, ſtellte Daun ſein ganzes Heer in Schlachtordnung. Dies erregte bei der preußiſchen Armee den Argwohn, der öſtreichiſche Heerführer ſchicke ſich zum Angriff an; und da das Lager bei Seichau verſchiedene ſchwache Punkte hatte, ſo zog ſich der König auf einige rückwärts liegende Anhöhen, und machte ſich gefaßt, den Feind mit Standhaftigkeit zu empfangen. Dauns ganzes Unternehmen ſchränkte ſich jedoch auf eine bloße, aber mit vieler Wichtigkeit angeſtellte Recognoscirung ein.

Da nun der König ſein Vorhaben vereitelt ſah, ſo beſchloß er, am Abend aufzubrechen, und ſich über die Katzbach zurückzuziehen. Wegen der Nähe des Feindes war dieſer Marſch ſehr gefährlich, und hätte bedenkliche Folgen nach ſich ziehen können, indem die Kolonne, welche der Herzog von Holſtein führte, in der Dunkelheit von ihrem Wege abkam, und ſich mit den übrigen Kolonnen dergeſtalt verwirrte, daß auch dieſe in Unordnung geriethen, und erſt mit Anbruch des Tages wieder auseinander gewickelt werden konnten. Den Preußen würde hier übel mitgeſpielt worden ſeyn, hätte der Feind Entſchloſſenheit gehabt, dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen. Allein Graf Daun, obgleich er Nachricht von dem Abmarſche des Königs erhielt, blieb in ſtolzer Ruhe, und begnügte ſich, einige Kroaten und Huſaren durch die Wälder ſchleichen zu laſſen, die bei dieſer Gelegenheit einige Gefangene machten, auch zwei Kanonen erbeuteten, die wegen ſchlechter Beſpannung nicht fortkommen konnten. Am Morgen brach der König nach Liegnitz auf, und erreichte ſein ehemaliges Lager ohne Widerwärtigkeit.

obgleich Laudon ihn aus ſeinen bei Koſſendau und Dohnau errichteten Batterien heftig begrüßte. Die öſtreichiſche Armee trat gleichfalls ihren Rückmarſch an, und ſie ſowohl wie ihre abgeſonderten Corps nahmen ihre vorigen Stellungen hinter der Katzbach wieder ein.

So waren durch künſtliche Hin- und Hermärſche mehrere Tage verſtrichen, ohne daß es zu ernſtlichen Auftritten gekommen wäre; jezt aber ſchienen die Kriegsangelegenheiten der Entwickelung näher zu rücken. Auf der einen Seite mußte Feldmarſchall Daun doch endlich ſich entſchließen, den ſeinen Bundesgenoſſen ſchon ſo lange verſprochenen entſcheidenden Streich auszuführen. Er fand dagegen um ſo weniger einen Ausweg, da auf Vorſtellung des Generals Laudon, Graf Soltikow die Gefälligkeit gehabt hatte, den General Czernitſchew mit einem Corps von 20,000 Mann über die Oder gehen zu laſſen, um ſeinen Rücken zu decken. Er entwarf daher die Diſpoſition zu einem allgemeinen Angriff. Das Weſentlichſte derſelben lief darauf hinaus: die bei Liegnitz gelagerte preußiſche Armee von allen Seiten zu umringen, ihr den Weg nach der Oder und ſelbſt den Rückzug nach Glogau, abzuſchneiden. Zu dem Ende ſollte das Heer und ſeine abgeſonderten Corps mit einbrechender Nacht ſich in Marſch ſetzen, um vor Tages Anbruch am Orte ihrer Beſtimmung zum Angriff einzutreffen. Lascy ſollte die rechte Flanke der Preußen gewinnen; Laudon bei Furthmühle über die Katzbach ſetzen, und ſich auf den Höhen von Pfaffendorf dem Könige in den Rücken ſtellen, während Feldmarſchall Daun in einer ſchrägen Linie deſſen rechten Flügel angreifen würde. Auf der andern Seite ward Friedrichs II. Lage ſtets bedenklicher; ſeine Armee hatte nur noch auf drei Tage Brod;

es war daher von der äußerſten Nothwendigkeit, ſie mit Lebensmitteln aufs neue zu verſehen. Der Weg nach Breslau war verlegt, es blieb ihm alſo nichts übrig, als das ſämmtliche Proviantfuhrweſen nach Glogau zu ſenden, um dort das erforderliche Brod zu laden; dann aber einen Verſuch zu machen, nach Parchwitz zu marſchiren, und ſollte es nicht gelingen, auf der linken Seite der Oder Breslau zu gewinnen, über dieſen Fluß zu ſetzen, und dort, es koſte was es wolle, die Communication mit dem Prinzen Heinrich zu eröffnen. In dieſer Hinſicht ſollte die Armee ſchon am 14ten früh aufbrechen; allein bei der Nähe des Feindes ſchien dem Könige dieſer Schritt zu gefährlich, und ſeinen Abſichten, die er zu verbergen Urſache hatte, zu nachtheilig, weshalb der Marſch bis auf den Abend verſchoben ward. Aus verſchiedenen Bewegungen, die im feindlichen Lager vorgingen, beſonders aber aus einer Recognoscirung, welche Daun, ſeiner Gewohnheit gemäß, anſtellte, und aus der erhaltenen Nachricht von dem Uebergange des Czernitſchewſchen Corps über die Oder, ſchloß der König: daß man Anſtalten mache, ihn mit weit überlegener Macht anzufallen, und wo möglich zu vernichten. Dies durfte er darum nicht ruhig abwarten, weil ſeine Stellung bei Liegnitz, beſonders in Abſicht des rechten Flügels, nicht die feſteſte war; und da er ſo ſchon beſchloſſen hatte, ſich ſeinem mächtigen Gegner abermals gefliſſentlich zu entziehen, ſo gab er auch ſeiner Seits die Diſpoſition zum Rückzuge über das ſchwarze Waſſer. Um aber allen Irrungen, die leicht bei einem nächtlichen Marſche vorfallen können, vorzubeugen, ritt er ſelbſt, von allen ſeinen Generalen begleitet, nach den Höhen von Pfaffendorf, um ihnen die Poſitionen anzuweiſen, die ſie in der Nacht nehmen ſollten.

Gegen

Gegen Abend ging das Gepäck und die Reſerve über das ſchwarze Waſſer, und mit Einbruch der Nacht ſetzte ſich auch die Armee in vier Kolonnen in Marſch, um die ihr zwiſchen dem Wolfsberge bei Panten und dem ſogenannten Glasberg angewieſene Poſition einzunehmen. Glücklich kam ſie über das Waſſer; allein in der Dunkelheit der Nacht entſtand in Abſicht der zu nehmenden Stellung einige Unordnung, welche noch dadurch vermehrt ward, daß der König die ertheilte Diſpoſition nach Maßgabe der feindlichen Poſition, die er hier von der Höhe, aus deſſen Lagerfeuern beſtimmen zu können glaubte, etwas abänderte; ſeine Flügel-Adjutanten, der Obriſt Kleiſt und Major Dyherrn, ließen es ſich indeß äußerſt angelegen ſeyn, die Ordnung möglichſt herzuſtellen. Eine feierliche Stille, die gewöhnlich allen großen Ereigniſſen vorhergeht, herrſchte in der preußiſchen Armee; ein Theil erwartete mit Sehnſucht den Anbruch des Tages, ein anderer ſchlief unter den Waffen. — Der König, in ſeinen Mantel gehüllt, ſaß an einem kleinen Feuer mitten unter ſeinen Kriegern, und ſchlummerte, wie einſt Alexander vor der Schlacht von Arbela.

Mit Anbruch des Tages ſollte die Armee weiter nach Märſchwitz marſchiren; allein bereits in der erſten Dämmerung ward der König durch den Major Hund, der eine Recognoscirung vorgenommen hatte, mit der Nachricht geweckt: der Feind ſey gegenwärtig, und kaum noch vierhundert Schritte entfernt. Dies war das Corps des Generals Laudon, welches im vollen Marſch begriffen war, um im Rücken der Preußen — die man noch in ihrem alten Lager bei Liegnitz vermuthete — die Höhen von Pfaffendorf zu gewinnen.

Dem Befehle des Feldmarſchalls Daun gemäß, war Laudon in der Nacht bei Furthmühle und Pohlſchildern über die Katzbach gegangen; denn er hatte Nachricht erhalten, daß das preußiſche Gepäck beim ſogenannten Topferberge aufgefahren worden ſey, und hoffte über dieſes und die Bedeckung deſſelben mit voller Gewalt herzufallen, damit aber dieſe Unternehmung nicht zu früh entdeckt würde, marſchirte er ohne Vortrab. An der Spitze ſeiner mit vielem Geſchütz verſehenen Reſerve, die einen guten Vorſprung vor ſeinen Kolonnen genommen hatte, eilte er, dieſen guten Fang zu thun; allein wie ſtutzte er, als er die Anhöhen, auf welchen er ſich auszudehnen gedachte, bereits mit preußiſcher Infanterie beſetzt fand, und ſchweres Geſchütz antraf, welches ihn mit einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer empfing. Demungeachtet verlohr er die Gegenwart des Geiſtes nicht, vielmehr zeigte er bei dieſer Gelegenheit den Umfang ſeiner militäriſchen Talente. Da er ſich nicht mehr zurückziehen konnte, formirte er ſeine Reſerve in aller Geſchwindigkeit, ließ Batterien auffahren, und griff die kleinen Anhöhen mit vieler Entſchloſſenheit an, ward aber auf ſeine noch etwas entfernten Kolonnen zurückgeworfen. Das unerwartete Kanonen- und Kleingewehrfeuer hatte dieſe, in Erwartung nähere Verhaltungsbefehle, ſtutzen gemacht, ja die Kolonne, die durch Panten ziehen ſollte, war ſogar zurückgeblieben, und hatte ſich begnügt, das Dorf zu beſetzen. Dieſer glückliche Anfang gab dem preußiſchen zweiten Treffen den Vortheil, ſich mehr auszudehnen, und die vorgeſchobene Cavallerie durchzulaſſen, um ſich hinter die Infanterie zu ſtellen.

Während dieſer Zeit hatte General Laudon mehr Infanterie aus ſeiner mittleren Kolonne vorgezogen, und rückte wieder gegen den Feind vor; allein da das Terrain,

welches er betreten mußte, nicht mehr als fünf Bataillone in einer Linie faſſen konnte, ſo wurden auch dieſe zurückgeworfen. Glücklicher war die Cavallerie ſeines rechten Flügels; ſie traf auf die Dragoner, die den preußiſchen linken Flügel deckten, warf ſie über den Haufen und verfolgte ſie ſehr hitzig; allein ein herbeigeeiltes Regiment Cavallerie hielt ſie auf, warf ſie ebenfalls, und ſprengte ſie in die Moräſte von Schönborn. Jezt bemühte ſich Laudon unter ſeiner geſchlagenen Infanterie die Ordnung wieder herzuſtellen, ließ friſche Bataillone anrücken, und zog ſolche ſtets rechts, um die linke Flanke der Preußen zu gewinnen. Dies Manöver veranlaßte dieſe zu einer entgegengeſetzten Bewegung, wodurch die Abſicht des öſtreichiſchen Feldherrn abermals vereitelt wurde; denn obgleich er einen neuen Angriff wagte, ſo war dieſer doch eben ſo fruchtlos als die vorigen. Zugleich benutzte die Cavallerie des Königs dieſen Zeitpunkt, hieb in die feindlichen Bataillone ein, und richtete ein grauſames Blutbad unter denſelben an.

Nach ſo vielen wiederholten und verunglückten Angriffen, bei welchen der Verluſt an Menſchen und Geſchütz nicht gering war, hätte man glauben ſollen, Laudon müſſe abgeſchreckt und auf einen Rückzug zu denken genöthigt worden ſeyn; dieſe Widerwärtigkeiten ſchienen jedoch ſeinen Muth nur noch mehr zu ſtählen. Er wandte alle Kräfte an, das verlohrne Terrain wieder zu gewinnen. Seiner ſich wieder geſammelten Cavallerie glückte es auch wirklich, in einige preußiſche Bataillone einzuhauen; allein hier hielt das bei der Belagerung von Dresden ſo ſehr herabgewürdigte Regiment von Bernburg ihren Ungeſtüm auf, und brachte ſie dergeſtalt in Unordnung, daß ſie zerſtreut auf ihr Fußvolk

zurückſtürzte, und ſolches fliehend mit ſich nach der Katz- bach fortriß.

Während dies alles auf dem preußiſchen linken Flügel vorging, ſtand der rechte auf den Höhen zwiſchen Hummeln und Pfaffendorf unbeweglich. Die Generale Ziethen und Wedel führten denſelben an, und er war beſtimmt, der großen feindlichen Armee, deren Kolonnen man jenſeits Liegnitz gewahr ward, die Spitze zu bieten; dadurch jedoch daß ſich der linke Flügel ſtets hatte links ziehen müſſen, um ſeine Flanke nicht zu verlieren, war in der Mitte eine große Lücke entſtanden, die nur von einem Zuge des Regiments Alt-Braunſchweig gedeckt ward. Eine feindliche Kolonne, die hinter Panten ſtand, hätte dieſen Umſtand benutzen, und dadurch die vom König errungenen Vortheile ſehr zweifelhaft machen können, wenn ihre Anführer mehr Entſchloſſenheit beſeſſen hätten. Allein ſie wagten nichts weiter, als daß ſie den hier ganz iſolirt ſtehenden Zug gefangen nahmen. Sie ließen dem General Wedel Zeit, dieſe Lücke mit 7 Bataillo- nen auszufüllen, und gaben zu, daß der Obriſtlieutenant (jetziger Feldmarſchall) Möllendorf bloß mit zwei Divi- ſionen eines Bataillons Leibgarde ihre Beſatzung aus dem Dorfe hinauswarf, und daſſelbe in Brand ſteckte. Nunmehr flohen die Oeſtreicher auf allen Seiten; Laudon machte indeſſen unter dem Schutz einer ſtarken Batterie, die er bei Binowitz hatte auffahren laſſen, ſeinen Rückzug über die Katz- bach in beſter Ordnung, nachdem er beinahe 10,000 Mann an Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde gelaſſen, und 6000 Gefangene, nebſt 82 Kanonen ꝛc. eingebüßt hatte.

Dieſer Sieg würde noch ungleich glänzender geweſen ſeyn, hätten die Umſtände dem König erlaubt, die geſchla- gene Laudoniſche Armee zu verfolgen; allein die An-

kunft des großen öſtreichiſchen Heeres bei Liegnitz ließ auch von dieſer Seite einen Angriff beſorgen. Feldmarſchall Daun war, nach ſeiner dazu entworfenen Dispoſition, in der Nacht an die Ufer der Katzbach gerückt, und in der Vorausſetzung, die Preußen noch in ihrem alten Lager zu finden, ließ er vor Anbruch des Tages das vor deren rechten Flügel belegen geweſene Dorf Schimmelnitz durch ſeine Kroaten angreifen. Dieſe wunderten ſich nicht wenig, ſolches verlaſſen zu finden, wagten aber dennoch nicht, weiter zu gehen, bis ſie durch die Stille, die in der ganzen Gegend herrſchte, überzeugt wurden, die Preußen wären aufgebrochen. Daun erhielt dieſe Nachricht durch den General Ried in der erſten Dämmerung, und war ſehr betroffen, daß der Feind, den er zu zernichten beſchloſſen hatte, ihm ausgewichen ſey. Dieſer nicht voraus geſehene Umſtand erforderte neue Maßregeln, und die erſte, die ſich ihm darſtellen mußte, war die Nothwendigkeit, dem General Laudon zu Hülfe zu kommen, wenn er etwa in ein Gefecht ſollte verwickelt worden ſeyn. Daß dies ſchon vorgefallen, und nachtheilig für dieſen abgelaufen war, davon hatte er noch keine Nachricht; ſelbſt das Getöſe des groben Geſchützes war ihm nicht hörbar geweſen, weil ein ſchneller Wind, der aus dem Abend wehte, allen Schall abwärts trieb. Er befahl daher, daß die Armee ſogleich über die Katzbach ſetzen ſollte; indeß das Schlagen der Brücken hielt dergeſtalt auf, daß der Vortrab erſt des Morgens um 5 Uhr hinter Liegnitz erſchien, ein Zeitpunkt, in welchem das Treffen mit der Laudoniſchen Armee ſchon völlig entſchieden war. Ein ſtarker Rauch, den er jezt in der Ferne erblickte, überzeugte ihn, daß ein Gefecht vorgefallen ſeyn müſſe. Dies ſetzte ihn in eine Verlegenheit, die durch ſeine Unentſchloſſenheit nur noch vermehrt

wurde, als er den preußiſchen rechten Flügel hinter dem ſchwarzen Waſſer in Schlachtordnung antraf.

Endlich ließ er Liegnitz durch das Riedſche Corps beſetzen, einige 30 Schwadronen Cavallerie über das Waſſer ziehen, er ſelbſt aber bereitete ſich, mit dem ganzen Heere zu folgen, unterdeſſen General Lacy den Auftrag erhielt, höher hinauf über das ſchwarze Waſſer zu gehen, und dem König in den Rücken zu marſchiren. Allein dieſe erſten Bewegungen entſprachen ſeinen Wünſchen nicht. Das unüberlegte Manöver, eine ſo große Anzahl Cavallerie, im Angeſicht eines vortheilhaft geſtellten Fußvolks, über das Waſſer zu ſenden, endete mit Schrecken. Gleich bei ihrer erſten Erſcheinung ließ General Ziethen all ſein grobes Geſchütz auf ſie richten. Sie vermochte nicht einmal zum Aufmarſche zu kommen, und floh in größter Beſtürzung zurück. Lacy ſuchte vergebens nach einer Brücke. Eine ſolche zu ſchlagen, ohne zugleich in dieſer moraſtigen Gegend dazu hinführende Dämme anzulegen, war unmöglich; auch war er überdies zu einer ſolchen mühſamen, Zeit erfordernden Unternehmung gar nicht vorbereitet. Nur ein Theil ſeiner Huſaren fand oberhalb Ober-Rüſtern eine Furth, durch welche ſie ſetzten, und das bei Hummeln aufgefahrne Gepäck des Königs muthig angriffen. Der Hauptmann Prittwitz, der ſolches mit der Grenadier-Compagnie der Leibgarde deckte, ſchlug aber alle ihre Anfälle ab, und rettete dadurch das ganze Feldgeräth, ſo wie manche Koſtbarkeiten Friedrichs. Der erſte Schreck, den Feind ſo nahe zu ſehen, wirkte indeß auf den engliſchen Geſandten Mitchell und den geheimen Cabinetsrath Eichel, die ſich beim königlichen Feldgeräthe befanden, ſo mächtig, daß ſie ſich für verlohren hielten, und daher alle ihre Papiere von Wichtigkeit in möglichſter Eile vernichteten.

Daun, der die Entſchloſſenheit ſah, mit welcher die Preußen den Angriff zu erwarten ſchienen; der zu eben der Zeit die Nachricht von der Niederlage der Laudoniſchen Armee und den erheblichen Schwierigkeiten erhielt, die Laſcy hinderten, den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, ſah ſeinen Plan auf alle Fälle zerrüttet, und hielt es für das rathſamſte, ſich in ſeine vorige Stellung zurückzuziehen. Bei ſeinem Abzuge vergalt ihm der König ſein hämiſches Benehmen im Lager bei Reichenbach, als er die Nachricht von der Vernichtung des Fouquetſchen Corps erhalten hatte. So wie damals Daun, eben ſo ließ jezt Friedrich auf dem Schlachtfelde ein dreimal wiederholtes Siegesfeuer machen, welches die ſtolzen, zugleich aber mit dem peinlichen Betragen ihres Heerführers unzufriedenen Oeſtreicher nicht wenig kränkte, und dem Könige das Vergnügen verſchaffte, ſich an ein und eben dem Tage ſowohl an dem Sieger bei Landshut zu rächen, als auch Dauns Schadenfreude mit gleicher Münze zu bezahlen.

In der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges macht die Schlacht bei Liegnitz Epoche. — Sie kann, in Abſicht ihrer Veranlaſſung, ihrer Vorfälle und Folgen, denen von Leuthen und Torgau zur Seite geſetzt werden. Sie war nicht nur eben ſo mörderiſch als dieſe, ſondern macht auch den Talenten des Königs eben ſo viel Ehre, und gab, wie jene, ſeinen Angelegenheiten einen nicht erwarteten Schwung. Demungeachtet findet man in den Zeitſchriften ſo mancherlei Urtheile ſowohl über das Treffen ſelbſt, als über das Benehmen der Heerführer, ſo daß ich mich für verbunden halte, dem Publikum einige nähere Aufſchlüſſe, in Abſicht der vorgefaßten verſchiedenen Meinungen, zur Prüfung vorzulegen.

Unſtreitig war Friedrichs II. Lage vor der Schlacht bei Liegnitz eine der drückendſten, und bei weitem bedenklicher, als die war, worin er ſich vor der Schlacht bei Leuthen befand. Damals war zwar auch eine ſeiner Armeen geſchlagen, und zwei ſchleſiſche Feſtungen waren erobert worden; ein eben ſo zahlreiches Heer, wie jezt, ſtellte ſich ihm entgegen: allein er kam als Sieger aus Sachſen, ſein Ruhm ging vor ihm her, und der Uebermuth ſeiner Feinde machte ihm eine freiere Bahn. Damals war die zu einem Feldzuge bequeme Jahreszeit ſchon völlig verſtrichen, und geſetzt auch, er wäre geſchlagen worden, ſo hatte er von ganz außerordentlichen Wirkungen ſeiner Niederlage nicht viel zu befürchten. Jezt hingegen ging Feldmarſchall Daun mit der größten Behutſamkeit zu Werke, nahm ſtets unangreifliche Stellungen, wodurch er dem Könige die Wege zu ſeinen Hauptmagazinen und zur Armee ſeines Bruders ſorgfältig verſperrte, und hütete ſich, Blößen zu geben, in welchen er mit ſcheinbaren Vortheilen angegriffen werden konnte. Einen ſolchen kühnen Schritt, wie bei Leuthen, konnte und durfte der König nicht wagen; denn abgerechnet, daß Daun ſich nicht, ſo wie Prinz Carl von Lothringen, gewiſſermaßen bloßſtellte, ſo war der Feldzug auch kaum halb verfloſſen; ſechzigtauſend Ruſſen waren in der Nähe, und hatte der König das Unglück, geſchlagen zu werden, ſo war ſeine und des Prinzen Heinrichs Armee ihrem Untergange ſo nahe als möglich gebracht, und der Verluſt von Schleſien entſchieden. Daß und wie Daun es darauf angelegt hatte, iſt bereits erzählt worden. Wahrſcheinlich würde ſich eine der traurigſten Begebenheiten ereignet haben, wäre nicht Friedrich mit möglichſter Klugheit ſeinem Verderben ausgewichen, und hätte ihm nicht ein Zufall Gelegenheit an die Hand

gegeben, das wiederkehrende Glück feſtzuhalten. Ich ſage Zufall; denn, wenn man, um das Mißlingen des beabſichtigten Streichs zu bemänteln, öſtreichiſcher Seits vorgab, dem Könige ſey der ganze Angriff verrathet, und er dadurch in den Stand geſetzt worden, der Laudoniſchen Armee mit voller Kraft zu widerſtehen, ſo iſt dieſe Behauptuug doch grundfalſch. Zwar iſt nicht zu leugnen, daß Tages zuvor ein feindlicher Officier als Ueberläufer ins preußiſche Hauptquartier kam, und mit Ungeſtüm den König zu ſprechen verlangte; ſeiner Betrunkenheit wegen durfte er aber nicht vorgelaſſen werden, und man konnte, ſelbſt als ſein Rauſch durch allerlei angewandte Mittel einigermaßen verraucht war, von ihm nicht viel mehr herausbringen, als: die ganze Dauniſche Armee ſey in Bewegung. Hierauf achtete der König um ſo weniger, da er ſchon zuvor den Vorſatz gefaßt hatte, in der Nacht über das ſchwarze Waſſer zu ziehen, und mit Anbruch des Tages nach Parchwitz oder Steinau an der Oder zu marſchiren. Daß er ferner von dem Marſche des Generals Laudon nichts gewußt und auch keine beſondere Vorkehrungen gemacht habe, ihn zu empfangen; beweiſet die Stellung, die er ſeiner Armee in der Nacht gab, zur Genüge; denn dieſe war nur vor der Hand genommen, um dem hinter der Katzbach ſtehenden großen öſtreichiſchen Heere zu begegnen. Es war alſo bloßer Zufall, wenn er durch den Major Hund von der Anweſenheit des Feindes unterrichtet wurde, dagegen ein Beweis ſeiner Geiſtesgegenwart, daß er in eben dem Augenblicke ſeinen Entſchluß zu faſſen und ihn zu ſeinem Vortheil auszuführen verſtand, ohne zugleich dem Feldmarſchall Daun, deſſen Ankunft er nunmehr auch muthmaßen mußte, eine Blöße zu geben. Ohne die Aufmerkſamkeit eines zum Recognosciren

ausgeſandten Huſaren-Officiers dürfte ſeine Lage vielleicht eben ſo kritiſch geweſen ſeyn, als ſie es bei dem Ueberfalle von Hochkirch war. —

Eben ſo wenig verdient General Laudon den Tadel, den die Neider ſeines Waffenglücks gegen ihn laut werden ließen. Sie rechneten es ihm nämlich als einen großen Fehler an, daß er ſich mit dem Feinde eingelaſſen habe, ohne den Angriff der Dauniſchen Armee zugleich abzuwarten. Was auf preußiſcher Seite Zufall war, war es auch auf der ſeinigen. Nach ſeiner Inſtruktion ſollte er dem Könige, durch die Beſetzung der Höhen von Pfaffendorf, den Rückzug abſchneiden; um dieſer aber zu genügen, mußte er, vermöge des Umweges den er zu nehmen hatte, ſeinen Marſch beſchleunigen. Hierzu ward er noch mehr gereizt, als er erfuhr, daß das feindliche Gepäck, unter einer geringen Bedeckung, am linken Ufer des ſchwarzen Waſſers aufgefahren worden ſey: damit er alſo im Stande wäre, noch bei Zeiten dieſen guten Fang zu thun, ließ er die Schritte ſeiner Reſerve, die er dazu für hinlänglich hielt, verdoppeln, ohne das Anſchließen der Kolonnen abzuwarten. Sein Befremden war daher nicht geringe, als er die Preußen vor ſich fand; da er indeß in der Dämmerung nicht unterſcheiden konnte, ob es die ganze Armee oder nur eine Abtheilung derſelben ſey, er alſo noch Hoffnung hatte, die vorliegenden Anhöhen zu gewinnen; auch ein ſchneller Rückzug im Angeſicht eines ihn mit grobem Geſchütz empfangenden Feindes ihm gefährlich ſchien, ſo entſchloß er ſich, als ein geſchickter und thätiger Feldherr, durch einen kühnen Streich von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen, ehe die Preußen Zeit gewönnen, ſich völlig zu entwickeln. Daß ihm dieſer mißlang, war ihm um ſo weniger anzurechnen, weil er mehr Widerwärtigkeiten am

traf, als er anfänglich vorausgeſetzt hatte; und da er ſich einmal durch Zufall in ein Gefecht verwickelt fand, ſo hielt er es ſeinem Ruhme für nachtheilig, ſolches aufzugeben, ohne wenigſtens die Kraft zweier ſeiner vorgezogenen Kolonnen verſucht zu haben. Das ſchwankende in der preußiſchen Stellung, die noch keinen feſten Anhaltspunkt hatte, und die Hoffnung, durch den Feldmarſchall Daun oder den General Lascy unterſtützt zu werden, ſchien ihn zu einem ſolchen Schritte zu berechtigen und aufzumuntern. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß, wenn die Anführer der andern Kolonnen eben ſo thätig geweſen wären als er, die Anſtrengungen des zweiten Treffens der preußiſchen Armee vielleicht nicht von ſo glänzendem Erfolge geweſen ſeyn würden. Nur erſt, als er die vergeblich gehoffte Unterſtützung des groſſen Heeres nicht erhielt, nnd ſeine Kräfte erſchöpft hatte, zog er ſich über die Katzbach zurück, voll Verzweiflung, das Opfer der durch Zufall vereitelten Diſpoſition des Feldmarſchalls werden zu müſſen. Laudons Niederlage erweckte eine allgemeine Bekümmerniß. Der Hof, das Publikum und die Armee bedauerten ſein Schickſal, und vereinigten ſich, ſein Unglück zu entſchuldigen; ja ſelbſt ſeine heimlichen Feinde mußten ihn bemitleiden. So wenig nachtheiligen Einfluß indeß dieſe traurige Begebenheit auf den Ruhm des Siegers bei Landshut hatte, ſo gab doch dieſelbe Veranlaſſung zu einem beſondern Eindruck auf die Gemüther einiger Generale, und legte unvermerkt den Grund zu einigen mißlungenen Unternehmungen, weil eine faſt allgemeine Stimme ſich insgeheim wider den Feldmarſchall Daun erhob *).

*) Der Verfaſſer des Verhältniſſes zwiſchen Oeſtreich und Preußen führt über dieſen Gegenſtand eine merkwürdige Anekdote an. Er ſtand damals beim Beckiſchen Corps, welches Befehl hatte, ſich

Zwar war dieſer, in Vereinigung mit Laſcy, ſelbſt nach Laudons Niederlage, noch immer dem Könige an

---

in möglichſter Geſchwindigkeit mit dem General Czernitſchew bei Neumark zu vereinigen, und ſollte zu letzterem geſandt werden, um ihm die Ankunft der Oeſtreicher zu melden. „Während“ — ſagt er im dritten Theile S. 219. — „die Mannſchaft zu dem Kom„mando, das mich begleiten ſollte, unter den am beſten berittenen „ausgeſucht wurde, trat der General Beck in einem Bauerhauſe „ab, wo er mir die weitern Aufträge mittheilte, über die ich mit „dem Grafen Czernitſchew zu ſprechen, und von deſſen Geſin„nungen den ſchleunigſten Bericht abzuſtatten hätte. Bald fand „ſich der Cavallerie-Obriſt v. B. auch ein, der eben aus dem „Dauniſchen Hauptquartier kam, und die umſtändlichere Nach„richt von Laudons mißlungenem Unternehmen mitgebracht hatte. „Hé bien! ſagte Beck, que dit-on de Mr. de Laudon? — Que „le maréchal en a fait *présent* à Mr. de Lascy — antwortete der „Obriſt. — Beck, obgleich er zu andern Zeiten den General Lau„don bloß mit einem guten Grenadier-Capidän zu vergleichen „pflegte, ſchien jezt über das Schickſal des großen Mannes auf„richtig gerührt zu ſeyn. Er verdiente ein beſſeres Loos! rief er aus, „und Präſente von der Art kommen der guten Kaiſerinn und uns „allen theuer zu ſtehen. Um nun zu keinem zweiten Präſent, auf „Koſten der Reputation unſrer Waffen, Anlaß zu geben, werde ich „mit meinem bei weitem nicht ſo wichtigen Corps cunctando mar„ſchiren, theils weil es wahrſcheinlich iſt, daß Czernitſchew „die klügſte Parthie genommen, und ſich bei Auras über die Oder „gezogen haben dürfte, theils weil ich vorausſehe, daß, wenn ja, „wider alles Vermuthen, dieſe Conjunktion zwiſchen uns ſtatt haben „ſollte, ich und Czernitſchew dem Könige morgen den zwei„ten Theil zur Geſchichte der Laudoniſchen Nieder„lage zu liefern die Ehre haben werden. Indeſſen können die „Sachen gehen wie ſie können, wenn ſie nicht gehen wie ſie ſol„len. — Sagen Sie Czernitſchew, daß ich zu ſeiner Verſtärkung „mit meinen Corps im Anmarſche bin.“ Wie weiſe Beck dies„mal handelte, wird der Verfolg der Geſchichte zeigen. —

Macht weit überlegen; dennoch aber war nicht zu erwarten, daß er mehr hätte leiſten können, als er wirklich that. Veränderte Umſtände veränderten auch hier die Lage der Dinge. Wäre Frirdrich II. eben ſo ruhig in ſeinem Lager bei Liegnitz ſtehen geblieben, als er es gefliſſentlich bei Hochkirch that, ſo war ſeine, der damaligen ſehr ähnliche Dispoſition, der nicht jederzeit anzurathenden Methode durch abgeſonderte Corps verſchiedene Punkte zugleich anzugreifen, ungeachtet zum Untergange der preußiſchen Armee eben ſo zweckmäßig eingerichtet, als ſie es zur Schlacht bei Hochkirch war, ja ſie würde, in Rückſicht auf das ſo zahlreiche feindliche Heer, für den König noch viel gefahrvoller geweſen ſeyn. Allein die Preußen, die er bei Hochkirch im Schlaf überfiel, und deren damaligen glücklichen Rückzug theils die Ankunft des Retzowiſchen Corps gegen die Wirkungen der Ahrembergiſchen Abtheilung ſicherte, theils Dauns Genügſamkeit begünſtigte, hatten hier unerwartet eine ganz andere gewiſſermaßen vortheilhaftere Stellung genommen. Sie hatten das ſchwarze Waſſer vor ſich, waren Meiſter von den Anhöhen, und konnten von denſelben alle Uebergänge über den vorliegenden, mit moraſtigen Ufern eingefaßten Bach, aus ihrem groben Geſchütze beſtreichen. Wie gefahrvoll hier ein Angriff werden könne, davon hatte ihn der, freilich etwas unzeitige Verſuch, ſeine Cavallerie über das Waſſer gehen zu laſſen, belehrt; Lascy konnte ſeine Beſtimmung nicht erfüllen; Laudon war mit Verluſt zurückgeſchlagen; noch mehrere Menſchen, und zwar mit wenigerm Anſchein eines glücklichen Erfolgs aufzuopfern: alles dies, ſage ich, waren wirklich erhebliche Gründe, die den ſo bedachtſamen Feldherrn beſtimmen mußten, das Blut ſeiner Krieger für eine günſtigere Gelegenheit zu ſparen, und alſo von fernern Angriffen ab-

zuſtehen. Seine Erſcheinung bei Liegnitz hatte indeß doch ſo viel bewirkt, daß der König dadurch abgehalten wurde, die geſchlagene Laudoniſche Armee zu verfolgen und aufzureiben. Daun gab auch die Hoffnung, die Preußen, des erfochtenen Sieges ungeachtet, von Breslau abzuſchneiden, nicht auf. In der ſichern Ueberzeugung, das Corps des Generals Czernitſchew ſey noch diesſeits der Oder gelagert, beorderte er alſo den General Beck ſogleich nach Neumark aufzubrechen, und ſich dort mit den Ruſſen zu vereinigen, während er ihm mit der Armee folgen würde. Daß ihm dieſes nicht gelingen ſollte, daran zweifelte er um ſo weniger, da er vorausſetzte, der König müſſe wenigſtens einen Tag auf dem Schlachtfelde verweilen, um die große Anzahl Gefangener, das eroberte Geſchütz und die Verwundeten in Sicherheit zu bringen, und dann war es nicht unwahrſcheinlich, ſich ihm wieder mit Vortheil vorzulegen, um den erfochtenen Sieg unwirkſam zu machen.

Daun hatte jedoch diesmal falſch gerechnet. Friedrich II. gewohnt, nichts halb zu thun, und nicht eher zu raſten, bis der Endzweck völlig erreicht ſey, traf ungeſäumt die nöthigen Vorkehrungen zum Marſche nach Parchwitz. Kaum ſah er das feindliche Heer über die Katzbach zurückgehen, ſo ſetzte er ſich auch ſchon an die Spitze des Theils ſeiner Armee, mit welchem er den Sieg erfochten hatte, in Bewegung; der rechte Flügel derſelben behauptete aber ſeine einmal genommene Stellung bis gegen Abend, und folgte dann in mehreren Kolonnen. Einer derſelben wurden die Gefangenen, die erbeuteten Kanonen und die Wagen mit den Verwundeten zugetheilt. Für letztere, ſie mochten Preußen oder Oeſtreicher ſeyn, ward ganz beſonders geſorgt, ja ſogar alle auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Ge-

wehre wurden nicht zurückgelaſſen, indem jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen mußte. Alles dies ward in ſo kurzer Zeit bewirkt, daß man die Betriebſamkeit derjenigen bewundern mußte, die dazu den Auftrag erhielten, und ſo blieb in wenig Stunden von dem Treffen kein anderes Andenken zurück, als die Todten, die man den Landleuten zu beerdigen überließ.

Noch am Tage der Schlacht bei Liegnitz gelangte der König nach Parchwitz. General Nauendorf, der hier mit einem kleinen Corps ſtand, hielt es nicht für rathſam, den Uebergang über die Katzbach ſtreitig zu machen, ſondern zog ſich zurück; da indeß auch zu beſorgen war, daß das diesſeits der Oder gelagerte Czernitſchewſche Corps den Weg nach Breslau dennoch wieder verlegen könnte: ſo bediente ſich der König einer Liſt, indem er einen Bauer, unter großen Verſprechungen beredete, mit einem Briefe an den Prinzen Heinrich, nach den ruſſiſchen Vorpoſten zu gehen, ſich von denſelben aufheben zu laſſen, und unter einer verſtellten Furcht vor Strafe, ſolchen denſelben zu übergeben. Dieſer Brief enthielt die wahre Nachricht von der Niederlage der Oeſtreicher, zugleich aber die falſche von dem Marſche nach der Oder, und dem nach der gemeinſchaftlichen Uebereinkunft zu unternehmenden Angriffe der Ruſſen. Es iſt nicht bekannt geworden, ob dieſer Bauer den ihm ertheilten Auftrag mit Geſchicklichkeit ausgerichtet hat, und ob Czernitſchew dadurch bewogen worden iſt, über die Oder zu gehen, oder ob er, da ſeine Patrouillen ihm gegen Abend den Sieg und die Ankunft der Preußen bei Parchwitz meldeten, dieſen Entſchluß faßte; genug er zog ſich auf das Soltikowſche Heer zurück, und brach die Brücken hinter ſich ab.

Jezt eilte Friedrich nach Neumark. Auf dieſem

Marſche traf er auf das Nauendorfiſche Corps und den Vortrab des Beckiſchen, die er beide zurückwarf, und auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu nehmen zwang. In der Ferne erblickte er die große öſtreichiſche Armee in verſchiedenen Kolonnen, und noch war er ungewiß, ob Czernitſchew nicht bei Neumark Poſto gefaßt habe, um hier die Ankunft der Verbündeten abzuwarten. In dieſem Augenblicke war er ſehr verlegen, welchen Entſchluß er faſſen ſollte; denn konnte er die Vereinigung ſeiner Feinde nicht hindern, ſo war eine zweite vielleicht nicht ſo glückliche Schlacht erforderlich, um Breslau zu erreichen, und war dies nicht möglich zu machen, ſo war der Rückzug nach Glogau nothwendig, weil die Armee nur noch auf einen Tag mit Brod verſehen war. Allein das Glück hatte ſich wieder mit ihm ausgeſöhnt, und bald darauf erfuhr er durch einen gefangenen, an den General Soltikow abgeſandten feindlichen Offizier, daß ſeine Beſorgniſſe ungegründet wären. Voll der lebhafteſten Freude, nach ſo vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Anſtrengungen endlich ſeinem Ziele ſo nahe gekommen, und in Abſicht der Lebensmittel geſichert zu ſeyn, nahm er ſein Lager bei Neumark, ſandte ſogleich alle Gefangenen, Verwundeten, und die erbeuteten Trophäen nach Breslau, lies bei Auras eine Brücke über die Oder ſchlagen, um die Gemeinſchaft mit dem Prinzen Heinrich wieder herzuſtellen, und gönnte ſeinem, durch ſo viele erduldete Beſchwerlichkeiten ſehr mitgenommenen Heere, einige Erholung.

So rettete die Schlacht bei Liegnitz, beſonders aber die thätige Benutzung des hier erfochtenen Sieges, den König aus der bedenklichſten Lage, in der er ſich während dieſes Feldzuges befunden hatte. Der ganze Operationsplan ſeiner Feinde, den ſie in zwei Monaten nicht zu realiſiren vermocht hatten,

hatten, ward in zwei Tagen gänzlich zerrüttet. Schleſien war nunmehr gedeckt, und Daun, der verſchiedene, ſowohl politiſche als militäriſche Maßregeln, die er zu ſeinem Vortheil anwenden konnte, zu ergreifen verabſäumte, zugleich aber ſeine gemachten Entwürfe von allen Seiten vereitelt ſah, zog ſein ganzes Heer, mit Einſchluß der abgeſonderten Corps, auf Striegau zurück.

Er war ſehr betreten, als er erfuhr, daß der König von Preußen ihm bei Neumark zuvorgekommen ſey. Obgleich er dies durch mehr Thätigkeit hätte verhindern können, ſo war er doch ſehr geneigt, die Schuld von ſich abzuwälzen. Czernitſchew's Rückzug über die Oder mußte ihm zum Vorwande dienen, und er ſcheuete ſich ſogar nicht, bittere Klagen über den — ſeiner Meinung nach — übereilten Schritt zu führen. Czernitſchew fand ſich dadurch eben ſo beleidigt, als Soltikow über das Benehmen der Oeſtreicher murrete. Nicht undeutlich ließ er ſeinen Verdruß den Marquis Montalembert merken, indem er ihn an das erinnerte, was er ihm, in Abſicht des diesjährigen Feldzuges, bereits zu Petersburg geſagt hatte, nämlich: daß man bloß bedacht ſeyn werde, ſich auf allen Seiten auszubreiten, und auf keiner etwas zu unternehmen*). Man konnte ihm auch ſeine Unzufriedenheit um ſo weniger verargen, da, abgeſehn von allen bis-

*) Le Maréchal de Soltikow m'a dit hier en grande confidence, qu'il voyoit avec peine, que cette campagne ne seroit pas plus décisive que les precedentes. — Il prétend, *que se passera à s'étaler de tous les côtes, sans rien entreprendre de part ni d'autre.* Correspond. de Montalembert, Tom. II, Lettre LXII.

herigen ſonderbaren Vorfällen, ihm ſchon ſeit mehreren Tagen keine Nachrichten von der öſtreichiſchen Armee und ihren Angelegenheiten zugekommen waren. Daun hatte nicht für gut gefunden, ihn zeitig genug, ſowohl von der Schlacht bei Liegnitz, als beſonders von ſeinem Entſchluß, in Verbindung mit dem Czernitſchewſchen Corps, dem König abermals von Breslau abzuſchneiden, zu benachrichtigen; daher denn dieſes, bei dem Anmarſche der Preußen, das linke Ufer der Oder hatte verlaſſen müſſen, um auf ſeine eigene Sicherheit zu denken. Statt mit dem ganzen Heere eiligſt nach Neumark zu marſchiren; hatte Daun ein Lager bei Kummernig genommen; und obgleich Soltikow noch ſo gefällig geweſen war, ihm die Verſicherung zu ertheilen, daß er erbötig ſey, die abgebrochene Brücke wieder herſtellen zu laſſen, und nach Maßgabe der Umſtände das Czernitſchewſche Corps zur Vereinigung bereit zu halten, ſo gerieth er doch in nicht geringes Erſtaunen, als er erfuhr, daß die Preußen, und nicht die Oeſtreicher, ſchon bei Neumark ſtänden. Jezt erreichte ſein Unwille den höchſten Gipfel. Er mußte befürchten, daß der König und Prinz Heinrich mit vereinigter Macht auf ihn eindringen würden, ohne Hoffnung, von den Bundesgenoſſen unterſtützt zu werden. Alles Zutrauen auf Dauns Zuſagen verſchwand nun gänzlich, und um der anſcheinenden Gefahr auszuweichen, faßte er den Entſchluß, vor der Hand, und bis ein neuer Operationsplan verabredet werden könne, ſich über Militſch, hinter die Moräſte von Kanoywa, zurückzuziehen. So zog ſich der Feldmarſchall Daun den Unwillen der ruſſiſchen Generale zu, und es koſtete nicht wenig Mühe, ſie in der Folge zu bereden, die öſtreichiſchen Operationen zu unterſtützen. Das Mißtrauen hatte zu tiefe Wurzeln ge-

ſchlagen, und nur bedingungsweiſe verſtanden ſie ſich endlich zu den vorgeſchlagenen gemeinſchaftlichen Unternehmungen.

Montalembert, den der Leſer ſchon verſchiedentlich kennen gelernt hat, war der erſte, der Entwürfe zu einem neuen Operationsplane machte. Dieſer kluge und thätige Mann wußte den König von Preußen, aus ſeiner Art zu handeln, ſchon genauer zu beurtheilen. Er ſah ſehr wohl ein, daß er, nach ſeiner Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, im Stande ſeyn würde, alle Unternehmungen ſeiner verbündeten Feinde in Schleſien zu vereiteln, und hielt es daher für rathſam auf Mittel zu denken, wodurch die beiden preußiſchen Heere gezwungen werden könnten, ſich wieder zu trennen. Konnte dies bewerkſtelligt werden, ſo behielt Feldmarſchall Daun wieder das Uebergewicht, und dann hing es nur von ihm ab, den Feldzug mit mehr Glück zu endigen. Durch den bei der ruſſiſchen Armee angeſtellten öſtreichiſchen General Blanquet ließ er daher dem Grafen Soltikow vorſchlagen, längs der Oder herunter zu marſchiren, Glogau mit einer Belagerung zu bedrohen, und einen Einfall in die Mark zu wagen. Der ruſſiſche Heerführer ſchien dazu nicht abgeneigt, doch wollte er, ohne ausdrückliche Uebereinkunft mit dem Grafen Daun, ſich zu nichts verſtehen. Die hierzu erforderlichen Maßregeln wurden hierauf verabredet, und Soltikow verſprach, ein Corps ſeiner Armee bis Berlin vorrücken zu laſſen, ſobald er die nöthigen Vorkehrungen zur Verpflegung ſeines Heeres getroffen haben würde.

Kaum aber hatten die Ruſſen ihren Marſch über Trachenberg und Herrnſtadt, bis jenſeits der Bretſche fortgeſetzt, als der Feldmarſchall Soltikow unvermögend krank ward; dennoch aber übertrug er keinem ſeiner Feldherren den Oberbefehl. Dies verurſachte eine Stockung in

dem entworfenen neuen Operationsplane. Die ruſſiſchen Generale waren theils zu klug, theils zu beſorgt, ſich bloß⸗zugeben, ehe ſie die Geſinnungen des von dem Petersburger Hofe zu ernennenden neuen Heerführers erforſcht haben würden, und alles, was Montalembert über ſie gewinnen konnte, war, daß ſich die Armee — obgleich ſehr langſam — längs der Oder bis Frankfurt herunter ziehen ſollte, um dem neuen Feldherrn den Einfall in die Mark ſchon ſo nahe als möglich zu bringen. Daun ſeiner Seits äußerte: er ſey entſchloſſen, den Feldzug mit der Eroberung von Schweidnitz zu beſchließen; dieſer Vorſatz blieb indeß — falls er auch die dabei obwaltende Schwierigkeit, die Belagerung zu unternehmen, bevor er die Preußen geſchlagen — mit in Anſchlag gebracht hatte, ein frommer Wunſch. Der König ließ ihm dazu keine Zeit. Der Rückzug der Ruſſen; das aus dem bisherigen Gange der Operationen gemuthmaßte Mißverſtändniß mit ihrem Bundesgenoſſen; Soltikows Krankheit: alles dies ließ ihn urtheilen, daß er in dieſem Feldzuge wenig mehr von ihnen zu beſorgen haben würde. Er zog daher den größten Theil der Armee des Prinzen Heinrich an ſich, und ließ nur den General Goltz mit ungefähr 12,000 Mann zurück, um die Bewegungen der Ruſſen zu beobachten. Dieſer folgte ihnen, und ging unweit Köben über die Oder, um ſein Lager unter den Kanonen von Glogau zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit ward ſein Nachzug durch den General Tottleben angegriffen, und erlitt einigen Verluſt, weil Goltz ſeinen Marſch mit zu weniger Einſicht angeordnet hatte.

Mit ſeinem nunmehr bis auf 50,000 Mann angewachſenen Heere beſchloß Friedrich II. ſeinem 90,000 Mann ſtarken Gegner entgegen zu gehen. Dieſer ſtand zwiſchen

dem Schweidnitzer und Striegauer Waſſer auf dem ſogenannten Pitſchenberge. Laſcy deckte ſeine rechte, Laudon ſeine linke Flanke, und der vorliegende ſtark verſchanzte Zobtenberg war mit dem Brentanoiſchen Corps leichter Truppen beſetzt. Dieſe etwas gedehnte Stellung verſperrte den Weg nach Schweidnitz, und Graf Daun war im Standte, jeden mit einem Angriffe bedrohten einzelnen Punkt derſelben aus ſeinem Lager zu unterſtützen. Allein jezt zeigte der König, daß er durch geſchickte Manöver ſeinen Endzweck doch noch zu erreichen verſtehe; und er war in dieſer Unternehmung um ſo glücklicher, da Daun nicht Entſchloſſenheit genug beſaß, den Abſichten ſeines Feindes ſchnell zuvorzukommen. Dies wäre ihm um ſoviel leichter geweſen, da er immer in gerader Linie marſchiren konnte, wenn die Preußen einen Bogen beſchreiben mußten. Ihre Bewegungen gegen den Zobtenberg ließen ihn freilich glauben, der König ſey geſonnen, auf der geraden Straße von Breslau nach Schweidnitz fortzurücken, und daher traf er die gemeſſenſten Vorkehrungen; um dieſen Poſten mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen; denn nicht allein das Corps des Generals Laſcy mußte dieſen verſchanzten Berg beſetzen, ſondern es rückten auch aus dem Lager noch verſchiedene Abtheilungen zur Unterſtützung vor. Allein Friedrich, der hier den Angriff für zu gewagt hielt, umging dieſen unangreiflichen Poſten, um ſich durch die Ebene von Reichenbach den Weg nach Schweidnitz zu eröffnen. Dies gelang ihm meiſterhaft. Ein Lager, welches er im Angeſichte des Feindes zwiſchen Grunau und Ptſcheideritz nahm, machte Laſcy wegen eines Angriffes aufmerkſam; gleichwohl brach der König gegen Abend wieder auf, und ſein Vortrab hatte bereits um zehn Uhr den Paß bei Langen-

ſeifersdorf, und folglich die Reichinbacher Ebene gewonnen, von wo aus er ungeſäumt bis Költſchen und dann bis an Schweidnitz vorrückte.

Dieſer künſtliche Marſch verurſachte bei dem Feinde große Bewegungen. Er verließ nicht nur den Zobtenberg, ſondern auch ſeine ganze bisherige Stellung, um hinter Schweidnitz, am Fuße des Gebirges, eine andre zu nehmen, die von Burkersdorf bis Hohenfriedberg ſich ausdehnte. Hatte ſich Daun anfänglich durch die ſchnellen und zweckmäßigen Märſche des Königs hinhalten laſſen; war die Belagerung von Schweidnitz, falls er — was ſchwer zu behaupten iſt — wirklich dazu den Gedanken gefaßt haben ſollte, nunmehr vereitelt; ſo erſchien er dagegen jezt wieder als der einſichtsvollſte Feldherr, da er ſich abermals in ſein Lieblingsfach, den Poſtenkrieg, verſetzt fand. Das Gebirge gab ihm dazu den größten Vortheil an die Hand Alle Bemühungen des Königs, durch ſo kühne als zweckmäßig eingerichtete Manöver, ihn bald auf ſeiner linken bald auf ſeiner rechten Flanke zu umgehen, und Beſorgniſſe wegen der ſichern Herbeiſchaffung der Lebensmittel, ſo wie wegen der Communication mit Böhmen zu erwecken, waren fruchtlos. Je größer, ja man kann wohl ſagen verwegener, die Anſtrengungen des Königs waren, deſto mehr Aufmerkſamkeit wandte er an, alle dieſe Unternehmungen zu hintertreiben. Beide Heere brachten mehrere Tage mit Hin- und Hermärſchen zu, wobei immer kleine Gefechte und ſtarke Kanonaden vorfielen, bis ſie ſich endlich ſo ins Gebirge hinein manövrirten, daß ſie beide in unangreiflichen Poſten einander gegenüber ſtanden, und keiner von beiden einen Angriff zu wagen für rathſam hielt. In dieſen vortheilhaften Stellungen, die ſie durch die Kunſt noch zu verſtärken be-

müht waren, blieben ſie einige Wochen ſtehen, und ſelbſt des kleinen Krieges, der nur täglich Menſchen das Leben gekoſtet haben würde, müde, brachten beide ihre Zeit in ſtolzer Ruhe zu; der König in Hoffnung, die immer nähere rückende rauhe Jahreszeit werde die Oeſtreicher zwingen, das Gebirge zu verlaſſen; Daun hingegen in Erwartung mehrerer Thätigkeit von Seiten der Ruſſen.

Dieſe ward indeß durch allerley Vorfälle verzögert, die das Schwankende in ſeinem Benehmen gegen die Bundesgenoſſen erzeugte, und ſeine Verlegenheit mit jedem Tage vergrößerten. Er mußte die Lebensmittel für ſeine Armee einige Meilen weit auf den beſchwerlichſten Wegen herbeiſchaffen; ſtatt der König Schweidnitz in der Nähe hatte. Er hielt es ſeinem Ruhme für nachtheilig, den Feldzug mit ſo wenig glücklichem Erfolge endigen zu müſſen; und ſollte er ſogar gezwungen werden, ſich nach Böhmen zurückzuziehen. ſo war dieſer Rückzug, unter den Augen des Feindes, voll der erheblichſten Gefahren. Es mußte ihm daher äußerſt daran gelegen ſeyn, die Ruſſen wieder in Bewegung zu bringen, um durch ihre Diverſionen den König zu zwingen, ihn aus ſeiner peinlichen Lage zu laſſen. Schon früher hatte er ſie zur Belagerung von Glogau zu ſtimmen geſucht, indem er ſich anheiſchig machte, das dazu erforderliche Geſchütz und die nöthige Munition herbeizuſchaffen, und den General Laudon mit 40,000 Mann dahin zu ſenden, um die Belagerung zu decken. Unter dieſen Bedingungen hatten ſie ſich dazu bereit finden laſſen; als aber Friedrichs künſtliche Märſche Daun hinderten, ſein Verſprechen zu erfüllen, ſo ließ er ihnen durch den General Blanquet vorſchlagen, bei Steinau über die Oder zu gehen und die Ufer der Katzbach zu beſetzen, wahrſcheinlich in der Hoffnung,

ſie in Schleſien feſt zu halten, und dadurch den König zu bewegen, Rückſicht auf Breslau zu nehmen. Laudon erbot ſich ſogar, in dieſem Falle mit einem Corps von 25,000 Mann den preußiſchen rechten Flügel zu umgehen und zu ihnen zu ſtoßen; allein der Vorſchlag fand keinen Beifall. General Fermor, dem Graf Soltikow bei ſeiner anhaltenden Krankheit den proviſoriſchen Oberbefehl anvertrauet hatte, war eben ſo wenig ein Verehrer der Dauniſchen Vorſchläge als Czernitſchew. Beide waren theils über die ihnen bei der Kaiſerinn Eliſabeth angedichteten Beſchuldigungen empfindlich, theils hatten ſie, wie es an einem Hofe, wo die Kabale Factionen erzeugt, nicht ungewöhnlich iſt, auch ihre Lieblingsanhänglichkeiten, die ſie in Privatintereſſe zogen. Ein Wink, den das Wiener Miniſterium davon in Petersburg gab, hatte ſie um ſo abgeneigter gemacht, die Sache der Oeſtreicher mit dem Eifer zu unterſtützen, den man von ihnen verlangte; und ſo konnte es nicht fehlen, daß ein Vorſchlag verworfen ward, der einen vorhergegangen — wozu ſie bereits Vorkehrungen getroffen hatten — ſogleich wieder aufhob. Dieſer erwünſchten Gelegenheit bediente ſich Fermor, um Rache an ſeinem Beleidiger auszuüben, ohne im geringſten verantwortlich zu bleiben; denn obgleich er die größte Freundſchaft heuchelte, ſo war er doch verſchlagen genug, ſich zu ſtellen, als ob er den Vorſchlag zum Zuge über die Oder und zu der Poſition hinter der Katzbach nicht recht verſtanden hätte. Laudon hatte nicht deutlich genug zu erkennen gegeben, ob er von dem frühern Anmuthen, die Belagerung von Glogau zu unternehmen, abgehe; deſto eifriger beſtand Fermor darauf, und er verſicherte, daß er ſichs würde angelegen ſeyn laſſen, dies Projekt auszuführen, ſobald die zur Deckung beſtimm-

ken 40,000 Mann und das ſchwere Geſchütz bei ſeiner Armee eingetroffen ſeyn würden. Es mußte ihm nicht unbekannt ſeyn, daß Daun eben ſo wenig dieſes anſchaffen, als in ſeiner gegenwärtigen Lage des Laudoniſchen Corps entbehren könne. So unterblieb alſo alle Vereinigung mit den Ruſſen, die aus Mißtrauen ſich auch nie im Ernſte nach öſtreichiſcher Hülfe ſehnten, bis nach manchen geflogenen Unterhandlungen endlich vom Hofe zu St. Petersburg der Einfall in die Mark ſanktionirt ward.

Obgleich nun General Fermor dazu ſehr beſtimmte Befehle erhalten hatte, ſo war ſeine natürliche Abneigung in Verbindung mit den Oeſtreichern zu handeln, doch zu groß, als daß er mit der Ausführung hätte eilen ſollen. Er ſchlug daher vor: mit der Armee längs der Oder nach Croſſen zu marſchiren, und von dort aus ein Corps nach Berlin vorzuſchieben. Dieſer Vorſchlag — durch einen Umweg zum Ziele zu gelangen — bewies den Widerwillen, mit welchem der ruſſiſche Feldherr dieſe Unternehmung zu bewerkſtelligen ſich gezwungen ſah. Nur die dringenden Vorſtellungen des Marquis Montalembert, der ſehr richtig behauptete, daß in dieſem Falle der bei Glogau ſtehende preußiſche General Goltz, wenn er ſeinen Weg über Guben und Beeskow nähme, Berlin eher erreichen könne als die Ruſſen, und das noch dringendere Anmuthen des in eine peinliche Lage verſetzten Feldmarſchalls Daun brachten es endlich dahin, daß General Tottleben mit ungefähr 3000 Mann regulärer und mit allen leichten Truppen eiligſt über Guben und Beeskow nach Berlin aufbrach; daß General Czernitſchew ihm mit dem Vortrabe bis an die Spree folgte, die Armee in drei Märſchen Guben erreichte, und General Romanzow eine beſondere Abtheilung nach Croſ-

ſen führte, um die Communication mit den Magazinen zu ſichern und die Zufuhre zu decken.

Daun empfand über dieſen Operationsplan eine lebhafte Freude, und um ſeinen Bundesgenoſſen allen Vorwand zu benehmen, wieder davon abzugehen, trug er dem General Laſcy auf, der ruſſiſchen Armee mit 15,000 Mann zu folgen, und ſeinen Marſch, durch die Lauſitz, gleichfalls auf Berlin zu richten. Nunmehr hoffte er, der in die Mark unternommene Einfall werde den König von Preußen zwingen, ſich von ihm zu entfernen, und ihm mehr Freiheit verſchaffen, ſeine Schritte nach denen ſeines ihm ſo läſtig gewordenen Gegners einrichten zu können, der ihn, ſo zu ſagen, in den Gebirgen angeſchmiedet hatte. Allein Friedrich II. that ihm dieſen Gefallen nicht. Obgleich, für ſeine Reſidenz beſorgt, glaubte er doch der beabſichtigte Zug ſeiner Feinde werde nicht mehr zu bedeuten haben, als der Haddikiſche vom Jahre 1757. Er rechnete dabei auf eine Entfernung von 24 Meilen, welche die ruſſiſche Armee, von Carolath ab, durch ausgezehrte Gegenden zu durchziehen hatte, ehe ſie Berlin erreichen konnte; er fußte auf die ihm bekannte Uneinigkeit die zwiſchen beiden Heeren herſchte, und hoffte noch ſtets Mittel ausfindig zu machen, die Oeſtreicher zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen. Glückte dies, ſo war es ſehr wahrſcheinlich, daß die ganze ſo drohende feindliche Unternehmung ein bloßer Entwurf bleiben, und die Ruſſen ſich eiligſt nach Pohlen zurückziehen würden. Er beſchloß daher, vor der Hand noch allen Gefahren zu trotzen, um ſeinen Endzweck zu erreichen, und dachte nicht eher an die Rettung von Berlin, bis er nach manchen vergeblich angeſtellten Verſuchen inne ward, daß weder die kühnſten Manöver, noch gefliſſentlich gegebene Blößen, den Grafen Daun

aus ſeiner Faſſung brachten, vielmehr dieſer ſeine Gegenmanöver mit einer bewundernswürdigen Ordnung und Vorſicht ſehr zweckmäßig einrichtete, und diesmal, ſeinem Hauptplane gemäß, zu rechter Zeit die Rolle des Fabius ſpielte. Hat auch je Daun dieſen ſo oft zur Ungebühr an ihm verſchwendeten Beinahmen mit Recht verdient, ſo war es bei dieſer Gelegenheit, wo eine geſunde Politik ſeine Schritte mehr als eine abſtrakte militäriſche Theorie leiten mußte. Nach dieſem Prinzip handelte er ganz conſequent, wenn er in Erwartung, wozu ſich ſeine Bundesgenoſſen entſchließen würden, am Fuße des Gebirges Stellungen nahm, worin er eine Schlacht, die er jedoch weder anzubieten noch zu vermeiden geſonnen war, ſicher annehmen konnte; und indem er Böhmen deckte, blieb er doch auf jeden Fall in der Nähe von Schweidnitz, und hemmte die Operationen des Königs dergeſtalt, daß ſich dieſer an der wiedererlangten Communication mit dieſer Feſtung begnügen laſſen mußte. *).

Friedrich II. und Dauns gleiche Beharrlichkeit gab indeß den Ruſſen einen erwünſchten Vorſchub zu ihrem Zuge

---

*) Einige Schriftſteller, z. B. Warnery in ſeinen Campagnes de Fréderic II. Roi de Prusse, pag. 395., haben manche hier vorgefallene Manöver getadelt, und ſowohl dem Könige von Preußen als dem Feldmarſchall Daun großer militäriſchen Fehler beſchuldigt. Hierzu rechnen ſie unter andern die gewagte Poſition die Friedrich II. bei Baumgarden nahm, und daß Daun dieſe Gelegenheit nicht benutzte, die ganze preußiſche Armee mit ſeiner Uebermacht im Gebirge einzuſchließen. Dieſe Vorwürfe verlieren aber viel von ihrem Gewichte, wenn man erwägt, daß der freilich gefahrvolle Marſch nach Baumgarten theils ein Verſuch war, die Oeſtreicher zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen, theils eine Blöße ſeyn

nach der Mark. Mit ſchnellen Schritten eilte das unter Anführung des Generals Tottleben aus 5000 Mann beſtehende Corps über Guben, Beeskow und Wuſterhauſen nach Berlin, und beſetzte die vor dem Kottbuſſer Thore belegenen ſogenannten Rollberge. Ihm folgte die Abtheilung des Grafen Czernitſchew, welche zu deſſen Unterſtützung beſtimmt war. Sie lagerte ſich bei Fürſtenwalde, und der übrige Theil der ruſſiſchen Armee rückte längs dem rechten Ufer der Oder bis Loſſow, eine Meile von Frankfurt, herauf. Berlin, welches theils mit einer ſchwachen Mauer, theils mit Palliſaden umgeben iſt, war nur mit 1500 Mann von den Garniſonregimentern beſetzt. General Rochow war Kommandant; außer dieſem aber befanden ſich daſelbſt verſchiedene verwundete Generale, die noch nicht wieder geheilt waren. Für eine Stadt von ſo weitläuftigem Umfange war die Beſatzung viel zu ſchwach, und Rochow glaubte ſich, eben wie zur Zeit des Haddikiſchen Einfalls, herausziehen zu müſſen, weil eine hartnäckige Gegenwehr das Schickſal der Reſidenz nur verſchlimmern könne. Allein er mußte dem patriotiſchen Eifer eines Lehwald und Seid-

---

ſollte, die der König gab, Daun zu verleiten, ſeine Armee zu trennen, und ihm den Rückweg abzuſchneiden, in der Hoffnung, dann einzelne Corps zu ſchlagen. In dieſer Vorausſetzung läßt ſich eher behaupten, daß letzterer ungleich ſicherer handelte, da er durch ſeine aneinanderhangende Stellung erſteren hinderte, tiefer ins Gebirge zu dringen, als wenn er, um ſeinen Feind einzuſchließen, ſein Heer zerſtückelte. In dieſem Falle würde der König nicht geſäumt haben — ſo wie er es bei Liegnitz that — einer oder der andern Abtheilung mit voller Gewalt entgegen zu rücken, und ſich durch deren Niederlage einen Ausweg zu bahnen, der vielleicht gar ſein Hauptaugenmerk völlig begünſtigt hätte.

litz weichen, welche die Königsſtadt gegen das nicht zahlreich ſcheinende Tottlebenſche Corps zu behaupten ſich ſchmeichelten. In möglichſter Eile wurden daher vor den Thoren Erdwälle aufgeworfen, und mit dreipfündigen Kanonen beſetzt. Auf beiden Seiten der Thore wurden Gerüſte von Holz aufgeführt und mit Brettern abgedeckt, um mit kleinem Gewehr über die Mauer wegſchießen zu können, und Eilbothen flohen nach Templin, um den Prinzen von Würtemberg zu erſuchen, der Reſidenz zu Hülfe zu kommen.

Gleich nach ſeiner Ankunft ließ Tottleben Berlin auffordern; erhielt aber eine abſchlägige Antwort, welche ihn bewog, die Stadt zu beſchießen. Viele Bomben und ſchwere Haubitzgrenaden, die er hineinwerfen ließ, zündeten zwar an verſchiedenen Oertern; das Feuer aber ward durch die getroffenen guten Anſtalten bald gelöſcht, auch die Angriffe, die er auf das Kottbuſſer und Halliſche Thor machen ließ, wurden abgeſchlagen. Die ſtarke Ladung, die er ſeinem Geſchütze mußte geben laſſen, um die Stadt zu erreichen, hatte indeſſen ſolches unbrauchbar gemacht; und da ſich auch der Vortrab des Würtembergiſchen Corps vor dem Halliſchen Thore zeigte, ſo ward Tottleben ſtutzig. Dieſe unerwartete Erſcheinung erzeugte bei ihm die damit in Verbindung ſtehende Nebenidee: ein anderes preußiſches Corps könne ſich ihm in den Rücken legen, und dies veranlaßte ihn, ſich der Stadt Köpenick zu bemeiſtern, um die Gemeinſchaft mit dem General Czernitſchew zu unterhalten, und ſich aufs neue mit Geſchütz und Munition zu verſehen.

Unterdeſſen war der Prinz von Würtemberg, nachdem er in zwei Tagen eilf Meilen zurückgelegt hatte, zur

unausſprechlichen Freude der Berliner mit 5000 Mann angelangt. Alles beeiferte ſich, dieſe ſo willkommene Schaar auf das beſte zu verpflegen, und es an keinen Erfriſchungen mangeln zu laſſen, ja man glaubte ſogar Berlin gerettet, nachdem der Prinz den General Tottleben gezwungen hatte, die vor der Stadt zurückgelaſſene Cavallerie nach Köpenick zurückzuziehen, und das aus Sachſen verdrängte Hülſenſche Corps ſich gleichfalls der Reſidenz näherte. Allein an eben dem Tage war Graf Czernitſchew bei Köpenick angekommen, und dies bewog den Prinzen von Würtemberg auf der andern Seite von Berlin ein Lager vor dem Landsberger Thore zu nehmen, während Hülſen das ſeinige vor dem Halliſchen bezog. Czernitſchew rückte hierauf dem Prinzen bis Lichtenberg entgegen. Beide Corps fiengen an ſich aus ihrem ſchweren Geſchütze zu begrüßen; dies Feuern währte den ganzen Tag und entſchied — nichts. Zugleich erſchien der mit 2000 Mann verſtärkte Tottleben wieder vor dem Halliſchen Thore, und beſchoß die Stadt aufs neue. Bei der Ankunft des Hülſenſchen Corps zog er ſich aber auf den General Laſcy, der nur noch zwei Meilin von Berlin entfernt war, zurück.

Man glaubte nichts gewiſſeres, als daß es jezt zum entſcheidenden Treffen kommen würde. Auf der einen Seite hatte Prinz von Würtemberg beſchloſſen, die Ruſſen anzugreifen, und in dieſer Abſicht eine Verſtärkung von 2500 Mann vom General Hülſen erhalten. Auf der andern hatte Laſcy den Grafen Czernitſchew auffordern laſſen, ſich zu einem gemeinſchaftlichen Angriffe anzuſchicken; dieſer hatte jedoch dabei Bedenklichkeiten. Er beſorgte, Hülſen möchte während der Nacht durch Berlin ziehen, zum Prinzen ſtoßen und beide Feldherren ihn mit einer über-

legenen Macht überfallen. Schon beunruhigte ihn dieſe Vorſtellung, die, wie wir eben erwähnt haben, nicht ganz ohne Grund war, und ſchon war er entſchloſſen wieder nach Köpenick zurückzugehen: als Montalembert auftrat, der jezt den Augenblick nahe glaubte, in welchem die ihm ſo am Herzen liegende Eroberung von Berlin ein bloßer Verſuch bleiben würde. Er bot daher ſeine ganze Beredſamkeit auf, um aus Gründen zu beweiſen, daß die Unternehmung bei Anweſenheit des öſtreichiſchen Hülfscorps nicht ſo gefahrvoll ſey, als man ruſſiſcher Seits glaube; daß ein Rückzug den General Laſcy in Verlegenheit ſetzen würde, wenn die ganze feindliche Macht auf ihn eindränge; daß es daher der Lage der Sache angemeſſener ſey, die Preußen anzugreifen, und das Glück mit den Waffen in der Hand zu verſuchen, wolle man nicht die ganze Unternehmung aufgeben. Obgleich nun die Generale Panin und Elmpſt entgegengeſetzter Meinung waren, ſo gelang es doch Montalembert, den Grafen Czernitſchew zum Angriff zu überreden, und dieſer ward, im Einverſtändniſſe mit dem öſtreichiſchen Feldherrn, auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Demungeachtet kam es hierzu nicht; denn bei Erſcheinung des Laſcyſchen Corps hielten die preußiſchen Generale ihr Spiel für zu unſicher, weil ſie nur 14,000 Mann hatten, der Feind hingegen über 30,000 ſtark war. Der Ausgang des Treffens war daher zu zweifelhaft, beſonders da von demſelben das Schickſal der Königsſtadt abhing. Wurden ſie — welches bei der großen Uebermacht, die ſie zu bekämpfen hatten, wahrſcheinlich war — geſchlagen: ſo konnte ſolches ungleich härter ausfallen, als wenn man durch eine Kapitulation erträglichere Bedingungen zu erhalten ſuchte. Sie zogen ſich daher in der Nacht nach Spandau

zurück, und überließen es dem General Rochow, dem Grafen Tottleben eine Kapitulation anzubieten. Dieſer wählte zu dieſem Geſchäft den Brigadier Bachmann, den er nachher auch zum Kommandanten in der Stadt ernannte. Man ward bald über alle Punkte einig, die Beſatzung ergab ſich zu Kriegsgefangenen, und die Ruſſen zogen in Berlin ein.

Lascy war äußerſt aufgebracht, als er erfuhr, daß ſich Berlin den Ruſſen ergeben hatte. Er ließ ſogleich ihre Wache am halliſchen Thore vertreiben, beſetzte ſolches mit ſeiner eigenen Mannſchaft, und unter der Drohung, gegen die Gültigkeit der Kapitulationen zu proteſtiren, verlangte er, gleichen Antheil an allem zu haben. Hierüber entſtanden Uneinigkeiten, da Tottleben zuvor den ausdrücklichen Befehl des Generals Fermor dazu verlangte. Czernitſchew legte indeſſen dieſen Streit dadurch bei, daß er von den beſtimmten Douceurgeldern den Oeſtreichern 80,000 Thaler zahlen, und ihnen drei Thore einräumen ließ. Damit aber noch nicht zufrieden, drangen dieſe in die Stadt, und quartierten ſich auf der ſogenannten Friedrichsſtadt ein; Plünderungen und Ausſchweifungen aller Art waren die Folgen davon. So gute Mannszucht die Ruſſen beobachteten, eben ſo ausgelaſſen waren die Oeſtreicher, ſo daß ſich Tottleben genöthigt ſah, mehrere Regimenter einrücken zu laſſen, mit dem gemeſſenen Befehl, die geſtörte Ordnung zu erhalten, und den etwanigen Gewaltthätigkeiten mit Gewalt Einhalt zu thun.

Berlin ward zu einer Kontribution von vier Millionen Thaler in Golde, und 200,000 Thaler Douceurgelder verdammt. Alle Vorſtellungen, die gegen die Unmöglichkeit, dieſe Summe herbeizuſchaffen, gemacht wurden, fanden kein Gehör. Die Einwohner geriethen in Verzweiflung, da ſie

nicht

nicht einſahen, wie dem Verlangen Tottlebens ein Genüge geleiſtet werden könne, bis ein reicher Kaufmann, Namens Gotzkowsky, ſich ins Mittel ſchlug, und durch ſein edles und kluges Benehmen gewiſſermaßen der Schutzgeiſt dieſer berühmten Stadt ward. Mit Aufopferung großer Summen aus ſeinem eigenen Vermögen ſuchte er die Freundſchaft und das Zutrauen des ruſſiſchen Feldherrn zu gewinnen; und obgleich dieſer ſich anfänglich weigerte, etwas von ſeiner Forderung ſchwinden zu laſſen, ſo verſtand doch Gotzkowsky die Kunſt, die an Tottleben bemerkte außerordentliche Vorliebe für Berlin, wo ſich derſelbe bei ſeinem ehemaligen ihm ſo angenehm gewordenen Aufenthalte viele Freunde erworben hatte, gehörig zu benutzen, um ihm mildere Geſinnungen einzuflößen. Statt der geforderten vier Millionen war er mit 1,500,000 Thalern zufrieden, und ſtatt Gold nahm er die Zahlung in dem damals im Umlaufe ſich befindenden ſchlechten Silbergelde; 500,000 Thaler Kontribution, und 200,000 Thaler Douceurgelder wurden ſogleich baar bezahlt, für das übrige aber ſtellte die Kaufmannſchaft, unter Gotzkowsky's Verbürgung, Wechſel aus. Dieſer edle Mann, der ſich bei dieſer und andern Gelegenheiten als ein ächter Patriot auszeichnete, kam in der Folge in große Verlegenheiten. Das vom Könige von Preußen der Kaufmannſchaft ertheilte Verbot, ihre ausgeſtellten Wechſel zu honoriren, zog ihm viele Unannehmlichkeiten und Gefahren von Seiten des Generals Fermor zu. Die Berliniſche Judenſchaft, die er von einer ihr auferlegten außerordentlichen Brandſteuer, ihre größten Banquiers Itzig und Ephraim die er von der Bürgſchaft rettete, waren bei andern Gelegenheiten dieſer edeln Handlung nicht eingedenk. Große Geſchäfte, welche er während des Krieges unternahm oder unter-

nehmen mußte, zerſtörten ſeine Glücksumſtände, die er zum Nutzen des Staats verwendet hatte, und ſo ward Undank der Lohn ſeiner patriotiſchen Tugenden*).

Bei aller Schonung, die Tottleben, unter der Hand, Berlin wiederfahren ließ, hielt er ſich doch, dem erhaltenen Auftrage gemäß, verpflichtet, dem Feinde des großen Bundes allen möglichen Abbruch zu thun, um in Lascy's Augen nicht partheiiſch zu ſcheinen. Er ließ daher das königliche Gießhaus, die Münzen, die Pulvermühlen und alle Fabriken ruiniren, die für die Armee arbeiteten; das Zeughaus ausräumen, und was nicht fortgebracht werden konnte, verderben, zerſchlagen oder ins Waſſer werfen; alle Montirungskammern, alle Magazine, alle königliche Kaſſen ausleeren, und alle brauchbaren Pferde wegnehmen. Das Lagerhaus, die Gold- und Silbermanufaktur würden ein ähnliches Schickſal gehabt haben, hätte Gotzkowsky nicht durch den fürchterlichſten Eid bekräftigt, daß dieſe Fabriken nicht dem Könige gehörten, ſondern zu den Einkünften des Potsdamiſchen großen Waiſenhauſes geſchlagen wären. Nach Potsdam wurden Koſacken geſandt, um die dortige Gewehrfabrik zu ruiniren, allein General Eſterhazy, der dieſe Stadt beſetzt hatte, ſchützte ſowohl dieſe Fabrik, als alle Werke der Kunſt und des Alterthums, die ſich auf den dortigen königlichen Schlöſſern befanden. Dieſer edle Krieger hielt es unter der Würde eines rechtſchaffenen Mannes, ſich an lebloſen, bloß dem Geſchmacke der Kenner werthen Gegen-

*) Dem empfindſamen, gefühlvollen Leſer empfehle ich einen von Gotzkowsky ſelbſt geſchriebenen und ins Publikum verbreiteten Aufſatz, der in Abſicht deſſen, was hier nur kürzlich berührt worden, ſehr leſenswerth iſt, und für das Schickſal des Verfaſſers beſonders einnimmt. —

ſtänden zu vergreifen, und die Meiſterſtücke griechiſcher und römiſcher Künſtler zu zernichten, während die Oeſtreicher und Sachſen zu Schönhauſen und Charlottenburg ihren Muthwillen an der Pracht der dortigen Schlöſſer und ihrer Gärten ausübten. Dieſe ſogenannten civiliſirten Völkerſchaften verdienten bei dieſer Gelegenheit weit eher die Benennung Barbaren, als ihre Alliirten, die Ruſſen, die man — ihre wilden Horden ausgenommen — fälſchlich mit dieſen ſchimpflichen Beinamen zu belegen pflegte, und ihr Betragen beweiſt, wie tief der Nationalhaß der Oeſtreicher gegen die Preußen Wurzel geſchlagen, wie überzeugt ſich die Sachſen hielten, Friedrich werde ihr Vaterland nie wieder betreten. — Stolze Hoffnung, die ein verändertes Waffenglück bald zerſtörte, und Sachſen deſto empfindlichere Wunden ſchlug! —

Die Anweſenheit der Verbündeten in und um Berlin währte übrigens nur ſo lange, bis die Nachricht von der Ankunft des Königs ſich verbreitete. Dieſe Schreckenspoſt, die ſo oft die Flucht ſeiner Feinde beflügelt hatte, wirkte auch jezt auf das mächtigſte; mit einer grenzenloſen Schnelligkeit zogen ſie ſich theils nach Frankfurt, theils nach Sachſen zurück. Czernitſchew und Tottleben legten in zwei Tagen 11 Meilen zurück, Lacy verfolgte, ohne Raſttag zu machen, den Weg nach Torgau. Der König, der endlich alle Hoffnung verlohr, den Feldmarſchall Daun zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen, verſtärkte die Beſatzungen von Breslau und Schweidnitz, und eilte mit ſeiner Armee nach der Mark. Er richtete ſeinen Marſch auf Guben, mit dem Vorſatze, von hier die Straße nach Frankfurt einzuſchlagen, und die nach Berlin vorgedrungenen ruſſiſchen Corps von der Hauptarmee abzuſchneiden; ſobald er indeß die

ſichere Nachricht erhielt, daß dieſe Corps Berlin verlaſſen, ſich auf das Fermorſche Heer zurückgezogen hatten, und mit demſelben wieder über die Oder gegangen waren; auch das General Lascy ſeinen Weg nach Torgau genommen habe: ſo änderte er ſogleich ſeine Marſch-Dispoſition, und führte die Armee nach Lübben. Graf Daun eilte nunmehr durch die Lauſitz nach Torgau; Laudon hingegen blieb in Schleſien, und ſein ſtets thätiger Geiſt machte ſich die Hoffnung, die mit einer ſchwachen Beſatzung verſehene Feſtung Coſel eben ſo leicht, wie Glaz, zu erobern. Dies veranlaßte den König, den General Goltz, der auf dem Zuge nach Berlin zu ihm geſtoßen war, wieder mit 12,000 Mann nach Schleſien zu ſenden, um die Operationen des öſtreichiſchen Feldherrn zu vereiteln; er ſelbſt aber brach mit dem Heere auf, um die Ufer der Elbe zu gewinnen.

XI.

Die Reichsarmee erobert Sachſen. — Schlacht bei Torgau, den 3ten November 1760.

Als der König, nach aufgehobener Belagerung von Dresden, nach Schleſien zog, ließ er den General Hülſen mit ungefähr 12,000 Mann bei Meißen ſtehen, um Sachſen zu decken. Er hatte die Reichsarmee gegen ſich, die ihr Lager hinter dem plauenſchen Grunde aufgeſchlagen hatte. Sie war, mit Inbegriff von 8 bis 9000 Oeſtreichern, 35,000 Mann ſtark, und dennoch hielt ſie der Wiener Hof nicht für hinreichend, das ſchwache Corps Preußen aus Sachſen zu

vertreiben. Der Herzog von Würtemberg, ebenderſelbe, der im vorigen Jahre mit ſeiner kleinen Armee in franzöſiſchem Solde ſtand, ward erſucht, ſolche mit einigen tauſend Mann zu verſtärken, und die Befreiung von Sachſen mit bewirken zu helfen. Er war dazu bereit; allein ſo wie er damals nicht unter dem Befehle des Herzogs von Broglio ſtehen wollte, eben ſo bedung er es ſich jezt aus, unabhängig vom Herzoge von Zweibrücken bleiben, und mit ſeinen Kriegesvölkern, nur nach ſeinen Einſichten, die gemeinſchaftlichen Endzwecke unterſtützen zu dürfen. Dagegen war er großmüthig genug, keine Hülfsgelder zu verlangen, machte ſich es aber zur ausdrücklichen Bedingung, alle Kontributionen, die in dem von ihm betretenen feindlichen Ländern beigetrieben werden ſollten, für ſich allein zu behalten. Dieſe Bedingung nutzte er auch ſo gut es ihm möglich war; denn er brachte eine geraume Zeit auf einem Zuge über Schmalkalden, Mühlhauſen, nach der Grafſchaft Hohenſtein und dem Saalkreiſe zu, brandſchatzte die Ländereien, die dem Landgrafen von Heſſen und dem Könige von Preußen gehören, auf das ſchrecklichſte, und erſchien erſt in der Mitte des Septembers in Sachſen.

Während der Zeit war der die Reichsarmee anführende Herzog von Zweibrücken beſchäftigt, den General Hülſen aus ſeinem Lager bei Meißen weg zu manövriren, ging aber dabei mit einer Vorſicht und Behutſamkeit zu Werke, die das wenige Zutrauen verriethen, welches er auf ſeine große Uebermacht ſetzte. Die Fronte des preußiſchen Lagers, welche der tiefe Grund, worin die Triebſe fließt, deckte, war unangreiflich, die rechte Flanke deſſelben hingegen nicht genug geſichert. Er beſchloß daher, dieſelbe zu umgehen, indem er bei den Katzenhäuſern feſten Fuß faßte, und von hier

auf den Tornitzer Berg, der ſie beherrſchte, zu gewinnen ſuchte; die Preußen kamen ihm indeß zuvor, und behaupteten ſich in ihrer Stellung, bis der Prinz von Stollberg mit dem Reſervecorps ſich weiter herum nach Ziegenhain zog. Jezt beſorgte Hülſen, daß, um ſicher nach Torgau zu gelangen, ihm der Uebergang über den Ketzerbach ſehr erſchwert werden könnte; er zog ſich daher in der Nacht über denſelben, und nahm am folgenden Tage das Lager bei Strehlen. Der Feind beunruhigte dieſen Marſch nicht; allein kaum war das neue Lager aufgeſchlagen, ſo erſchien die ganze Reichsarmee, und nahm eine Stellung zwiſchen Riſa und dem Heideberge bei Weida. Das Lager bei Strehlen, obgleich durch die Poſition berühmt, die der Prinz Heinrich im vorigen Jahre dort nahm, hatte für ein ſo ſchwaches Corps, als das Hülſenſche war, erhebliche Fehler. Sowohl vorn, als auf der Flanke, lagen Anhöhen, die es beſtrichen, auch konnte es über Oſchatz und Dahlen leicht umgangen werden. Hülſen fühlte dies zwar; da es ihm jedoch darum zu thun ſeyn mußte, Zeit zu gewinnen: ſo war er nicht Willens es früher zu verlaſſen, als bis die fernern Bewegungen des Feindes ihn dazu nöthigen würden, und dies erfolgte bald.

Der Herzog von Zweibrücken faßte den Entſchluß, die Preußen hier anzugreifen. Die Diſpoſition, die er dazu entwarf, war vortreflich, die Ausführung aber ſo ſchwach, daß ein Fehler den andern gewiſſermaßen verdrängte. Der Prinz von Stollberg und General Kleefeldt, durch das Guaſcoiſche Grenadiercorps unterſtützt, mußten den rechten Flügel des Generals Hülſen umgehen, und der übrige Theil der Reichsarmee erſchien in Schlachtordnung vor der Fronte des Lagers. Alles dies geſchah in der Nacht

mit einer Pünktlichkeit und Ordnung, die den feindlichen Feldherren Ehre machte; und die Preußen würden vielleicht überraſcht worden ſeyn, hätte nicht der tapfere Obriſt Kleiſt durch die ſchlechte Stellung, die der Prinz von Stollberg genommen hatte, veranlaßt, den General Hülſen bewogen, ihm in der Nacht einen Angriff auf denſelben zu erlauben. Bei dieſer Gelegenheit ward er gewahr, daß eine große Bewegung im feindlichen Lager vorgehe, und obgleich er aus dieſer Urſache ſein Vorhaben aufgeben mußte, ſo war er doch im Stande, einen Wink zur Aufmerkſamkeit zu geben.

Schon war der Prinz von Stollberg am Fuße des rückwärts des preußiſchen rechten Flügels belegenen Leidnitzer Windmühlenberges angelangt, als ein durch den auf dieſem Flügel befehlenden General Braun dorthin geſandtes Grenadierbataillon noch zu rechter Zeit Poſto faßte, und den Feind ſtutzen machte. Zugleich erſchien General Guaſco auf dem Ottenberge. Man beſchoß ſich wohl eine Stunde aus dem grobem Geſchütz, doch ohne ſonderliche Wirkung. Endlich rückte der Prinz von Stollberg vor, Kleefeldt ſchickte ſich an, den Windmühlenberg anzugreifen, und Guaſco den Dürrenberg, worauf ſich der preußiſche rechte Flügel ſtützte, zu bedrohen. Braun, der die Geiſtesgegenwart gehabt hatte, den Windmühlenberg zu beſetzen, ließ noch zwei Bataillone und fünf Schwadronen in das zwiſchen beiden Bergen belegene Thal rücken; als aber die Grenadiere durch die Uebermacht gezwungen wurden, den Berg zu verlaſſen, um ſich nach dem dahinter liegenden Walde zurückzuziehen, beſetzte der Prinz von Stollberg ſolchen mit ſeinem Geſchütz, aus welchem er ein lebhaftes Feuer machte, während ſich Kleefeldt dem Walde

näherte. Braun ließ die im Thale aufgeſtellten Bataillone zur Unterſtützung dahin ziehen, und es kam hier zu einem hitzigen Gefechte, wobei der Feind, beſonders deſſen Infanterie, viel Entſchloſſenheit zeigte, jedoch ſeine rechte Flanke vernachläſſigte. Dieſen Umſtand benutzte der Major Marſchall, traf mit ſeinen Dragonern auf dieſelbe, und richtete acht Grenadier-Compagnien und ein Regiment Ungarn beinahe gänzlich zu Grunde. Durch dieſen glücklichen Vorfall aufgemuntert, griff General Braun das Kleefeldtiſche Corps im Walde an, und zerſtreute daſſelbe mit Hülfe der Cavallerie. Jezt brach der in einem Hinterhalte ſtehende Obriſt Kleiſt mit ſeinen Huſaren und Dragonern vor, um den Feind zu verfolgen; als er aber in die Ebene kam, ſah er die ganze Stollbergiſche und Kleefeldtiſche Cavallerie im Anmarſch, um das Hülſenſche Corps in den Rücken zu faſſen. Eiligſt formirte er ſeine Linie, und traf auf die Spitzen der feindlichen Kolonnen ſo heftig, daß er ſolche über den Haufen warf, dadurch die Flucht der folgenden Cavallerie veranlaßte, eine Menge Gefangener machte und das übrige zerſtreute.

Dies entſchied das ganze Treffen; denn ſtatt den Kleefeldtiſchen Angriff gehörig zu unterſtützen und in die Lücke einzurücken, die dadurch entſtanden war, daß Braun die zwiſchen beiden Bergen aufgeſtellten Bataillone hatte wegziehen müſſen, blieben der Prinz von Stollberg und Guaſco müßige Zuſchauer dieſes Gefechts, ja ihre Beſtürzung ging ſo weit, daß ſie ſich völlig zurückzogen, und dadurch den Preußen die Mittel an die Hand gaben, ihren Poſten zu behaupten. Auch der Herzog von Zweibrücken blieb mit ſeiner Armee außer dem Kanonenſchuß, welches zu beweiſen ſcheint, er habe ſich geſchmeichelt, der Angriff

auf den preußiſchen rechten Flügel werde Hülſen bewegen, ſein Lager zu verlaſſen, ſo daß er nur ihm zu folgen nöthig haben würde.

Die Tapferkeit der Preußen und die Talente ihrer Anführer, ſo wie die geringe Entſchloſſenheit ihrer Gegner, trugen alſo gleichviel dazu bei, daß ſich Hülſen noch einige Stunden auf dem Schlachtfelde behaupten konnte; ſobald ſich aber der Feind von den erſten auf ihn gemachten Eindrücken wieder ermannt hatte, und ſeinen Marſch links nach Schönau fortſetzte, ſo nahm jener eine mehr zuſammenhangende Stellung bei Strehlen, und beſetzte den Paß bei Schirnitz, durch welchen er nach Torgau ziehen mußte. Nachmittags brach er in zwei Kolonnen dahin auf, lagerte ſeine Armee zwiſchen dem Rathsweinberge, nahe an der Stadt, und dem großen Teiche, und ließ einige Verſchanzungen aufwerfen.

Dieſe Stellung ſchien dem Herzoge von Zweibrücken zu ſtark, als daß er es hätte wagen können, den General Hülſen mit Gewalt daraus zu vertreiben. Er ſchmeichelte ſich dagegen mit der angenehmen Hoffnung, ihn zur Räumung derſelben zu veranlaſſen, wenn er ihm die Communication mit der Mark abzuſchneiden drohe. Zu dem Ende zog er ſeine Armee bei Strehlen zuſammen, ließ bei Droskow Brücken über die Elbe ſchlagen, und nahm am rechten Ufer dieſes Fluſſes ein Lager bei Tſchakau, während der General Luzinsky, der bisher die Stadt Halle und den Saalkreis gebrandſchatzt hatte, über Eulenburg nach Bitterfeld vorrückte. Hülſen ließ ſich indeß dadurch nicht irre führen; er veränderte bloß ſeine Stellung, die er nunmehr längs der Elbe nahm, und ſandte den Obriſtlieutenant Röhl mit fünf Schwadronen Dragoner und dem aus Leipzig gezogenen

Freibataillon Salenmon über Wittenberg nach Jeſſen, um den Streifereien des Feindes nach der Mark Einhalt zu thun. Von letzteren glaubte er nicht viel zu beſorgen zu haben, da es nicht wahrſcheinlich ſchien, die Reichsarmee werde ſich zu weit von ihren Magazinen entfernen, um nach Gegenden zu ziehen, wo ſie keine fand, und zugleich beſorgen mußte, man könne auf ihre Operationslinie fallen und die Communication mit Dresden unterbrechen. Da nun der preußiſche Feldherr keine Anſtalten machte, ſeinen Poſten zu verlaſſen, ſo ging der Herzog von Zweibrücken wieder über die Elbe zurück, und lagerte ſich bei Strehlen. Hülſen nahm ſeine vorige Poſition wieder ein, und das ganze Manöver brachte nichts als einen Zeitverluſt zuwege, den der Herzog, bei ſeiner Uebermacht, zweckmäßiger hätte benutzen können.

Beide Theile beobachteten einander, bis endlich der Herzog von Würtemberg ſeinen mit ſo vielem baaren Gewinn ausgeführten Streifzügen entſagte, um nach Sachſen zu marſchiren. General Luzinsky mußte ſich mit ſeiner Schaar an ihn anſchließen, und nun ging der Zug nach Domitſch und Prätſch, wo Brücken über die Elbe geſchlagen wurden. Zugleich ſetzte ſich die Reichsarmee in Bewegung, vertrieb die preußiſchen Vorpoſten aus Reiden, Siptitz und Zinna, nahm ein ſehr ausgedehntes Lager zwiſchen Großwig und dem Gehölze bei Vogelſang; und da vorauszuſetzen war, daß der Herzog von Würtemberg und Luzinsky über die Elbe gehen und auf Torgau vorrücken würden, ſo ſchien nichts gewiſſer zu ſeyn, als daß der Feind die Abſicht habe, das Hülſenſche Corps, gleich dem Finkiſchen bei Maxen, von allen Seiten einzuſchließen.

Dies durfte der preußiſche Heerführer nicht abwarten.

Er hatte mit ſeiner ſchwachen Schaar der Uebermacht lange genug getrotzt, und beinahe zwei Monate der Reichsarmee widerſtanden. In der Vorausſetzung alſo, daß es ihm noch gelingen könne, am rechten Ufer der Elbe dem Würtembergiſchen und Luzinskyſchen Corps auf den Hals zu fallen, und ſich dadurch den Weg nach Wittenberg zu bahnen, entſchloß er ſich, in zwei Kolonnen über den Fluß zu ſetzen. Dieſer Entſchluß war zwar der Lage der Sachen angemeſſen, und Hülſen ward durch eine — obgleich nicht völlig gegründete — Nachricht von dem Uebergange des Feindes bei Domitſch in demſelben beſtärkt; allein er verfuhr dabei mit einer Eilfertigkeit und mit einer ſo geringen Einſicht, daß ſein bisher erworbener Ruhm einigermaßen dadurch verdunkelt wurde. Statt die bei einem Uebergange über einen Fluß im Angeſichte des Feindes nöthigen Vorkehrungen zu treffen; ſtatt in ſolchen Fällen den Marſch zur Nachtzeit anzutreten, brach er am hellen Tage auf, die dadurch entſtandenen Verwirrungen bei der Kolonne, die mit ihrem Troß über die Schiffbrücke zu gehen Befehl hatte, indem ſich Alles angelegen ſeyn ließ, zugleich herüber zu drängen. Der Feind erhielt dadurch Zeit ſie einzuholen; und da die Kolonne, nachdem ſie dennoch, ohne beträchtlichen Verluſt zu leiden, über die Brücke gekommen war, ungeſäumt ihren Marſch nach Roſenfeld fortſetzte, ſo ging ein Theil der Pontons verlohren, weil die zum Abtragen und Aufladen derſelben angeſtellten Arbeiter, durch das heftige Feuer der Kleefeldtiſchen Kroaten, die ſich hinter den Elbteich geſchlichen hatten, in Furcht geſetzt, alles im Stiche ließen, um ihre Perſon zu retten, ohne daß die ihnen gelaſſene Bedeckung ſie aufzuhalten vermochte. Die zweite Kolonne, die durch Torgau zog, wäre beinahe abgeſchnitten worden, wenn

das Feuer, welches die dortige überbaute Brücke ergriff, nicht noch zeitig genug wäre gelöſcht worden. Dagegen gerieth bei einem abermaligen Brande, der dieſe ſchöne Brücke gänzlich verzehrte, die aus 2000 Mann beſtehende, von aller Unterſtützung entblößte Beſatzung in Gefangenſchaft.

Man erſtaunt, wenn man bedenkt, wie Hülſen, der ſich bei Kollin ſo tapfer bewies, daß, wäre er gehörig unterſtützt worden, er leicht die völlige Zerſtreuung der Dauniſchen Armee würde veranlaßt haben, und daß der Mann, der ſeine jetzige Beſtimmung, die Reichsarmee in Sachſen ſo lange als möglich aufzuhalten, glücklich erfüllt hatte, ſich hier ſo vergeſſen konnte. Das wahrſcheinlichſte bleibt immer, daß das Unglück, welches dem General Fink bei Maxen begegnete, und die Art, wie der König dieſe Begebenheit ahndete, zu tiefen Eindruck auf die preußiſchen Feldherren gemacht hatte, als daß ſie nicht hätten beſorgt ſeyn ſollen, alles anzuwenden, um nicht in ähnliche Vorfälle verwickelt zu werden. Es iſt daher glaublich, daß Hülſen keine Zeit mehr verlieren zu müſſen dachte, da er ſchon argwohnte, noch an dieſem Tage eingeſchloſſen werden zu können, und daß er auf die falſche Nachricht von dem Uebergange des ganzen Würtembergiſchen und Luzinskyſchen Corps zu einem übereilten Schritt durch Rathgeber veranlaßt worden ſey, die, wenn man ihnen ſonſt theoretiſche Geſchicklichkeit nicht abſprechen kann, jezt Ungeheuer da erblickten, wo noch keine zu bekämpfen waren. Es fehlte Hülſen gewiß nicht an perſönlicher Tapferkeit, die er bei mehreren Gelegenheiten bewieſen hat; allein ihm mangelte die nicht jedem Feldherrn eigene Gabe, den feinern Gang der Begebenheiten zu beurtheilen, das Mögliche von dem bloß Wahrſcheinlichen zu

unterſcheiden, und daher mochte er wohl in dieſer kritiſchen Angelegenheit den Impulſionen anderer gefolgt ſeyn, die vielleicht zu wenig Entſchloſſenheit hatten, und ihm die Umſtände mit grelleren Farben mahlten, als ſie wirklich bedurften, um in ihrem wahren Lichte zu erſcheinen; ein Winterfeld, ein Fouquet, ein Wunſch würden ſich wenigſtens hier ganz anders benommen haben. Daß ſich indeſſen Hülſen auch ſelbſt Vorwürfe wegen ſeines übereilten Rückzuges gemacht habe, erhellet daraus: daß er, als er bei Wittenberg angelangt war, den feſten Entſchluß faßte, keinen Schritt weiter zurückzugehn, es möge auch kommen, wie es wolle; dennoch aber entkräfteten dieſen Vorſatz Umſtände, die er nicht vorherſehen konnte.

Nachdem die Preußen die Nacht bei Roſenfeld zugebracht hatten, marſchirten ſie nach Lichtenberg, in der Abſicht, die feindlichen Corps, die über die Elbe gegangen ſeyn ſollten, anzugreifen; allein hier ſah Hülſen ſeinen Irrthum ein, denn ſogar die wenigen überſetzten leichten Truppen derſelben hatten ſich ſchon über den Fluß wieder zurückgezogen. Jezt verſuchte er, die Brücke bei Domitſch zu zerſtören; die Unternehmung glückte aber nicht, weil die hohen Ufer der Elbe nicht füglich erlaubten, dieſe Brücke mit dem groben Geſchütz zu erreichen: ſie veranlaßte alſo bloß auf beiden Seiten eine ganz unnütze Kanonade, worauf er ſich nach Jeſſen zog, und ein Lager hinter der Elſter nahm. Die Reichsarme ſetzte nun auch bei Domitſch über die Elbe. Der Rückzug der Preußen von Torgau hatte ihren Muth merklich erhoben, und ſie ſchien Anſtalten zu treffen, um bei Großdorf über die Elſter zu gehen. Hierdurch konnte Hülſen von Wittenberg abgeſchnitten werden: alſo brach er von Jeſſen auf, zog ſich näher an dieſe Stadt, und lagerte ſich

dergeſtalt, daß ſein rechter Flügel unter dem Schutze des auf den Wällen befindlichen groben Geſchützes ſtand, der linke aber ſich an die Weinberge bei Teuchel lehnte. Die Reichsarmee folgte ihm über die Elſter; und der Herzog von Würtemberg nahm ſeine Stellung am linken Ufer der Elbe bei Prata, Wittenberg gegenüber.

Erſtere beſchloß nunmehr, die Eroberung von Sachſen zu vollenden, indem ſie den Preußen den Rückzug nach Berlin abzuſchneiden trachtete. Dies hätte ſie ohne Blutvergießen ausführen können, wenn ſie das bereits am Morgen that, was ſie erſt am Abend bewerkſtelligte. Allein ſtolz auf ihre bisher errungenen Vortheile, glaubte ſie ihre Operationen dadurch krönen zu müſſen, daß ſie den General Hülſen auch von Wittenberg mit Gewalt verdrängte, zu welchem Ende ſie auf den Höhen von Trajun in Schlachtordnung erſchien. Vor ihr ſtand das Luzinskyſche Corps in drei Treffen geſtellt, beſtimmt, unter dem Schutze vieles groben Geſchützes den preußiſchen linken Flügel anzugreifen. Hülſen, ſeinem Entſchluſſe getreu, rüſtete ſich, mit Standhaftigkeit ſeinen Feind zu empfangen, und verſtärkte ſeinen bedrohten Flügel ſehr zweckmäßig nach Maßgabe der verſchiedenen Angriffe, die Luzinsky periodiſch und auf verändertem Punkte that. Nach mehreren mißlungenen Verſuchen mußte endlich letzterer von ſeiner Unternehmung abſtehen, und folgte der Reichsarmee, die von ihrem erſten Standpunkte, ohne weitern Antheil am Gefechte zu nehmen, nach den Höhen von Schmitkendorf und Moſchau, auf der geraden Straße von Wittenberg nach Berlin, marſchirte, und ſich dort lagerte. Der Herzog von Würtemberg wollte ſeiner Seits keinen müßigen Zuſchauer abgeben, er ſuchte alſo die letzteren Angriffe des

Generals Luzinsky dadurch zu unterſtützen, daß er vom linken Ufer der Elbe ein heftiges Kanonenfeuer auf einen, im Rücken der Preußen belegenen Wald machen ließ, worin er viel Infanterie vermuthete. Allein zum Glück der Menſchheit ſtürzten ſeine Kugeln nur Kienbäume nieder; denn im Walde war auch nicht ein Mann vorhanden. Damit noch nicht zufrieden, ließ er ſogar ſeine leichte Cavallerie durch die Elbe ſetzen, um den General Hülſen in den Rücken zu faſſen; allein der auf alles aufmerkſame Obriſt Kleiſt fiel ſo heftig auf ſie, daß ſie ſchnell die Ufer des Fluſſes ſuchte, und viele in demſelben ertranken, die dem Schwerte der Dragoner zu entrinnen ſuchten.

Hülſen blieb alſo Meiſter des Schlachtfeldes; da indeß ſeine Lebensmittel nicht weit mehr reichten, und er Nachricht von dem Anmarſche der Ruſſen auf Berlin erhielt, ſo beſchloß er, der Reſidenz zu Hülfe zu eilen. Auf der geraden Straße vermochte er dies nicht, alſo mußte er einen Umweg über Koßwig, Roßlau, Belzig und Belitz nehmen, nachdem er die Behauptung von Wittenberg dem General Salenmon anvertraut hatte. So gelang es der Reichsarmee, bis auf dieſe Feſtung, ganz Sachſen wieder zu erobern: eine Unternehmung, die ſie mit vieler Einſicht, obgleich, in Rückſicht ihrer Uebermacht, mit zu großer Behutſamkeit betrieb. Sie erwarb ihr um ſo viel mehr Ruhm, da im vorigen Jahre die Oeſtreicher mit noch ungleich ſtärkerer Macht dieſe Eroberung vergeblich verſuchten.

Allein nur eine kurze Zeit blieb Sachſen in den Händen der Reichsarmee. Der Rückzug der Ruſſen und Oeſtreicher von Berlin; der Marſch des Königs nach Lübben, ſo wie der des Feldmarſchalls Daun nach Torgau, veränderten die Lage der Angelegenheiten. Auf einmal ward der Schau-

platz des Krieges wieder nach Sachſen verſetzt, und dies unglückliche Land jezt härter als in den vorigen Feldzügen mitgenommen. Dem Könige von Preußen lag die Wiedereroberung dieſes Churfürſtenthums vorzüglich am Herzen. Der Winter rückte heran; und wollte er nicht die Winterquartiere in ſeinem eigenen Lande beziehen, ſo mußte er das Aeußerſte wagen, um ſich wieder in den Beſitz einer Provinz zu ſetzen, die ihm bisher ſo viele unentbehrliche Hülfsquellen verſchafft hatte, und von der er vollkommen einſah, daß er ihrer, in ſeiner gegenwärtigen Lage, am allerwenigſten entbehren könne. Hiernächſt hatten die Ruſſen noch keinen ſonderlichen Schritt rückwärts gethan, und beſtimmten Nachrichten zufolge, wollten dieſelben zuvörderſt abwarten, ob es den Oeſtreichern gelingen würde, ſich in Sachſen zu behaupten; in welchem Falle vorauszuſehen war, daß ſie gleichfalls ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen nicht abgeneigt ſeyn könnten. Es ward alſo um ſo nothwendiger, einen herzhaften Streich gegen die Oeſtreicher auszuführen, da von dieſem Preußens Schickſals abhing; indeſſen kam es hauptſächlich darauf an, dazu einen zweckmäßigen Plan zu entwerfen, und ſolchen eben ſo zweckmäßig auszuführen.

Letzterem ſtanden nicht geringe Schwierigkeiten im Wege. Der König befand ſich auf der rechten Seite der Elbe. Mit dem Verluſt von Sachſen, den er nicht hindern konnte, waren auch alle ſeine dortigen, für den ganzen Feldzug gefüllten Magazine verlohren gegangen; ſeine Armee hatte das aus Schleſien mitgenommene Brod aufgezehrt; in der Nähe befanden ſich keine Vorrathshäuſer, und der Soldat mußte alſo auf Koſten des Landes, welches er durchzog, verpflegt werden. Da nun zur Wiedervergeltung aller der Grauſamkeiten, welche ſeine Feinde in ſeinen Staaten

und

und an ſeinen Schlöſſern verübt hatten, Friedrich ſeine mit ihm ziehenden Krieger durch die Bewohner des Landes aufs beſte bewirthen ließ, ſo ward das Elend, welches die ſächſiſchen Unterthanen betraf, ſehr groß, und der arme Landmann mußte auch hier, was überhaupt nicht ſelten der Fall iſt, die Frevel und den Uebermuth der Kriegsvölker ſeines Beherrſchers büßen. Die Reichsarmee machte die wichtigſten Anſtalten, den Preußen den Uebergang über die Elbe ſtreitig zu machen. Daun und Laſcy hatten ſich bey Torgau vereinigt, und mit jener ſich in Gemeinſchaft geſetzt. Sollte alſo — wie es der feſte Vorſatz des Königs war — Sachſen wieder erobert werden, ſo mußte die Reichsarmee von den Ufern der Elbe verdrängt, die höchſt nöthigen Lebensmitteln mußten aus Magdeburg gezogen, und dann die Oeſtreicher aus dem Felde geſchlagen oder durch künſtliche Märſche zum Rückzuge gezwungen werden. Gegen die beiden erſten Gegenſtände des Vorhabens erhoben ſich manche Schwierigkeiten. Die Vorkehrungen, welche die Reichsarmee traf, ſchienen zu beweiſen, daß ſie es recht ernſtlich meine, und ſo lange der König nicht Meiſter von der Elbe war, konnte er auf keine ſichere Zufuhr aus Magdeburg rechnen. Doch Friedrich II. verſtand allen wahrſcheinlichen Gefahren zu begegnen. Er befahl dem bey Zieſar ſtehenden Prinzen von Würtemberg, über Magdeburg und dann auf der linken Seite der Elbe wieder herauf zu ziehn. Die Abſicht war, theils die Reichsvölker im Rücken zu bedrohen, theils die Transporte an Lebensmitteln, die auf der Elbe nach Deſſau verſchifft werden ſollten, zu decken. Auf dieſem Zuge ſtieß der Vortrab des Prinzen auf eine Abtheilung der Truppen, die der Herzog, ſein Bruder, zur Armee des Herzogs von Zweibrücken geführt hatte.

Sie ſtand bey Köthen, und war beſtimmt die kleinen Schaaren zu decken, die im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen Brandſchatzungen eintreiben mußten. An der Spitze ſeiner Huſaren und Freidragoner überfiel ſie der Obriſt Kleiſt, hieb viele nieder, erbeutete zwei Kanonen und zerſprengte dieſe ganze Abtheilung dergeſtalt, daß der Herzog es für das rathſamſte hielt, ſich nicht länger mehr im Felde zu zeigen, ſondern ſeine kleine Armee gerades Weges nach ihrer Heimath zurückzuführen. —

Mitlerweile war der König mit ſeinem Heere in der Gegend von Coswig angelangt, und bereitete ſich, über die Elbe zu ſetzen. Die Reichsarmee, welche in der Vorausſetzung, der Uebergang der Preußen werde in der Gegend von Wartenburg oder Elſter geſchehen, dort die ſtärkſte Gegenwehr veranſtaltet hatte, war ſehr betroffen, als ſie den König nach dem Anhaltiſchen ziehen ſah; zugleich ſetzte ſie die Annäherung des Prinzen von Würtemberg in nicht geringere Sorgen. Sie verließ daher die Ufer der Elbe, zog ſich nach Düben, und von dort weiter nach Leipzig zurück, worauf der Uebergang der Preußen über die Elbe, und die Vereinigung mit dem Prinzen von Würtemberg bey Jonitz erfolgte.

Den erſten Theil ſeines Operationsplans hatte der König mit ſo viel Geſchicklichkeit als Glück ausgeführt, und es blieb ihm alſo nur noch der zweite, nämlich Daun aus Sachſen zu verdrängen, übrig, der indeß mehr Kunſt und Anſtrengung erforderte. Zweierley Wege waren nur einzuſchlagen: entweder mußte man ſuchen, den Feind durch geſchickte Manöver zu bewegen, Sachſen zu verlaſſen, oder denſelben mit Gewalt daraus zu vertreiben. Der Marſch, den der öſtreichiſche Feldherr nach Eulenburg that, ſchien

eine günſtige Gelegenheit zu ſeyn, ſeine wahren Abſichten zu erforſchen. Der Zug, den der König nach Düben unternahm, ſollte daher theils darüber mehr Licht verbreiten, theils war es von der äußerſten Nothwendigkeit, einen Waffenplatz zu erhalten, um daſelbſt ein kleines Magazin zur Erleichterung der folgenden Operationen anzulegen. Düben ward hierzu auserſehen, und der General Sydow mit 4000 Mann zur Bedeckung beſtimmt. Allein Dauns Marſch nach Eulenburg war wahrſcheinlich nur in der Abſicht unternommen worden, um den Rückzug der Reichsarmee zu decken, und dieſer nöthigen Falls die Hand zu bieten; denn die Erſcheinung der Preußen bey Düben brachte ihn bald auf andre Gedanken. Er erreichte die Ufer der Elbe eben ſo geſchwind wieder, als er ſie verlaſſen hatte, ſchloß ſich in das bekannte feſte Lager bei Torgau ein, und ſtellte das Laſcyſche Corps bei Schilda auf.

Sobald Friedrich II. dieſe Nachricht erhielt, marſchirte er nach Eulenburg, und ſandte zugleich den General Linden mit 7000 Mann nach Leipzig, um dieſe Stadt wieder zu erobern. Dieſe Unternehmung glückte. Die Nachricht von dem Zuge der Preußen nach Eulenburg hatte den Herzog von Zweibrücken bewogen, die Ufer der Pleiße zu verlaſſen, und General Kleefeld, der hier noch Stand hielt, ſchlich ſich, von einem dicken Nebel begünſtigt, aus der Stadt, als ihn Linden auffordern ließ, ſich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Aus Dauns Rückzuge nach Torgau ſchloß der König, daß er, wollte er ſein angefangenes Werk vollenden, am Ende dennoch gezwungen ſeyn würde, die große öſtreichiſche Armee anzugreifen; allein dieſer Schritt war um ſo kühner, da die Sicherheit ſeines zu Düben angelegten einzigen Magazins dabei aufs Spiel ge-

ſetzt werden konnte. Ehe er alſo dieſe gefährliche Unternehmung wagte, beſchloß er, durch einen nach der Elbe unternommenen Marſch Daun auf die Probe zu ſtellen, und ſeine wahren Abſichten zu ergründen. Er zog daher mit der Armee nach Schilda. Auf dieſem Marſche trafen ſeine Kolonnen auf verſchiedene vorgeſchobene Poſten des Feindes, die ſich ſämtlich auf Torgau zurückzogen. Hierdurch ward es ihm einleuchtend, daß der öſtreichiſche Heerführer ſeine ihm ſo unangreiflich ſcheinende Stellung behaupten wolle, und dies beſtimmte den König, ihn ungeſäumt anzugreifen.

Durch ſo manche von ſeinen Feldherren unweit Torgau genommene Poſitionen belehrt, war ihm die Gegend im Allgemeinen bekannt. Er erfuhr hiernächſt, daß ſich die öſtreichiſche Armee dergeſtalt gelagert habe, daß ihr rechter Flügel hinter den Teichen bei Großwig, das Centrum auf den Weinbergen bei Siptitz ſtehe, und der linke Flügel über Zinna hinaus bis an den ſogenannten großen Teich ſich ausdehne. Im vorhergehenden Feldzuge hatte ſich der Prinz Heinrich in dieſer Stellung gegen das große öſtreichiſche Heer behauptet. Feldmarſchall Daun wagte es damals nicht, denſelben mit einer weit überlegenen Macht anzugreifen. Die Natur hat hier eine Kette von Anhöhen gebildet, die von Teichen und ſumpfigen Gräben umgeben iſt, folglich den Vortheil gewährt, daß ſie ſowohl in der Fronte als auf den Flanken unangreiflich bleibt, und Graf Daun, dem ungleich mehr Krieger und Geſchütz zu Gebote ſtanden, als damals dem Prinzen Heinrich, hatte ſie noch unangreiflicher gemacht, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß der Raum, den ein ſo zahlreiches Heer einnahm, zu ſeiner geſchickten Entwickelung zu klein war. Daß hier die Kunſt ſowohl, als auch die ausgezeichnetſte Tapferkeit an den faſt unüberwindlichen Schwie-

rigkeiten, die ein durch die Natur befeſtigtes und vortrefflich vertheidigtes Terrain darbot, ſcheitern könne, ſah Friedrich II. ſehr wohl ein; wenigſtens vereitelte die Gegend, welche die Oeſtreicher beſetzt hatten, ſeine ſonſt gewöhnlichen Angriffe auf die Flanken des Feindes, da Gegenſtände mancherlei Art verhinderten, ſich ihnen mit Vortheil zu nahen. Gleichwohl war er in die harte Nothwendigkeit verſetzt, zu ſchlagen, in Hoffnung, durch einen Sieg größern Unglücksfällen, die ihm und ſeinen Staaten drohten, vorzubeugen. Seine Lage war ſchrecklich, ſeine Verlegenheit unbeſchreiblich, und Sieg oder Tod ſchien jetzt die Loſung zu ſeyn; ſein ſtarker Geiſt hielt indeß allem dieſem das Gegengewicht. Zugleich ſpornte der Verdruß über ſeine bisherigen Leiden, die Rache an, die er an ſeinen durch ihr Betragen ihm ſo gehäſſig gewordenen Feinden zu nehmen trachtete, und daher ſann er auf die zweckmäßigſten Mittel, ſein Vorhaben glücklich auszuführen, und ſeinen Angelegenheiten die glücklichſte Wendung zu geben.

In allen dieſen Hinſichten wählte er eine von ſeinen bisherigen Kriegsſyſtemen abweichende Art des Angriffs, indem er beſchloß, ſeine Armee in zwei verſchiedene Corps zu theilen, mit dem einen den Feind in dem Rücken zu faſſen, während das andere gegen die Anhöhen von Großwig vorrücken ſollte, um ſeinen rechten Flügel und ſein Centrum anzugreifen. Augenzeugen wollten behaupten, daß, wenn es der König bei dieſer erſten Diſpoſition hätte bewenden laſſen, der Erfolg wenigſtens, wegen der gewiſſermaßen nähern Verbindung, die in dieſem Falle zwiſchen beiden abgeſonderten Corps Statt hatte, ſchneller und weniger zweifelhaft geblieben ſeyn würde, als da er während des Marſches dieſelbe dahin änderte, daß General Ziethen, der mit 20 Ba-

taillonen und 52 Schwadronen des rechten Flügels den Angriff von der Seite von Großwig machen ſollte, nunmehr ſein Augenmerk auf die Anhöhen von Siptitz, folglich in einer größern Entfernung von dem Angriffspunkte des Königs, zu richten Befehl erhielt. Dieſe Vorausſetzung mag gegründet ſeyn; allein da der König ſich einmal vorgenommen hatte, in getrennten Corps den Feind von vorn und von hinten zugleich anzugreifen, um dadurch eine allgemeine Niederlage zu bewirken: ſo konnte man ſicher erwarten, daß, wenn beide Angriffe zugleich geſchahen, ſolche, bei der zu geringen Entfernung der öſtreichiſchen Treffen, in denſelben die größte Verwirrung zuwege gebracht, und leicht einen Sieg, wie der bei Leuthen war, bewirkt haben würden. — Friedrichs Vorſatz war freilich groß; indeß erfolgt nicht immer alles ſo, wie man es vorauszuſehen geglaubt hat, und die zweckmäßige und vernichtende, aber auch eben ſo gefährliche Methode, den Feind in abgeſonderten Corps anzugreifen, iſt in dieſem Kriege nur dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig bei Crefeld geglückt. Wahrſcheinlich verſprach ſich der König von derſelben noch größere Vortheile, als die waren, welche der Herzog über die Franzoſen erhielt, da die Flucht der Oeſtreicher theils wegen der nahen Elbe, theils wegen des ſo ſehr durchſchnittenen Terrains außerordentlich erſchwert, und deren Untergang beinahe vollendet ſeyn würde. Doch die Dazwiſchenkunft mancher nicht mit in Anſchlag gebrachten Ereigniſſe, die nicht ſelten Unternehmungen dieſer Art begleiten, hatte ihn ſchon des Sieges beraubt, als er, durch ein Ungefähr, Meiſter des Schlachtfeldes blieb.

Zur Ausführung ſeines Vorhabens war ihm die Gegend günſtig. Die Domitzer große Heide umgab das öſtreichiſche

Lager dergeſtalt, daß er alle ſeine Bewegungen unbemerkt darin machen und dem Feinde den wahren Angriffspunkt verbergen konnte. In der Nähe des Dorfes Neiden, welches im Rücken deſſelben lag, gränzt an dieſe Heide eine Ebene, die ſich, obgleich etwas durchſchnitten, bis an dieſe Elbe erſtreckt. Hier war es, wo ſich der König vornahm, den linken Flügel ſeiner Armee in Schlachtordnung zu ſtellen, und die Oeſtreicher in ihrem Rücken, den einzigen ſchwachen Theile ihrer Stellung, anzugreifen, während Ziethen ſeiner Seits den ihm ertheilten Auftrag erfüllen würde. Am 3ten November früh brach das preußiſche Heer aus ſeinem Lager bei Langen-Reichenbach in vier Kolonnen auf, und richtete ſeinen Marſch nach der Domitzer Heide; allein da der Weg, den der linke Flügel nehmen mußte, um nach der Ebene von Neiden zu gelangen, einige Stunden länger war als der, den Ziethen auf der Leipziger- und Butterſtraße nach Siptitz einzuſchlagen Befehl hatte, ſo ſollte derſelbe ſo lange im Walde verweilen, bis er überzeugt ſeyn würde, daß ſich der König mit dem Feinde ſchon eingelaſſen habe.

Auf dieſem Marſche traf der Vortrab des Königs auf den Nachzug des Generals Ried, der aus ſeinem Vorpoſten bei Mokrehne ſich nach Wildenhain, dann nach Weidenhain und endlich nach Großwig auf das daſelbſt unter Anführung des Fürſten von Löwenſtein aufgeſtellte Reſervecorps, ohne ſonderlichen Verluſt zu leiden, zurückzog. Nicht ſo glücklich war das Dragonerregiment St. Ignon; es hatte einen Vorpoſten im Walde, und wahrſcheinlich hatte man vergeſſen es abzurufen. Unerwartet ſah es ſich zwiſchen den preußiſchen Kolonnen eingeſchloſſen, von den Huſaren angegriffen, und mußte ſich, nebſt ſeinem Anführer, größtentheils ergeben. Dieſer glückliche Vorfall hob den Muth der

Preußen nicht wenig; ſie erinnerten ſich, daß ſich am Tage der Schlacht bei Leuthen etwas ähnliches mit der vorgeſchobenen ſächſiſchen Cavallerie zugetragen habe, und ſchloſſen daraus auf einen eben ſo glänzenden Sieg. Auf die Oeſtreicher hingegen machte alles, was im Walde vorging und noch nicht völlig zu beurtheilen war, einen lebhaften Eindruck. Daun, der die eigentlichen Abſichten ſeines Gegners noch nicht völlig zu enträthſeln vermochte, ſah ſich in die peinlichſte Lage verſetzt. Ungewiß, wo ihn der Angriff treffen würde, blieb er feſt in ſeiner angenommenen Stellung ſtehen; als er aber die Spitzen der erſten feindlichen Kolonnen ſich gegen den Ausgang des Waldes nach Neiden zu bewegen ſah, ſo urtheilte er ganz richtig, daß es ſeinem Rücken gelten ſollte. Eiligſt gab er alſo ſeinem Heere eine veränderte Stellung; ein Contremarſch brachte deſſen rechten Flügel an das Dorf Zinna, und der linke ward auf die Anhöhen von Siptitz in einen Haken geſtellt. Das Corps des General Lacy, welches ſich ſchon am frühen Morgen von Coswig ab und hinter den großen Teich gezogen hatte, nahm ſeine Poſition zwiſchen Zinna und der Vorſtadt von Torgau; alle vorgeſchobenen kleineren Abtheilungen der Armee wurden zur Bedeckung der Flanken zurückgezogen *). Das Reſervegeſchütz, welches hinter dem Lager aufgefahren war, ſollte über die Elbe geſchafft werden; da es aber an Zeit dazu gebrach, ließ Daun einen großen Theil deſſelben vor

*) Zur beſſern Ueberſicht dieſer Poſitionen und aller an dieſem merkwürdigen Tage von beiden Heeren vorgenommenen Bewegungen, empfehle ich dem Leſer den im vierten Theile der Tempelhofſchen Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges befindlichen äußerſt genauen Plan, indem es, wie ich ſchon mehrmals erinnert habe, nicht der Zweck meiner Arbeit iſt, mich in einzelne Details einzulaſſen.

ſeine neue Fronte auf ſchickliche Plätze ſtellen. Durch dieſen Zufall kamen hier über 200 Kanonen und Haubitzen zuſammen.

Noch war der König in vollem Marſch begriffen, und noch hatten die Spitzen ſeiner Kolonnen die Ebene von Neiden nicht erreicht, als das Corps des Generals Ziethen, welches auf der Straße von Leipzig nach Torgau fortrückte, gerade da, wo dieſer Weg von der ſogenannten Butterſtraße durchſchnitten wird, auf einen feindlichen Vorpoſten ſtieß, der ſich hier behaupten zu wollen ſchien, ſich jedoch, da er ernſtlich angegriffen ward, nach dem großen Teiche zurückzog, und ſeine Kanonen im Stiche ließ. Durch dieſen Vorfall entſtand ein ſehr lebhaftes Feuer ſowohl aus dem Geſchütz als aus dem kleinen Gewehr, und der König glaubte alſo, daß Ziethen ſchon ſeiner Seits den Feind angreife, welches ihn um ſo mehr beunruhigte, da ſeine Infanterie, mit Ausnahme der Grenadiere, noch nicht angelangt, und die ganze Kolonne ſeiner Cavallerie, die der Herzog von Holſtein führte, noch unendlich weit zurück war*). In

---

*) Im vierten Theile ſeiner hinterlaſſenen Werke, S. 146., ſchreibt der König dieſes Ausbleiben dem Phlegma des Herzogs von Holſtein zu. Dieſer Prinz, dem es gewiß nicht an perſönlichem Muthe fehlte, der vielmehr bey der Armee der Alliirten Beweiſe ſeiner militäriſchen Einſichten gegeben hatte, verdiente dieſen Vorwurf nicht; daß er aber auf dem Schlachtfelde ſpäter, als er es ſollte, anlangte, war nicht ſowohl ihm, als einem beſondern Vorfalle zuzuſchreiben. Die Domitzer Heide iſt von ſehr vielen Wildbahnen durchſchnitten, welche durch Buchſtaben bezeichnet ſind. Der Jäger, der die Kolonne des Generals Hülſen führen ſollte, verirrete ſich in dem Alphabete, und gerieth in die Kolonne der Cavallerie, gerade als der König den erſten Angriff unternahm. Hülſen, den dies aufmerkſam machte, glaubte eilen zu müſſen, um

der Idee, Ziethen habe bereits angegriffen, oder ſey angegriffen worden, glaubte er, voll Vertrauen auf die Tapferkeit ſeines Grenadiercorps, den erſten Stoß geben zu müſſen, ohne die Ankunft ſeiner übrigen Infanterie abzuwarten. Mit funfzehn Bataillonen, die er bey der Hand hatte, ging er über den ſumpfigen Stein-Mühlenbach, wo der bei Vogelſang geſtandene und ſich ſchnell zurückgezogene feindliche Vorpoſten die Brücken abwerfen zu laſſen verabſäumt hatte. Er ſtellte dieſe Truppen in drei Treffen, deren linke Flanke das ſchon nicht mehr vollzählige Huſarenregiment von Ziethen — die einzige Cavallerie die er bey ſich hatte — deckte. Da indeß der Aufmarſch unter dem feindlichen Kertätſchenfeuer geſchehen mußte, ſo wurden zehn Bataillone faſt eben ſo geſchwind aufgerieben, als ſie ſich vorwärts bewegten. Eine Batterie von ſchwerem Geſchütze,

---

mit dem erſten Treffen der Infanterie zur Unterſtützung bereit zu ſeyn. Er gab dem Herzoge dies zu erkennen, und bat ihn, mit der Cavallerie ſo lange zu halten, bis er ſich aus dem Walde gezogen habe. Dieſer gab hierin nach, weil bey dem erſten Angriffe die Infanterie nothwendiger war als die Cavallerie, und arbeitete ſich mit derſelben erſt durch den Wald, als der Capitän Anhalt den ihm vom Könige ertheilten mündlichen Befehl vorzurücken, in ſehr unbeſcheidenen Ausdrücken, bereits überbracht hatte. Dieſer Umſtand zog dem Herzoge Friedrichs Ungnade zu, obgleich der übereilte Angriff, der, ohne zuvor alle erforderliche Unterſtützung abzuwarten, war unternommen worden, ingleichen die Verwirrung des Generals Hülſen, ſein dringendes Anſuchen ihn durchzulaſſen, und der Umſtand, daß alle Kolonnenmärſche durch einen dichten Wald geſchahen, die Verſpätung des Herzogs eben ſo ſehr zu entſchuldigen ſcheinen, als ſein nachheriges Betragen, beſonders die Gefangennehmung verſchiedener feindlichen Bataillone dieſen angeblichen Fehler hinlänglich verwiſchen.

die ſie mit ſich führten, hatte ein gleiches Schickſal; die Mannſchaft, welche ſie bedienen ſollte, konnte nicht einmal zum laden kommen, als ſie ſchon nebſt ihren Officieren, Knechten und Pferden tod oder verwundet zur Erde geſtreckt wurde. Faſt ohne Beiſpiel war hier die Wirkung des zahlreichen öſtreichiſchen Artilleriefeuers. Selbſt der König konnte ſich nicht enthalten, darüber ſeine Verwunderung zu bezeugen, und ſagte zu denen, die ihn umgaben: „Haben ſie „je ein ſolches hölliſches Feuer ausgehalten?“ Die Unerſchrockenheit, welche hier die Preußen bewieſen, iſt dagegen bewundernswürdig. Mit der größten Gelaſſenheit gingen ſie dieſem mörderiſchen Feuer entgegen, und ihre allzuſchnelle Vernichtung gewährte ihnen nicht einmal den Troſt, dem Feind ins Auge geſehn zu haben. Die öſtreichiſchen Karabiniers benutzten die durch das Kartätſchenfeuer angerichtete Niederlage, und hieben in den fliehenden kleinen Haufen Grenadier ein; ja einige Regimenter Infanterie, eines völligen Sieges gewiß, verließen die Anhöhen bei Siptitz, um die geſchlagenen Preußen zu verfolgen. Nunmehr rückte aber des Königs drittes Treffen, in Verbindung des erſten der Armee, ihnen entgegen, warf ſie über den Haufen, und eroberte ſogar eine der vorliegenden Anhöhen. Daun verſuchte es zwar, ſie durch einige aus ſeiner Reſerve gezogene Regimenter wieder vertreiben zu laſſen; allein die Preußen behaupteten ihre errungenen Vortheile, bis es der herbeieilenden feindlichen Cavallerie gelang, in ihre nicht bedeckte linke Flanke einzubrechen und ſie zum weichen zu zwingen. Das geſchlagene erſte Treffen der Armee des Königs zog ſich wieder nach dem Walde zurück, und verlohr einen Theil ſeines Geſchützes; beim Verfolgen geriethen aber die Oeſtreicher etwas in Verwirrung, beſonders da ſie das zweite

Treffen der Preußen mit Entſchloſſenheit auf ſich anrücken ſahen. Dieſe tapfere Infanterie trieb alles vor ſich her, was ſich ihr entgegen ſtellte; doch konnte ſie, da ſie von keiner Cavallerie unterſtützt ward, es nicht hindern, daß die in Menge vorrückende öſtreichiſche eine Gelegenheit ergriff, einzuhauen, wodurch denn auch dies Treffen zu eben der Zeit wieder nach dem Walde zurückgetrieben ward, da der Herzog von Holſtein mit ſeiner Kolonne ganz phlegmatiſch nach der Elbe zog, und keine Bewegung zu ſeiner Rettung machte. Zum Glück beſaß der Obriſt Dalwig mehr Entſchloſſenheit. An der Spitze des Regiments von Spän, welches er befehligte, verließ dieſer einſichtsvolle Officier den Marſch der Kolonne, hieb in die Oeſtreicher ein, und nahm zwei Regimenter größtentheils gefangen. Ihm folgten bald mehrere Reiter und Dragoner, welche nicht allein die, ihrer Infanterie zu Hülfe gekommene öſtreichiſche Cavallerie völlig über den Haufen warfen, ſondern auch in den bloßſtehenden feindlichen rechten Flügel einhieben, die vier erſten Regimenter deſſelben faſt gänzlich zu Gefangenen machten, und ihre erhaltenen Vortheile gewiß benutzt haben würden, wenn ſie nicht die Erſcheinung mehrerer feindlicher Cavallerie gezwungen hätte, ſich wiederum zu ſetzen.

So ward auf dieſer Seite mit abwechſelndem Glücke gefochten, und es bleibt wahrſcheinlich, daß wenn die preußiſche Cavallerie, ihrer Beſtimmung gemäß, gleich anfänglich in der Ebene von Reiden in Bereitſchaft geweſen wäre, die Oeſtreicher nicht die Vortheile erlangt haben würden, welche ſie durch die große Anzahl Geſchütz und ihre zahlreiche Cavallerie erzwangen. Im Ganzen genommen, war jetzt die ſämtliche Infanterie des Königs geſchlagen; dagegen aber das erſte Treffen des Feindes über den Haufen geworfen. Den-

noch ſchien der Sieg auf Seiten Dauns entſchieden, weil von den Preußen kein Angriff von Bedeutung mehr zu erwarten war, das öſtreichiſche zweite Treffen noch keinen Schuß gethan hatte und die Nacht einzubrechen drohte. Daun, ſeines Sieges ſchon gewiß, ließ ſich nach Torgau bringen, um ſeine im Treffen empfangene Wunde verbinden zu laſſen, und fertigte ſogleich einen Courier ab, der die frohe Nachricht nach Wien bringen ſollte. Allein das Glück, das den König ſo ſchrecklich verlaſſen hatte, kehrte zu ſeinen Fahnen zurück, und ſchaffte ihm einen frohen Abend nach einem ſo trauervollen Tage.

Nachdem General Ziethen den im Walde vorgefundenen feindlichen Vorpoſten zurückgeworfen hatte, zog er, ſtatt der Diſpoſition gemäß die Butterſtraße nach Siptitz einzuſchlagen, ſein Corps gerade durch den Wald, und ſtellte es vor demſelben in Schlachtordnung, ſo daß ſich der rechte Flügel an den Entenfang im großen Teiche lehnte. Als er aber das Feuern auf der Seite des Königs hörte, zog er ſein zweites Treffen vor, und ſtellte es auf den linken Flügel des erſten, vermuthlich in der Abſicht, die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich zu ziehen. Die Meinungen, warum Ziethen von dem erhaltenen Befehle abging, ſind ſehr verſchieden; die wahrſcheinlichſte bleibt indeß immer die: daß er aus dem hartnäckigen Widerſtande, den er im Walde fand, geſchloſſen habe, dieſer Poſten verlaſſe ſich auf eine ſtarke Unterſtützung, und in dieſer Rückſicht ſey es bei der Nähe des Feindes gefährlich, mit 52 Schwadronen Cavallerie durch einen Wald zu ziehen, in welchem ſie, bei einem möglichen Angriffe, nicht zu gebrauchen war. Er ſuchte daher gleich ins Freie zu kommen, um ſein Corps gehörig zu entwickeln und ſo zum Angriff geſchickter zu machen. So

richtig auch dieſe Beurtheilung an und für ſich ſeyn mochte, und ſo wenig man es dem erfahrnen und bedachtſamen Feldherrn verargen kann, wenn er in ſeiner gegenwärtigen Lage, wo er, zwiſchen zwei Feuer gerathen zu können, beſorgen mußte, das Sichere dem Ungewiſſen vorzog: ſo gab dies doch die Veranlaſſung, daß er einige Stunden abgehalten ward, den Angriff des Königs zu unterſtützen — ein Umſtand, der, wie wir vorhin erwähnt haben, ſeinen Angelegenheiten nichts weniger als günſtig ward. Hätte Ziethen zu gleicher Zeit angreifen können, ſo war wahrſcheinlich das Treffen früher und mit einem geringern Aufwande von Menſchen entſchieden.

Daß dies wohl der Fall hätte ſeyn können, beweiſt folgender Vorfall. Als die fünf Bataillone, welche den Nachzug der Kolonne Cavallerie ausmachten, auf dem Schlachtfelde angekommen waren, ließ der König eins derſelben in Verbindung einiger von der geſchlagenen Armee wieder verſammelten durch die Heide ziehen, um die Oeſtreicher, die ſich auf der Anhöhe wieder verſtärkten, abermals anzugreifen. Dies geſchah gerade zu der Zeit, da das Ziethenſche Corps auf den Anhöhen vor Siptitz erſchien, und eine vor dieſem Dorfe belegene Schanze eroberte. Dieſer mit ſo geringen Kräften erneuerte Angriff des Königs, von dem man ſich unter veränderten Umſtänden wohl nicht ſo viel Wirkſamkeit hätte verſprechen dürfen, ward gleichwohl mit vielem Glück ausgeführt, weil Daun zu gleicher Zeit die Gefahr abzuwenden ſuchen mußte, die ihm von Seiten des Generals Ziethen drohete. Jetzt wurden die Oeſtreicher von den Anhöhen herunter geworfen, und die Preußen behaupteten ſich auf denſelben, bis ſich mehrere zerſtreut geweſene Regimenter an ſie anſchloſſen. Dieſer Vortheil ward dadurch

noch wichtiger, daß einſichtsvolle Feldherren des Ziethenſchen Corps bemerkten, daß Daun ſeinen linken Flügel ziemlich entblößt hatte, um ſeinen rechten zu verſtärken, und daß ferner der Damm, der zwiſchen den Schafteichen durchläuft, nicht mehr beſetzt war. Hurtig drangen dieſe mit zwei an einander gedrängten Kolonnen über denſelben, breiteten ſich rechts und links aus, erſtiegen die Anhöhe, und griffen das Dorf Siptitz an. Und obgleich General Lascy einen Theil ſeines Corps ihnen entgegenſtellte, und hier ein ſehr hitziger Kampf entſtand, ſo behaupteten ſich die Preußen dennoch auf den eroberten Anhöhen, und erleichterten dadurch das Vordringen des ganzen Corps dergeſtalt, daß ſich ſolches nunmehr mit den Bataillonen des königlichen, welche den letzten Angriff verſuchten, vereinigte, und auf ſolche Weiſe die Preußen Meiſter von dem Schlachtfelde blieben, welches zu erkämpfen ihnen ſo viel Blut gekoſtet hatte.

Dieſer letzte Stoß geſchah in der Dunkelheit zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends. Es konnte alſo nicht fehlen, daß nicht manche Verwirrung auf beiden Seiten dabei vorgefallen ſeyn ſollte. So geſchah es z. B., daß ganze Bataillone Oeſtreicher, die beim Rückzuge einen falſchen Weg einſchlugen, gefangen genommen wurden, und daß man preußiſcher Seits, aus Irrthum, auf einander feuerte. In der Dormitzer Heide brannten unzählige Feuer, und hier lagen Geſunde und Verwundete von beyden Theilen ganz brüderlich beyſammen. Noch ungewiß, wer den Sieg davon tragen würde, beſchloſſen ſie einmüthig, daß der anbrechende Tag ihr Schickſal entſcheiden ſollte.

Dies war der Ausgang dieſer berühmten Schlacht, die wegen ihrer ganz beſondern Ereigniſſe, wegen der Erbitterung

mit welcher man ſich ſchlug, wegen der Ströme Bluts, die vergoſſen wurden, und der Folgen, die ſie hatte, unter die merkwürdigſten des ſiebenjährigen Krieges gerechnet zu werden verdient. Sie hatte überdies das Eigene, daß am Ende beide Heere ganz nahe an einander ſtehen blieben, und daß beide Heerführer verwundet wurden. Der König hatte einen Streifſchuß an der Bruſt empfangen, und ſich nach dem Dorfe Elsnitz bringen laſſen, wo er in der Kirche übernachtete. Erſt Abends ſpät erfuhr er den glücklichen Erfolg, den General Ziethen gehabt hatte, und nun war er gleich darauf bedacht, ſeine Armee wieder ſammeln und in Schlachtordnung ſtellen zu laſſen; zugleich nahm er ſich vor, mit anbrechendem Tage das Treffen auf einem ihm ungleich günſtigern Terrain zu erneuern, und die Oeſtreicher vollends zu zerſtreuen. Allein Daun, der Abends um 9 Uhr von dem Schickſale ſeines Heeres unterrichtet, und durch ſeine Feldherren von der Unmöglichkeit, die große Maſſe der zerſtreuten Haufen während einer ſo dunkeln Nacht wieder zu ſammeln, überzeugt ward, befahl den Rückzug über die auf der Elbe liegenden Schiffbrücken. Dieſer geſchah mit ſolcher Ordnung und Stille, daß die Preußen nichts davon gewahr wurden, und als der Tag anbrach, ſehr verwundert waren, keinen Feind mehr diſſeits des Stromes zu ſehn. Sie bezogen daher ein Lager auf dem mit Leichen und verſtümmelten Menſchen bedeckten Schlachtfelde, und General Hülſen rückte mit zehn Bataillonen vor Torgau, welches er verlaſſen fand. Unter Anführung des Generals O'donell zog ſich die öſtreichiſche Armee längs dem rechten Ufer der Elbe hin; das Laſcyſche Corps hingegen am linken Ufer auf Dresden zurück, und beide ſtießen wieder hinter dem plauenſchen Grunde zuſammen. Der König verfolgte ſie auf beiden

den Seiten der Elbe, und nahm endlich Kantonirungsquartiere hinter der Triebſe. Sobald aber die Reichsarmee das Erzgebirge verlaſſen hatte, um in Franken zu überwintern, beſetzte Hülſen daſſelbe, und beide Armeen bezogen, vermöge eines getroffenen Uebereinkommens, bald darauf die Winterquartiere. Dies geſchah auch in Schleſien, nachdem Laudon, bei Annäherung des preußiſchen Generals Goltz, den Entwurf, die Feſtung Coſel zu erobern, aufgegeben hatte.

Die Schlacht bei Torgau entſchied den diesjährigen Feldzug. Nach ſo vielen Widerwärtigkeiten, die Friedrich II. zu bekämpfen gehabt hatte, nachdem ihm ganz Sachſen, dieſe zu ſeinen Operationen ſo unentbehrlich gewordene Vorrathskammer, entriſſen worden; nachdem ſeine Feinde ihn ſchon an den Rand ſeines Untergangs geführt zu haben glaubten, und nachdem der Anfang eines Treffens, das über ſein Schickſal entſcheiden ſollte, die ungünſtigſte Wendung genommen hatte, hob ihn das Glück auf einmal wieder empor. Während der Nacht räumen ſeine Feinde ein Schlachtfeld, welches ſie am Tage ſo rühmlich behauptet hatten, muthlos und verfolgt ziehen ſie ſich wieder nach dem kleinen Bezirk von Sachſen, wo ſie im abgewichenen Jahre den Winter zubrachten, und empfinden den Verdruß, Aufwand und Anſtrengungen vergeblich verſchwendet zu haben. Zwar koſtete dieſer Tag dem Könige 14,000 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden, und worunter ſich der Kern ſeiner Infanterie befand; allein ſeine Feinde büßten nicht weniger ein, und er genoß des Vortheils, wieder zum Beſitz desjenigen Theils von Sachſen zu gelangen, welchen ihm im vorigen Jahre die Macht ſeiner glücklichern Feinde nicht zu entreißen vermochte.

Die Armeen in Sachſen und Schleſien genoſſen nunmehr einiger Ruhe, die Ruſſen ſtanden jedoch noch in der Neumark und Pommern, Provinzen, die ſie gewiſſermaßen in eine Wüſte verwandelten. Es giebt faſt keinen Grad der Grauſamkeit, der Zügelloſigkeit und der Ausſchweifungen aller Art, die ihre Koſacken und das übrige bei der Armee befindliche Geſindel ſich nicht erlaubt hätten, um die armen wehrloſen Einwohner ſo vieler Städte und Dörfer zu martern. Gleichzeitige Schriften erwähnen dieſes Unfugs nur mit Abſcheu und Entſetzen, und ich bin weit entfernt, dem gefühlvollen Leſer Scenen des menſchlichen Elendes wieder in Erinnerung zu bringen, da die tiefen Wunden, die ſie ſchlugen, durch die Sorgfalt des verewigten großen Monarchen längſt geheilt ſind. Alle dieſe Greuel, Folgen des Verdruſſes über die vereitelten Unternehmungen in den Mark, konnten damals nicht geahndet werden, weil es die Zeitumſtände nicht erlaubten, dieſe Provinzen zu ſchützen. Eben ſo wenig konnte man hindern, daß General Tottleben mit einem Corps leichter Truppen über die Oder und bis in die Ukermark drang, die er plünderte; endlich aber wandte ſich der wider die Schweden fechtende General Werner gegen dieſe Horden, und zwang ſie — obgleich mit Beute belaſtet — ihren Rückzug über die Oder zu nehmen, als eben die Schlacht bei Torgau das Signal zum Aufbruche der ruſſiſchen Armee nach Pohlen gab. Feldmarſchall Butturlin, der ſtatt des kranken Soltikow den Oberbefehl übernehmen ſollte, traf gerade im Hauptquartier Arneswalde ein, als er die Nachricht von den Vorfällen in Sachſen empfing. So gewiß man ſich auch in Petersburg geſchmeichelt haben mochte, das Heer in den brandenburgiſchen Staaten überwintern zu laſſen, ſo hielt doch Butturlin jetzt dies Vor-

haben für unausführbar, zumal da der Prinz von Würtemberg, den der König mit 6000 Mann von ſeiner Armee dahin abgeſandt hatte, im Anzuge war, und der Ruf eines ungleich ſtärkern Corps vor ihm herging. Der ruſſiſche Heerführer befahl daher den Rückmarſch nach Poſen, und verlegte ſeine Armee hinter die Warthe in ſichere Quartiere. Zwar ſtreifte Tottleben noch in Pommern herum, ward aber durch den Prinzen von Würtemberg eiligſt daraus vertrieben, worauf die Preußen ihre Winterquartiere im Herzogthume Mecklenburg nahmen.

XII.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzoſen im Jahre 1760.

Die Zurüſtungen, welche von Seiten Frankreichs gemacht wurden, ſchienen einen der glänzendſten Feldzüge anzukündigen. Das Cabinet von Verſailles beſtimmte dazu 150,000 Mann, die in zwei verſchiedene Armeen und eine Reſerve, unter dem Prinzen Xaver von Sachſen, vertheilt waren. Zwei der beſten Feldherren ſtanden an ihrer Spitze: der Graf St. Germain befehligte 30,000 Mann am Niederrhein, und dem Herzoge von Broglio war der Oberbefehl über die ganze franzöſiſche Macht in Deutſchland übertragen worden, den man dem Marſchall von Contades genommen hatte, weil er die Schlacht bei Münden verlohr, und weil der Prozeß, in den er wegen derſelben mit dem

Herzoge verwickelt ward, zum Vortheil ſeines vom Hofe be-
günſtigten Nebenbuhlers ausgefallen war.

Die Armee der Verbündeten war um ein Drittheil ſchwächer; dagegen aber beſtand ſie aus den auserleſenſten Truppen, die der Herzog Ferdinand von Braunſchweig befehligte.

Der Feldzug ward darum nicht frühzeitig eröffnet, weil die Herbeiſchaffung des nöthigen Unterhalts für eine ſo große Armee, wie die franzöſiſche, beſchwerlich, und in dem ganz ausgezehrten Heſſen den Alliirten noch fühlbarer ward. Erſt gegen das Ende des Mai's bezog Herzog Ferdinand ein Lager bei Fritzlar, und ſeine vorgeſchobenen Corps ſtanden bei Herſchfeld, Kirchhain und Amöneburg. Die feſten Plätze Marpurg, Dillenburg und Ziegenhain ſicherten ſeine Fronte, und das Corps des Generals Spörken, welches in Weſtphalen überwintert hatte, verſammelte ſich unweit Dülmen. Dieſe Bewegungen beſtimmten den Herzog von Broglio gleichfalls, ſeine Armee zwiſchen Hanau und Frankfurt am Main zuſammenzuziehen, und nun nahm der nichts entſcheidende kleine Krieg zwiſchen den leichten Truppen ſeinen Anfang, wobei jedoch die Vortheile mehr auf Seiten der Alliirten als der Franzoſen blieben.

Endlich ſetzten ſich die Heere gleichfalls in Bewegung. Die Abſicht des Herzogs von Broglio ging dahin, ſich Meiſter von Heſſen zu machen, und den Feldzug mit der Eroberung der hannöveriſchen Länder zu beſchließen, eine Unternehmung, zu deren glücklichen Ausführung ihn ſeine Uebermacht berechtigte, die aber demungeachtet unerfüllt blieb, weil Herzog Ferdinand die ſchönſten und geſchickteſten Manöver ſeines Gegners nach Möglichkeit zu vereiteln wußte. Anfänglich ſtand Broglio bey ſich an: ob er die

Verbündeten auf ihrer linken oder rechten Flanke bedrohen ſollte, um ſie zum Rückzuge über die Weſer zu nöthigen; da aber mit dem erſten Plane die Gefahr verbunden war, vom Main abgeſchnitten werden zu können, und nach dem zweiten er die Gemeinſchaft mit der Armee am Niederrhein behielt, ſo gab er letzterem den Vorzug. Zu dem Ende mußte Graf St. Germain bey Düſſeldorf über den Rhein ſetzen, und ſich bey Dortmund lagern; die große franzöſiſche Armee hingegen ging unweit Homburg über die Ohm, und nahm ihr Lager bei Schweinsburg. Herzog Ferdinand zog nun alle ſeine abgeſonderten Corps an ſich, rückte dem Feinde bis Neuſtadt entgegen, und würde ihn angegriffen haben, wenn ſeine Stellung nicht unangreiflich geweſen wäre; er ging daher wieder bis Ziegenhain zurück, und lagerte ſich hinter der Schwalm. Broglio folgte ihm auf dem Fuße, und eroberte Marpurg nach einem geringen Widerſtande. Einen gleichen Anſchlag machte er auch auf Fritzlar, wo die Alliirten ein Magazin und das Depot der Armee hatten, den aber General Luckner mit vieler Geſchicklichkeit vereitelte.

Jetzt ſtanden ſich die beiden Hauptheere ſo nahe, waren aber zugleich ſo vortheilhaft geſtellt, daß keins das andre anzugreifen wagte. Hiernächſt war Broglio mit der Einrichtung ſeiner Vorrathshäuſer, wozu er das Erforderliche aus der Pfalz und den fruchtbaren Provinzen am Rhein beziehen mußte, noch nicht ganz zu Stande gekommen; ſobald er aber dies bewerkſtelligt hatte, ſchritt er zur weitern Ausführung ſeines Operationsplans. Graf St. Germain erhielt Befehl, zur großen Armee zu ſtoßen, die ſich nach Frankenberg in Bewegung ſetzte, und deren Vortrab beſtimmt war, die Hohlwege zu beſetzen, die nach der Ebne von Korbach führen, wo die Vereinigung geſchehen ſollte.

Broglio hatte bei dieſer Gelegenheit ſeinen Marſch ſo künſtlich zu verbergen gewußt, daß Herzog Ferdinand von dem Aufbruche der Franzoſen nicht eher Nachricht erhielt, als bis die Spitzen ihrer Kolonnen ſchon einen großen Vorſprung gewonnen hatten; da indeß ihre wahre Abſicht ihm unverkennbar ward, ſo eilte er, die Anhöhen bey Sachſenhauſen und Korbach beſetzen zu laſſen, und folgte mit der Armee in ſechs Kolonnen.

Der Uebergang über die Eder hatte den Zug der Franzoſen nach Janninghauſen etwas verſpätet, und Graf St. Germain war noch um einen Marſch entfernt; dem Herzog von Broglio war jedoch an dem Beſitze von Korbach gelegen, um daſelbſt den Angriff der Verbündeten zu erwarten, und St. Germain mußte daher eilen. Er langte endlich mit einem Theile ſeines Corps an, welches von der Armee eine Verſtärkung erhielt, und ward hinter einem Walde aufgeſtellt, deſſen Ausgang durch leichte Infanterie beſetzt wurde. Als der Erbprinz von Braunſchweig mit dem Vortrabe unweit Korbach angelangt war, griff er letztere an, und zwang ſie, ihm einen Theil des Waldes einzuräumen; er ward aber durch die hinter demſelben aufgeſtellten Brigaden wieder daraus vertrieben, und verlohr 10 Stück Geſchütz. Um nun nicht in den Fall zu kommen, es mit der ganzen feindlichen Armee, die man in Bewegung ſah, aufnehmen zu müſſen, veranſtaltete er ſeinen Rückzug mit ſolcher Ordnung, daß der Feind es nicht wagte, ihn zu beunruhigen. Während dieſes Gefechts gelang es dem General Spörken, den man abzuſchneiden vor hatte, ſich neben der franzöſiſchen Armee vorbeizuſchleichen, und bei Sachſenhauſen zum Herzoge Ferdinand zu ſtoßen.

Der Erbprinz war bei Korbach leicht verwundet wor-

den, welches ihn indeß nicht hinderte, ſich an ſeinen Feinden auf eine ausgezeichnete Art zu rächen. Wenig Tage nachher überfiel er den General Glaubitz bei Emsdorf, zerſtreute ſein ganzes Corps, nahm ihn mit 2400 Mann gefangen, und erbeutete fünf Kanonen. Obgleich nun dieſer Streich noch die Nebenabſicht gehabt hatte, das feindliche Magazin zu Marpurg zu zerſtören, ſo ward doch dieſer Anſchlag durch die Wachſamkeit des bei Frankenau ſtehenden Generals Stainville vereitelt, und Broglio dadurch gewarnt, mehrere Sorgfalt auf die Communication mit ſeinen Magazienen zu verwenden, da es dem unternehmenden Prinzen nicht unmöglich geweſen war, in einer Entfernung von ſechs Meilen einen ſolchen unvorhergeſehenen Stoß zu geben.

Während der Zeit hatte auch Dillenburg, nach einer tapfern Vertheidigung, ſich den Franzoſen ergeben müſſen. Dieſe dehnten jezt ihre Macht mehr links, bis an die Dimel, aus, und Broglio beſchloß nunmehr, den Herzog Ferdinand zu zwingen, ſeine Stellung zu verlaſſen, die, in verſchiedene Corps vertheilt, von der Eder bis an die Dimel reichte. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Abtheilung welche General Spörken bei Volkmarſen befehligte. Graf Chabot, der Ritter Du Muy*) und Graf Broglio, Bruder des Marſchalls, erhielten Befehl, es in drei verſchiedenen Abtheilungen auf beiden Flanken und in der Fronte

*) Dieſer hatte den Oberbefehl über das Corps d'Armee erhalten, welches bisher Graf St. Germain anführte. Mißvergnügt über den Hof zu Verſailles, der ihm den Marſchallsſtab verweiget hatte, noch mehr aber über das intrigante Benehmen des Herzogs von Broglio, verließ er die Dienſte Ludwigs XV. Er war einer der beſten Feldherren der damaligen franzöſiſchen Heere.

zugleich anzugreifen, während der Baron Kloſen die Corps der Generale Kielmannsegge und Wangenheim beobachten, Prinz Xaver Fritzlar bedrohen, und die Hauptarmee das Lager des Herzogs in Reſpekt halten ſollte. Spörken, von allen Seiten angegriffen, machte einen ſehr künſtlichen Rückzug nach Wolfshagen, wo auch Herzog Ferdinand die ganze Armee verſammelte, in den folgenden Tagen noch weiter zurückzog, und eine andere Stellung, zwiſchen Caſſel und Libenau, an der Dimel nahm. Broglio erreichte alſo ſeinen Endzweck, und war nun bemüht, die Verbündeten nicht allein von Paderborn und Lippſtadt abzuſchneiden, ſondern ſie auch in dem Winkel von Heſſen, wo die Dimel in die Weſer fällt, einzuſperren, dergeſtalt, daß ihnen nur die Wahl bleiben ſollte, entweder unter nachtheiligen Umſtänden ein Treffen zu wagen, oder über die Weſer zurückzugehn. In dieſer Abſicht lagerte er ſich bei Volkmarſen, ſtellte die Reſerve des Prinzen Xaver bei Nauenburg auf, ließ die Feſtung Ziegenhain durch Stainville belagern, und ſandte Du Muy am linken Ufer der Dimel hinunter, um bei Warburg feſten Fuß zu faſſen.

Dieſe Bewegungen des Feindes ſetzten den Herzog Ferdinand in keine geringe Verlegenheit; denn ein Treffen in dieſer Gegend zu wagen, ſchien in vielem Betracht nicht vortheilhaft. Ging er über die Weſer, ſo verlohr er die Communication mit Weſtphalen, mit ſeinen Feſtungen

---

Von der Kabale verfolgt, ging er von Paris nach Kopenhagen, wo er mit Auszeichnung aufgenommen ward, ſich aber den Unwillen der Dänen zuzog, weil er bei ihrer Armee eine verfeinerte Reform einzuführen bemüht war, die jedoch ſchlecht ablief, indem er den Plan dazu ohne Kenntniß des Landes und ſelbſt ohne Kenntniß der Sprache entwarf.

und Magazinen; ſetzte er hingegen über die Dimel, um Weſtphalen zu decken, ſo war Heſſen bloßgeſtellt, und dem Feinde wegen ſeiner Uebermacht, der Eingang in die hannöveriſchen Lande nicht füglich zu verwehren. Ein Entſchluß mußte indeß gefaßt werden, und zum Glück gab Broglio ſelbſt die Veranlaſſung, den zu wählen, welchen der Herzog mit ſo viel Einſicht als Ruhm ausführte. In dem völligen Vertrauen, Du Muy werde den Verbündeten nicht erlauben, über die Dimel zu ziehen, und in der Ueberzeugung, dieſe würden auf dieſe Weiſe veranlaßt werden, über die Weſer zurückzugehn, wandte ſich Broglio mit der Armee nach Caſſel, um durch den Beſitz dieſer Hauptſtadt die Eroberung von Heſſen zu vollenden. Allein eben durch dieſen Schritt beging dieſer Feldherr, deſſen bisherige Bewegungen im Ganzen untadelhaft geweſen waren, einen Fehler, den der Herzog Ferdinand auf der Stelle durch Muth und Geſchicklichkeit beſtrafte, der dieſen aus allen Verlegenheiten zog, und den Operationsplan der Franzoſen auf einige Zeit verrückte.

Durch den Zug nach Caſſel hatte ſich Broglio von Du Muy um einen ganzen Marſch entfernt. Stolz auf ſeine Uebermacht und auf ſeine ihm ſo zweckmäßig ſcheinenden Dispoſitionen, ahnete er nicht, denſelben der großen Gefahr, einzeln geſchlagen zu werden, ausgeſetzt zu haben, welches jedoch erfolgte. Herzog Ferdinand, der anfänglich nur darauf bedacht geweſen war, ſich der Ufer der Dimel zu verſichern, um eine Communication mit Weſtphalen zu unterhalten, und ſeine fernern Operationen nach den Umſtänden einzurichten, ward den Fehler ſeines Gegners nicht ſobald gewahr, als er Vortheil daraus zu ziehen beſchloß. Schon war General Spörken mit 8000 Mann bei Liebenau über

die Dimel gegangen, und hatte ſich bei Korbeke gelagert. Während der Nacht mußte der Erbprinz mit noch andern 7000 Mann zu ihm ſtoßen, und damit der Feind, durch die in den verſchiedenen Lägern entſtandenen Lücken, keinen Marſch argwöhnen möchte, füllte er ſolche durch andere Regimenter, ſo gut es die Umſtände erlauben wollten, aus; am Abend brach er aber gleichfalls mit der Armee auf, und ſetzte mit derſelben über den Fluß.

Sobald die Spitze derſelben die Höhe von Korbeke erreicht hatte, ſetzten ſich der Erbprinz und Spörken in zwei Kolonnen in Bewegung. Dieſe waren beſtimmt, ſich durch einen Umweg in den Rücken und in die linke Flanke des Feindes zu ſtellen, und denſelben von einigen unbeſetzt gelaſſenen Anhöhen anzugreifen, während die Hauptarmee ſeine Fronte bedrohen ſollte. Du Muy war indeß wachſam. Sobald er von den Bewegungen der Alliirten gegen ſeinen linken Flügel unterrichtet ward, eilte er ſolchen zu verſtärken, und beſonders die in ſeinem Rücken belegene Anhöhe zu beſetzen, deren ſich der Erbprinz jedoch, an der Spitze einiger Hundert engliſcher Grenadiere, in dem Augenblicke bemächtigte, da eine ganze franzöſiſche Brigade ſchon am Fuße derſelben anlangte. Das unerwartete Feuer der Engländer machte anfänglich die Franzoſen ſtutzen, ſie ſetzten indeß den Angriff mit vieler Entſchloſſenheit fort, wurden aber von zwei Bataillonen Engländer, die ihren Grenadieren zu Hülfe kamen, aufgehalten. Jezt ward das Gefecht hitzig; die Verbündeten würden aber durch drei Brigaden, welche die Angreifenden unterſtützen ſollten, zum Weichen gebracht worden ſeyn, wäre nicht General Zaſtrow mit der zweiten Kolonne erſchienen, wodurch der mit Macht anrückende Feind über den Haufen geworfen und die Anhöhe

behauptet wurde. Die engliſche Cavallerie, welche der Herzog vor ſeiner Armee voraus geſandt hatte, langte im vollem Trabe auf dem Schlachtfelde an, und entſchied das Treffen vollig. Du Muy, von allen Seiten umringt, eilte nunmehr, nicht in der beſten Ordnung, nach ſeinen über die Dimel geſchlagenen Brücken. Seine Cavallerie ſtürzte ſich in den Fluß, um durchzuſetzen, und ein Theil der Infanterie machte eben den Verſuch, der aber vielen das Leben koſtete. Am ſtärkſten litt an dieſem Tage das Corps des Obriſten Fiſcher, welches das vor dem Lager belegene Warburg beſetzt hielt. Von ſeinen fliehenden Landsleuten verlaſſen, von der brittiſchen Legion angegriffen, ward es aus der Stadt vertrieben und der engliſchen Cavallerie in die Hände gejagt, die deſſelben wenig ſchonte. Der franzöſiſche Feldherr ſuchte nun ſeine geſchlagenen Kriegsvölker am rechten Ufer der Dimel zu ſammeln; allein das ſehr gut bediente engliſche Geſchütz ließ ſie nicht zum Aufmarſche kommen, und 7000 Mann, die der Herzog, unter Anführung des Generals Gramby, über den Fluß gehen ließ, bewogen Du Muy, bald den Rückzug nach Volkmarſen anzutreten.

Als einigen Erſatz für den Verluſt der Schlacht bei Warburg, in welcher die Franzoſen 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebſt zwölf Kanonen einbüßten, ergab ſich Caſſel an eben dem Tage ohne ſonderlichen Widerſtand. Herzog Ferdinand, der die Unmöglichkeit einſah, Heſſen und Weſtphalen zugleich zu behaupten, hatte dem bei Caſſel in einem verſchanzten Lager ſtehenden General Kielmansegge befohlen, ſich über Münden in das Hannöveriſche zurückzuziehen, wenn er vom Feinde gedrängt werden ſollte Dieſer erfüllte ſeinen Auftrag, ohne einigen Verluſt zu leiden, obgleich Prinz Xaver ihm auf

dem Fuße folgte, und Göttingen, Nordheim und Einbeck beſezte.

Nach dieſen Vorfällen ward die Lage beider Heere ganz verändert, der Vortheil aber blieb auf der Seite der Verbündeten, deren Heerführer durch einen, mit Einſicht und Entſchloſſenheit ausgeführten Streich, den Wechſel des Glücks herbeigeführt hatte. Jezt nahm er eine ſichere Stellung längs dem linken Ufer der Dimel; und obgleich Broglio ſich ihm gegenüber lagerte, ſo ward dieſer doch ſelbſt in der beſten Jahreszeit in Unthätigkeit erhalten. Zwar war es Stainville gelungen, die kleine Feſtung Ziegenhain, nach einer tapfern Gegenwehr, zu erobern; zwar waren die Franzoſen jezt Meiſter von ganz Heſſen, allein ſie waren demungeachtet durch die veränderten Umſtände und durch erhebliche Schwierigkeiten verhindert, weder auf der linken noch auf der rechten Flanke der Alliirten etwas von Wichtigkeit zu unternehmen. Erſtere war durch die Weſer, Hameln und Münden; leztere durch Münſter und Lippſtadt gedeckt. Wollte alſo Broglio Corps über die Weſer oder Dimel abſenden, um die Verbündeten zu umgehen, ſo war er gezwungen, ſie mit der Armee zu unterſtützen, und dann lief er immer Gefahr, die Communication mit Caſſel und ſeinen Magazinen bloßzugeben.

Dies war alſo ſchon der dritte Feldzug, in welchem es ſich beſtätigte, daß der Lieblingsplan des franzöſiſchen Kriegsdepartements, die Eroberung des Churfürſtenthums Hannover auf dem Wege durch Heſſen zu verſuchen, der fehlerhafteſte war; auch iſt es ausgemacht, daß Broglio ein großes Verſehen beging, da er, bloß aus Eiferſucht gegen den Grafen St. Germain, dieſen mit ſeiner Armee nach Heſſen berief, ſtatt ihn von Weſel aus zur Eroberung von

Münſter und Lippſtadt vorrücken zu laſſen, welches den Herzog Ferdinand in die Nothwendigkeit verſetzt haben würde, ſein Heer zu theilen, wodurch die große franzöſiſche Armee dann den Vortheil erhielt, ſich ihrer Uebermacht mit mehr Nutzen zu bedienen. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn 150,000 Franzoſen, die in dem ausgezehrten Heſſen mit Mangel zu kämpfen, und mit läſtigen Transporten ihrer Lebensmittel, ſo wie beſtändig mit Sicherſtellung ihrer Magazine zu thun hatten, in ihren Operationen gehemmt, und durch die unermüdete Thätigkeit des Herzogs und des Erbprinzen in ihrer Stellung unweit Caſſel feſtgehalten wurden. Denn, obgleich Broglio einige Bewegungen machen ließ, um den Verbündeten die Communication mit Lippſtadt zu erſchweren, und obgleich Prinz Xaver bis Einbeck vorgedrungen war: ſo wußte der Herzog doch die erſte Abſicht durch die beim Kloſter Dahlheim und bei Meerhof genommenen Poſitionen zu vereiteln, und die unerwartete Erſcheinung des Erbprinzen im Solinger Walde, die Eroberung von Nordheim durch den General Luckner, ſo wie der Marſch des Generals Kielmansegge von Hameln nach Beverungen, riethen dem Prinzen Xaver die Gegend zu verlaſſen, und ſogar Göttingen wieder zu räumen, um nicht von der Hauptarmee abgeſchnitten zu werden. Sobald die Franzoſen die Ufer der Dimel verlaſſen hatten, ſtellte Herzog Ferdinand den Erbprinzen mit einem ſtarken Corps jenſeits des Fluſſes bei Brune, auf der Straße nach Caſſel, und trug ihm auf, wieder bis an die Eder zu ſtreifen, und den Feind bey ſeinen Fouragirungen möglichſt zu beunruhigen.

Dieſer Umſtand fiel dem Herzoge von Broglio ſehr läſtig, denn er ward gezwungen, jedesmal 8 bis 10,000

Mann vorrücken zu laſſen, um ſeine Fourageurs zu decken, und war alſo darauf bedacht, den Erbprinzen aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Stainville und Du Muy erhielten dazu den Auftrag; allein die Wachſamkeit des Erbprinzen täuſchte die Erwartung ſeiner Feinde. Bei ihrer Annäherung trafen ſie ihn nicht mehr in ſeinem Lager, weil er, um ſich nicht von einer überlegenen Macht ſchlagen zu laſſen, ſeinen Rückzug über die Dimel bei Zeiten veranſtaltet, und ſich bei Warburg geſetzt hatte. Einige Tage darauf aber hob dieſer thätige Prinz den Brigadier Nordmann mit den Freiwilligen von Clermont und Dauphine in Zierenberg auf, ehe noch die dahinter gelagerte große Armee das geringſte davon ahnete. Ein andrer Streifzug, den der Obriſt Ferſen und Major Bülow nach Marpurg thaten, glückte ihn ſoweit, da ſie die dort befindliche Bäckerei ruinirten; allein auf ihrem Rückzuge ereilte ſie der ſo aufmerkſame Stainville, und würde dies kleine Corps völlig aufgerieben haben, hätte nicht die Nacht dem Gefechte ein Ende gemacht, und den Verbündeten den Vortheil verſchafft, ſich auf das Corps des zu ihrer Unterſtützung herbeieilenden Erbprinzen zurückzuziehen.

Dieſer kleine Krieg entſchied indeß nichts, und Broglio, der es ſich feſt vorgenommen hatte, ſeine Winterquartiere in Heſſen und wo möglich in einem Theile des Churfürſtenthums Hannover zu nehmen, glaubte ſich, es koſte auch was es wolle, auf der rechten Seite der Werra weiter ausdehnen zu müſſen; um aber hierzu zu gelangen, mußte zuvor das bei Uslar aufgeſtellte Wangenheimiſche Corps über die Weſer zurückgetrieben werden. Prinz Xaver, der ſich zwiſchen der Werra und Leine gelagert und Göttingen in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, konnte dieſe Unterneh-

mung ohne Unterſtützung der Armee nicht füglich ausführen; Broglio ſah alſo wohl ein, daß er ihm dieſe näher bringen müſſe, wenn der Zweck dem Entwurfe entſprechen ſollte. Er verließ daher die Ufer der Dimel, und nahm das äußerſt feſte Lager zwiſchen Caſſel und dem ſogenannten Winterkaſten; zugleich ließ er die Ufer der Werra und Fulda, ingleichen die Päſſe bei Münden und Witzenhauſen beſetzen, und auf ſolche Weiſe fühlte er ſich mehr im Stande, ſeinen Lieblingsplan, tiefer in die hannöveriſchen Länder zu dringen, auszuführen.

Die Folgen dieſer Bewegung waren auf Seiten der Verbündeten: daß der Herzog Ferdinand wieder über die Dimel ſetzte, ſein Lager bei Hofgeismar nahm, das Wangenheimiſche Corps von Uslar gegen die Werra vorrücken und Münden, obgleich vergeblich, ſtürmen ließ; auf franzöſiſcher Seite aber: daß Broglio den Prinzen Xaver bis auf 25,000 Mann verſtärkte, an deren Spitze er ſelbſt, zur Vertreibung des Generals Wangenheim, vorrückte. Dieſer, von einer ihm weit überlegenen Macht bedroht, zog ſich in beſter Ordnung bei Mambeck über die Weſer zurück, und nur ſein Nachzug gerieth mit dem Vortrabe des Feindes in ein hitziges Gefecht, in welchem jedoch der Verluſt unbeträchtlich war. So wenig dieſer Streich Einfluß auf das Ganze der beabſichtigten Operationen hatte, ſo zog der franzöſiſche Heerführer doch daraus den Vortheil, daß er einen großen Strich Landes zu ſeiner Dispoſition bekam. Nunmehr konnte er ſeine Lebensmittel aus dem Eichsfelde, den Fürſtenthümern Gotha und Eiſenach, aus einem Theile des fränkiſchen Kreiſes und aus Thüringen ziehen; und um dieſe Gegenden auch im herannahenden Winter beſſer zu behaupten, ließ er Göttingen mit der äußerſten Sorgfalt noch mehr befeſtigen.

Zwar hatte er jetzt mehr Feld gewonnen, und glaubte nunmehr die Armee der Verbündeten weiter von der Weſer entfernen, und tiefer ins Hannöveriſche dringen zu können; dieſe Hoffnung ſchlug ihm aber gänzlich fehl. Die Wichtigkeit der Stellung an der Dimel war dem Herzoge **Ferdinand** zu genau bekannt, als daß er es ſich nicht hätte angelegen ſeyn laſſen ſollen, dieſelbe bis aufs äußerſte zu behaupten. Durch 10,000 Mann Engländer aufs neue verſtärkt, hielt er daher ſeine Armee in Maſſe zuſammen, und dies hinderte ſeinen Gegner, gleichfalls durch abgeſonderte Abtheilungen ſein Heer zu ſchwächen, beſonders da derſelbe ſich mit einem andern Entwurfe beſchäftigte.

Broglio, dem die unerwartete Standhaftigkeit der Verbündeten ſo hinderlich war, und der ſeinen beabſichtigten Unternehmungen mehr Nachdruck geben wollte, kam endlich auf die Idee zurück, die einen Theil des diesjährigen Operationsplans ausgemacht, und die er damals, durch Abrufung der **St. Germainiſchen** Armee vom Niederrheine, gänzlich zerſtört hatte. Jetzt ſah er ein, wie nachtheilig es ihm geworden ſey, durch Leidenſchaften verleitet, ganz falſche Schritte gethan zu haben; um indeß ſeinen begangenen Fehler einigermaſſen wieder gut zu machen, und ſeine Lage, in die er ſich ſelbſt verſetzt hatte, zu verbeſſern, beſchloß er, ein Corps bei Weſel zuſammenzuziehn, das aus den in Flandern und längs dem Rheine noch befindlichen Beſatzungen, ingleichen aus einer Abtheilung ſeiner Armee, unter dem Befehle des Marquis von **Caſtries** beſtehen, und nach Weſtphalen marſchiren ſollte. Zwar war die beſte Jahrszeit ſchon ziemlich verſtrichen, und man konnte von dieſer Unternehmung das nicht mehr erwarten, was ſie — wäre ſie früher veranſtaltet worden — geleiſtet haben würde;

dennoch aber glaubte Broglio, hier einige Fortſchritte machen zu können, wenn er zu gleicher Zeit die Aufmerkſamkeit des Feindes auf andere ihn näher angehende Gegenſtände lenkte. Allein kaum war Herzog Ferdinand von dieſem Entwurfe benachrichtigt worden, als er auch ſchon den Entſchluß faßte, ſeinem Gegner durch eine Diverſion am Niederrhein zuvorzukommen, vielleicht ihn gar zu verleiten, ſeine jetzige Stellung zu verlaſſen. Zur Ausführung dieſes Vorhabens wählte er den Erbprinzen, der an der Spitze von 15,000 Mann ſeinen Marſch nach dem Rheine antrat, während die Armee, um dieſe Unternehmung zu decken und die Weſer beſſer zu beobachten, ihr Lager abbrach, und ſich wieder über die Dimel zurückzog. Raſch ging der Erbprinz über den Rhein, zerſtreuete einige Haufen Franzoſen, die ſich im Eleviſchen verſammeln wollten, und berennte Weſel. Eben ſo ſchnell eilte der Marquis von Caſtries durch den Weſterwald, um ſich mit den Kriegsvölkern zu vereinigen, die am linken Ufer des Rheins ſeiner harreten, um zuſammen ein Corps von 20,000 Mann auszumachen.

In dem bereits berennten Weſel lag nur eine Beſatzung von 2500 Mann. Geſchütz hatte ſie im Ueberfluß; allein es fehlte an hinlänglicher Bedienung deſſelben, und hätte der Graf von der Lippe mit dem zur Belagerung beſtimmten groben Geſchütz dem Erbprinzen geſchwind genug folgen können, ſo hätte dieſer Prinz wahrſcheinlich Meiſter dieſer Feſtung werden können, ehe der Entſatz herbei geeilt wäre. Der Beſitz von Weſel war für die Franzoſen von der äußerſten Wichtigkeit. Verlohren ſie dieſen Waffenplatz, ſo war die Communication mit den Niederlanden und die freie Fahrt auf dem Rhein unterbrochen. Caſtries fühlte dies, und rückte daher mit ſchnellen Schritten bis an den ſogenannten

Eugeniſchen Canal vor. Muthig ging ihm der Erbprinz mit dem, was ihm, nach Abzug der Mannſchaft, die Weſel einſchloß, übrig blieb, entgegen; allein obgleich es ihm anfänglich glückte, über den Canal zu kommen, und den Feind während der Dunkelheit der Nacht zu überfallen; ſo fand er doch einen ſo heftigen Widerſtand, daß er auf ſeinen Rückzug zu denken, und die Belagerung aufzuheben für rathſam hielt. Zum Unglück hatte indeß der angeſchwollene Strom ſeine Brücken auseinander geriſſen, und es erforderte Zeit, ſolche wieder herzuſtellen; in dieſer Verlegenheit bewies ſich aber der Prinz als Held, indem er ſich entſchloſſen dem Feinde in Schlachtordnung zeigte. Dieſer kühne Schritt machte dieſen ſtutzen; das Brückenſchlagen ward vollendet, und nun der Rückzug über den Rhein ohne Aufenthalt glücklich ausgeführt. Stolz zog der Marquis von Caſtries über den Rhein, und lagerte ſich zwiſchen Weſel und Schornbeck an der Lippe. Dieſer Fluß trennte beide Corps, die einander gegenüber ruhig ſtehen blieben, bis ſich der Erbprinz bei einbrechender ungünſtiger Witterung tiefer nach Weſtphalen hinein zog, und endlich dem Beiſpiele ſeines Gegners folgte, der ſeine Winterquartiere am linken Rheinufer bezog.

Während dies am Niederrheine vorging, beobachteten ſich die beiden großen Armeen mit vieler Sorgfalt. Broglio hatte gehofft, die Aufmerkſamkeit des Herzogs Ferdinand auf die hanöveriſchen Länder dadurch rege zu machen, daß er den General Luckner aus Nordheim vertreiben, und Stainville eine Streiferei ins Braunſchweigiſche und Halberſtädtiſche machen ließ; Ferdinand aber ließ ſich dadurch nicht irre machen. Die Dimel war für ihn die Achſe, um welche ſich alle ſeine Bewegungen drehen mußten, wenn

er Weſtphalen und Hannover zugleich decken wollte; auch währte der franzöſiſche Beſuch in Halberſtadt nicht länger, als bis zu der Zeit, da der König von Preußen wieder in Sachſen erſchien. Stainville hielt es nicht für rathſam länger dort zu verweilen, ſondern zog ſich bis Gotha zurück. Ein Verſuch, den Herzog Ferdinand hierauf machte, Göttingen wieder zu erobern, ward durch viele zuſammentreffende Umſtände, beſonders durch den einbrechenden Winter, vereitelt, worauf beide Heere ihre Winterquartiere bezogen. Auf dieſe Weiſe endigte ſich der Feldzug der Franzoſen gegen die Verbündeten, in welchem erſtere ſo viel Großes verſprochen und ſo wenig geleiſtet hatten; und wenn auch die Verbündeten Heſſen zu räumen gezwungen wurden: ſo widerſtanden ſie doch übrigens allen weitern Fortſchritten einer weit überlegenen Macht, durch das kluge und tapfere Benehmen ihres Heerführers.

Wenn indeß Herzog Ferdinand in dieſem Feldzuge minder groß erſcheint, als in dem von 1759: ſo waren ihm auch in letzterm die Umſtände günſtiger, als in dem jetzigen. Damals eroberte er, durch die einzige Schlacht bei Minden, das ſchon verlohrne Heſſen wieder; damals begünſtigte Contades Betragen und die Eiferſucht ſeines Unterfeldherrn ſeine Operationen; gegenwärtig aber hatte die franzöſiſche Armee endlich einmal einen Heerführer bekommen, der ſeinem Geſchäfte gewachſen war, der die Kriegszucht wieder belebte, gute Einrichtungen traf, und ſich dadurch das Vertrauen der Armee erwarb. Ein ſolcher Mann, an der Spitze von 150,000 Streitern, konnte daher ſeine Ueberlegenheit nützen; und er würde noch mehr Vortheile erlangt haben, wäre er nicht aus Eiferſucht, daß Graf St. Germain, ein Nebenbuhler ſeines Ruhms, nach der Ab=

ſicht des Kriegsdepartements, eine abgeſonderte Armee am Niederrhein befehligte, auf den unzeitigen Gedanken gerathen, auch dieſe an ſich zu ziehen, um durch Heſſen ins Hannöveriſche zu dringen, was er ſchon ſo oft vergebens verſucht hatte. Hierzu vermochte ihn diesmal wohl nur die Eitelkeit, die ganze franzöſiſche Macht allein anzuführen; er raubte jedoch dadurch dem Staate einen verdienſtvollen General, ſetzte die große Armee in dem ausgezehrten Heſſen dem Mangel aus, und verfehlte am Ende ſeinen Endzweck noch. Dem Herzoge muß man dagegen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß, wenn gewiſſe Vorfälle ihn hinderten, die Franzoſen von dem Uebergange über die Ohm abzuhalten, er hingegen durch das Treffen bei Warburg und die Art, wie er, ohne mit der Armee über die Weſer zu gehen, Broglio's Abſichten auf die hannöveriſchen Länder vereitelte, ſich vielem Ruhm erwarb. Daß die Unternehmung auf Weſel nicht glückte, konnte unter den angeführten Umſtänden nicht anders ſeyn; niemand war indeß bei dieſer Gelegenheit mehr zu bedauern, als der Erbprinz, der durch das Mißglücken derſelben in den Augen des unkundigen Publikums ſeinen Ruhm aufs Spiel ſetzte, obgleich er, da er mit der feindlichen Uebermacht und den Elementen zugleich zu kämpfen hatte, ſich dennoch mit Ehren aus einem ſo mißlichen Handel zog, und ſeinen Gegner unthätig erhielt.

XIII.

Politiſche Verhältniſſe der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1761.

Fünf Jahre hatte dieſer Krieg zwiſchen den größten europäiſchen Mächten bereits gedauert, Hunderttauſende von Menſchen gekoſtet, und Millionen baar Geld verſchlungen, als die Nationen, welche nicht ſelten die Verwirrungen der Beherrſcher hart büßen müſſen, die mancherlei Laſten zu fühlen anfingen, die ſie ſo ſchwer drückten. Die Franzoſen, unter allen die aufgeklärteſte, waren die erſten, welche das Verderbliche, das unzweckmäßige eines Krieges einſahen, der gewiſſermaßen nur zum Vortheile des Hauſes Oeſtreich, des Erbfeindes Frankreichs, geführt wurde. Der Verluſt ſo vieler Beſitzungen in beiden Indien, die Zerſtörung des Handels und die faſt unerſchwinglichen Abgaben, die der Krieg ſowohl als die Verſchwendungen eines leidenſchaftlich prachtvollen Hofes erforderten, machten endlich, daß der vernünftige Theil der Nation den Frieden wünſchte, ja ſogar laut verlangte. So gerecht auch die Klagen waren, die man zu den Stufen des Thrones brachte; ſo ſtark auch die Farben waren, mit welchen man das Elend ſchilderte, ſo brachten doch die Kabalen der Höflinge und das ihnen ergebene Miniſterium es dahin, daß nicht ſehr darauf geachtet ward, theils weil man ſich einmal in einer Verbindung von Umſtänden befand, die ein einziger falſcher politiſcher Schritt

erzeugte, theils weil Privatleidenſchaften mit ins Spiel kamen*) Demungeachtet ſchien der gänzliche Verfall der Finanzen und die Vernichtung der Seemacht es nothwendig zu machen, wenigſtens auf Palliativmittel, zur Erhaltung des zerrütteten Staatskörpers, zu denken. So wie die vorigen Könige von Frankreich, wenn ſie ſich in bedrängten Umſtänden befanden, die Sprache einer ſcheinbaren Mäßigung gegen ihre Feinde anzunehmen pflegten, um ſich durch Intriguen Luft zu machen; eben ſo nahm auch jetzt das Cabinet zu Verſailles hierzu ſeine Zuflucht. Ludwig XV. trat mit einer Erklärung an ſeine Bundesgenoſſen hervor, worinn er ihnen friedlichere Geſinnungen anempfahl. „Da" — hieß es in derſelben — „Frankreich ſeit vier Jahren, „in Vereinigung mit ſeinen Alliirten, alle Kräfte angewendet habe, um den König von Preußen zu dem erſten „Urſprunge ſeines Hauſes wieder zurück zu bringen, ſolches aber dennoch nicht gelingen zu wollen ſcheine; der „langwierige Krieg nur dazu diene, die ſchönſten Provinzen Deutſchlands zu verwüſten, und man ſich außer

---

*) Friedrich II. der, wenn ſeine Waffen ruheten, eine Zerſtreuung in den Wiſſenſchaften ſuchte, unterhielt einen gelehrten Briefwechſel mit Voltaire, d'Alembert und andern großen Philoſophen. Der ihm ſo eigene Hang zur Poeſie, ſetzte alsdann nicht ſelten ſeine Muſe in Bewegung, und als Erſatz für alle von ſeinen Feinden ihm zugefügten Leiden, züchtigte er ſie mit der bitterſten Satyre So wie er einſt durch ein dergleichen gegen den moraliſchen Charakter der Kaiſerinn Eliſabeth gerichtetes Produkt, und durch ein gegen Maria Thereſia ſich erlaubtes beißendes Wortſpiel, dieſe noch mehr gegen ſich aufbrachte; eben ſo entflammte er jezt den Haß des franzöſiſchen Staatsminiſters Choiſeul, durch eine poetiſche Epiſtel an Voltaire, die dieſer ſchwach genung war, dem Miniſter mitzutheilen.

„Stande fühle, ferner die ungeheuern Kriegskoſten zu be„ſtreiten: ſo ſey es Zeit, jeder Abſicht auf Eroberungen und „Vergrößerungen zu entſagen, und auf einen annehmlichen „Frieden zu denken.“

Dieſe Erklärung ward von den verbündeten Mächten eben ſo verſchieden aufgenommen, als ihre Staatsverhältniſſe Einfluß auf ihre Geſinnung hatten. Die faſt täglich zunehmende körperliche Schwäche der Kaiſerinn von Rußland hatte ſie gewiſſermaßen gegen alle Geſchäfte gleichgültig gemacht. Ein Menſch, der ſeinen Tod herannahen ſieht, wird gemeiniglich auf gewiſſe Weiſe fühllos gegen das was ſonſt ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelte. Wahrſcheinlich würde alſo die kränkelnde Eliſabeth ſich einem Friedensſchluſſe nicht ſonderlich widerſetzt haben, wäre ſie in ihrem jetzigen Zuſtande nicht noch nachgiebiger gegen ihre verkauften Günſtlinge und Rathgeber geweſen, und hätte ſie ſich nicht durch dieſe überreden laſſen, es ſey unter ihrer Würde, vom Kampfplatze eher abzutreten, als bis der Sturz Friedrichs II. vollendet ſeyn würde.

Der König von Pohlen wünſchte den Frieden ſehnlichſt. Die Zurückgabe ſeines Churfürſtenthums und eine Schadloshaltung für den erlittenen anſehnlichen Verluſt lagen ihm zu nahe am Herzen; allein er war jetzt ein zu unbedeutendes Mitglied des großen Bundes, als daß ſeine Stimme hätte von Gewicht ſeyn können; er mußte es ſich alſo ſchon gefallen laſſen, was ſeine mächtigeren Bundesgenoſſen zu beſchließen für gut fanden.

In Schweden hatte die franzöſiſche Erklärung mehr Eindruck gemacht. Abſichtlich war ſolche in ungleich ſtärkeren Ausdrücken der Mäßigung abgefaßt. Auf dem letzten Reichstage war die Parthei der Stände von der königlichen

heftig angegriffen und beſchuldigt worden, dieſen Krieg angezettelt und dadurch das Vaterland ins Verderben geſtürzt zu haben. Die friedfertigen Geſinnungen, mit welchen die franzöſiſche Erklärung prangte, konnten alſo ihren Endzweck nicht verfehlen. Sie dienten dazu, die unruhigen Köpfe zu beſänftigen, die von der Hofparthei aufgeſtellten Beweisgründe zu entkräfen, und diejenigen, welche der Hof zu Verſailles im Senat von Stockholm beſoldete, zu unterſtützen. Wenn indeß die übrigen Bundesgenoſſen den Krieg fortzuſetzen Willens waren, ſo ward auch Schweden mit dem Strome fortgeriſſen.

Schmerzlicher traf Ludwigs XV. Erklärung den Wiener Hof. Maria Thereſia, die Seele der großen Fehde, genoß zu viele Vortheile dadurch, daß der größte Theil von Europa es ſich angelegen ſeyn ließ, zur Ausführung ihres Lieblingsplanes, die Vernichtung des Königs von Preußen, mitzuwirken. Sie wünſchte daher eher keinen Frieden einzugehn, als bis ihr Endzweck, den ſie immer noch zu erreichen glaubte, erfüllt ſeyn würde. Zwar ſchien die Quelle des baaren Geldes zu verſiegen, indem die Schuldenlaſt ſich vergrößerte; allein bei Lebzeiten der Kaiſerinn Eliſabeth war noch auf Rußlands Beiſtand zu rechnen; ja, da der nicht zweideutige Charakter ihres Nachfolgers eine Veränderung in dem bisherigen Staatsſyſteme vorausſetzen ließ, ſo rieth die Klugheit, die Kräfte dieſes Alliirten noch ſo lange als möglich zu nutzen. Konnte man ferner Frankreich noch einmal zu dem großen Bunde zurückbringen, ſo hoffte die Kaiſerinn-Königinn, mit Hülfe der franzöſiſchen Subſidien, ingleichen des eigenen Kupfer- und Papiergeldes, noch ein paar Jahre auszuhalten, beſonders da ihre Armeen eben ſo zahlreich und an Mannſchaft ge-

wiſſermaßen auserleſener ins Feld rücken ſollten. Um inzwiſchen das Cabinet von Verſailles nicht gerade vor den Kopf zu ſtoßen, nahm ſie gleichfalls den Schein der Mäßigung an, und ſchlug zu den zu eröffnenden Unterhandlungen einen Kongreß zu Augsburg vor, jedoch mit dem feſten Vorſatze: die Negociationen nach ihrem Gefallen in die Länge zu ziehn, und während dem den Krieg mit Nachdruck fortzuſetzen.

Fürſt Gallizin, ruſſiſcher Bothſchafter am Hofe zu London, erhielt den Auftrag, beiden Königen, von Preußen und von Großbritannien, dieſen Kongreß in Vorſchlag zu bringen, und beide waren dazu um ſo bereitwilliger, da ſie ſchon im vorigen Jahre, obgleich vergeblich, darauf angetragen hatten. Dieſer zum Glücke ſo vieler Nationen abzielende Vorſatz war indeß noch lange nicht reif genug; Nebenumſtände verzögerten denſelben, und vereitelten ihn endlich ganz. Dem Cabinette zu Verſailles war es kein rechter Ernſt, den Krieg zu endigen. Unter der friedfertigen Außenſeite verbarg es tiefer liegende Abſichten. Durch die ungeheuern Zurüſtungen, welche die Engländer zur See machten, erſchreckt, und in Hoffnung, Spanien mit in den Krieg zu verwickeln, war es nur darauf bedacht, das brittiſche Parliament hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, ſeine zerrüttete Seemacht zu ergänzen und ſeinen Kolonien neue Feſtigkeit zu geben. Die Gelegenheit ſchien dazu günſtig. Georg II. hatte ſein ruhmvolles Leben geendigt, und ſein kaum volljähriger Enkel hatte, unter dem Namen Georg III. nach ihm den Thron beſtiegen. Man kannte den Einfluß, den Lord Bute, ſein ehemaliger Oberhofmeiſter, auf ihn hatte; man wußte, daß die Britten des Krieges, beſonders des auf dem feſten Lande, überdrüſſig waren, und ſo hoffte

Frankreich ſeine geheimen Abſichten zu erreichen, wenn es erſterem Gelegenheit verſchaffte, ſich bei der Nation durch Friedensunterhandlungen beliebt zu machen. Es bot daher England einen Waffenſtillſtand auf die Dauer des Kongreſſes an, um, wie es hieß, mit mehrerer Muße an dem Friedensſchluſſe arbeiten zu können. Doch diesmal ſcheiterte die franzöſiſche Liſt an der engliſchen Kaltblütigkeit. Noch hatte der edele Pitt das Staatsruder in Händen, noch war er der Abgott der Britten, die unter ſeiner Leitung die Eroberung von Canada vollendet und den franzöſiſchen Handel zerſtört hatten. Die erforderlichen Summen zur Fortſetzung des Krieges waren bewilligt, die Geſchwader im beſten Zuſtande, um die bereits errungene Oberherrſchaft auf den Meeren zu behaupten. Nach einigen Debatten im Parliamente brachte er es alſo dahin, daß die Abſendung einer Geſandtſchaft zum Kongreß bewilligt, der verlangte Waffenſtillſtand aber abgeſchlagen ward.

Der König von Preußen kannte die Denkungsart ſeiner Feinde zu gut, als daß er nicht ſeine politiſchen Maßregeln darnach hätte nehmen ſollen. Oeſtreich und Rußland traute er noch zu wenig Neigung zum Frieden zu, und Frankreichs gemäßigte Anträge ſchienen ihm mehr auf einen Separatfrieden mit England zu zielen, als auf einen allgemeinen. So ſehnlich er aber dieſen wünſchte, eben ſo wenig konnte er ſich jenem widerſetzen. Das rathſamſte ſchien ihm alſo, zwar Geſandte zum Kongreß zu ernennen, ihnen jedoch keine eigentliche Vollmacht zur Abſchließung eines Friedens zu ertheilen; dagegen aber dieſen Frieden in London ernſtlicher, und unter den beſtmöglichſten mit Frankreich einzugehenden Bedingungen zu betreiben. Die Zurückgabe der von den Franzoſen eroberten königlichen Provinzen am

Rhein; die fernere Zahlung der ihm vom brittiſchen Parlamente bewilligten Subſidien, ſo wie eine Unterſtützung von Hülfsvölkern, um Preußens übrigen Feinde zu friedlicheren Geſinnungen zu bewegen, wurden, im Fall ein Separatfrieden zu Stande kommen könnte, als weſentliche Bedingungen deſſelben, mit dem engliſchen Miniſterium verabredet; auch beſchloß man, keinem Geſandten des Kaiſers den Zutritt zum Kongreß zu verſtatten, weil der bisherige Krieg nicht mit dem Oberhaupte des Reichs, ſondern mit der Kaiſerinn-Königinn geführt wurde. Dieſe ſonderbare Bedingung erregte im Churfürſten-Collegio und noch mehr im Fürſtenrathe große Bewegungen; die Mehrheit gab indeß darin nach, daß vom Kaiſer bloß eine Vollmacht ertheilt, übrigens aber der Weſtphäliſche Friede zum Grunde gelegt werden ſollte. Dagegen erlaubte man ſich aber auch, dem Könige von Preußen manche harte Bedingungen vorzulegen, die eher einer neuen Kriegserklärung als einer Einleitung zum Frieden glichen. Mit vielem Pomp ſchickten ſich die Geſandten der intereſſirten Höfe an, zum Friedenskongreß abzugehen; allein die vielen Widerſprüche erregten Gährungen, und zur größten Freude des Hauſes Oeſtreich zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, als der Kongreß kaum ſeinen Anfang genommen hatte.

Friedrich II. blieb alſo nichts übrig, als ſich abermals mit Standhaftigkeit zu waffnen, und alle ihm noch zu Gebote ſtehenden Kräfte anzuſtrengen, um ſeinen erbitterten Feinden die Spitze zu bieten. Die Vortheile, die er am Schluſſe des vorigen Feldzuges durch die Schlacht bei Torgau errungen hatte, waren nicht ſo bedeutend, daß ſich das Uebergewicht ganz auf ſeine Seite geneigt haben ſollte. Groß waren die Opfer geweſen, die er dem endlich wiederkehrenden

Glücke dargebracht hatte; die Mittel, ſo manche entſtandene Lücken wieder auszufüllen, waren ihm nur kärglich zugemeſſen, und es erforderte alſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit, ſich mit einer ungleich geringern Macht auf einer ſo weit ausgedehnten Vertheidigungslinie zu erhalten. Noch war England ſein einziger Alliirter; denn, wenn gleich es ſeinem Geſandten zu Conſtantinopel endlich gelungen war, eine Audienz beim Großvizier zu erhalten, und der ſchon lange unterhandelten Verbindung mit der Pforte etwas mehr Feſtigkeit zu geben; ſo war ſie doch noch nicht zu einer förmlichen Allianz gediehen. Bloß die Freiheit, nach Umſtänden ihre Vereinigung noch enger zu knüpfen, hatten beide Theile ſich vorbehalten; und ſo angelegentlich auch der König von Preußen dies wünſchte, ſo konnte er es doch nicht vom Divan erhalten. Demungeachtet machte dies ſcheinbare Bündniß, das Rußland und Oeſtreich vielleicht von einem größern Umfange glaubten, auf die beiden Kaiſerhöfe einigen Eindruck; dieſer verſchwand aber, ſobald man ſah, daß die Türken keine Zurüſtungen machten.

Deſto lebhafter wurden dieſe vom Wiener Hofe und deſſen Bundesgenoſſen betrieben, auch ein gemeinſchaftlicher weit umfaſſender Operationsplan entworfen. Frankreich ſtellte gegen die Alliirten zwei Armeen auf, deren eine unter dem Befehl des Prinzen von Soubiſe am Niederrhein, die andre unter Anführung des Herzogs von Broglio am Main zuſammengezogen wurde. Erſtere, welche aus 110,000 Mann beſtand, war beſtimmt, Münſter und die übrigen kleinen Feſtungen zu erobern, die Herzog Ferdinand in Weſtphalen beſetzt hielt; das zweite hingegen, 45,000 Mann ſtark, ſollte über Göttingen in die hannöveriſchen Länder zu dringen ſuchen, und die Reichsarmee war be-

ſtimmt, dieſes Vorhaben zu erleichtern. Letztere überwinterte in Franken, und ſollte ſich längs der Saale hin bewegen. Feldmarſchall Butturlin wählte die Ufer der Warthe und Poſen zu ſeinem Hauptpoſten, um von hier aus, im Einverſtändniſſe mit dem General Laudon, in Schleſien einen Belagerungskrieg zu führen, während, von der ruſſiſchen und ſchwediſchen Flotte unterſtützt, General Romanzow Kolberg erobern ſollte. Feldmarſchall Daun übernahm dagegen die Anführung der großen öſtreichiſchen Armee in Sachſen, um hier, im Mittelpunkte der Operationslinie, allen entſcheidenden Vorfällen das nöthige Gewicht zu geben.

Gegen dieſe koloſſalen Zurüſtungen und deren bedenkliche Folgen konnte der König von Preußen und die Armee der Verbündeten nur mit eben ſo viel Vorſicht als Kunſt zu Werke gehn, und in Erwartung der Ereigniſſe proviſoriſche Vorkehrungen treffen. Herzog Ferdinand übertrug es daher dem Erbprinzen, das Münſteriſche gegen die Angriffe des Prinzen von Soubiſe zu decken; er ſelbſt concentrirte aber ſein Heer bei Paderborn. Von hier aus konnte er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, dem Erbprinzen die Hand bieten, oder den Herzog von Broglio in den Rücken faſſen, falls dieſer es wagen ſollte, über die Weſer zu gehn, um die Eroberung des Churfürſtenthums Hannover zu verſuchen. Friedrich II. hingegen übertrug die Vertheidigung von Sachſen dem Prinzen Heinrich, ſeinem Bruder, die von Schleſien aber übernahm er ſelbſt. Zur Beobachtung der Ruſſen ſtellte er den General Goltz mit 12,000 Mann bei Glogau auf, und der Prinz von Würtemberg, der ſeine Winterquartiere im Mecklenburgiſchen hatte, ward beſtimmt, ein Lager bei Kolberg zu beziehen, welches man mit möglichſter Kunſt und Betriebſamkeit verſchanzte.

So waren vorläufig die verſchiedenen Entwürfe beſchaffen, welche die kriegführenden Mächte zum Angriff oder zur Vertheidigung machten. Aus den folgenden Abſchnitten wird der geneigte Leſer erſehen, in wie fern dieſelben befolgt, abgeändert, glücklich ausgeführt oder vereitelt worden ſind, indem wir uns bemühen werden, ihm die Urſachen und Wirkungen aller Operationen unpartheiiſch darzuſtellen.

XIV.

Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig gegen die Franzoſen, im Jahre 1761.

Am Schluſſe des vorjährigen Feldzuges hatte der Herzog von Broglio ſeine Winterquartiere dergeſtalt genommen, daß er den größten Theil ſeiner Armee zwiſchen der Fulda und Werra verlegt, ſich links bis an die Sieg, rechts aber über Mühlhauſen, Langenſalza und Gotha ausgedehnt hatte, um hier bis an die Quartiere der Reichsarmee, die bei Erfurth anfingen und bis ins Voigtland reichten, anzuſchließen. Der Schlüſſel zu dieſer Winterpoſtirung war Göttingen. Mit der größten Kunſt war es befeſtigt worden, und ein erfahrner Feldherr, der Graf von Vaux, befehligte daſelbſt eine Beſatzung von 5000 Mann. Auf die Dauer des Winters war dieſe Stadt zwar mit Mehl verſehen, allein bei Eröffnung des Feldzuges konnte ſie unvermuthet eingeſchloſſen werden, und dann waren weder die neuen Feſtungswerke noch die ſtarke Beſatzung vermögend, zweien Feinden zu-

gleich — den Alliirten und dem Hunger — lange zu trotzen. Die längere Verproviantirung dieſes Platzes war alſo eben ſo nothwendig, als es erheblich ſchien, Mittel auszudenken, dieſe Unternehmung im Angeſichte des Feindes, der das Eichsfeld beſetzt hielt, glücklich auszuführen. Duderſtadt und Worbis lagen in der Kette ſeiner Poſtirung, und von dieſen beiden Punkten aus konnte dieſe Unternehmung ſehr beunruhigt werden. Broglio glaubte alſo zuvörderſt die Alliirten daraus vertreiben zu müſſen, und beſtimmte dazu ein Corps von 8000 Mann, deſſen Anführung er ſeinem Bruder anvertraute; die ganze Expedition ſcheiterte aber, weil Broglio zu wenig Werth auf das in ſolchen Fällen höchſt nöthige Geheimniß legte. Die feindlichen Generale Luckner und Mannsbach erhielten Nachricht von ſeinem Anzuge. Schnell verließen ſie ihre Poſten, zogen Verſtärkung an ſich, und zwangen die vorgerückten Franzoſen zum Rückzuge.

Nach dieſem mißlungenen Streiche war der Herzog darauf bedacht, ſein Vorhaben auf eine zweckmäßigere Art auszuführen, und dieſe Unternehmung, die mit ungleich mehr Kunſt veranſtaltet wurde, glückte dergeſtalt, daß die Beſatzung von Göttingen einen Mehlvorrath von 5000 Säcken, die auf Pferden dahin gebracht wurden, erhielt. Doch ein Gegenſtand von noch größerer Wichtigkeit ſetzte den franzöſiſchen Heerführer mehr in Sorge. In einer Gegend, welche ſo viele Jahre die Laſt des Krieges getragen hatte, ward es ihm ſehr beſchwerlich, die nöthigen Vorräthe zur Verpflegung ſeiner Armee anzuſchaffen. Von der Unſtrut bis an die Sieg herrſchte ein gänzlicher Mangel an Allem, ja es fehlte ſogar an Zugvieh zum Transport der Lebensmittel und des Futters. Thüringen auf der einen, das Herzog-

thum Weſtphalen und die Grafſchaft Mark auf der andern Seite, waren noch die Provinzen, aus denen man dergleichen ziehn konnte, da ſie verhältnißmäßig weniger dem allgemeinen Elende ausgeſezt geweſen waren. Allein in jenen ſtand ein Corps Preußen, in dieſen eine Abtheilung der Verbündeten; beide waren jedoch nur ſchwach, ihre Vertreibung ſchien leicht, und Broglio beſchloß einen Verſuch zu machen, ſeine Magazine mit den Produkten dieſer Provinzen zu füllen. Graf Stainville erihelt den Auftrag, den preußiſchen Obriſten Löllhöfel aus ſeiner Poſtirung unweit Nordhauſen zu vertreiben, der Ritter Maupeau aber gegen die Quartiere des rechten Flügels der Alliirten an der Lippe vorzurücken. Der Zug des Generals Stainville ward durch das Glück begünſtigt. Er überfiel die Preußen, die bei dieſer Gelegenheit 500 Mann einbüßten, drückte ſolche bis Kelbra zurück, und zog ſich, mit einer ziemlichen Quantität Lebensmittel und Futter verſehn, in ſeine Quartiere zurück. Maupeau hingegen traf den hannöveriſchen General Bock in Verfaſſung, ihn zu empfangen, und gab ſein Vorhaben auf.

Dieſe in der rauheſten Jahreszeit (im Januar) unternommenen Neckereien dienten zu weiter nichts, als die Alliirten und die Preußen anzureizen, das Recht der Wiedervergeltung auszuüben, und die Truppen, die einer Erholung ſo ſehr bedurften, manchen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Beſonders ward Friedrich II. die zu nahe Nachbarſchaft der Franzoſen in Thüringen um ſo läſtiger, da er die Gränzen von Sachſen nur durch eine geringe Poſtenkette zu vertheidigen im Stande war. In Verbindung mit der Reichsarmee konnten ſie in dieſem Lande zu weit vordringen, und er daher gezwungen werden, zum Nachtheile ſeiner Unter-

nehmungen

nehmungen in Schleſien, in Sachſen eine ſtärkere Armee zu laſſen, als er es für nöthig erachtete. Er, der ſchon mehrmals das bei allzugroßer Uebermacht der Gegner wirkſamſte Mittel für den Schwächern — einen Theil ſeiner Feinde ſo ſchnell als möglich außer Stand zu ſ tzen, im bevorſtehenden Feldzuge thätig zu ſeyn, um unterdeſſen einen andern zu bekämpfen — in Ausübung gebracht hatte, wählte ſolches auch jezt. Hatte ſonſt dies Loos bald die Reichsarmee, bald die Ruſſen, bald die Oeſtreicher getroffen, ſo ward es diesmal den Franzoſen zugedacht. Mit dem Herzoge Ferdinand verabredete er, dieſe in ihren ſo ausgedehnten Quartieren zu überfallen, und wo möglich bis über den Main zurückzudrücken. Zur Unterſtützung dieſer Unternehmung verſprach er ihm ein Corps von 4000 Mann, das bis an der Werra zu ſeiner Diſpoſition ſtehn ſollte.

In den erſten Tagen des Februars ſezten ſich die Alliirten und das Corps Preußen, unter dem General Syburg, in Bewegung. Der Erbprinz von Braunſchweig erhielt den Auftrag, das Centrum der feindlichen Quartiere in Heſſen zu durchbrechen, ſich der hin und wieder in unhaltbaren Städten befindlichen Magazine zu bemächtigen, oder ſolche zu zernichten, und ſodann die zwiſchen der Fulda und Werra überwinternden franzöſiſchen Regimenter vom Main und von Frankfurt abzuſchneiden. Zur Erleichterung und Sicherung dieſer Unternehmung wollte der Herzog Ferdinand mit dem Hauptcorps über die Dimel ſetzen, dann zwiſchen Caſſel und der Fulda eine Stellung nehmen, wodurch er die Aufmerkſamkeit des Herzogs von Broglio auf ſich zu ziehen, und ihn zu verhindern gedachte, den angegriffenen Quartieren zu Hülfe zu kommen. Das Corps des Generals Spörken ſollte hingegen, in Vereinigung

mit den Preußen, durch Thüringen in die Quartiere des franzöſiſchen rechten Flügels eindringen, und dieſen bis an die Fulda und Werra zurückwerfen.

Der Anfang dieſer künſtlichen Unternehmung war nicht günſtig. General Breitenbach fand bei Marpurg, der Erbprinz bei Fritzlar einen zu heftigen Widerſtand. Beide Verſuche ſcheiterten; Breitenbach ward dabei erſchoſſen, und die Alliirten mußten ſich etwas zurückziehn. Spörken, der von Duderſtadt aus ſich den feindlichen Quartieren an der Werra nähern wollte, fand ſolche durch ein Corps geſchützt, welches Broglio, unter Anführung des Marquis St. Pern, bis gegen Mühlhauſen hatte vorrücken laſſen, um die Abtheilungen des Generals Stainville, und der Sachſen unter dem Grafen Solms *), an ſich zu ziehen. Dies Corps ſchien ſich auf den Anhöhen von Eicherode behaupten zu wollen, und Spörken hielt es daher für das rathſamſte, wieder über die Unſtrut zurückzugehen, und die Ankunft des Generals Syburg zu erwarten.

Nicht ohne Grund hatte der Herzog von Broglio beſorgt, die Verbündeten würden auf dieſer Seite den ihnen kürzlich abgeſtatteten Beſuch erwiedern, daher hatte er auf die erhaltene Nachricht von ihrem Anzuge den Marquis St. Pern mit den franzöſiſchen Grenadieren dahin abgeſandt; ſobald aber Herzog Ferdinand über die Dimel ſetzte, klärte ſich deſſen Abſicht deutlicher auf. Jezt ſah Broglio ein, daß der Zug des Generals Spörken gewiſſermaßen nur ein Nebenwerk ſey, die Unternehmung des von dem größten

---

*) Dieſer befehligte das ſächſiſche Hülfscorps in Abweſenheit des Prinzen Xaver, der auch in der Folge unter dem Titel des Grafen von der Lauſitz vorkommt.

Theile der Armee unterſtützten Erbprinzen aber, die Zerſtörung ſeiner Magazine und den Beſitz von Heſſen zum Hauptaugenmerk habe; ein neuer Verſuch, den dieſer machte, Fritzlar zu erobern, ſchien dieſe Meinung zu beſtätigen. Schnell zog er ſeine Armee zuſammen, verſah Caſſel mit einer hinlänglichen Beſatzung, wählte mehr rückwärts eine Stellung, wodurch er die Alliirten am weitern Vorrücken zu hindern hoffte, und ertheilte zugleich St. Pern, Stainville und Solms den Befehl, ſich ungeſäumt über die Werra zurückzuziehn, um ſich an die Armee anzuſchließen. Unglücklicher Weiſe verſpätete ſich der Officier, der letzterem dieſen Befehl überbringen ſollte, und die bei Langenſalza ſtehenden, durch den ſchnellen Abmarſch der Franzoſen ihrem Schickſale überlaſſenen Sachſen wurden durch die Generale Spörken und Syburg ſo ſehr mitgenommen, daß ſie, einer tapfern Gegenwehr ungeachtet, über 2000 Mann einbüßten, ehe ſie ſich in Sicherheit ſetzen konnten.

Die Nachrichten von dem unglücklichen Treffen bei Langenſalza, von dem weitern Vordringen des Spörkenſchen Corps, von der Eroberung von Fritzlar, und dem darauf erfolgten Marſch des Erbprinzen nach der Schwalm, trafen den Herzog von Broglio Schlag auf Schlag. Jetzt konnte ſeine Stellung bei Melſungen das nicht mehr leiſten, was er ſich davon verſprach. Seine rückwärts belegenen Magazine, beſonders das zu Hirſchfeld, waren ohne Schutz, ja die aus Thüringen vertriebenen Corps liefen Gefahr, vom Main abgeſchnitten zu werden. Eiligſt verſammelte er ſeine Armee bei Hirſchfeld; beim weitern Vordringen der Alliirten zog er nach Fulda, und endlich wählte er den Poſten bei Bergen, unweit Frankfurt, den er im Jahre 1759

bei einer ähnlichen Unternehmung des Herzogs Ferdinand ſo rühmlich behauptet hatte.

Durch dieſen eilfertigen Rückzug gingen indeß verſchiedene ſeiner größern und kleinern Magazine verlohren, und die Vortheile der Verbündeten würden ungleich wichtiger geweſen ſeyn, wären ihre Operationen nicht durch die rauhe Witterung, durch ſchlechte Wege, und durch Mangel an den höchſtnöthigen Lebensmitteln unendlich verzögert worden. Zwar hatten ſie Heſſen wieder im Beſitz; allein die in ihrem Rücken gelaſſenen Feſtungen Caſſel, Marpurg und Ziegenhayn waren noch in franzöſiſchen Händen. Wollte man ſich in dieſem Lande behaupten, ſo mußten ſolche erobert werden; ſie zu belagern war aber gegenwärtig die ungünſtigſte Jahreszeit. Die Eröffnung der Laufgräben, die Herbeiſchaffung des Geſchützes waren den größten Schwierigkeiten unterworfen, und die Belagerungen konnten nicht füglich gedeckt werden, weil es unmöglich war, die Armee ein Lager beziehen zu laſſen, eingeſchränkte Kantonirungen aber keine ſchickliche Stellungen gewährten, um dem ſich täglich verſtärkenden Feinde den Entſatz zu erſchweren. Dennoch verſuchte es der Herzog Ferdinand, dieſe drei Feſtungen zugleich zu belagern, aber — mit wenigem Glücke. Die Kommandanten in denſelben vertheidigten ſie mit Einſicht, mit Entſchloſſenheit, und hinderten die Arbeiten der Verbündeten um ſo leichter, da dieſe ſchon mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Gleich bei den erſten Bewegungen, welche die Alliirten gegen Heſſen machten, hatte Broglio von der Armee am Niederrhein eine Verſtärkung von 12 bis 15,000 Mann verlangt. Du Muy war ihr Anführer, und kaum war derſelbe unweit Königſtein angelangt, als der franzöſiſche Heerführer

ſogleich wieder von der Vertheidigung zum Angriff überging. Seine Armee ſetzte ſich in drei Kolonnen in Bewegung: zwei derſelben ſollten die Flanken der Verbündeten umgehen, die dritte aber gegen ihre Mitte vorrücken. Jezt traf nun die Reihe zum Rückzuge den Herzog Ferdinand. Ohne den Beſitz der Feſtungen war es nicht in ſeiner Gewalt, Heſſen zu behaupten, und die Schwierigkeit, dieſelben zu erobern, ward dadurch noch vermehrt, daß der Feind ihn auf allen Seiten drängte. Die Belagerungen wurden alſo in der Maſſe aufgehoben, wie ſich die Armee über die Ohm, die Lahn, die Eder und die Dimel zurückzog. Bei dieſer Gelegenheit fielen manche Gefechte vor, die gröſtentheils zum Vortheil der Franzoſen ausſchlugen. Eins der ernſthafteſten war bei Alzenhayn, wo der Erbprinz gewiſſermaßen überfallen ward, und vielleicht würde abgeſchnitten worden ſeyn, wäre nicht General Luckner noch zu ſeiner Unterſtützung eingetroffen; dies Gefecht koſtete ihm indeß über 2000 Mann und 10 Kanonen.

Sobald Herzog Ferdinand ſeine Armee über die Dimel zurückgeführt hatte, bezog er ſeine ehemaligen Winterquartiere wieder, und beendigte hiermit eine Unternehmung, von der man ſich ſo viel verſprochen hatte, gegen die ſich jedoch manches ſagen ließe. Wir wollen nicht unterſuchen, wer eigentlich den Plan dazu entwarf; wahrſcheinlich iſt derſelbe aber weniger dem Herzoge Ferdinand, als dem fremden Einfluſſe zuzuſchreiben, der zuweilen ſeine Operationen leitete. Sey es daher — was einige behaupten wollen — daß Friedrich II. dem die Nachbarſchaft der Franzoſen in Thüringen nicht anſtand, mit dazu gerathen haben ſollte, die zu weit ausgedehnten feindlichen Quartiere zu durchbrechen, ſo war zwar der Verſuch, dieſen Fehler zu benutzen,

nicht zu tadeln; allein ſo gut auch der Plan dazu angelegt, ſo treflich er auch ausgeführt ward, ſo durften die Alliirten ſich doch der Eroberung von Heſſen nicht ſchmeicheln, da ſie in dieſem Winterfeldzuge ſich ſeiner Feſtungen zu bemeiſtern gar keine Ausſicht, auch einen ungleich einſichtsvollern, thätigern Heerführer gegen ſich hatten, als Graf Clermont war. Man kann daher behaupten, daß es rathſamer geweſen ſeyn würde, ſich gleich wieder zurückzuziehn, ſobald Broglio ſeine Quartiere in Sicherheit gebracht hatte, und die Armee bis an die Ohm gelangt war. Die Vortheile, die bis dahin die Zerſtörung mancher Magazine den Verbündeten gewährte, konnten die Koſten der weiter vorwärts geführten und daſelbſt verunglückten Expedition nicht aufwiegen. Hätte übrigens, was doch die Jahreszeit gewiſſermaßen unmöglich machte, Herzog Ferdinand das nicht ſo leicht zu erwartende Glück haben können, wenigſtens Caſſel zu erobern und dort ein Magazin anzulegen; ſo würde ſein Ruhm eben ſo erhoben worden ſeyn, als ihm das Mißlingen ſeines Zuges Vorwürfe, beſonders von der brittiſchen Nation, zuzog, die den Krieg in Dtutſchlaud nicht mehr nach ihrem Geſchmacke fand.

Nach dieſen Vorfällen beunruhigten ſich beide Armeen nicht ferner, und jeder Theil war nur darauf bedacht, ſich zum bevorſtehenden Feldzuge möglichſt zu rüſten. Nach dem im franzöſiſchen Kriegsdepartement entworfenen Operationsplane ſollte die am Niederheine ſich zuſammenziehende Armee ſchon in den erſten Tagen des Mai's ſich in Bewegung ſetzen. Schon hatte der Prinz von Soubiſe Paris verlaſſen, um mit dem Herzoge von Broglio zu Frankfurt die nöthigen Verabredungen zu nehmen; allein es fehlte noch an vielen Erforderniſſen, um die Befehle des Hofes pünktlich in Erfüllung

zu bringen. Der Stoß, den die Armee in Heſſen erlitten hatte, war noch zu fühlbar, als daß ſie im Stande geweſen wäre, ſogleich wieder thätig zu werden; ſelbſt die am Niederrheine war noch nicht vollzählig, und es fehlte ihr noch an manchen Artikeln, deren ein Heer bedarf, um mit Nachdruck zu handeln. Soubiſe und Broglio, die nach dem Willen des Hofes ihre Operationen gemeinſchaftlich verabreden ſollten, ſahen die Unmöglichkeit ein, vor Ende des Junius thätig ſeyn zu können; beide machten dieſerhalb Vorſtellungen, und erhielten den verlangten Aufſchub, da Soubiſe mit dürren Worten erklärte: Ich bin nicht im Stande, das auszurichten, was man mir aufgetragen hat. Nur gezwungen willigte Choiſeul in das Verlangen ſeiner Feldherren; denn er ſchrieb damals an ſeinen Vertrauten, Bourcet: „Nun mein Plan nicht, wie ich ihn entworfen „habe, ausgeführt wird, ſehe ich ein, daß Soubiſens Ar„mee vor Ende des Junius nicht vom Rhein abrücken, und „alſo der ganze Feldzug verpfuſcht ſeyn wird.“ Man muß die Scharfſichtigkeit dieſes Kriegsminiſters bewundern, der, um den damals noch nicht aufgehobenen Kongreſſe mehr Gewicht zu geben, eine frühe und thätige Eröffnung des Feldzuges für höchſt nothwendig hielt.

So vorſichtig indeß das franzöſiſche Kriegsdepartement bei der Wahl ſeiner Heerführer und dem ihnen zur Pflicht gemachten Benehmen gehandelt zu haben glaubte, ſo nachgebend es ſich auch bewies; ſo zerſtöhrten doch Leidenſchaften die ſo ſehr anempfohlne Einigkeit in den Operationen. Man hatte es nicht für rathſam gehalten, ein Heer von 160,000 Mann, das zugleich theilweiſe handeln ſollte, Einem Anführer anzuvertrauen, und hatte daher, um nicht einen oder den andern der beiden erwählten Feldherren vor den Kopf zu

ſtoßen, die Sache dahin eingeleitet, daß jeder eine beſondre Armee befehligen, beide indeß ihre Unternehmungen im Einverſtändniſſe mit einander ausführen ſollten. Man war in der Pünktlichkeit ſogar ſo weit gegangen, daß man einem jeden derſelben die Gränzen anwies, in welchen nur ſeine Befehle gelten ſollten. Dieſe nicht immer anwendbare, oft gefährliche Maßregel, verfehlte auch hier ihre Abſicht; denn ſo zweckmäßig man auch ſolche für die franzöſiſchen Angelegenheiten ausgedacht zu haben wähnte, ſo ward ſie doch gerade der Grund, warum der entworfene Operationsplan nicht zur glücklichen Ausführung gedieh. Hätte Ludwig XV. ſich, wie Friedrich II. ſelbſt an die Spitze ſeiner Heere ſtellen, und, ſo wie dieſer, die Rollen allein austheilen mögen, ſo hättte der gegenwärtige Feldzug entſcheidend werden können; allein welche Einigkeit war wohl von zwei Feldherren zu erwarten, die nicht abgeneigt waren, ſich gerade entgegen zu arbeiten, in der Ueberzeugung, dadurch allen Ruhm für ſich ſelbſt einzuernten?

Stolz war ein Hauptzug in dem Charakter des Prinzen von Soubiſe Bei vieler Tapferkeit und Uneigennützigkeit war er hartnäckig, eingebildet, hitzig, und obgleich voll weitausſehender Projekte, doch von zu eingeſchränkten Einſichten bei ihrer Ausführung. Seine Wuth, Armeen anzuführen, hatte zwar der Hof zu Verſailles, deſſen Liebling er war, begünſtigt; aber ſein ungeſchicktes Benehmen bei Roßbach hatte denſelben auch gezwungen, ihm den Oberbefehl wieder zu nehmen. Jezt ſtellte ihn die Kabale abermals an die Spitze eines großen Heeres, und gewährte ihm den Triumph, eben den General, dem er zwei Jahre früher hatte weichen müſſen, gewiſſermaßen unter ſeinem Befehle zu haben.

Allgemeine Eiferſucht war dagegen Broglio's herrſchende Leidenſchaft, und dieſe ließ ihn keinen Nebenbuhler von Verdienſt dulden. Sonſt war er ein guter Taktiker, unternehmend, wenn es ſeinen eigenen Ruhm galt, und unter den damaligen franzöſiſchen Generalen einer der beſten: nur ließ ſeine allzugroße Eigenliebe, zugleich aber eine gewiſſe Nachgiebigkeit gegen die Rathſchläge ſeines Bruders, ihn Fehler begehen, die nicht ſelten Einfluß auf das Ganze hatten. Ein Prozeß, den ihm die Schlacht bei Minden zuzog, ward zu ſeinem Vortheil entſchieden, weil Soubiſe nicht ſein Nebenbuhler und Contades unglücklich geweſen war. An der Spitze einer Armee, verminderte ſein Feldzug von 1760 den Ruhm des Siegers bei Bergen um vieles, und jezt glaubte man ihn beibehalten zu müſſen, weil man einmal beſchloſſen hatte, zwei Heerführer aufzuſtellen.

So waren die Helden beſchaffen, die gegenwärtig die Ehre der franzöſiſchen Waffen wieder herſtellen, und den Einfluß auf die Friedensunterhandlungen gründen ſollten. Sie entſprachen jedoch dieſem Endzwecke nicht; vielmehr gaben ſie durch ihre Uneinigkeit dem Herzoge Ferdinand Gelegenheit, allen feindlichen Verſuchen gehörig zu begegnen, und ſich gegen eine doppelt ſtärkere Macht zu erhalten.

Noch konnten die franzöſiſchen Heerführer ſich über die zu treffenden Einrichtungen nicht einigen, um ihre gemeinſchaftlichen Operationen, dem Befehle des Hofes gemäß, auszuführen; vielmehr verwickelten ſie ſich in eine Korreſpondenz, in welcher ſie ihre Gründe und Gegengründe mit möglichſter Sorgfalt aufſtellten. Prinz von Soubiſe wollte am linken Ufer der Lippe gegen Münſter vorrücken, Broglio hielt hingegen das rechte Ufer dieſes Fluſſes dazu für ſchicklicher. Dieſe Widerſprüche veranlaßten Berichte

nach Hofe, der leider gewahr ward, wie wenig Uebereinſtimmung in Abſicht der beſonderen Operationen einer jeden Armee, in Rückſicht auf die andre, herrſchte, und wie wenig zweckmäßige Verbindung ihrer Bewegungen zu erwarten ſey. Das Miniſterium ward daher ſelbſt unſchlüſſig, welche Befehle es ſeinen Feldherrn ertheilen ſollte; auch fielen dieſelben eben ſo ſchwankend aus, als die Vorſtellungen waren, auf welche ſie ſich gründeten. Die Vertreibung der Verbündeten aus Weſtphalen, die Eroberung von Münſter, Lippſtadt und Hameln, war gleichſam der Punkt, um welchen ſich alle Vorſchriften, wie in einem Kreiſe, drehten; keine war jedoch in Abſicht der Ausführung, beſtimmt genug, um nicht einer Zweideutigkeit unterworfen zu bleiben. Die Meinung des Prinzen von Soubiſe behielt indeß die Oberhand. Zufolge derſelben ſollte er mit ſeiner Armee bis Söſt vorrücken; Broglio hingegen mit der ſeinigen über die Dimel ſetzen, ſich ihm nähern, und nach Maßgabe der Umſtände ſich mit ihm vereinigen. Durch dieſe Veranſtaltung glaubte man den Herzog Ferdinand zu veranlaſſen, lieber Weſtphalen zu räumen als ſich der Gefahr auszuſetzen, von dem ganzen Gewichte der franzöſiſchen Macht erdrückt zu werden, und dann hoffte man die beabſichtigten Belagerungen mit mehr Sicherheit unternehmen zu können.

Der Wunsch des Hofes zu Verſailles, Weſtphalen zu erobern, war eben ſo ſehnlich, als es für den Herzog Ferdinand wichtig ſeyn mußte, ſich in dem Beſitz dieſer Provinz zu behaupten, weil davon das Schickſal der Armee der Verbündeten abhing. Wollte dieſe nicht gezwungen werden Weſtphalen zu räumen, und ſich bloß auf die Vertheidigung der hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Länder einſchränken, ſo mußte ſie auf Mittel denken, dieſer Verlegenheit

zeitig vorzubeugen. Herzog Ferdinand hatte nur 80,000 Mann, die er einer doppelt ſtärkern Macht entgegen ſtellen konnte. Zwar waren beide franzöſiſche Armeen einander nicht nahe genug gerückt, um auf einem Punkte gemeinſchaftlich zu wirken; ließ man ihnen aber die Freiheit ſich zu vereinigen, ſo konnte der davon zu erwartende heftige Stoß gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Dem Herzoge rieth daher die Klugheit, gleich bei ihren erſten Bewegungen, einer derſelben mit ſeiner ganzen Macht zu Leibe zu gehn, um wo möglich durch den Ausgang eines glücklichen Treffens die andere unthätig zu machen. Sobald alſo die feindliche Armee am Niederrhein bei Weſel und Düſſeldorf, die Broglioſche aber bei Caſſel zuſammengezogen wurde, verſammelte er die ſeinige bei Neuhaus, ſtellte den Erbprinzen bei Münſter, den General Spörken aber bei Warburg an der Dimel auf, und ſo erwartete er gelaſſen, wohin die Bewegungen der Franzoſen gehen würden.

Der Aufbruch der Soubiſeſchen Armee ward auch die Loſung, mit der ſeinigen vorzurücken, um ſie anzugreifen, ehe Broglio Zeit gewönne über die Dimel zu ſetzen und zu ihm zu ſtoßen. Wirklich kam ihr auch der Herzog zuvor, und nahm das Lager bei Werla früher, als Prinz Soubiſe, der das ſeinige noch zu Unna hatte. Der Vorſatz des Herzogs, ihn hier anzugreifen, ward nur durch die trefliche Stellung entkräftet, in der er den Feind antraf. Ein kühnes Manöver, welches er veranſtaltete, und wodurch er nach einem anhaltenden Marſch von 36 Stunden ſeine Armee unvermerkt in der Ebene von Dortmund in den Rücken der Franzoſen brachte, gelang ihm gleichfalls nicht völlig, weil bei den ſchlechten Wegen ſich ſeine Kolonnen verſpäteten. Allein dieſer gewagte Schritt ſetzte Soubiſe doch in Er-

ſtaunen, und veranlaßte ihn ſein Lager zu verlaſſen. Jetzt manövrirten beide Armeen gegeneinander, bis die Soubiſeſche eine Poſition bei Söſt, die der Alliirten aber die ihrige am Zuſammenfluſſe des Salzbachs mit der Aſſe nahm. Beide Läger waren ſo beſchaffen, daß keins der Heere es wagte, ſich durch einen unternommenen Angriff aus dem Vortheile zu geben.

Unterdeſſen war Broglio über die Dimel gegangen, und hatte das Corps des Generals Spörken zurückgedrängt. Sein auf Paderborn gerichteter Marſch hatte zur Abſicht, den Rücken des Herzogs Ferdinand zu bedrohen, und ihn dadurch zum Rückzuge über die Lippe zu veranlaſſen; da ſich dieſer aber nicht irre führen ließ, ſo vollendete er ſeine Vereinigung mit Soubiſe ohne Schwierigkeit. Beide Heerführer gingen nunmehr mit dem großen Gedanken um, der Armee der Verbündeten einen gewaltſamen Stoß zu verſetzen, der das Schickſal des Feldzuges auf einmal entſcheiden ſollte. Wahrſcheinlich würden ſie auch, durch die Mittel, die ſie dazu in Händen hatten, ihren Endzweck erreicht haben, wären ſie mit weniger Bedenklichkeit zu Werke gegangen, und hätte mehr Einigkeit unter ihnen geherrſcht; ſo aber ſtellten ſie zu viel Recognoscirungen an, wodurch ſie dem Feinde ihre Abſichten verriethen. Bei einer derſelben verwickelte ſich Broglio ſogar in ein unzeitiges Gefecht, in welchem um den Beſitz des Dorfes Villinghauſen mit außerordentlicher Hitze geſtritten ward, aus dem bald die Alliirten, bald die Franzoſen vertrieben wurden, bis die Nacht dem Streite ein Ende machte. Am folgenden Morgen erneuerte Herzog Ferdinand den Kampf, trieb die Franzoſen aus dem Dorfe, und zwang ſie, ſich mit einem Verluſt von 5000 Mann nach ihrem vorigen

Lager bei Auslingshauſen zurückzuziehen. Die Soubiſe-ſche Armee, die nur einen ſehr oberflächlichen Antheil am Gefechte genommen hatte, that ein gleiches, und ſo blieben beide Theile in den Poſitionen, die ſie vor dem Treffen gehabt hatten.

Wahrſcheinlich — wenigſtens nach einer ins Publikum gekommenen Schrift zu urtheilen*) — hatte Broglio dieſem unzeitigen Kampf in der Abſicht angefangen, um allein die Ehre zu genießen, die Verbündeten geſchlagen zu haben. Es war ganz gegen die mit Soubiſe genommene Abrede, daß an dieſem Tage der Angriff geſchehen ſollte; vielmehr war dieſe in der Nähe des Feindes unternommene Recognoscirung nur dazu angeſtellt, um die Angriffspunkte genauer zu beſtimmen. „Er hatte“ — ſagt der Verfaſſer der erwähnten Schrift — „das Gefecht zu hitzig angefangen, und bekam bald Urſache es zu bereuen, da er ſich genöthigt ſah, ſeinen Collegen um Beiſtand zu bitten. Der „Prinz Soubiſe, ſo ſehr ihn auch dieſer unerwartete Angriff überraſcht und aufgebracht hatte, war dennoch im „Begriff die Reſerve, unter dem Prinzen von Conde, „marſchiren zu laſſen, und ſelbſt alle Anſtalten zu treffen, „über die man für den folgenden Tag übereingekommen war; „allein er ward von dieſem edelmüthigen Entſchluß durch „die Generale Dumesnil und Voyer abwendig gemacht. „Sie ſtellten ihm vor: wenn er Theil an dem Gefechte „nähme und den Feind ſchlüge, ſo arbeite er für niemand „als für den Marſchall, auf den alle Ehre fallen würde, da „er das Gefecht zuerſt und allein angefangen habe; würde „aber der Marſchall geſchlagen, ſo könne man ihm ſeine

*) Galerie des aristocrates militaires etc. Article Soubise.

„Unthätigkeit nicht zum Verbrechen machen; hingegen würde „dann der ganze Tadel des mißlungenen Unternehmens den „Marſchall allein treffen, und ſeinen neidiſchen Charakter „in ſeiner ganzen Blöße zeigen: es ſey alſo auf alle Fälle „das vortheilhafteſte, ihn in der Verlegenheit zu laſſen.“ Dieſe treuloſen Rathſchläge blendeten den Prinzen, und er gab einen ruhigen Zuſchauer von Broglio's Niederlage ab, der ſich laut über dieſes Betragen beſchwerte. Sey es auch, daß der erwähnte Schriftſteller die hier entworfene Schilderung mit zu grellen Farben gezeichnet habe, ſo bleibt doch ſo viel gewiß, daß die Charaktere beider Feldherren zu ſehr contraſtirten, um nicht ihr gegenſeitiges ſonderbares Benehmen darauf gründen zu können. Selbſt Bourcet*) tadelt — obgleich in minder poſitiven Ausdrücken — das Verfahren beider Anführer der Franzoſen aus triftigen Gründen.

Das Gefecht bei Villingshauſen veränderte die Lage der Dinge ſehr. Die franzöſiſchen Heerführer, die ſchon eine große Wichtigkeit auf die Folgen ihre Vereinigung gelegt hatten, die von nichts geringerm als von der bevorſtehenden Niederlage der Verbündeten und von den Zurüſtungen zur Belagerung der weſtphäliſchen Feſtungen träumten, ſahen ſich durch dieſen erlittenen, obgleich geringen Stoß, gewiſſermaßen aus ihrem Gleichgewichte gedrückt. Beide warfen ſich ihre begangenen Fehler vor, beide ſuchten ihr Betragen bei Hofe zu rechtfertigen; das franzöſiſche Miniſterium urtheilte aber richtiger über das Vorgefallene. Der Herzog von Choiſeul machte beiden Feldherren die bitterſten Vorwürfe, und ertheilte ihnen den ſehr beſtimmten

*) Mémoires historiques etc. Tom. II. pag. 92.

Befehl des Königs, die Verbündeten nochmals anzugreifen, um nicht durch zeitverſplitternde Diverſionen den Feldzug ohne Nutzen in die Länge zu ziehen; dieſer Befehl war aber nicht mehr ausführbar, indem ſich beide Armeen ſchon getrennt hatten als er einlief.

In Rückſicht ihrer großen Uebermacht war der Verluſt, den die Franzoſen bei Villingshauſen erlitten hatten, von gar keiner Bedeutung. Herzog Ferdinand durfte es nicht füglich wagen, im Angeſicht eines ſo mächtigen Feindes ſeine behauptete vortheilhafte Stellung zu verlaſſen; blieben alſo beide Armeen vereinigt, ſo waren ſie im Stande, neue zweckmäßigere Verſuche zu machen. Allein über dieſen Punkt waren die Meinungen ihrer Feldherren eben ſo verſchieden, als ihre vorgefaßten Ideen über den vom Hofe entworfenen Operationsplan verſchieden blieben. Soubiſe wollte die ganze Macht bei Paderborn zuſammenziehen, und von dort aus gegen die Quellen der Lippe und Ems marſchiren; Broglio hingegen, der zur Vereinigung nur gezwungen die Hand geboten hatte, ſehnte ſich nach der Trennung. Er, der ſein Lieblingsſyſtem, durch eine Diverſion in die hannöveriſchen Lande, den Herzog Ferdinand über die Weſer zu locken, nicht aus den Augen ließ, beſtand mit vieler Entſchloſſenheit auf derſelben, und that daher ſeinem Kollegen den Vorſchlag: ſeine Armee mit 30,000 Mann zu verſtärken, mit dem Reſte des niederrheiniſchen Heeres aber die Verbündeten in ihrem Lager bei Hohenofer feſt zu halten, auch Heſſen zu ſichern, während er Bewegungen nach und jenſeits der Weſer machen würde.

Nach den Vorſchriften des Hofes war es zuläſſig, eine Armee auf Koſten der andern zu verſtärken, ſobald man eine Belagerung vorzunehmen geſonnen ſey; jedoch ſollte dies

nicht eher geſchehen, als bis der Feind aus dem Felde ge- ſchlagen und auf die Vertheidigung eingeſchränkt ſeyn würde. Obgleich nun dieſer Fall gegenwärtig nicht eintrat, vielmehr die Alliirten den Sieg davon getragen hatten, ſo ließ ſich doch Soubiſe dieſen Vorſchlag gefallen, ſandte die ver- langte Verſtärkung, unter Du Mu's Anführung, zur Broglioſchen Armee, und zog ſich mit der ſeinigen in die hinter der Ruhr belegenen Gebirge; Broglio hingegen traf Anſtalten, das Ufer der Weſer zu erreichen.

Die Nachricht von der Trennung der Armeen machte auf das franzöſiſche Miniſterium einen lebhaften Eindruck, erweckte Unwillen gegen das eigenmächtige, zweckwidrige Verfahren der Heerführer, und zog ihnen abermals die bit- terſten Vorwürfe zu. Außerordentlich war die Verlegenheit der letztern; indeß war die Sache einmal geſchehen, und eine neue Verinigung faſt unmöglich, nachdem Herzog Ferdi- nand eine vortheilhafte Poſition zwiſchen beiden Armeen genommen hatte, und nur die ferneren Bewegungen ſeiner Feinde abwartete, um mit Geſchicklichkeit ihr Vorhaben zu vereiteln. Die franzöſiſchen Feldherren ſuchten ihren Ent- ſchluß möglichſt zu rechtfertigen, und der Hof zu Verſailles ſah ſich durch die eingetretenen Umſtände, ſo wie durch Broglio's praleriſches Verſprechen veranlaßt, das Ge- ſchehene gut zu heißen, obgleich der Herzog von Choiſeul den unglücklichen Ausgang des Feldzuges im voraus weiſ- ſagte; indem man aber ſich gegen die Vorſpiegelungen der beiden Heerführer, die bloß nach ihren Leidenſchaften handel- ten, zu nachgiebig bezeigte, ward auch die große Erwartung, die man von den diesjährigen Operationen in Deutſchland gehabt hatte, vereitelt.

Die

Die noch übrige günſtige Jahreszeit ward mit Märſchen und Gegenmärſchen zugebracht, die zu nichts weſentlichem führten. Zwar bedrohte Soubiſe Münſter, mußte es aber bei einer Demonſtration bewenden laſſen, da ihm der Erbprinz von Braunſchweig zuvorkam; er that indeß alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um durch manche unternommene kleine Expeditionen Broglio's Operationen möglichſt zu unterſtützen, und war ſogar, weil ſich dieſer mit 80,000 Mann noch nicht ſtark genug fühlte, ſo gefällig, ihm noch andre 10,000 Mann durch den General Levis zuführen zu laſſen. Da ſeine Unternehmungen jenſeits der Weſer jedoch keinen erwünſchten Fortgang hatten, ſo zog er ſich, um die Mitte des Novembers, wieder über den Rhein in die Winterquartiere zurück.

Während der Zeit hatte Broglio Anſtalten getroffen, bei Höxter über die Weſer zu gehn, die hannöveriſchen Länder zu bedrohen, und den Schauplatz des Krieges nach jenen Provinzen zu verſetzen. Herzog Ferdinand folgte ihm bis an das linke Ufer des Fluſſes: ließ ſich aber nicht verleiten, Weſtphalen zu verlaſſen, und ſeine dortigen Magazine einiger Gefahr preiszugeben. Die leichten Truppen des Generals Luckner und ein kleines Corps unter Anführung des Prinzen Friedrich Auguſt von Braunſchweig, zur Beſatzung der Stadt Hannover beſtimmt, war alles was er anfänglich zur Deckung dieſer Provinz über die Weſer ziehen ließ. Unbeweglich blieb er unweit Höxter ſtehn; dagegen war er aber bemüht, den franzöſiſchen Feldherrn in ſeiner angetretenen, nach dem Urtheile der Kenner wenig zweckmäßigen Laufbahn aufzuhalten. Er hatte dazu zwei Mittel: 1) die Communication mit Göttingen, den Hauptwaffenplatz des Feindes, unſicher zu machen; 2) Heſſen mit einem

Einfall zu bedrohen. Beide wurden verſucht, und beide bewirkten wenigſtens ſo viel, daß die feindliche Unternehmung auf die hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Länder eine Zeit lang verzögert ward; denn kaum zeigte ſich General Wangenheim jenſeits der Weſer, ſo ſtutzte Broglio und als die Armee der Verbündeten ſich Heſſen näherte, ſandte er ſogleich einen Theil ſeines Heeres zur Unterſtützung des Grafen Stainville dahin ab, und verfügte ſich ſelbſt nach Caſſel.

Dem Herzog Ferdinand war es kein Ernſt, dieſer Unternehmung einen größeren Nachdruck zu geben; ſie war bloß eine Erfindung, um den F ind irre zu führen, und ſich das Anſehen des angreifenden Theils zu geben; ſobald er alſo den Marſch der Franzoſen nach Heſſen erfuhr, zog er ſich wieder in ſeine vorige Poſition zurück. Von dieſer Seite beruhigt, ging Broglio wieder nach Eimbeck, verſammelte dort ſeine Armee, und bereitete ſich abermals, ſeinen Lieblingsplan auszuführen. Schon ward Wolfenbüttel durch den Grafen von der Lauſitz erobert, und Braunſchweig würde ein gleiches Schickſal gehabt haben, hätte nicht Prinz Friedrich Auguſt mit vieler Geſchicklichkeit ſich in die väterliche Reſidenz geworfen, um ſolche zu vertheidigen. Dieſer Umſtand, das Anrücken der Generale Wangenheim und Luckner, und ein abermaliger Marſch des Herzogs nach Heſſen erweckten Beſorgniſſe; der Graf von der Lauſitz hob nicht allein die Berennung von Braunſchweig auf, ſondern räumte auch Wolfenbüttel wieder, um ſich auf die Armee bei Gandersheim zurückzuziehen, die ſich wieder nach Heſſen zu bewegen anfing.

Mit ähnlichen Hin- und Hermärſchen verging der ganze Monat Oktober, bis Herzog Ferdinand, von Seiten des

Prinzen von Soubiſe beruhigt, ernſtlichere Maßregeln zu ergreifen im Stande war, um dem Feinde das weitere Vordringen in die hannöveriſchen Länder zu verwehren. Jezt ſezte er über die Weſer, Broglio zog ſeine Armee bei Eimbeck zuſammen, und es hatte das Anſehn, als wenn eine Schlacht dem Feldzuge den Ausſchlag geben würde; allein beide Heerführer hatten gegenwärtig erhebliche Gründe ſolche zu vermeiden, und ſo erwarteten ſie nun den nahen Einbruch der rauhen Jahreszeit, um ohne weitere Gefahr ihre Winterquartiere ungefähr in eben der Art beziehen zu können, wie ſie im abgewichenen Jahre ihre Armeen verlegt hatten.

So endigte ſich alſo dieſer Feldzug, von dem der Hof zu Verſailles ſo große Erwartungen gehegt, und zu deſſen glücklichen Ausführung er ſo viel Aufwand gemacht hatte, auf eine für Frankreich ſehr unrühmliche und unvortheilhafte Weiſe. Kein Fußbreit Erde ward gewonnen, und die franzöſiſchen Heere langten ruinirt in ihren Winterquartieren an. Dagegen genoß Herzog Ferdinand die Ehre, gegen eine ihm weit überlegene Macht ſich in derſelben Lage erhalten zu haben, in der er bei Eröffnung des Feldzuges geweſen war.

XV.

Feldzug des Königs von Preußen gegen die Oeſtreicher und Ruſſen in Schleſien. — Laudon erobert Schweidnitz durch einen Handſtreich, den 30ſten September 1761.

Im vorjährigen Feldzuge hatte der König von Preußen alle noch in ſeiner Gewalt ſtehende Kräfte aufbieten müſſen, um ſeinen mächtigen Feinden zu widerſtehen; ſo viel Anſtrengung er aber auch anwandte, ſo war er doch nicht im Stande, ihnen eine verhältnißmäßige Kraft entgegen zu ſetzen. Gegen 120,000 Ruſſen und Oeſtreicher, die Schleſien zugleich bedrohten, konnte er nur 58,000 Mann aufſtellen. Mit 32,000 ſollte Prinz Heinrich Sachſen gegen die Dauniſche und Reichsarmee decken, und Prinz von Würtemberg mit 11,000 Mann Pommern gegen die Schweden und Ruſſen vertheidigen; eine Lage die nicht kritiſcher ſeyn konnte, und die Augen des ganzen Europa auf ſich zog. In allen Gegenden des Kriegsſchauplatzes auf die bloße Vertheidigung beſchränkt, ſann er nur auf die zweckmäßigſten Mittel, die Unternehmungen ſeiner mächtigen Feinde, wo nicht ganz zu vereiteln, doch wenigſtens ihren ſchnellern Fortſchritten möglichſt entgegen zu wirken. — Der Leſer wird aus der folgenden gedrängten Erzählung erſehen, in wie fern Friedrich II. ſich, an der Hand des Glücks, aus aller

Verlegenheit zog, und dem ihm gedrohten, ſehr wahrſchein⸗lichen Untergange klüglich vorbeugte.

Beim Schluſſe des vorjährigen Feldzuges hatte der preußiſche General Goltz, der mit einem Corps von 20,000 Mann die Gränzen von Schleſien decken ſollte, mit dem öſtreichiſchen General Laudon eine Konvention ge⸗ſchloſſen, vermöge welcher ſie ſich während des Winters nicht beunruhigen wollten. Zwar hatte der Prinz von Bernburg ſolche dadurch gebrochen, daß er, um Rekruten aus der Grafſchaft Glaz auszuheben, den feindlichen Vor⸗poſten zu Silberberg unerwartet überfiel. Zwar hatte Lau⸗don etwas ähnliches gethan, indem er die preußiſche Be⸗ſatzung zu Frankenſtein aufhob, und man hätte argwöhnen ſollen, dieſe eigenmächtigen Unternehmungen würden die den beiderſeitigen Armeen beſtimmte Ruhe ſtören. Allein dieſe Vorgänge hatten weiter keine Folgen, weil beide Feldherren aus Gründen nicht willens waren, das Ge⸗ſchehene weiter zu rügen: Goltz, weil er ſich zu ſchwach fühlte, Laudon, weil er den ausdrücklichen Auftrag hatte, nicht eher ins Feld zu rücken, als bis ihm die Ruſſen ſo nahe gekommen wären, daß er mit dem ganzen Gewicht vereinigter Kräfte über den König von Preußen herfallen könnte.

Laudons unternehmender Geiſt erweckte ihn indeß doch früher zur Thätigkeit, als er dazu beſtimmt war. Nach den beiden oben angeführten Vorfällen war die Konvention bis zum 26ſten Mai verlängert worden, und doch kündigte er ſolche ſchon den 18ten April auf. Wahrſcheinlich mochte er ſich ſchmeicheln, den General Goltz in ſeinen Kantoni⸗rungsquartieren zu überfallen, ſolche abzuſchneiden, und auf dieſe Weiſe das ganze Corps, ſo wie im vorigen Jahre

das Fouquetiſche, aufzureiben. Schon vor Ablauf der Konvention hatte er die Corps der Generale Bethlem und Draskowiz zuſammenziehen, und ſeine in Böhmen verlegten Regimenter näher an die Gränze rücken laſſen; allein Goltz war zu aufmerkſam. Das traurige Schickſal, welches ſeinen Vorgänger bei Landshut getroffen hatte, war ihm zu warnend, als daß er nicht in möglichſter Geſchwindigkeit ſein ganzes Corps in der Gegend von Schweidnitz hätte verſammeln, und dergeſtalt aufſtellen ſollen, daß es die nach der Ebene führenden Päſſe vertheidigen konnte. In jener Erwartung getäuſcht, bezog Laudon mit ſeiner Armee ein Lager bei Waldenburg; und obgleich ihr Anführer verſchiedene Bewegungen machte, die einen Angriff anzudeuten ſchienen, ſo hielt er es doch für bedenklich, ſich, ſeiner Beſtimmung zuwider, in Gefechte einzulaſſen, deren Ausgang er nicht vorherſehen konnte; und ſo herrſchte wieder bei beiden Theilen eine ſcheinbare Ruhe.

Die Nachricht von der plötzlich aufgekündigten Konvention beflügelte indeß die Schritte des Königs, die ſchon nach Schleſien gerichtet waren. An der Spitze von 33 Bataillonen, 63 Schwadronen, und von 8 Batterien ſchweren Geſchützes begleitet, ſetzte er bei Strehlen über die Elbe, und eilte dem General Goltz zu Hülfe. Mit einer beiſpielloſen Schnelligkeit legte ſeine Armee innerhalb zehn Tagen einen Weg von 31 Meilen zurück; und ob ſie gleich in dieſem Zeitraume nur eines einzigen Ruhetages genoß, ſo überſtand der Soldat dennoch alle Beſchwerlichkeiten eines ſo angeſtrengten Marſches, weil er aller Orten, wo er Quartier bekam, einen beſetzten Tiſch fand — das ſicherſte Mittel, den deutſchen Soldaten zu den mühſamſten Unternehmungen willig zu machen, das Friedrich II. der große Menſchen-

kenner, daher auch in verſchiedenen ſeiner Feldzüge, nie vergeblich, anwendete.

Sobald der König bei Schweidnitz angelangt war, zog er einen Theil des Goltziſchen Corps an ſeine Armee, der er eine ſolche Stellung gab, daß dem Feinde, der die anſehnlichſten Verſtärkungen von der Dauniſchen Armee erſt erwartete, das weitere Vordringen in Schleſien ſehr erſchwert werden konnte. Goltz hingegen mußte mit dem andern Theile ſogleich nach Glogau aufbrechen, um in dieſer Gegend die Bewegungen der Ruſſen zu beobachten. Kaum 12,000 Mann waren es, die er dort hinführte. und von dieſen mußte er noch 2000 Grenadiere, unter Anführung des Generals Thadden, nach Pommern ſenden, um den Prinzen von Würtemberg zu verſtärken, der ein Lager bei Kolberg bezog. Ein Corps von 10,000 Mann war freilich zu ſchwach, um 50,000 Ruſſen zu widerſtehen; allein dieſe waren mit den Vorkehrungen zum Feldzuge noch zu beſchäftigt, als daß ſie eine ſchnelle Bewegung hätten unternehmen können. Auf alle Fälle war bei Glogau ein verſchanztes Lager abgeſteckt, und ſowohl Goltz als Prinz von Würtemberg hatten Befehl, ſich nach Maßgabe der Umſtände die Hand zu bieten, bis der König oder Prinz Heinrich einen oder den andern zu unterſtützen im Stande ſeyn würde.

So waren die Stellungen der Preußen gewählt, um allen gegen ſie bewaffneten Feinden die Spitze zu bieten. So lange es noch unentſchieden blieb, gegen welche Gegend ſich die ruſſiſche Armee wenden würde, herrſchte im Allgemeinen eine vollkommene Ruhe auf allen Seiten, weil jeder Theil Gründe hatte, in Unthätigkeit zu beharren. Die Neckereien der Vorpoſten und Partheigänger, die ſowohl im ſchleſiſchen Gebirge als in Sachſen mit abwechſelndem Glücke

ausgeführt wurden, dienten mehr dazu, die Aufmerſamkeit des Publikums nicht ganz ungeſpannt zu laſſen, als daß ſie Einfluß auf das Ganze gehabt hätten; indeß ſchien das Ende des Junius wichtigere Ereigniſſe vorzubereiten, da ſich die Ruſſen in Bewegung zu ſetzen anfingen.

Feldmarſchall Butturlin hatte Befehl gegeben, ſeine Armee bei Poſen zu verſammeln; gleichwohl waren die vier Diviſionen, aus denen ſie beſtand, noch ſo von einander getrennt, daß General Goltz dem Könige den Vorſchlag that, ihn gehörig zu verſtärken, um dieſe Abtheilungen einzeln anzugreifen, und durch deren Zerſtreuung die fernern Fortſchritte der Ruſſen aufzuhalten. Im vorigen Feldzuge waren bereits ähnliche Verſuche auf ausdrücklichen Befehl des Königes gemacht worden; allein ſie ſcheiterten jedesmal aus mehr als einer Urſache. Vielleicht verſprach ſich Friedrich II. jezt von Goltz militairiſchen Talenten mehr, als von der Einſicht des in Ungnade gefallenen Grafen Dohna; denn er genehmigte den Vorſchlag, und ſandte, unter Anführung des Generals Schmettau, 8000 Mann nach Glogau, um ſeinen ſo entſchloſſenen Feldherrn in den Stand zu ſetzen, ſein Vorhaben glücklich auszuführen. Allein an eben dem Tage, an welchem dieſer aufzubrechen gedachte, raffte ihn eine tödtliche Krankheit ſchnell dahin, und die preußiſche Armee verlohr dadurch einen einſichtsvollen und tapfern General.

Dieſer unerwartete Vorgang verrückte die ganze Unternehmung. Zwar übertrug der König den Oberbefehl über die bei Glogau verſammelte kleine Armee dem General-Lieutenant Ziethen, der auch ſogleich den Befehl zum Aufbruch gab; allein die Tage, in welchen Goltz ſeine Unternehmung zweckmäßig ausführen zu können berechnet hatte,

waren verſtrichen. Schon war das ganze ruſſiſche Heer im Lager bei Czeinpin verſammelt, und hatte die engen Wege beſetzt, welche durch die Sümpfe bei Zartſch und Deutſch-Groß führen. Ziethen konnte alſo nicht weiter als bis Koſten vorrücken, weil er bei der nunmehr erfolgten Vereinigung aller ruſſiſchen Abtheilungen es nicht mehr für rathſam hielt, über die mit ſumpfigen Ufern eingefaßte Obra zu ſetzen, er auch, wegen der Menge herumſchwärmender Koſacken, keine zuverläſſige Nachrichten von Butturlins Bewegungen zu erhalten vermochte. Endlich klärten ſich deſſen Abſichten dahin auf, daß er ſeinen Marſch auf Breslau zu richten ſchien.

Sey es nun, daß Friedrich II. nachdem der vom General Goltz angezeigte, und durch ſeinen ſchnellen Tod verabſäumte günſtige Zeitpunkt verſtrichen war, in Abſicht der Ruſſen, ſich bloß auf die genaueſte Vertheidigung einſchränken zu müſſen glaubte, oder daß er, durch geheime Nachrichten von dem immer näher heranrückenden Ende der Kaiſerinn Eliſabeth veranlaßt, urtheilte: Butturlin werde, in Rückſicht auf die bekannten Geſinnungen des Thronfolgers, mit ſeinen Operationen eben nicht ſonderlich eilen; genug, er ertheilte dem General Ziethen den Befehl, mit der Armee nach Breslau zurückzumarſchiren, ſie in zwei Corps zu theilen, und zwei verſchiedene Läger hinter der Oder beziehen zu laſſen. Eins dieſer Corps, welches Ziethen anführte, ward beſtimmt, entweder die Feſtung Brieg zu decken, im Fall ſich die Ruſſen zu einer Belagerung derſelben anſchicken ſollten, oder erforderlichen Falls wieder zur Hauptarmee zu ſtoßen. General Knoblauch hingegen ward der Anführer des ehemaligen Goltziſchen Corps, und erhielt den Auftrag Breslau zu vertheidigen.

Während dieſer Zeit gingen bei den im Gebirge ſtehenden Armeen gleichfalls Veränderungen vor. Die Annäherung der Ruſſen beſtimmte endlich Laudon zur Thätigkeit, und es ſchien ihm jezt, da die Preußen die Oder in der Gegend von Breslau beſetzt hielten, ſicherer, die beabſichtigte Vereinigung mit ihnen in Oberſchleſien zu bewirken. Zu dem Ende ließ er daſelbſt große Magazine anlegen, verſtärkte das dort befindliche Corps des Generals Bethlem, und machte mit den rechten Flügel ſeines Heeres Bewegungen, die nicht undeutlich zu erkennen gaben, er ſey Willens, den König von Neiße abzuſchneiden. Glückte dieſes, ſo war der Endzweck, den Ruſſen, die unweit Oppeln über die Oder ſetzen ſollten, die Hand zu bieten, erreicht; nur kam es auf die Art der Ausführung dieſes Vorhabens an. Laudon benahm ſich dabei ſo geſchickt, daß er, wäre er nicht durch falſche Nachrichten, die ihm General Brentano ertheilte, und denen er mehr als den wahren, vom General Luzynsky erhaltenen, glaubte *), getäuſcht worden, das Ziel ſeines Wunſches erreicht haben würde.

---

*) Brentano und Luzynsky hatten beide Befehl, auf alle Bewegungen der Preußen ſehr aufmerkſam zu ſeyn Beide ſandten daher ſtarke Patrouillen zum Recognosciren aus. Unglücklicherweiſe richtete der vom Brentanoiſchen Corps abgeſandte Officier ſeinen Auftrag mit eben ſo vieler Nachläſſigkeit, als der des Luzynskyſchen mit Klugheit und Anſtrengung aus. Jener ward getäuſcht, dieſer erzwang ſich die Wahrheit. Die Berichte der Generale mußten alſo ganz entgegenlautend ausfallen, und Laudon, aus Vorliebe für Brentano, völlig hintergangen werden. Stolz auf das Bewußtſeyn, authentiſche Nachrichten ertheilt zu haben, legte Luzynsky nicht wenig Wichtigkeit auf ſeinen Dienſteifer; er hatte aber das Schickſal derer, welche die Handlungen ihrer Obern mit Recht — kritiſiren; er ward von der Laudoniſchen zur Reichsarmee verwieſen.

Aus den, obgleich äußerſt verſteckten Bewegungen des Feindes, ahnete der König deſſen Vorhaben, und eilte ſeinem Gegner zuvorzukommen. Der Beſitz der Anhöhen bei Groß-Noſſen ſchien gegenwärtig beiden Heeren von der größten Wichtigkeit. Wer von beiden das Glück hatte, dieſen Poſten zuerſt zu erreichen, konnte mit Wahrſcheinlichkeit auf den beſten Erfolg ſeiner Unternehmung rechnen. Beide Feldherren richteten daher ihren Marſch nach dieſem entſcheidenden Punkte hin; allein durch eine zwar äußerſt gewagte, jedoch meiſterhaft ausgeführte ſchnelle Bewegung erreichte Friedrich II. denſelben eher als die Oeſtreicher, deren Lagerabſtecker er hier zerſtreute und zum Theil gefangen nahm. Von den Preußen in ſeiner rechten Flanke umgangen und in ſeinem Laufe aufgehalten, gab Laudon ſein Vorhaben völlig auf, und der König gewann wieder die Communication mit Neiße.

Zur Vereinigung mit den Ruſſen mußte jezt ein anderer Operationsplan entworfen werden. Was Laudon in Oberſchleſien nicht hatte gelingen wollen, das ſollte nun in Niederſchleſien verſucht werden; und hier war das Glück mit im Spiele. General Carawelly mußte ſich zum ruſſiſchen Heere verfügen, das mit Schneckenſchritten bis Namslau gekommen war. Er hatte den Auftrag: den Feldmarſchall Butturlin zu bewegen, bei Leubus über die Oder zu ſetzen, und die Vereinigung mit ſeinen Alliirten am Fuße des Gebirges zu bewirken. Der ruſſiſche Heerführer ließ ſich dieſen Vorſchlag um ſo lieber gefallen, da er theils ſeine Armee den aus Pohlen erwarteten Lebensmitteln näher bringen konnte, theils nach ſeinem politiſchen Wunſche der Gang ſeiner Operationen durch dieſe abgeänderte Uebereinkunft verzögert ward.

Nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit konnte der König dieſen neuen Entwurf ahnen; aller Anſchein war dawider. In dem am ſchleſiſchen Gebirge gränzenden Theile von Böhmen hatte Laudon keine beträchtlichen Magazine; dagegen waren in Oberſchleſien anſehnliche Vorräthe aufgehäuft; die öſtreichiſche Armee hatte faſt nur einen Schritt rückwärts gethan, und 6000 Mann Ruſſen waren allmählig zum Bethlemiſchen Corps geſtoſſen, das von der Armee Verſtärkungen erhalten hatte. Alles dies beſtärkte des Königs Vorausſetzung: Laudon ſuche nur ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, um Bethlem Gelegenheit zu verſchaffen, durch einen angeſtrengten Marſch Oppeln zu gewinnen, während ſich die Ruſſen längs dem rechten Ufer der Oder dahin zögen. Die nächſte Idee, die ſich an dieſe Vermuthung anſchloß, war die Nothwendigkeit, den General Bethlem aus der Gegend von Schnellenwalde verdrängen zu müſſen, um dadurch die gemuthmaßte Vereinigung völlig zu hintertreiben.

Die preußiſche Armee ſetzte auf verſchiedenen Schiffbrücken über die Neiße, und die während des Zuges nach Groß-Noſſen bis an dieſen Fluß vorgerückt geweſenen Corps der Generale Ziethen und Knoblauch folgten dem Heere, welches während der Nacht bei Lindewieſe verweilte, und ſeinen Vortrab bis Schnellenwalde vorgehen ließ. Am folgenden Tage zog der König mit 11,000 Mann nach Neuſtadt, wo das Corps des Generals Ziethen zu ihm ſtieß. Der übrige Theil der Armee blieb unter dem Befehl des Grafen Wied bei Oppersdorf ſtehen, um Laudons Bewegungen zu beobachten. Dieſer geſchickte Feldherr, deſſen Abſichten dahin zielten, theils das Bethlemiſche Corps nöthigen Falls zu unterſtützen, theils die Aufmerkſamkeit

des Königs in dieſer Gegend zu ſpannen, während ſich die Ruſſen Leubus näherten, ſetzte nun gleichfalls über die Neiße und bezog bei Bärsdorf ein Lager. Wirklich gelang es ihm durch dieſen Kunſtgriff, den König zu bewegen, den größten Theil der bei Neuſtadt verſammelten Macht wieder nach Oppersdorf zurückzuführen, und nur Ziethen die Vertreibung des bei Jägerndorf ſtehenden Generals Draskowiz zu überlaſſen. Ueberdies erregte eine mit vieler Wichtigkeit angeſtellte Recognoscirung des preußiſchen Lagers, Beſorgniſſe, und veranlaßte Friedrich II. den General Ziethen, dem Draskowiz ausgewichen war, wieder an ſich zu ziehen.

Laudons zweckmäßiges Benehmen bei dieſer Gelegenheit verdient das Lob aller Kenner. Er mußte ſeinen Marſch wieder durch das Gebirge zurücknehmen, um ſeinen Verbündeten die Hand zu bieten; er mußte bei dem Blendwerke, welches er dem Könige vormachte, mit der äußerſten Behutſamkeit zu Werke gehen, um nicht unvorbereitet angegriffen, vielleicht geſchlagen oder wenigſtens gezwungen zu werden, dieſen ſeinen neuen Entwurf abermals aufzugeben. Dies that er mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Vorſicht, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die große Anzahl der ihm zu Gebote ſtehenden leichten Truppen, deren er ſich bediente, um ſeine Bewegungen in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen, ihm dabei einen weſentlichen Vortheil gewährten. Friedrich II. ward dadurch in beſtändiger Ungewißheit erhalten, und verhindert, ſich der Vereinigung ſeiner Feinde in Niederſchleſien mit eben der Anſtrengung zu widerſetzen, mit welcher es ihm in Oberſchleſien geglückt war.

Unterdeſſen hatten ſich die Ruſſen gleichfalls in Bewegung geſetzt; ihr Marſch war aber nichts weniger als ange-

ſtrengt*). So ſehnlich ihnen auch Laudon mehr Eilfertigkeit wünſchte; ſo gern er ihnen auch näher gerückt wäre, ſo vermied er doch irgend eine Blöße zu geben, da ſich das ganze preußiſche Heer in der Ebene von Strehlen verſammelte. Tief im Gebirge hielt er ſich verſchloſſen, nur die vorgeſchobenen Corps der Generale Janus und Brentano waren ſichtbar, und hinderten den König, beſtimmte Nachrichten von den Bewegungen ſeines Gegners einzuziehn. Eben ſo ſehr wurden ſolche auf der andern Seite durch die herumſchwärmenden Koſacken verſchleiert, und keine der ausgeſandten Abtheilungen war im Stande, einiges mit Gewißheit zu erforſchen. Die Laudoniſche Armee ſchien verſchwunden zu ſeyn, und ein Angriff, den General Czernitſchew auf Breslau that, gab zu manchen ungewiſſen Vermuthungen Anlaß. Hatte ſich der König anfänglich eingebildet, die Ruſſen würden ſuchen bei Ohlau über die Oder zu gehen, da es ihnen bei Oppeln fehlgeſchlagen war; hatten Laudons Bewegungen gegen Münſterberg ihn in dieſer Vorausſetzung beſtärkt; hatte er in dieſer Abſicht die Stellung bei Strehlen gewählt, um hier die Vereinigung ſeiner Feinde zu hintertreiben, ſo hielt er jezt dafür, Butturlin ſey Willens, längs der Oder gegen Glogau zu ziehen, um etwas gegen dieſe Feſtung zu unternehmen, da der Anſchlag, Breslau zu überrumpeln, durch die plötzliche Erſcheinung des Knoblauchiſchen Corps vereitelt worden war. Die Un-

---

*) Herr von Tempelhof ſagt in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, im fünften Theile S. 131. „Die Ruſſen brachten „auf ihrem Marſche von Namslau bis Leubus zwölf, das will ſagen, „beinahe eben ſo viel Tage zu, als Meilen von einem Orte zum „andern ſind.“

gewißheit, in welcher ſeine Feinde ihn ſo meiſterhaft zu erhalten verſtanden, ſetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Die Berichte ſeiner ausgeſandten Feldherren waren eben ſo ſchwankend, als die Mittel, den Abſichten ſeiner Feinde zweckmäßig entgegen zu wirken, nicht ſelten dem bloßen Zufall überlaſſen blieben. Endlich hob ſich der Vorhang, als ihm der Kommandant von Schweidnitz meldete: die Oeſtreicher hätten ein weit ausgedehntes Lager zwiſchen Bögendorf und Hohenfriedberg bezogen; und er zugleich die, obgleich nicht ganz zu verbürgende Nachricht erhielt, die Ruſſen träfen Anſtalten bei Leuben über die Oder zu ſetzen.

Jetzt erſt hielt ſich Friedrich II. überzeugt, ſeine verbündeten Feinde wollten ihre Vereinigung in Niederſchleſien bewirken. Er gab dieſem Gedanken noch mehr Glauben, als er erfuhr, die Oeſtreicher hätten Jauer und Strigau beſetzt. Nun ſchien ihm nichts gewiſſer, als daß Laudon den Fuß des Gebirges verlaſſen und ſich in die Ebene ziehen würde, um ſeinen Alliirten die Hand zu bieten. Ihm hier zu begegnen, und durch die Kunſt einer bei ſeiner Armee eingeführten verfeinerten Taktik entweder auf dem Marſche, oder doch unvorbereitet anzugreifen und zu ſchlagen, ehe er ſein Vorhaben ausführen könnte, war ſein ſehnlichſter Wunſch. Er brach daher mit dem Heere nach Kanten auf, und gab demſelben ſo gekünſtelte Stellungen, daß er ſeinen Zweck nicht zu verfehlen glaubte. Allein Laudon war zu vorſichtig, als daß er ſich zu Gunſten ſeiner Alliirten einiger Gefahr hätte ausſetzen ſollen; er verließ das Gebirge nicht, beſtand vielmehr darauf, daß die Vereinigung nur dort geſchehen könne, und täuſchte den König in ſeiner Erwartung. Friedrich II. bloß mit dem Gedanken beſchäftigt, der öſtreichiſche Heerführer ſey verbunden, den Ruſſen entgegen

zu marſchiren, wenn er ihnen nicht zweideutig erſcheinen wolle, heftete ſeine ganze Sorgfalt auf dieſen Gegenſtand, rückte bis auf die Höhen von Jemkau vor, in der Hoffnung, Laudon unweit Jauer in Empfang zu nehmen. Weniger aufmerkſam war er dagegen auf die Bewegungen der Ruſſen, wovon bereits 12,000 Mann über die Oder gegangen waren, und ſich Parchwitz näherten. Wahrſcheinlich lag der Grund dieſer Sorgloſigkeit in dem einmal angenommenen Syſteme, dieſe Völkerſchaft nicht anders als nothgedrungen — anzugreifen, und dieſer Vorſatz fügte ſich glücklicher Weiſe in das Benehmen Butturlins, der nichts mehr wünſchte, als nicht angegriffen zu werden. Kein Wunder alſo, daß auf dieſer Seite die Preußen nur in kleine Gefechte mit den Koſacken verwickelt wurden, und daß die wirkliche Vereinigung der Verbündeten nicht wohl verhindert werden konnte, da Laudon keinen Schritt aus ſeinem Lager wich.

Indeß war der König mit einem Theile ſeiner Armee bis Nicolſtadt vorgerückt, während die Ruſſen nach Klemmeritz marſchirten. Das Getöſe des groben Geſchützes, womit die zur Deckung dieſes Marſches vorgeſchobenen Koſacken und die ruſſiſche Cavallerie begrüßt wurden, bewog Laudon, an der Spitze von 40 Schwadronen ſeiner Cavallerie, den Verbündeten, die er in Gefahr glaubte, zu Hülfe zu eilen. Unweit Strachwitz traf die an der Spitze des Vortrabs ziehende preußiſche leichte Cavallerie auf einen Theil ſeiner Kolonne. Drei öſtreichiſche Regimenter Cüraſſier wurden in einem Nu über den Haufen geworfen; ein preußiſches Dragoner-Regiment hingegen, durch unzeitige Hitze verleitet, ſah ſich von Reitern und Koſacken umringt, mußte ſich durchhauen, und ward ſehr mitgenommen. Doch eilte der König mit einigem Fußvolk herbei, bediente ſich ſeines

Geſchützes

Geſchützes mit Wirkſamkeit, und zwang die Oeſtreicher, ſich auf die ruſſiſche Armee zurückzuziehn.

Zwar umarmten Laudon und Butturlin ſich als Brüder; allein das Herz hatte wenig Antheil an den beiderſeitigen Freundſchaftsbezeugungen. Keiner traute dem andern. Laudon war mit der Langſamkeit der Ruſſen unzufrieden, und Butturlin, ſich bewußt, in ſeiner Lage alles gethan zu haben, was ſein Bundesgenoſſe von ihm verlangen konnte, war um ſo geſpannter, wenn er bedachte, daß dieſer ihn bisher ſeinem Schickſal und der Gefahr überlaſſen hatte, einzeln angegriffen und geſchlagen zu werden, welcher Fall leicht hätte eintreten können, wenn der König mehr geneigt geweſen wäre, ſich mit den Ruſſen zu meſſen. Selbſt im öſtreichiſchen Heere war man unwillig, daß Laudon ſo wenig Thätigkeit bewies, und beſonders den günſtigen Zeitpunkt verabſäumte, die Preußen anzugreifen, die in getrennten Haufen ſtanden. Dieſe Behauptung war auch um ſo richtiger, da geſetzt auch, Butturlin habe in ſich keinen dringenden Beruf gefühlt, ſeine Bundesgenoſſen auf das kräftigſte zu unterſtützen, dennoch die Gegenwart der Ruſſen den König auf einer Seite beſchäftigt haben würde, während auf der andern die ganze öſtreichiſche Macht mit großem Vortheile hätte wirken können. Weder Kleinmüthigkeit noch Mangel an Talenten hinderten Laudon an einer Unternehmung, die, bei wahrſcheinlich glücklichem Erfolge, ſehr entſcheidend hätte werden müſſen; denn von letzterem hatte er eben durch ſeine künſtlichen Märſche die gültigſten Beweiſe abgelegt, und unter allen öſtreichiſchen Feldherren war er unſtreitig der unternehmendſte. Wahrſcheinlich alſo — des Treffens bei Liegnitz eingedenk — war ihm die Taktik der Preußen und das fruchtbare Genie ihres Königs zu

furchtbar, oder — was glaubwürdiger iſt — er wollte oder konnte von dem im Wiener Cabinet angenommenen Prinzip: den Bundesgenoſſen ſtets die ganze Laſt des Krieges aufzubürden, nicht füglich abweichen. Daß Butturlin dergleichen ſowohl aus dem, was in den vorhergehenden Feldzügen geſchah, als aus dem gegenwärtigen Benehmen des Verbündeten Heerführers ahnete, erhellet daraus, daß er nunmehr mit Feſtigkeit darauf beſtand, Laudon ſolle ſich ihm mit ſeiner ganzen Macht nähern, falls es ihm ein Ernſt ſey, die Vereinigung zu Stande zu bringen. So unangenehm es dieſem auch war, das Gebirge zu verlaſſen, ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen: er zog alſo in drei Kolonnen nach Jauer, während General Beck, der bisher bei Zittau geſtanden hatte, über Goldberg bei Liegnitz eintraf, und hier erfolgte endlich die Vereinigung beider Heere im buchſtäblichen Verſtande.

Jezt, da die feindlichen Heere einander ſo nahe gerückt waren, daß ſie ſich füglich die Hand bieten konnten, ward die Lage des Königs ſehr kritiſch. Vor ſich hatte er die Ruſſen, und die Oeſtreicher auf ſeiner linken Flanke. Ein gemeinſchaftlicher, wohleingerichteter und mit Thätigkeit ausgeführter Angriff, konnte ſeine Angelegenheiten leicht in die größte Verwirrung bringen, die gegenwärtig ungefähr eben ſo ſtanden, wie vor der Schlacht bei Liegnitz, nur mit dem Unterſchiede, daß ihm der Weg nach Schweidnitz noch offen ſtand. Ließen auch ſeine ihm ſo ſehr überlegenen Feinde ihn in ſeinen jetzigen Stellungen ſtehen, ſo konnten ſie doch füglich Schweidnitz belagern, um dadurch die Eroberung von Schleſien zu beginnen, und dort einen Waffenplatz zu gründen. Nothwendig ſchien es alſo, ſich einer Feſtung zu nähern, die der Schlüſſel zu einer Provinz iſt, deren Beſitz

ſeit 1742 Oeſtreich und Preußen zu unverſöhnlichen Feinden machte. Um dies zu bewirken, und zugleich wo möglich ſeinen Angelegenheiten unerwartet eine beſſere Wendung zu geben, beſchloß der König, durch einen angeſtrengten Marſch die äußerſt feſte Stellung bei Kunzendorf zu gewinnen, ehe ſich Laudon dort wieder feſtſetzen konnte. Kühn war dieſer Gedanke, den die Verzweiflung erzeugte, und wäre er ausführbar geweſen, ſo mußte nothwendig der Kriegsſchauplatz in Schleſien ihm eine ungleich reizendere Anſicht gewähren. Denn war das öſtreichiſche Heer von ſeinen Magazinen abgeſchnitten, ſo konnte es ſeine Verbündeten nicht länger ernähren, und dieſe erhielten einen guten Vorwand über die Oder zurückzugehn, um ſich ihren eigenen Niederlagen zu nähern. So groß, ſo zweckmäßig aber auch Sachkundige dieſe gewagte Unternehmung finden mußten; ſo ſehr ſie Friedrichs militäriſchem Geiſte Ehre gebracht haben würde, ſo wenig ward ſie vom Glücke begünſtigt. Der ſtets aufmerkſame Laudon kam auch hier den Preußen zuvor; und als die Spitzen ihrer Kolonnen bis gegen das Gebirge hinkamen, erblickten ſie daſſelbe ſchon von den Feinden beſetzt.

Nunmehr blieb dem Könige nichts weiter übrig, als ſeiner Armee eine äußerſt feſte Stellung zu geben, eine Stellung, wodurch er ſowohl die Belagerung von Schweidnitz unmöglich zu machen, als auch Breslau gegen die etwanige Anfälle der Ruſſen zu ſichern im Stande ſeyn könnte. Er wählte dazu die Gegend zwiſchen Bunzelwitz und Tſchechen, die er mit eben ſo viel Kunſt verſchanzen ließ, als er zweckmäßige Mittel wählte, ſich hier mit der angeſtrengteſten Wachſamkeit zu vertheidigen. Dies verſchanzte Lager glich gewiſſermaßen einer Feſtung, deren Ge-

ſchütz die einzigen drei Angriffspunkte beſtrich, eine große Niederlage unter den Stürmenden anrichten konnte, und die Ueberwältigung der Poſten faſt unmöglich machte*). Der König, Ziethen und Ramin übernahmen jeder die Vertheidigung eines dieſer Punkte, und um nicht, wie bei Hochkirch, überfallen zu werden, ward die Ordnung der Dinge umgekehrt; am Tage ſchlief der Soldat, und mit dem Retraiteſchuß trat er unter Gewehr. So gerüſtet über⸗ließ Friedrich ſein Schickſal dem Zufalle.

Laudon ſah die Verſchanzungen der Preußen von Tage zu Tage zunehmen, und nur erſt dann, als er ſich überzeugt hielt, ſie trachteten dahin, ſich hier einzukerkern, wagte er es, von dem Gebirge herab in die Ebene zu ſteigen. Er zog die Ruſſen näher an ſich, und beide Heere berennten ſo zu ſagen das Lager des Königs, recognoscirten ſolches mit Sorgfalt, fanden es aber noch nicht für gut, etwas da⸗gegen zu unternehmen.

Endlich glaubte Laudon doch, es ſey möglich, die Preußen aus ihren Verſchanzungen mit Gewalt zu vertrei⸗ben. Die Eroberung von Schweidnitz hing davon ab. Die beſte Jahreszeit war gewiſſermaßen in Unthätigkeit ver⸗ſtrichen; die Vereinigung beider Heere war geſchehen; die Vorwürfe des Wiener Hofes mußten ihn treffen; ſollten die großen Abſichten des diesjährigen Feldzugs noch realiſirt wer⸗den, ſo war es die höchſte Zeit. Wollte man die Gegenwart der Ruſſen nicht ungenutzt laſſen, wollte man vielmehr zu⸗

---

*) Eine ſehr vollſtändige Beſchreibung dieſes Lagers nebſt einem ſehr richtig gezeichneten Plan findet man in Herrn von Tempel⸗hofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, und zwar im fünften Theile, S. 154 — 160.

geben, daß ſie ſich bald aus einer Provinz entfernten, die man nicht zu erobern vermochte; ſollten die Erwartungen, die man von der Dauniſchen und Reichsarmee hegte, und die Bezug auf die glücklichen Operationen in Schleſien hatten, in Erfüllung gehn: ſo war ein entſcheidender Schlag nothwendig. Dies Alles fühlte Laudon. Er eröffnete dem Feldmarſchall Butturlin ſeinen Vorſatz; dieſer äußerte aber Bedenklichkeiten. Ein gehaltener großer Kriegsrath, in welchem die Dispoſition zum gemeinſchaftlichen Angriffe vorgetragen, zergliedert und beſtritten ward, entſchied nichts. Die Meinungen waren ſehr getheilt: die ruſſiſche Parthei bewies das Gefahrvolle des Angriffs, und daß es beinahe unmöglich ſeyn würde, alle dabei vorkommenden Schwierigkeiten glücklich zu beſiegen. Sie behauptete: „es ſey nicht „dringend nothwendig, die Preußen aus einem Poſten zu „werfen, den ſie doch bald, aus Mangel an Lebensmitteln, „zu verlaſſen gezwungen ſeyn würden; die Klugheit rathe, „vielmehr, ſie hier noch enger einzuſchließen, und das ruhig „abzuwarten, was man — des Sieges ungewiß — mit „dem Blute ſo vieler Tauſende erkaufen müſſe.“ Kurz, Laudons Beredſamkeit ſcheiterte an der eiſernen Beharrlichkeit ſeines Bundesgenoſſen, nichts zu wagen; er konnte ihn nicht dahin bringen, in den Angriff des feindlichen Lagers zu willigen.

Friedrich II. ſagt in ſeinen hinterlaſſenen Werken *): „Wirklich waren die Herren Butturlin und Laudon über „dieſen Angriff eins geworden, und ohne die folgenden Um„ſtände würde derſelbe Statt gehabt haben. Herr von „Butturlin, der lange bei der Tafel verweilte, bei wel-

*) Im fünften Theile, S. 203 und 204.

„cher der Wein nicht geſpart ward, hatte in einem fröhlichen „Augenblicke, und mit dem Glaſe in der Hand, in alles ge„willigt, was ihm Herr von Laudon vorſchlug. Die „Anordnung zu den drei Angriffen wurden ſchriftlich auf„geſetzt; man hatte ſie den vornehmſten Officieren der Armee, „welche Befehle zu führen hatten, zugeſchickt, und Herr „von Laudon war ganz zufrieden mit den Ruſſen wieder „heimgekehrt. Allein Herr von Butturlin ſchlief nun „aus; und da er nach ſeinem Erwachen die Klugheit zu „Rathe zog, ſo wiederrief er die Befehle, die ſchon gegeben „waren.“ Dieſe ſonderbare Anekdote, die der König hier niederſchrieb, dürfte wohl nicht zu verbürgen ſeyn; vielmehr iſt zu glauben, daß dieſe Aeußerung ein bloßer Ausbruch des launigen Witzes war, mit welchem der gekrönte Verfaſſer ſeine Feinde in ſeinen Schriften zu behandeln pflegte. Wahrſcheinlicher iſt es, daß Butturlin einſah, ihm werde der Angriff der allerfeſteſten Punkte des preußiſchen Lagers zu Theil werden; man werde öſtreichiſcher Seits ihn nicht gehörig unterſtützen; beim Mißlingen der Unternehmung werde aller Vorwurf und alle Schande auf ihn fallen, wenn er gleich mit der größten Anſtrengung den Kern ſeiner beſten Infanterie aufgeopfert haben würde, und dann dürfte ſein, von jedem Waffenplatz und jedem Magazin entblößtes Heer auf ſeinem Rückzuge mehr durch Hunger als durch das Schwert des Feindes aufgerieben werden.

Bei dem eingewurzelten Mißtrauen gegen die Oeſtreicher, bei dem bisherigen zweideutigen Benehmen Laudons, waren die Betrachtungen, die Butturlin in ſeiner politiſchen Lage anſtellte, viel zu wichtig, als daß er ſich zur Verſtellung herablaſſen oder leichtſinnig etwas verſprochen haben ſollte, was nach ſeiner Ueberzeugung gerade

zum Nachtheil des Staats, dem er diente, ausfallen konnte. Wir ſind daher mit dem viel ſicherern Zeugniſſe des Verfaſſers des Verhältniſſes zwiſchen Oeſtreich und Preußen *), der damals beim Laudoniſchen Heere angeſtellt war, einverſtanden: daß Butturlin ſeine Abneigung gegen den Angriff unverholen blicken ließ, wenn gleich er dieſelbe mit Scheingründen zu rechtfertigen ſich bemühte. Genug, der auf dem 1ſten September beſchloſſene Angriff mußte unterbleiben. —

Laudon war über den Starrſinn ſeines Bundesgenoſſen entrüſtet; alle ſeine ſchönen Ausſichten zu Ruhm und Ehre, welche die Phantaſie ihm vormahlte, verſchwanden, und die Hoffnung, Schleſien zu erobern, ſchien ſich jezt wieder zu entfernen. Demungeachtet gab er ſeinen Vorſatz noch nicht auf. In dem Glauben, den ruſſiſchen Heerführer vielleicht doch noch zu gewinnen, verfügte er ſich zu ihm, erſchöpfte ſich in Beweiſen von der Nothwendigkeit des Angriffs, wenn man den Feldzug nicht ungenützt endigen wolle; zeigte gegen die zu erlangenden großen Vortheile die damit verknüpfte geringe Gefahr, ſelbſt bei der unglücklichſten Wendung, die das Treffen nehmen könne, und wiederholte ſeine Anſprüche auf die thätigſte Unterſtützung ſeiner Alliirten an dem Tage der zu liefernden Schlacht. Allein er konnte Butturlin zu nichts mehr bewegen, als daß er ihm ein Hülfscorps bewilligte, wenn die öſtreichiſche Armee angegriffen werden ſollte. Voll Verdruß kehrte er nach ſeinem Hauptquartier zurück, wo ihn eine Gallenkolik überfiel, die ihn zwang, zwei Tage das Bette zu hüten. Kaum aber fühlte er ſich etwas erleichtert, ſo entwarf er eine Diſpoſition

---

*) Vierter Theil, S. 84.

zum Angriff, in welcher er es wagte, den Ruſſen die Rollen zuzutheilen, die ſie am Tage der Schlacht übernehmen ſollten. Dies diktatoriſche Vorgreifen mußte den auf ſeine Ehre und ſein Dienſtalter ſtolzen Butturlin entrüſten, und Kaltſinn trat jezt an die Stelle der bisherigen geheuchelten Freundſchaft. Ein feſtes Nein ward in ſeinem Munde poſitiver, als die zweideutigen Ausſprüche jener Orakel. Er brach mit ſeinem Hauptheere nach Jauer auf, ließ nur 20,000 Mann, unter Anführung des Generals Czernitſchew, bei der öſtreichiſchen Armee, und eilte mit ſchnellen Schritten nach der Oder zurück, bis wohin ihn General Beck mit ſeinem Corps begleiten mußte.

So endigte ſich die wichtigſte Begebenheit dieſes Feldzuges und in gewiſſem Betracht dieſes unnatürlichen Krieges. Seit der Schlacht bei Liegnitz hatte Friedrich II. in keiner größern Gefahr geſchwebt; denn dem Anſcheine nach war eine gänzliche Niederlage ſein Loos, wenn ſeine Feinde, einverſtanden, ihn auf allen Punkten mit Nachdruck angriffen. Dann wäre vielleicht ſein Schickſal entſchieden, Schleſien und Sachſen verlohren geweſen. Allein die Vorſehung hatte ſeinen Untergang nicht beſchloſſen, mit ſo großer Gewißheit das Haus Oeſtreich auch dieſen erwünſchten Zeitpunkt erwartete. Mißtrauen, Eiferſucht und tiefliegende politiſche Verhältniſſe, mußten abermals den König retten, den man jezt ſicherer unterdrücken zu können glaubte, da die Kräfte, mit welchen er bisher gegen ſeine mächtigen Verbündeten ſo kräftig gerungen hatte, ſchwanden.

Nachdem ſich Butturlin von Laudon getrennt hatte, eilte dieſer, ſeine vorige feſte Stellung im Gebirge wieder einzunehmen, und der König ſandte ſogleich den General Platen mit 8000 Mann nach Breslau.

Zwar richteten die Ruſſen ihren Marſch nach der Oder, doch war es nicht entſchieden, ob ſie gerade nach Pohlen in die Winterquartiere gehen, oder noch, wie im vorigen Jahre, einen Streifzug in die Mark und Pommern unternehmen würden.

Noch war die Jahrszeit dazu günſtig, noch war Kolberg, welches Romanzow belagern ſollte, wegen der Anweſenheit des Herzogs von Würtemberg nicht einzunehmen geweſen. Wahrſcheinlich konnte man vorausſetzen, daß Butturlin durch drohende Bewegungen den Herzog um die Mark beſorgt machen, und ihn veranlaſſen könnte, Kolberg ſeinem Schickſale zu überlaſſen, um Berlin zu decken; und dann war die Abſicht des ruſſiſchen Heerführers, ſeine Winterquartiere in Pommern und Preußen zu nehmen, erfüllt. Bloß Mangel an Lebensmitteln konnte dies Vorhaben hintertreiben. Der alles mit einem Blick überſchauende Friedrich faßte daher den wirklich kühnen Entſchluß, die ruſſiſchen Magazine in Pohlen zerſtören zu laſſen, um ihnen den Gedanken an eine anderweitige Operation gänzlich zu benehmen. So zweckmäßig aber auch dieſe Unternehmung ſchien, ſo gefahrvoll war es, im Rücken des Feindes Niederlagen zu zerſtören, zu denen man nur durch einen fernen Marſch, ohne mehr als auf neun Tage Brod mitnehmen zu können, und in der augenſcheinlichen Gefahr, von Schleſien und der Mark gänzlich abgeſchnitten, wohl gar aufgehoben zu werden, gelangen konnte. Es zeugt daher von dem unbegränzten Vertrauen, welches der König in Platens Talente ſetzte, deſſen dieſer einſichtsvolle Feldherr ſich aber auch durch ſeine Entſchloſſenheit würdig machte, obgleich er nicht unerhebliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen mußte. Zwar traf er zu Kubialin, Rawicz und Poſen lange die Vor-

räthe nicht an, die der König dort vorausgeſetzt hatte; dagegen ſtieß er bei dem Kloſter Goſtin auf ein fahrendes Magazin, welches eine vierzehntägige Verpflegung der Armee in geſchrotetem Korne geladen hatte. Ein Corps von 5000 Mann deckte daſſelbe in einer mit großer Ordnung aufgefahrnen Wagenburg. Die Ruſſen vertheidigten ſich mit vieler Hartnäckigkeit; allein die Preußen ſtürmten die Wagenburg, eroberten und verbrannten ſie. Fünf- bis ſechshundert Ruſſen blieben auf dem Platze, gegen 2000 wurden gefangen, das übrige zerſtreute ſich in die Wälder, und verkündigte dem in dieſer Gegend befehlenden General Dalke den erlittenen Unfall. Dieſer verſtärkte ſogleich die Beſatzung von Drieſen; und obgleich General Berg, den Butturlin zur Rettung ſeines Magazins abſandte, das Platenſche Corps, jedoch erſt nach vollbrachtem Schlage, ereilte, ſich auch jezt anſchickte, demſelben in der Neumark zuvorzukommen, während die Armee den Preußen auf dem Fuße folgte: ſo gelang es doch deren Anführer, bei Landsberg glücklich über die Warthe zu ſetzen, und den Marſch nach Pommern anzutreten, weil ihm kein anderer Ausweg übrig blieb. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn der König nach der Trennung der Verbündeten in ſeinem Lager bei Bunzelwitz hätte verweilen können oder wollen, der diesjährige Feldzug in Schleſien keine fernern Begebenheiten von Belang würde aufzuweiſen gehabt haben; wenigſtens ſcheinen die Gründe zu dieſer Behauptung einleuchtend, wenn man ſich in die damalige Lage der Dinge hineindenkt. Während der vierzehn Tage, die ſeine Feinde in der genaueſten Verbindung zubrachten, hatten ſie ihn nicht angegriffen, ſelbſt durch eine engere Einſchließung nicht vermocht, ihm die Zufuhren aus dem Magazine zu Schweidnitz abzuſchneiden.

Nachdem Butturlin die Oeſtreicher verlaſſen hatte, war Laudon nach dem Gebirge zurückgeeilt; ein Angriff war daher eben ſo wenig denkbar, als eine Belagerung, wenn der König ſeine vortheilhafte Stellung behauptete. Zwar ſagt er in ſeinen hinterlaſſenen Werken *), es ſey in der Niederlage von Schweidnitz nur auf einen Monat Verpflegung für ſeine Armee vorräthig geweſen, die Zufuhren aus Breslau hätten nicht anders, als unter ſtarker Bedeckung bewirkt werden können, er habe ſich daher genöthigt geſehen, das Heer dem Magazine von Neiße näher zu bringen u. ſ. w. Allein geſetzt auch, dies habe alles ſeine Richigkeit gehabt, ſo war doch, in ſeiner Lage, ein Monat gewonnen, vielwohl gar alles gewonnen. Mit dem Anfange des Novembers war am Fuße des Gebirges keine Belagerung mehr möglich, vielmehr die Jahrszeit eingetreten, in welcher man ſchon auf die Winterquartiere Bedacht zu nehmen pflegt. Wollten die Oeſtreicher nicht durch unwegſame Straßen die Communication mit ihren Niederlagen in Böhmen verlieren, ſo mußten ſie frühzeitig das Gebirge verlaſſen, und ſo würde, durch einiges kaltblütiges Verharren, der Feldzug, von deſſen rühmlichen Ausgange ſich Preußens Feinde ſo viel verſprachen, auf eine für ſie ſehr unrühmliche Art geendigt geweſen ſeyn. Sollte man vielmehr nicht geneigt ſeyn, vorauszuſetzen: der ſtets ſo thätige Friedrich, dem alles, was Vertheidigungskrieg hieß, verhaßt war, habe bei der glücklichen Wendung ſeiner Angelegenheiten Laudon keine weitere Abſichten auf Schweidnitz zugetraut? habe bei ſeinem am Ende des Septembers angetretenen Marſche nach Groß-Noſſen bloß im Sinne gehabt, denſelben aus ſeinem unangreiflichen

---

*) Theil 4, Seite 206.

Poſten heraus zu locken, wenn er ihm Beſorgniſſe für Mähren und die Grafſchaft Glaz erweckte? habe dieſen Zug nur in der ſchmeichelhaften Hoffnung unternommen, eine Gelegenheit zu erſehn, ihn zu ſchlagen, und für den Reſt des Feldzuges unſchädlich zu machen? Wer den großen König genau gekannt hat, dem wird es nicht ſchwer, ihm alle dieſe Ideen unterzulegen; und gewiß ahnete derſelbe damals den heftigen Schlag nicht, zu dem er ſeinem Gegner gewiſſermaßen die Hand bot. Allein Friedrich II. war während dieſes Feldzuges, in richtiger Beurtheilung der Operationen ſeiner Feinde, eben ſo wenig glücklich, als er es in Rückſicht der Nachrichten geweſen war, die er über die Bewegungen ihrer Heere einzuziehen ſich bemühte. Die große Abneigung gegen geſchickte, reichlich belohnte Kundſchafter ließ ihn oft in Verlegenheit, und alles Beſtreben ſeiner auf Entdeckungen ausgeſandten Feldherren ward jederzeit durch die vorgeſchobenen Corps der Feinde entkräftet.

Der Marſch der preußiſchen Armee nach der Neiße und über dieſen Fluß, ſollte alſo den Zweck haben, Laudon zu veranlaſſen, ihr nach Frankenſtein und Münſterberg zu folgen; allein dieſer Heerführer ging mit viel wichtigern Entwürfen um, als daß er dadurch ſich hätte irre machen laſſen ſollen. Zur Ausführung derſelben war ihm der Abzug des Königs aus der Gegend von Schweidnitz ſehr willkommen. Er ließ ihn daher in Frieden ziehn, und begnügte ſich, die Päſſe auf dem Johannisberge, bei Wartha und Silberberg durch die Corps der Generale Bethlem, Draſchkowitz und Brentano beſetzen zu laſſen. Dagegen eilte er, ein Vorhaben zu realiſiren, das ihn ſchon lange beſchäftigte, an deſſen Ausführung ihn aber die eingetretenen Umſtände ſtets gehindert hatten. Der Beſitz von Schweidnitz war es, wor-

nach ihn ſchon ſeit Eröffnung des Feldzugs gelüſtete. Er ſah ein, daß die Eroberung von Schleſien, ohne den Beſitz eines feſten Waffenplatzes, ein Unding bleiben würde. Hatten anfänglich gemeſſene Befehle des Wiener Hofkriegsraths ſeine Handlungen gefeſſelt; hatte die ſchnelle Ankunft des Königs aus Sachſen, die verzögerte Vereinigung mit den Ruſſen, deren Verweigerung eines gemeinſchaftlichen Angriffs, Butturlins Zurückzug, und das Verharren der Preußen im Lager bei Bunzelwitz, ihm bisher die wichtigſten Hinderniſſe in den Weg gelegt; war vorauszuſehn, daß Friedrich II. keine methodiſche Belagerung zugeben würde: ſo blieb ihm jezt nichts weiter übrig, als die Abweſenheit des Königs zu benutzen, und einen Verſuch zu machen, Schweidnitz zu überrumpeln. Alles ſchien ſeinen Wünſchen zu entſprechen. Mit dem größten Theile ſeiner Armee ſtand er in der Nähe; auf Czernitſchews Beiſtand konnte er rechnen; vielen ſeiner Officiere war der Zuſtand der Feſtung ſeit den Jahren 1757 und 1758 bekannt; häufige Ueberläufer beſtätigten die Schwäche der ungefähr aus 3000 Mann beſtehenden Beſatzung; ja einige Schriftſteller verſichern ſogar, daß ein gewiſſer Major Rochas, der ſich unter den dortigen Kriegsgefangenen befand, und bei dem Kommandanten, General Zaſtrow, ſich einzuſchmeicheln gewußt, Laudon manche zweckmäßige Anſchläge zum Sturme gegeben habe. Sey es nun, daß dieſer Verräther mehr oder weniger, vielleicht gar keinen Antheil an dieſer Unternehmung gehabt, ſo hat doch die Ausführung gezeigt, wie genau Laudon ſeine Maßregeln zum glücklichen Erfolge genommen hatte. Das Mißvergnügen, welches er über den bisherigen ſchlechten Fortgang der verabredeten Operationen empfand, und der Wunſch, ſeine Ehre gegen die Vorwürfe ſeiner perſönlichen

Feinde durch einen glänzenden Handſtreich zu retten, ſpornten überdies ſein Ehrgefühl, und trieben ihn an, mit der Ausführung zu eilen. Um ſich indeß gegen alle Verantwortlichkeit zu decken, hatte er ſchon früher dem Feldmarſchall Daun ſein Vorhaben eröffnet, und deſſen Genehmigung erhalten, zugleich aber dem Kaiſer Franz I. ſolches vertraulich mitgetheilt.

Der 1ſte Oktober war der Tag, an welchem Schweidnitz den Preußen mit ſtürmender Hand entriſſen ward. Laudon ließ ſämmtliche Forts, welcher dieſer Feſtung zu Außenwerken dienen, zugleich angreifen. Sie wurden nach mehr oder weniger Widerſtand erſtiegen. Sobald dieſe erobert waren, kam die Reihe an die Stadt ſelbſt, und bei der allgemeinen Verwirrung, die jezt herrſchte, kam ſolche bald in die Hände der Stürmenden. Die ruſſiſchen Grenadiere waren die erſten, die den Hauptwall beim Bögenthor erſtiegen, und den nachfolgenden öſtreichiſchen Bataillonen das Thor öffneten. General Zaſtrow ergab ſich mit ſeiner aus 3240 Mann beſtehende Beſatzung auf Gnade oder Ungnade, und ſo ward in wenig Stunden eine Feſtung erobert, die eine Belagerung von mehreren Wochen erfordert haben würde. Verhältnißmäßig war der Verluſt, den die Oeſtreicher bei dieſer Gelegenheit erlitten, nur geringe. Er beſtand, mit Inbegriff der Ruſſen, in 68 Officieren und 1286 Mann an Todten, Verwündeten und Vermißten. Zwar hatte Laudon die Plünderung auf das ſtrengſte verboten, und dagegen den zum Angriff beſtimmten Truppen eine Belohnung von 100,000 Gulden verſprochen; gleichwohl konnte dies bei den in Wuth geſetzten Soldaten nicht verhindert werden, bis die Cavallerie in die Stadt drang, und der Fürſt von Lichtenſtein die Ordnung herſtellte. Nur die Ruſſen zeichneten ſich

durch eine vortreffliche Mannszucht aus; ruhig erwarteten ſie auf dem Walle, den ſie erſtiegen hatten, die Befehle ihrer Officiere. Sie legten hier einen Beweis ab, daß ihre, wegen ihrer Zügelloſigkeit ſo verſchrieene Nation, menſchlicher handeln konnte als andre Europäer, die im Rufe der Sittlichkeit ſtanden.

In mehreren Schriften hat man den Kommandanten von Schweidnitz mancher Nachläſſigkeit, und ſeine Beſatzung eines zu ſchwachen Widerſtandes beſchuldigt. Beides iſt, wo nicht ganz, doch zum Theil ein Irrthum, in welchen man gemeiniglich zu verfallen pflegt, wenn man nicht geahnete widrige Begebenheiten beſchönigen will. Zwar war Zaſtrow ein Sybarit, und als ſolcher verdrängten oft die Freuden des Lebens den Ernſt eines Soldaten; allein man kann doch auch nicht behaupten, daß er ſich unvorbereitet habe überfallen laſſen, vielmehr ſind Anzeigen vorhanden, daß er einen Angriff vorausgeſetzt habe, nur waren die Vorkehrungen, die er am Abende vor dem Sturme traf, theils wegen der Schwäche ſeiner Beſatzung nicht zweckmäßig, theils beruhten ſie auf angenommenen falſchen Grundſätzen. Von ungefähr 3800 Mann, aus welchen ſeine ganze Beſatzung beſtand, vertheilte er den größten Theil in die weitläuftigen Außenwerke, auf dem Hauptwall, und als Handlanger bei dem nicht gehörig bedienten Geſchütz; die übrigen 1500 Mann waren als Reſerve hinter den Forts gelagert. Sechszig Dragoner und Huſaren wurden weit ins Feld geſandt, um die Bewegungen des Feindes auszuſpähen, und ſobald ſie ihn anſichtig würden, Feuer auf ihn zu geben; Zaſtrow ſelbſt blieb die Nacht auf dem Hauptwalle. In ſoweit war an der gegebenen Diſpoſition nichts zu tadeln, obgleich er bei einem zu erwartenden gewaltſamen Angriffe von ſeiner

zu ſchwachen, größtentheils aus unzuverläſſigen Leuten zuſammengeſetzten Beſatzung ſich keinen langen Widerſtand verſprechen konnte. Allein durch einen unverzeihlichen Fehler entkräftete er das Mittel, welches er gewählt hatte, um zeitig von der Ankunft des Feindes unterrichtet zu werden. Um den Feldmarſchall Laudon ahnen zu laſſen, er ſey auf alle Ereigniſſe vorbereitet, gab er den Beſatzungen der Forts den Befehl, während der Nacht ein Kleingewehrfeuer zu unterhalten, und von Zeit zu Zeit einen Kanonenſchuß fallen zu laſſen. Das Getöſe, welches dadurch im ganzen Umfange der Außenwerke entſtand, verhinderte aber den Knall der Piſtolen- und Carabinerſchüſſe zu hören, wodurch die ausgeſandte Cavallerie den Anmarſch des Feindes anzukündigen den Auftrag hatte; und ſo ereignete es ſich, daß die Oeſtreicher ſchon den bedeckten Weg erſtiegen, und ſich unter den Kanonenſchuß befanden, ehe die Mannſchaft in den Forts unter Gewehr kommen konnte. Hiernächſt waren die Reſerven nicht hinlänglich unterrichtet, wie ſie ſich, im Fall eines Angriffs, benehmen ſollten; und da 20,000 Mann, faſt zu einer und eben der Zeit, einen raſchen muthigen Sturm wagten, manche ihnen bekannt gewordene fehlerhafte Konſtruktion der Forts, ſo wie manche vernachläſſigte Reparaturen an den Außenwerken benutzten, auch die geringe Anzahl der Vertheidiger ihnen großen Vortheil gewährte: ſo entſtanden Verwirrungen, welche die Eroberung beſchleunigten. Daß hingegen die Beſatzung der Außenwerke ihre Schuldigkeit that, ſo viel es in ihren Kräften ſtand, die des Forts Nr. 1. den Sturm zweimal abſchlug, und die des Waſſerforts ſich erſt des Morgens um 7 Uhr ergab, nachdem die daſelbſt eingeſperrten Kriegsgefangenen ihre Kerker erbrochen, und die ſtürmenden Kroaten eingelaſſen

laſſen hatten, beweiſt der nicht geringe Verluſt den der Feind an dieſem Tage erlitt.

Während Laudon Schweidnitz durch einen Handſtreich eroberte, wartete der König mit Ungeduld auf die Erſcheinung der großen öſtreichiſchen Armee in der Gegend von Frankenſtein. Schon waren drei Tage des Harrens vergeblich verſtrichen; alle ausgeſandte Haufen fanden vom Feinde nichts als die oben erwähnten vorgeſchobenen kleinen Corps. Endlich gelang es dem General Lentulus, dem Könige die erſte Nachricht von dieſem harten Schlage zu hinterbringen, welche bald darauf durch einen umſtändlichen Bericht des Generals Zaſtrow beſtätigt ward, der ſich mit den Worten anfing: Sire! Alles iſt verlohren, nur die Ehre nicht. Der betroffene Friedrich antwortete ihm: „Ihr ſchreibt mir, wie Franz I. nach der Schlacht „bei Peria an ſeine Mutter ſchrieb: Alles iſt verlohren, nur „die Ehre nicht. Ich kann indeſſen das Schickſal, das Euch „betroffen hat, noch nicht begreifen, und verſchiebe mein „Urtheil" — Da indeß in der Folge Zaſtrow nicht zur Verantwortung gezogen, vielmehr, als er um ſtrenge Unterſuchung ſeines Verhaltens bat, mit den Worten entlaſſen ward: „Der König beſchuldige ihn keines Verbrechens, aber „nach einem ſolchen Unglücke würde es gefährlich ſeyn, ihm „ferner einen Poſten oder Befehl anzuvertrauen," ſo iſt zu vermuthen, der König habe den Verluſt einer für ihn ſo erheblichen Feſtung mehr ſeinen unzeitigen Operationen, und der zu geringen Beſorgniß um dieſelbe, zugeſchrieben, als dem Verhalten des Kommandanten. —

Man hätte denken ſollen, die kühne That, durch welche Laudon alle ſeine bisher verunglückten Operationen deckte, und alle nachtheiligen Urtheile gegen ſeine eigene und die Ehre

ſeiner Armee verwiſchte, würde ihm, außer den ihm gebührenden Lobſprüchen, noch anſehnliche Belohnungen bewirkt haben; allein keins von beiden erfolgte. Er hatte zu dieſer Unternehmung keinen ſpeziellen Auftrag erhalten, und der auf ſeine Autorität ſo eiferſüchtige Hofkriegsrath wandte daher ſeinen ganzen Einfluß dazu an, um Maria Thereſia's Zorn gegen ihn zu reizen. Selbſt Kaiſer Franz, den er zum Vertrauten ſeines Vorhabens gemacht, und der es über ſich genommen hatte, ihn zu vertreten, vermochte es nicht, ihn mit ſeiner Gemahlinn auszuſöhnen. Nur die kältere Ueberlegung des Grafen Kaunitz, und der mächtige Einfluß des alten Fürſten Lichtenſtein milderten einigermaßen den Unwillen der Kaiſerinn-Königinn, und dämpften das Aufwallen jener egoiſtiſchen Räthe, die auch den Helden verdammten, wenn er ohne ihr Vorwiſſen und ihre Zuſtimmung glänzende Thaten ausführte. Die Geſchichte des Hauſes Oeſtreich liefert davon mehrere Beiſpiele, und es iſt daher um ſo weniger zu bewundern, wenn Laudon ein Mann ohne Ahnen, ohne Anſehen, ohne Protektion, der ſich bloß durch Talente von einem Kroaten-Major zum Grade eines Feldzeugmeiſters emporgearbeitet hatte, in Ungnade fiel, weil er unbevollmächtigt, mit Entſchloſſenheit und Einſicht, eine Unternehmung ausführte, die jede Verzögerung vereiteln mußte. Selbſt die mächtigen Neider ſeines Ruhmes waren niederträchtig genug, einen ſo glänzenden Zug aus ſeiner militäriſchen Laufbahn zu einem Kroatenſtreich herabzuwürdigen; und ſo ward ein Mann mit der fühlbarſten Undankbarkeit belohnt, der während des ganzen ſiebenjährigen Krieges ſeiner Beherrſcherinn bald durch kluge Entwürfe, bald durch ſeine Tapferkeit die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hatte. Erſt nach vielen Jahren war

es Joſeph II. vorbehalten, die gegen ſeine Verdienſte be⸗gangenen Ungerechtigkeiten durch beſondre Auszeichnungen wieder gut zu machen. Wann werden doch die Menſchen aufhören ſich von Vorurtheilen beherrſchen zu laſſen!

Hatten nach der Trennung der öſtreich⸗ruſſiſchen Heere, und nachdem Laudon das Gebirge wieder bezog, die Angelegenheiten des Königs in Schleſien eine ſehr vor⸗theilhafte Wendung genommen; ſchien der diesjährige Feld⸗zug gegen die beiden Koloſſen rühmlich geendiget: ſo brachte ihn jezt ein durch unrichtige Beurtheilung der feindlichen Operationen erzeugter falſcher Schritt um alle bisher erhalte⸗nen Vortheile. Doppelt mußte Friedrich II. den Verluſt von Schweidnitz empfinden, da gegenwärtig die Unmöglich⸗keit eintrat, dieſe Feſtung den kühnen Laudon auf eine oder die andere Art wieder zu entreißen, er ſogar, im Beſitze dieſes Waffenplatzes, ſeine Eroberungen weiter treiben, wenigſtens ſeine Winterquartiere im Gebirge nehmen, und einen Theil von Schleſien brandſchatzen konnte. Zu dieſer unangenehmen Lage geſelleten ſich noch die von dem Zuſtande von Pommern eingegangenen ungünſtigen Nachrichten, wo⸗von wir in einem andern Abſchnitte handeln werden. Alles dieſes erforderte veränderte Maßregeln. Der König, der willens war, ſeine Armee Kantonirungsquartiere in der Gegend von Neiße beziehen zu laſſen, mußte dies Vorhaben aufgeben, und eine anderweitige Stellung wählen, in der es ihm möglicher ward, ſowohl dieſe Feſtung als auch Bres⸗lau zu decken, Laudons etwanige Fortſchritte zu hemmen, und dem Prinzen von Würtemberg eine Unterſtützung zu ſenden. Die Gegend bei Strehlen ſchien ihm dazu die bequemſte; er brach daher mit ſeinem Heere dahin auf, ver⸗legte es in die umliegenden Städte und Dörfer, und ließ

den General Schenkendorf mit 4000 Mann nach Pommern ziehen.

In dieſer ſo zweckmäßig genommenen Stellung genoſſen die Preußen einer ungeſtöhrten Ruhe, weil der Neid, der an Laudons Ruhme unaufhörlich nagte, ihm den gemeſſenen Befehl hatte zukommen laſſen, bloß vertheidigungsweiſe zu handeln, dann ſeine Winterquartiere im Gebirge zu beziehen, um im folgenden Jahre den Feldzug im Innern von Schleſien zu eröffnen. In Wien war man beſorgt, oder wollte es wenigſtens ſeyn, der König möchte einen raſchen Zug nach Sachſen unternehmen, um ſich an Daun für den ihm durch Laudon zugefügten Verluſt zu rächen. „Tritt“, heißt es, „dieſer Fall ein, ſo muß erſterer dergeſtalt verſtärkt werden, „daß er den Stoß aushalten kann, und daher wird es dem „Feldzeugmeiſter Laudon zur Pflicht gemacht, nicht nur „ſämmtliche Regimenter der Dauniſchen Armee, durch die „derſelbe im Frühjahre verſtärkt wurde, zurückzuſenden, „ſondern noch mehrere von ſeiner Armee nach Sachſen marſchiren zu laſſen.“

Laudon kannte das Gewicht ſeiner am Wiener Hofe herrſchenden Feinde eben ſo gut, als den unternehmenden Geiſt des Königs. Es war daher für ihn eben ſo bedenklich, gegen die erhaltenen Vorſchriften zu handeln, als zu einer Jahreszeit, die zu kriegeriſchen Unternehmungen nicht mehr ſonderlich geeignet zu ſeyn ſchien, ſich in der Ebene Friedrichs militäriſchem Geiſte entgegen zu ſtellen. In ſteter Aufmerkſamkeit auf jede auch nur ſcheinbar einen Zug nach Sachſen beabſichtigende Bewegung der Preußen, verließ er das Gebirge nicht, und ſo verlief die Zeit in Unthätigkeit, bis beide Armeen das Feld zu räumen und ihre Winterquartiere zu beziehen Anſtalten trafen. Das ruſſiſche Hülfs-

corps ward in die Grafſchaft Glaz verlegt; die Oeſtreicher in das Gebirge zwiſchen Schweidnitz und der böhmiſchen Gränze. Die Preußen nahmen ihre Quartiere an der Oder in und um Breslau; ihre Vorpoſtenkette ward zwiſchen Kanth und Neiße gezogen, während die ihrer Feinde ſich von Pleß in Oberſchleſien über Johannisberg, Wartha und Hirſchberg bis Görlitz erſtreckte.

So endigte ſich der diesjährige Feldzug in Schleſien. Der zum Vertheidigungskriege wieder gezwungene König von Preußen hatte ſeine Angelegenheiten theils durch Anſtrengung, theils mit Hülfe des Glücks im Gleichgewicht erhalten. Der Fehler, durch den er Schweidnitz verlohr, war das einzige erhebliche Verſehen, das er ſich vorzuwerfen hatte, deſſen Folgen aber das eingewurzelte Vorurtheil des Wiener Hofes weniger bedenklich machte. Ein großer Theil von Schleſien war indeß dadurch in feindlichen Händen geblieben, und der künftige Feldzug verſprach eben kein günſtiges Schickſal; noch weit niederſchlagender würde aber die Lage der Preußen geworden ſeyn, wäre die ſo fein geſponnene Verrätherei eines ſogenannten ſchleſiſchen Edelmanns gelungen. Warkotſch — ſo hieß dieſer Nichtswürdige — hatte mit einem auf dem öſtreichiſchen Vorpoſten befehlenden Hauptmann Wallis verabredet, den König aus ſeinem vor Strehlen belegenen einſamen, und nur mit einer Compagnie Grenadiere beſetzten Hauptquartiere lebendig oder todt aufheben zu laſſen. Der Jäger Kappel und ein katholiſcher Pfaffe in Siebenhöfen, Namens Schmidt, waren ſeine Vertraute, durch die er die mit Wallis unterhaltene Korreſpondenz beſorgte. Die über Friedrich II. wachende Vorſehung ließ dies Bubenſtück jedoch nicht zur Reife kommen. In der zur Ausführung beſtimmten Nacht (den 30ſten No-

vember) verrieth K a p p e l dem Könige die Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebte, und ſo entging derſelbe einer Nachſtellung, die er auf keine Weiſe durch ſein Betragen gegen den Verräther ſich zugezogen hatte. Dieſer ſowohl, als ſein Spießgeſelle S ch m i d t, entgingen dem Arme der Gerechtigkeit durch die Flucht; die öſtreichiſchen Feldherrn lehnten weislich jede Mitwirkung von ſich ab, und M a r i a T h e r e ſ i a gab ihren Abſcheu gegen das ſchwarze Vorhaben dadurch zu erkennen, daß ſie W a r k o t ſ ch, der um eine Schadloshaltung wegen des Verluſtes ſeiner eingezogenen Güter anhielt, mit einem geringen Almoſen aus ihren Staaten verwies *). —

*) Dieſe ſehr bekannte Anekdote hat der Herr von A r ch e n h o l z im zweiten Theile ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, S. 286 — 294, ſo umſtändlich und wahr erzählt, daß ich derſelben hier nur beiläufig erwähne.

XVI.

Betrachtungen über die Feldzüge der Preußen in Sachſen und Pommern. — Eroberung von Kolberg, den 16ten December 1761.

Nachdem der König im Mai nach Schleſien marſchirt war, blieb Prinz Heinrich mit ungefähr 32,000 Mann in Sachſen, um dies Churfürſtenthum gegen die öſtreichiſche und Reichsarmee zu decken. Erſtere ſtand unter dem Befehle des Feldmarſchalls Daun, die nach dem, was davon zur Verſtärkung des Generals Laudon nach Schleſien war detaſchirt worden, nur aus 30,000 Mann beſtand, dennoch aber, in Abſicht ihres Heerführers, den Namen der Hauptarmee führte. Letzterer war bis 20,000 Mann ſtark, und ward, nachdem der Herzog von Zweibrücken das Kommando niedergelegt hatte, von dem öſtreichiſchen General Serbelloni angeführt.

Prinz Heinrich war gezwungen, bloß vertheidigungsweiſe zu Werke zu gehen; denn theils hatte er, mit Inbegriff der Reichsarmee, 50,000 Streiter gegen ſich, theils waren verſchiedene ſeiner Regimenter noch nicht vollzählig, und die meiſten Freibataillone — obgleich ſie ſchon mit zu ſeiner Armee gerechnet wurden — hatten kaum ihre Errichtung angefangen. In nicht viel beſſerer Verfaſſung waren die übrigen Abtheilungen der Armee, da weder die preußiſchen, noch die oberſchleſiſchen, noch die weſtphäliſchen Re-

gimenter, Mannſchaft aus ihren Kantonen ziehen konnten, und der König geſteht ſelbſt in ſeinen hinterlaſſenen Werken *): „daß der Zuſtand ſeiner Heere es nicht mehr erlaubt „habe, ſich täglich herumzuſchlagen, vielmehr, daß er gedrungen geweſen wäre, ihre Kräfte zu wichtigeren Augenblicken aufzuſparen.“ —

Die Armee des Feldmarſchalls Daun ſtand auf beiden Seiten der Elbe unweit Dresden, und dieſer Feldherr ſchien nur beſtimmt, nach Maßgabe der zu erwartenden glücklichen Vorfälle, die letzte Hand ans Werk zu legen. Die Reichsarmee, welche den Winter über durch die Abtheilungen der Generale Syburg, Schenkendorf und Linden ſehr beunruhigt worden war, kantonirte noch im Voigtlande; da ihr aber die Eroberung von Sachſen aufgetragen war, ſo rückte ſie bereits in Julius bis an die Saale vor.

Prinz Heinrich, der ſeine Armee hinter den Defilees der Triebſe, von Meißen bis Noſtitz, verſammelt, auch die Höhen von Schlettau, Miltitz, die Katzenberge und den Radewitzer Berg hatte verſchanzen laſſen, konnte nur von hieraus die Schritte ſeiner Feinde beobachten, und ſoviel es in ſeinen Kräften ſtand, verhindern, daß ſie weit um ſich griffen. Seine Lage, in welcher er nur mit der möglichſten Klugheit und Vorſichtigkeit handeln durfte, ward dadurch noch kritiſcher, daß er nicht nur zwei verſchiedenen Armeen die Spitze bieten, ſondern auch ein ſcharfes Augenmerk auf andere Gegenſtände, z. B. auf die Nachbarſchaft der Franzoſen, in Abſicht der Provinzen Halberſtadt und Magdeburg, ingleichen auf den Feldzug der Schweden, in Abſicht Berlins, richten mußte. So ſchwer aber auch die dem Prinzen

*) Im vierten Theil, S. 183.

übertragene Rolle war, ſo muß man ihm doch die ſtrenge Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er alle ſeine Schritte mit eben ſo viel Weisheit als Kaltblütigkeit einrichtete, und den Ruhm davon trug, daß ihn der Feind nicht aus ſeiner Stellung zu vertreiben vermochte.

Da Daun, in Erwartung der großen Begebenheiten, die ſich in Schleſien zutragen ſollten, ſich ſehr paſſiv verhielt, ſo beunruhigte der Prinz Heinrich dagegen die Reichsarmee deſto öfter. Der ganze Feldzug erzeugte daher nur kleine Gefechte, wobei einzelne Feldherren von allen Armeen ſtets in Bewegung blieben, und ihre Geſchicklichkeit zu zeigen ſich angelegen ſeyn ließen. Feindlicher Seits verſuchten ihre Kräfte: Zetwitz, Brumian, Torreck; preußiſcher Seits thaten ſich Seidlitz und Kleiſt vorzüglich hervor. Letzterer war nur Obriſter und Inhaber eines Huſarenregiments; allein ſein Patriotismus reizte ihn, fünf Schwadronen Frei-Dragoner und ein Bataillon ſogenannter Kroaten zu errichten. Sein edles Betragen gegen dieſe ſeine Untergebenen, ſo wie der Ruf ſeiner Thaten, machten dieſe Truppen bald vollzählig; und mit dieſem gewiß auserleſenen Corps führte er die glänzendſten Unternehmungen aus, ſo, daß er bald das Schrecken ſeiner Feinde ward, und ſich den Ruhm eines der erſten Partheigänger ſeiner Zeit erwarb.

Außer der beſtändigen Aufmerkſamkeit, welche die verſchiedenen Bewegungen des Feindes dem Prinzen in Sachſen abnöthigten, lag es ihm doch ob, auf die Sicherheit der Mark und der über der Elbe belegenen Provinzen zu ſorgen. Bei der Annäherung der Schweden ſtand Berlin in Gefahr, und die Franzoſen, welche über die Weſer gegangen waren, und ſich bis ins Braunſchweigiſche verbreiteten, ſchienen das Fürſtenthum Halberſtadt zu bedrohen. So wenig zahlreich

auch ſeine Armee war, ſo ſah er ſich doch genöthigt, Detaſchementer nach dieſen beiden Punkten zu ſenden; dieſe Umſtände hinderten ihn indeß nicht, zugleich bald den Oeſtreichern bald der Reichsarmee die Spitze zu bieten, und ſich in ſeiner einmal genommenen Poſition unverrückt bis zum Schluſſe des Feldzuges zu erhalten.

Seiner Klugheit, mit der erforderlichen Entſchloſſenheit gepart, muß man dieſen glücklichen Ausgang der Sachen zuſchreiben. Von jeder andern Unterſtützung entblößt, mußte er ſich iſolirt in ſeinem feſten Poſten zu behaupten ſuchen; ſo wie aber auch bei einer belagerten Feſtung mit Geſchicklichkeit unternommene Ausfälle oft die Arbeiten mancher Nacht zerſtöhren, eben ſo wußte der Prinz den Zeitpunkt abzuſehen, die Unternehmungen ſeiner Feinde dadurch rückgängig zu machen, daß er ſie faſt in eben dem Augenblicke ſelbſt angreifen ließ, in welchem ſie ſich ihm zu nähern trachteten.

Nicht ſo glücklich und nicht mit ſo vieler Weisheit führte der Herzog von Würtemberg den Feldzug in Pommern. Der Beſitz von Kolberg, das die Ruſſen ſchon einmal vergebens zu erhalten verſucht hatten, war ihnen zu wichtig, um nicht noch einmal etwas gegen dieſe Feſtung zu unternehmen. Man wußte, daß General Romanzow mit 10,000 Mann im Anmarſch ſey, um ſie zu erobern, und daß ein aus ſchwediſchen und ruſſiſchen Schiffen zuſammengeſetztes Geſchwader ausgerüſtet werde, um dieſe Unternehmung zu begünſtigen. Der Herzog von Würtemberg der mit den unter ihm ſtehenden Truppen im Mecklenburgiſchen überwintert hatte, bekam daher den Auftrag, für die Sicherung von Kolberg zu ſorgen. Im Anfange des Junius bezog er vor der Feſtung ein verſchanztes Lager zwiſchen der

Oſtſee und der Perſante, und ſchob den General Werner und ungefähr 2000 Mann in die Gegend von Köslin und Belgrad vor, um den General Tottleben zu beobachten.

So lange die feindliche Flotte noch nicht in See war, hielt ſich Romanzow in ſeinem Lager hinter Köslin ganz ruhig, und der Herzog trug dem Könige den Entwurf vor, dieſe noch günſtige Zeit zu nutzen, um den ruſſiſchen Feldherrn anzugreifen, und aus Pommern zu vertreiben. Allein Friedrich II. genehmigte dieſen Antrag nicht, indem er ſich ſchmeichelte, die Diverſion, die damals General Goltz von Glogau aus gegen die ruſſiſchen Magazine zu machen beauftragt war, würde Romanzow ohnedies veranlaſſen, ſich aus Pommern zurückzuziehen, vielmehr befahl er ihm, ſein ganzes Corps in den Verſchanzungen zu verſammeln. Der Herzog gehorchte, machte nur einige Veränderungen in ſeinen Vorpoſten, und ſo blieben beide Theile, bis auf einige Scharmützel der leichten Truppen, ruhig, bis die ruſſiſche Flotte auf der Rhede von Rügenwalde ankam, und die Landungstruppen nebſt dem Belagerungsgeſchütz ausgeſchifft waren.

Jezt war die Romanzowſche Armee bis zu 24,000 Mann angewachſen. Sie ſetzte ſich in Marſch, und lagerte ſich im Angeſichte der Preußen; zugleich ſeegelte die Flotte nach Kolberg und blockirte den dortigen Hafen. Die preußiſchen Verſchanzungen ſchienen indeß dem ruſſiſchen Feldherrn zu ſtark, um ſie mit Gewalt zu erobern, und er beſchloß daher einen zwar langſamern doch ſicherern Weg einzuſchlagen, indem er Laufgräben eröffnen ließ, um dies Lager, gleich einer Feſtung, zu belagern. Der Herzog that dagegen alles um ſeine Werke zu vertheidigen, zu verbeſſern, und nach Maßgabe der Umſtände neue anzulegen; um aber die

Feinde auf einem andern Gegenſtand hinzulenken, ſandte er den General Werner mit einem Corps Cavallerie nach Treptow, von wo aus er den Rücken der Ruſſen zu bedrohen und ihre Depots zu zerſtöhren den Auftrag hatte. Werner war aber zu ſicher, ward bei Treptow überfallen, und mit Verluſt vieler Leute ſelbſt gefangen.

Romanzow führte nun die angefangene Belagerung des preußiſchen Lagers regelmäßig fort, und die Flotte ſetzte der Stadt mit ihren Bomben zu. Bald wurden die Redouten geſtürmt, der Sturm ward aber abgeſchlagen; bald wurden einige von den Ruſſen erobert, am folgenden Tage ihnen aber mit Gewalt wieder entriſſen. Dergleichen Vorfälle bezeichneten manchen Tag, die Preußen aber wurden dabei allmählig eingeſchloſſen.

Nun fing der Mangel an Lebensmitteln und Munition im preußiſchen Lager an fühlbar zu werden, und in dieſer Lage gereichte es dem Herzoge zu keinem geringen Troſte, als er erfuhr, daß der König ihm das Corps des Generals Platen, das die ruſſiſchen Magazine in Pohlen hatte zerſtören müſſen, mit einigem Proviant zu Hülfe ſende. Zwar erhielt er dadurch eine Erzählung ſeines durch die anhaltenden Strapazen mitgenommenen und durch manche Gefechte geſchwächten Corps; allein der ruſſiſche General Berg war nicht allein Platen auf dem Fuße gefolgt, ſondern ſelbſt Feldmarſchall Butturlin war mit ſeiner Armee bis nach Drieſen vorgerückt. Jezt konnte Romanzow ſowohl ſeine Belagerung fortſetzen, als den Preußen die Zufuhre möglichſt erſchweren. Der Herzog that zwar alles was in ſeinen Kräften ſtand, um Transporte von Stettin nach Kolberg zu ſchaffen; allein die Nähe und die Uebermacht des Feindes verhinderten die glückliche Ausführung

der Unternehmungen; ſelbſt einige zur Sicherung derſelben abgeſandte Detaſchementer wurden theils geworfen, theils aufgehoben, ſo daß er, bei der immer ungünſtigern Jahreszeit und nach ſo vielen fruchtloſen Verſuchen, ſich endlich entſchließen mußte, Kolberg ſeinem Schickſale zu überlaſſen, um ſein Corps, das durch die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten ſehr mitgenommen war, in die Winterquartiere zu führen. So viele erhebliche Schwierigkeiten aber auch die eingeſchloſſenen Preußen bei ihrem Abzuge aus dem Lager zu überwinden hatten, ſo ward derſelbe doch mit ſo vieler Kunſt ausgeführt, daß man ihn für einen der merkwürdigſten halten kann. Der Obriſt Heyden, deſſen eiſerne Tapferkeit Kolberg ſchon zweimal mit ſo vielem Ruhme vertheidiget hatte, mußte diesmal der Nothwendigkeit weichen, weil er den Hunger ſeiner Beſatzung nicht mehr zu ſtillen vermochte. Er kapitulirte am 16ten December, und die Kaiſerinn Eliſabeth hatte noch kurz vor ihrem Tode das Vergnügen, daß ihre Armee in Pommern in die Winterquartiere verlegt wurde.

Da der Herzog von Würtemberg ſich bis in die ſpäteſte Jahreszeit in ſeinem verſchanzten Lager erhielt, Romanzow daſſelbe nicht erobern konnte, und die Preußen bloß aus Mangel an allen Bedürfniſſen ihm hatten weichen müſſen: ſo ſcheint der Hauptfehler dieſes verunglückten Feldzuges in der geringen Sorgfalt zu liegen, die man anwendete, das Corps zur rechten Zeit zu verproviantiren. Wahrſcheinlich hatte ſich alſo entweder der Herzog nicht vorgeſtellt, bis im Winter hier ausdauern zu müſſen, oder das Kommiſſariat dachte zu ökonomiſch, um zeitigere Vorkehrungen zu treffen, und allenfalls aufs gerathewohl ein Uebriges zu thun. So lange die Ruſſen noch bei Köslin ſtanden, ihre

Flotte noch nicht in See war, und die Schweden die Inſel Wollin noch nicht beſetzt hatten, war es eine leichte Sache, von Stettin aus ganze Schiffsladungen nach dem Hafen von Kolberg bringen zu laſſen, und eine dergleichen Vorſichtigkeit wäre, bei der Wichtigkeit der Angelegenheit, gewiß nothwendig geweſen. Dem Herzoge war es, aus manchen Gründen, vielleicht weniger zu verargen, daß er die ſo nöthige Verproviantirung verabſäumte, als denen, welchen die Verpflegung ſeines Corps beſonders aufgetragen war; dem Verfaſſer iſt es aber bekannt, und er hat ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß in dem gegenwärtigen Kriege das Departement der Lebensmittel viel zu haushälteriſch dachte, um die aus Vorſicht herbeizuſchaffenden Bedürfniſſe auf ein ungewiſſes Spiel zu ſetzen, ohne zu bedenken, daß der immer doch nur mögliche Verluſt von einigen tauſend Scheffeln Mehl oder Getraide weit unwichtiger iſt, als die Folgen, welche daraus für das Ganze entſtehen können. —

XVII.

Politiſche Lage der kriegführenden Mächte vor Eröffnung des Feldzuges von 1762.

Die Unglücksfälle, die am Schluſſe des vorigen Feldzuges den König von Preußen trafen, hoben den Muth ſeiner erbitterten Feinde, beſonders des Wiener Hofes dergeſtalt, daß Maria Thereſia die gegründetſte Hoffnung hegte, ihn nun ohne weitere Gefahr völlig zu vernichten. Freilich war dazu aller Anſchein vorhanden. Der König hatte drei ſeiner Feſtungen verlohren; zum erſtenmale nahmen die Oeſtreicher in Schleſien, die Ruſſen in Pommern ihre Winterquartiere, und in Sachſen hatten ſich ſeine Feinde viel weiter ausgedehnt, als es ihnen bisher möglich geweſen war. Seine Armee war ruinirt; und da Oeſtreich keine Auswechſelung der Gefangenen geſtatten wollte, ſo ward der Erſatz derſelben immer beſchränkter, ſo ſehr ſeine Werber es ſich auch angelegen ſeyn ließen, ihre Entrepriſekontrakte, zu ihrem Privatvortheil, zu erfüllen. Friedrich II. mochte ſelbſt das Kritiſche ſeiner Lage fühlen; er mochte ſich vorſtellen, daß er, nach ſo vieler Standhaftigkeit, dennoch ſeinen übermüthig gewordenen, mächtigen Feinden würde unterliegen müſſen, denn er war damals ernſter und in ſich gekehrter, als ſonſt; die Muſen allein blieben ſein einziger Troſt, und dieſen huldigte er ſelbſt in ſeinen größten Widerwärtigkeiten.

In der wichtigſten Epoche ſeines Unglücks erſchien ihm indeß ein entfernter Strahl von Hoffnung. Er, der in Europa nur noch einen, und zwar jezt ſehr zweideutigen Alliirten an Georg III. von England hatte, genoß das unerwartete Glück, daß ihm vom Orient aus Beiſtand angeboten ward. Die Sache betraf eine angebliche Aeußerung des Tatar-Chans: gegen eine beſtimmte Subſidie ein Corps von 16,000 Mann zu ſeiner Diſpoſition mobil zu machen. Sey es nun, daß, wie der König in ſeinen hinterlaſſenen Werken*) verſichert, dieſer Fürſt den Antrag freiwillig machen ließ, oder daß derſelbe — welches wahrſcheinlicher iſt — eine Folge der Bemühungen war, die ſeine Agenten ſich zu der Zeit gaben, als er die Türken gegen Oeſtreich in Bewegung zu ſetzen beabſichtigte, um zugleich jene Nation gegen die Ruſſen aufzuhetzen, genug er nutzte dieſen Umſtand, und ſandte ſeinen Adjutanten, den jungen Goltz, nebſt dem Doktor Freſe**) nach Baktſchiſarai, um einen Allianztraktat abzuſchließen. Dieſer kam auch wirklich dergeſtalt zu Stande, daß der Chan ſich anheiſchig machte: gegen gute Bezahlung, 40,000 Mann nach Ungarn oder Rußland marſchiren zu laſſen. Der König hoffte, die Pforte, mit welcher er bald ein gleiches Bündniß zu ſchließen gedachte, dadurch in die Verbindlichkeit zu ſetzen, den Chan zu unterſtützen, ſie folglich

*) Im vierten Theile, S. 240.

**) Freſe war ein Arzt, und in dieſer Qualität erſchien er nicht als Negociateur. Allein da man in Erfahrung gebracht hatte, der Chan liege an einer Krankheit darnieder, welche ſeine Aerzte nicht zu heilen verſtänden, ſo hoffte der König ſich ihm zu verbinden, wenn er indirekte zu ſeiner Geneſung beitrüge.

folglich in einem Krieg mit ſeinen Feinden zu verwickeln; in dieſer Hinſicht war es denn wohl der Mühe werth, Geld daran zu wenden, um den guten Willen des Tatarfürſten zu benutzen.

Eliſabeth war, nach langwierigen Leiden, endlich dem ruſſiſchen Throne durch den Tod entriſſen worden, und der Großfürſt hatte ſolchen unter den Namen Peter III. beſtiegen. Dieſer Fürſt war gerade der Gegenfüßler ſeiner verſtorbenen Tante. Sie liebte die Gemächlichkeit, er war thätig; ſie folgte den Eingebungen ihrer Günſtlinge, er war eigenwillig; ſie haßte Friedrich II. er vergötterte ihn. Es bedurfte daher um ſo weniger Politik, ihn zu feſſeln, da er, gleich nach ſeinem Regierungsantritte, der erſte war, der durch ſeinen Vertrauten Gudowitz die Hand zum Frieden, und in der Folge zu einer Allianz mit Rußland bot. Ueber die Bedingungen des erſtern ward gar nicht discutirt. Peter gab alle von den Ruſſen eroberten preußiſchen Provinzen zurück, rief ſeine Armee aus denſelben ab, und ertheilte dem General Czernitſchew den Befehl, das öſtreichiſche Heer ſogleich zu verlaſſen. Gegen alle dieſe großmüthigen Aufopferungen verlangte er nur die Freundſchaft des Königs und ein enges Bündniß mit demſelben.

Dieſe ſchnelle Veränderung, die ſich im Norden zutrug, wirkte ſowohl auf die Tatarn, als auf die Türken. Erſtere hielten es nicht mehr für rathſam, Streifzüge ins ruſſiſche Gebiet zu wagen; und obgleich der Divan 110,000 Mann in der Gegend von Belgrad verſammelte, ſo ließen die Geſinnungen des Großvìziers und des Mufti es doch nicht zu, daß ſolche weiter als zu einem Cordon an der ungariſchen Gränze gebraucht wurden, ein Umſtand, der

auf den Wiener Hof weniger Eindruck machte, als der Tod der Kaiſerinn Eliſabeth *).

---

*) Mit ſo vieler Gewißheit man auch dem nahen Ende der Kaiſerinn entgegen ſah, ſo erwartete Friedrich II. daſſelbe dennoch nicht, weil er ſich vom Glücke gänzlich verlaſſen glaubte. Selbſt als er zu Breslau, durch den engliſchen Geſandten am Hofe zu Petersburg, benachrichtigt ward, daß Eliſabeth in ſehr kurzer Zeit mit Tode abgehen werde, wollte er dieſer Nachricht nicht trauen. Sein Vorleſer, der Herr von Katte, war gerade gegenwärtig, als der Kourier ihm die Depeſche überbrachte. Gelaſſen zeigte er ſie ihm, und als Katte ihm dazu Glück wünſchte, ſagte er: „ich „will mit ihm wetten, die Kaiſerinn ſtirbt noch nicht, denn ihr Tod „wäre mein Glück, und dieſe Huldgöttinn hat mir den Rücken zu„gekehrt.“ Katte erwiederte: „ich bin nicht reich genug, um „mit Ew. Majeſtät eine anſtändige Wette einzugehen; allein ich be„ſitze einen vortrefflichen Schweizerkäſe, und den will ich ſehr gern „verlieren, wenn nicht Ew. Majeſtät in kurzem die zuverläſſige „Nachricht von Eliſabeths Tode erhalten.“ „Topp“ — antwortete der König — „ich halte ihn beim Wort, und wenn ich die „Wette verliere, werde ich mich zu löſen wiſſen.“ Am folgenden Tage, gleich nach Mitternacht, läßt er ſeinem Vorleſer befehlen, unverzüglich zu ihm zu kommen. Mit ſichtbarer Freude eröffnet er ihm, er habe ſo eben die Nachricht von dem wirklichen Tode der Kaiſerinn erhalten, reicht ihm ein zuſammengelegtes Papier, und befiehlt ihm, ſolches einzuſtecken. Hierauf lenkt er das Geſpräch auf andre, gelehrte Gegenſtände, und entläßt ihn erſt nach vier Uhr des Morgens. Katte, der ſich des königlichen Verſprechens gewiß hielt, glaubte, das empfangene Papier enthalte eine bedeutende Anweiſung auf irgend eine Caſſe; allein wie ward er betroffen, als er ſtatt deſſen bloß ein ſehr beißendes Sarcasm auf die Verſtorbene anſichtig wurde. So ſchnell wirkte Friedrichs Geiſt, und ſo ſchnell wußte er die Abwechſelung von Freude oder Leid auf der Stelle zu benutzen. Hier artete ſeine Muſe in Satyre aus, ſtatt daß ſie nach dem Verluſte von Schweidnitz ihm ein Gedicht über den Stoicismus diktirte.

Das plötzlich veränderte Staatsſyſtem des Petersburger Hofes, die Abberufung des Czernitſchewſchen Corps, und Peters III. dringendes Anſuchen, gleichfalls mit dem Könige von Preußen Frieden zu ſchließen, waren unerwartete Vorfälle, welche die am Ende des vorigen Feldzuges geſchöpfte, nicht unwahrſcheinliche Hoffnung des Wiener Hofes, Friedrich II. zu Boden zu werfen, auf einmal zerſtörte. Maria Thereſia war ihrer Sache ſo gewiß geweſen, daß ſie, zur Erſparung der Kriegskoſten, 20,000 Mann ihrer Armee, als überflüſſig, abgedankt hatte, die ſo geſchwind wieder aufzurichten faſt unmöglich ſchien. Hierzu geſellte ſich noch, außer dem immer drückender werdenden Mangel an Gelde, die Nachricht von der zwiſchen Rußland und Preußen geſchloſſenen Allianz, von den friedfertigen Geſinnungen der Krone Schweden, und den Unterhandlungen, die Frankreich in London fortſetzte, um einen billigen Frieden zu erhalten, ſo daß das Haus Oeſtreich — bisher die Seele eines ungeheuern Bündniſſes — beinahe befürchten mußte, ſich von allen ſeinen Alliirten verlaſſen zu ſehn, es mit Preußen allein aufnehmen, oder wenigſtens ſo viele errungene Vortheile beim Friedensſchluſſe fahren laſſen zu müſſen.

Die Negociationen des Hofes zu Verſailles in London hatten jedoch nicht den erwünſchten Ausgang. Frankreich hoffte die Engländer einzuſchläfern; es wollte nichts verlieren, und glaubte, den Einfluß, den der friedliebende Lord Bute auf den König hatte, zu nutzen, um wenigſtens einen Theil der ihm in beiden Indien entriſſenen Kolonien wieder zu erhalten. Herr Pitt hingegen, der damals noch am Staatsruder ſaß, ließ ſich nicht irre machen; vielmehr eroberten die Britten die Inſel Belle-Isle und Pondichery während der Unterhandlungen. Als der Herzog von Choi-

ſeul ſah, daß ſeine Negociationen nicht ſo weit, wie er gehofft hatte, gediehen, griff er zu einem außerordentlichen Mittel, das entweder Eindruck auf England machen, oder, falls dies nicht gelingen würde, Frankreich einen Alliirten verſchaffen ſollte, durch deſſen Beiſtand es den Krieg mit mehrerm Nachdruck und Glück fortzuſetzen im Stande ſeyn könnte. Dies Mittel war, mit der Krone Spanien ein Bündniß gegen England zu ſchließen, und um dies deſto leichter zu bewirken, entwarf er den bekannten Familientraktat, nach welchem die beiden Zweige des Hauſes Bourbon künftig nur wie ein einziger angeſehn werden, und beide Reiche gleiche Rechte genießen ſollten. Dies neue politiſche Gebäude, welches Spaniens Ehrgeitz kitzelte, es aber zugleich mit England entzweite, ward bloß zum Vortheil Frankreichs aufgeführt; denn wenn es im Traktate hieß: daß beide Zweige durch eine gemeinſchaftliche Hülfsleiſtung Gewinn und Verluſt unter einander theilen wollten, ſo daß die Eroberungen und Vortheile des einen den Schaden und Nachtheil des andern decken ſollten; ſo waren beim Friedensſchluſſe die Eroberungen, die Spanien machen konnte, als Compenſationen anzuſehen, um die Engländer zu nöthigen, eroberte franzöſiſche Beſitzungen wieder heraus zu geben, die man ihnen mit Gewalt zu entreißen nicht mehr vermochte. —

Dieſem Bündniſſe zufolge mußte der zur Unterhandlung des Friedens nach London geſandte Herr von Buiſſy im Namen des Königs von Spanien einige von den engliſchen Kapern aufgebrachte Schiffe reklamiren, beſonders aber verlangen, daß die Britten ſich des Fällens des Campeſcheholzes enthalten ſollten. Dieſer Antrag mußte das engliſche Mi-

niſterium entzweien, an deſſen Spitze ſich zwei Männer von ganz ungleichem Charakter befanden. Ihre Meinungen über das übermüthige Anſinnen des ſpaniſchen Hofes waren ſich eben ſo entgegen, als ſich wahre Politik von leidenſchaftlichem Unſinn unterſcheidet. Herr Pitt, der nur die Vortheile ſeines Vaterlandes beabſichtigte, mit dem edelſten Stolze alle ſeine Entwürfe überdachte und ausführte, ſah ſogleich ein, daß Spanien den Krieg wünſche, und ſchlug vor: dieſe Macht plötzlich anzugreifen, ehe ſie noch mit ihren Zurüſtungen zu Stande gekommen ſeyn würde. Lord Bute hingegen, ehemaliger Oberhofmeiſter des Königs, mehr ehrgeizig, als geſchickt, glaubte ſich ſeiner Nation verbindlich zu machen, wenn er ihr den Frieden verſchaffte. Er rechnete ihr die ungeheuern Summen vor, die der Krieg ſchon verſchlungen habe, und behauptete: es werde vortheilhafter ſeyn, in Madrid zu unterhandeln, als in London neue Beiträge zu bewilligen.

So wie viele große Angelegenheiten oft durch Vorurtheile oder falſch verſtandene Politik geleitet werden, ſo geſchah es auch hier. Die Meinung des Lords Bute behielt die Oberhand, und der ſo heftig gekränkte Pitt gerieth in einen edlen Unwillen, daß er noch in eben der Seßion des Parliaments, in der er überſtimmt ward, alle ſeine Aemter und Würden niederlegte. Bute nahm ſeine Stelle ein, verlohr ſeine Zeit mit Unterhandlungen, und hatte am Ende den Verdruß zu ſehen, daß England dennoch den Krieg fortzuſetzen gezwungen ward.

Kaum erſchien er als Staatsminiſter, ſo bezeichnete er ſein Amt mit Ungereimtheiten. Der Kaltſinn, der ſchon ſeit Georg II. Tode zwiſchen England und Preußen anfing ſichtbar zu werden, ward noch dadurch vermehrt, daß die

Subſidien, welche die Nation Friedrich II. ſeit 1758 bewilligt hatte, nicht mehr gezahlt wurden. Bute ſchmeichelte ſich, dadurch dieſen Fürſten in die Nothwendigkeit zu verſetzen, jede ihm vorgeſchriebene Friedensbedingung anzunehmen. In dieſer Ueberzeugung erlaubte er ſich, ſowohl am Petersburger als auch am Wiener Hofe, Schritte, die von der geringen Kenntniß zeugten, die er von dem Charakter und der Denkungsart Peter III. und des Grafen Kaunitz hatte. Er, der mit Gewalt einen allgemeinen Frieden erzwingen wollte, that Vorſchläge, die zum Untergange Preußens, mit deſſen Staaten er ſo freigebig umging, als wenn bloß er darüber zu disponiren hätte, abzielten. Seine angeſponnenen Negociationen bedeckten ihn aber mit Schande; der Kaiſer von Rußland nahm ſeinen Antrag mit Verachtung auf, und gab dem Könige von Preußen Nachricht von der Treuloſigkeit dieſes Engländers; Kaunitz glaubte darin eine Intrigue zu wittern, indem er vorausſetzte, man wolle dadurch Oeſtreich mit dem Hofe zu Verſailles entzweien. Er beantwortete Butes Antrag mit dem ganzen Uebermuth eines ſtolzen Miniſters, indem er ſolchen kalt von ſich wies, und auf die allein ſchon hinreichende Macht ſeiner Beherrſcherinn provocirte.

Der König von Dänemark, der den nahen Ausbruch des Ungewitters ahnete, welches über ſeinem Haupte zu ſchweben ſchien, war nicht wenig in Verlegenheit, wie er daſſelbe glücklich abwenden ſolle. Die Anſprüche, welche Peter III. auf Holſtein machen konnte, waren nicht ganz grundlos. Es hieß, daß 60,000 Ruſſen, zu denen 6000 Preußen ſtoßen ſollten, beſtimmt wären, das dem Kaiſer in ſeinen Vorfahren angethane Unrecht und die ihm erwieſenen perſönlichen Beleidigungen zu rächen. Dagegen herrſchte

in der däniſchen Armee weder Diſciplin noch Taktik, beſonders aber fehlte es ihr an einem fähigen Anführer. Graf St. Germain, ein Officier von bewährtem Rufe, den Mißvergnügen aus dem franzöſiſchen Dienſte verdrängt hatte, ward dazu aufgefordert. Er ſuchte allen Mängeln der däniſchen Armee nach Möglichkeit abzuhelfen, beſonders die ſehr erſchöpfte Kriegskaſſe, durch ein von der Stadt Hamburg erpreßtes Löſegeld, zu bereichern; und um den Schauplatz des Krieges von den Gränzen des Reichs zu entfernen, rückte er mit einem Theile des Heeres in Mecklenburg ein. Alle Beſorgniſſe verſchwanden indeſſen bei der Staatsrevolution, die ſich bald darauf in Rußland ereignete, und wovon wir in der Folge reden werden.

Zwar hatte die Lage des Königs von Preußen, durch die Anhänglichkeit Peters III. an ſeine Perſon, viel gewonnen; allein ſo ſicher er auch auf deſſen Freundſchaft und Beiſtand rechnen konnte, ſo war er doch nicht ohne Sorgen. Der neue Kaiſer, der ſich vorgenommen hatte, die Staatsmaximen Peters I. in Ausübung zu bringen, beging Uebereilungen, die ſein auf dem Throne ſo befeſtigter Ahnherr ſich nicht einmal zu erlauben wagte, und welche die ſeitdem vorgerückte Zeit faſt noch unausführbarer machte. Er eignete ſich die Ländereien der Geiſtlichkeit zu; ein ſo eigenmächtiges Verfahren zog ihm aber den Haß der Cleriſei und der bigotten Nation zu, und bahnte, in Verbindung mit andern Urſachen, den Weg zu einer Verſchwörung, deren Ausbruch, früh oder ſpät, vorauszuſehen war. Friedrich II. ließ es zwar nicht an Winken fehlen, um den Kaiſer zu warnen, mehr auf ſeiner Huth zu ſeyn; allein dieſer Fürſt, der übrigens das beſte Herz beſaß, und es ſich angelegen ſeyn laſſen wollte, ſein Volk glücklicher — zu machen, war, in dem zu

feſten Vertrauen auf die Liebe der Nation, zu ſehr mit ſeinen Planen beſchäftiget, und zu ſorglos, einer Anzahl ehrgeiziger Intriganten zeitig zuvorzukommen, als daß er dergleichen, ihm freundſchaftlich ertheilte Warnungen, gehörig zu beherzigen ſich die Mühe gegeben hätte. Friedrich mußte ihn alſo ſeinem Schickſale überlaſſen, da ihn Gründe nicht zurechtzuweiſen vermochten.

Dies alles hinderte indeß nicht die Abſchließung der Allianz mit Rußland. Der Graf Schwerin, den Peter III. aus ſeiner bisherigen Gefangenſchaft freigelaſſen hatte, überbrachte den Traktat nach Breslau, zugleich aber den Befehl an den General Czernitſchew, mit ſeinem Corps zur preußiſchen Armee zu ſtoßen, und ſo war nun von allen Seiten Alles eingeleitet, um den Feldzug mit Nachdruck zu eröffnen.

XVIII.

Feldzug von 1762 in Schleſien. — Treffen bei Reichenbach. — Eroberung von Schweidnitz, den 9ten Oktober 1762.

Die ſichere Rechnung, die der König ſich auf die Erſcheinung von 16,000 Tatarn machte, die der Chan durch die Wallachei marſchiren zu laſſen verſprochen hatte, erzeugte in ihm den feſten Vorſatz, den diesjährigen Feldzug mit einer Diverſion in Ungarn zu eröffnen. Dem zufolge war der General Werner, von Geburt ein Ungar, beſtimmt, ſich in der Gegend von Ofen mit den Tatarn zu vereinigen,

und die Streifereien zu unterſtützen, die ſie in jenen Provinzen, vielleicht gar im Oeſtreichiſchen, unternehmen könnten. Dem ihm untergeordneten Corps waren bereits die Kantonnirungsquartiere unweit Koſel in Oberſchleſien angewieſen worden, und mit Sehnſucht erwartete man die Ankunft der orientaliſchen Bundesgenoſſen. So gewagt auch Sachkundigen eine ſolche Operation ſcheinen muß; ſo wenig zuverläſſig man auf die wirkliche Erſcheinung der Tatarn rechnen konnte, da es noch ungewiß blieb, ob auch die Pforte ihnen den Durchzug geſtatten würde, ſo ſcheint es doch, daß Friedrich, der damals zu allerlei Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nahm, gehofft habe, dieſe Diverſion werde die Aufmerkſamkeit der Oeſtreicher rege machen, und ſie veranlaſſen, ein anſehnliches Corps zur Deckung der Erbſtaaten abzuſenden. Dieſe ganze Abſicht verſchwand aber nach dem Tode der Kaiſerinn Eliſabeth, dem Regierungsantritte Peter III. dem Friedens- und dem Freundſchaftsbündniſſe mit Rußland und der dadurch veränderten Geſinnung des Tatar-Chans; die vielleicht ſehr prekäre Expedition ward jezt überflüſſig, und der König, des Beiſtandes des neuen Kaiſers verſichert, entwarf viel ausgedehntere Plane. —

Von Seiten Rußlands und Schwedens beruhiget, zog er die Corps, die er im vergangenen Jahre nach Pommern hatte ſenden müſſen, an ſich, und verſammelte ſeine nunmehr aus 66,000 Mann beſtehende Armee unweit Breslau. Die des Generals Laudon, über welche der Feldmarſchall Daun den Oberbefehl übernehmen ſollte, ſtand im Gebirge, und dehnte ihre Quartiere von Jägerndorf bis Striegau aus. Auch ſie ward durch einige Abtheilungen verſtärkt, die von der Armee, welche Feldmarſchall Serbelloni in Sachſen kommandirte, nach Schleſien abgegangen waren.

Gleich nach ſeiner Ankunft ließ Daun die Truppen ein Lager beziehen, deſſen rechter Flügel ſich an den Zobtenberg lehnte, deſſen linken aber das Corps des Generals Ellrichhauſen auf dem Pitſchenberge ſicherte. Der König hingegen begnügte ſich, ſeine Armee an beiden Ufern der Lohe in Kantonnirungsquartiere zu verlegen, die er durch verſchiedene vorgeſchobene Corps, deren Aufmerkſamkeit keine Bewegung des Feindes entwiſchen konnte, deckte. Dies war die Stellung beider Heere, und ſo blieben ſie im Ganzen ruhig, bis das Czernitſchewſche Corps, das von Thorn aus ſich wieder nach Schleſien zu wenden Befehl erhalten hatte, an der Oder angelangt war.

Die erſten Operationen fielen in Oberſchleſien vor, wo General Werner bis zu 10,000 Mann verſtärkt worden war. Bald darauf ſtieß der Herzog von Bevern mit 5000 Mann, die er aus Pommern her anführte, zu ihm, und übernahm das Kommando über das ganze Corps. Dies hatte die Folge, das Daun den General Beck gleichfalls dahin ziehen ließ, um ſich dem Vordringen der Preußen zu widerſetzen. Es fielen hier indeß keine Begebenheiten von Wichtigkeit vor, und der König war zufrieden, daß der Marſch der Beckiſchen Abtheilung ſeinen auf die Zertheilung der Dauniſchen Armee abzielenden Abſichten entſprach. Dagegen fing in Niederſchleſien der kleine Krieg an lebhafter zu werden. Czernitſchew hatte zwei Pulk Koſacken vorausgehen laſſen, die zuſammen 2000 Mann ausmachten; der König vertheilte dieſe bei ſeinen vorgeſchobenen Corps, welche die Generale Loſſow und Reizenſtein befehligten. Nun wurden die feindlichen Vorpoſten faſt täglich beunruhigt, und die öſtreichiſchen Feldherren bedauerten um ſo mehr die im abgewichenen Winter

vorgenommene Verminderung des Heeres, da ſie größten-theils die leichten Truppen betroffen hatte *). Zugleich rückte der Herzog von Bevern nach Troppau vor, und zwang den General Beck ſich über die Morava zurück-zuziehen. Dieſer Feldherr ſetzte ſich bei Freudenthal, wo er ſich gegen eine ihm überlegene Macht mit vieler Geſchick-lichkeit behauptete.

Am erſten Julius ſetzte ſich endlich die preußiſche Armee in Bewegung, und lagerte ſich bei Sagſchütz, jenſeits des Schweidnitzer Waſſers. In der Nacht mußte General Neuwied, den der König — wie es hieß — mit 12,000 Mann abgeſandt hatte, um den Marſch der Ruſſen zu decken, ſich ihm zur Seite ſtellen, und ſich anſchicken, den öſtreichiſchen linken Flügel über Striegau zu umgehen; allein der vorſichtige Daun verließ ſowohl den Pitſchen, als den Zobtenberg, und nahm ein anderes Lager auf den zwiſchen Bögendorf und den Zeiskenberge belegenen Anhöhen. Der König folgte ihm, und nahm die Poſitionen wieder ein,

---

*) Bei einer ſolchen Gelegenheit ereignete ſich eine Begebenheit, die von dem buchſtäblichen Gehorſame der Ruſſen zeugte. Der König wollte die Geſchicklichkeit der Koſacken auf die Probe ſtellen, befahl daher dem Anführer derſelben, einen öſtreichiſchen Vorpoſten, von etwa hundert Mann Cavallerie, aufzuheben, und bediente ſich dabei des franzöſiſchen militäriſchen Ausdrucks Pferde, ſtatt Mann. Die Koſacken hatten das Glück, dieſen Vorpoſten zu umzingeln und zu Gefangenen zu machen, brachten aber nur die erbeuteten Pferde mit. Friedrich ſtutzte, und erkundigte ſich, wo man denn die dazu gehörige Mannſchaft gelaſſen habe? Der Anführer der Koſacken entſchuldigte ſich, indem er erwiederte: Ew. Majeſtät haben mir nur befohlen die hundert Pferde aufzuheben, folglich habe ich die Mannſchaft laufen laſſen. Der König lachte herzlich über dieſe Einfalt. —

die er im vorjährigen Feldzuge gegen die vereinigten Armeen Laudon's und Butturlin's behauptet hatte.

So feſt auch die öſtreichiſche Stellung auf ihrer Fronte war, ſo konnte ſie dagegen auf ihrer linken Flanke umgangen werden. Dies verſuchte der König, indem er mit ſeinem erſten Treffen zum General Neuwied ſtieß, während General Ziethen mit dem zweiten und der ganzen ſchweren Cavallerie ſtehn blieb, um den Feind in Reſpekt zu halten. Daun, der durch einen Ausreißer des Wiedſchen Corps von dieſem Vorhaben benachrichtigt ward, ſandte ungeſäumt den General Brentano nach Adelsbach, um die dort im Rücken der Armee belegenen Berge zu beſetzen. Hier griff ihn der preußiſche Vortrab an, und es entſtand ein hitziges Poſtengefecht, in welchem man die gewiſſermaßen überſpannte Entſchloſſenheit der Angreifenden eben ſo wie die tapfere Gegenwehr der Angegriffenen bewundern muß; letztere hatten die Vortheile des Terrains, erſtere das Uebergewicht der Macht, die ſie unterſtützen konnte; auf ihrer Seite. Mit feſter Standhaftigkeit ſchlug Brentano die Stürme ab, welche fünf preußiſche Bataillone gegen die nackten Felſen, auf denen er ſtand, unternahmen. Sie büßten bei dieſer Gelegenheit 1200 Mann ein, und dieſer Verluſt benahm ihnen die Luſt, hier durchzubrechen; der öſtreichiſche Feldherr genoß dagegen die Ehre, ohne Hülfe der ihm geſandten Verſtärkung, das Dauniſche Heer gerettet zu haben; denn wäre es dem Könige gelungen, Brentano zu werfen, ſo konnte dies für die im Rücken bedrohete Armee ſehr traurige Folgen haben.

Graf Wied wandte ſich nun gegen Braunau, um das dortige Magazin zu zerſtören; Brentano und Haddik kamen ihm aber zuvor, welches ihn veranlaßte, ſeinen

Marſch nach Trautenau zu richten. Hier ließ er die Koſacken, die ſeinen Vortrab bildeten, vorſchwärmen; ſie durchſtreiften das Innere des Königsgräzer Kreiſes nach allen Richtungen, und wurden durch die leichte Cavallerie der Generale Loſſow und Reitzenſtein unterſtützt. Auf dieſen Zügen trieben die Koſacken ihren gewöhnlichen Unfug, bezeichneten ihre Schritte durch rauben, plündern und verheeren, und doch will man bemerkt haben, daß ſie dabei nicht ganz ſo grauſam verfuhren, als ſie es ſich bisher in den brandenburgiſchen Staaten erlaubt hatten, ein Umſtand, der wohl nicht ſo leicht hinlänglich zu erklären ſeyn möchte *). Uebrigens brachte dieſer Streifzug keine andere Wirkung hervor, als daß er anfangs unter die Einwohner des Landes, die ihre Gränze ſehr gut gedeckt glaubten, weit umher Schrecken verbreitete. Der Aufenthalt der Preußen war zu kurz, um ſtärkern Eindruck zu machen, und was auch der König in ſeinen hinterlaſſenen Werken **) von dem Entſchluſſe des Feldmarſchalls Serbelloni, dieſer Invaſion wegen Sachſen mit der Armee verlaſſen zu wollen, behauptet, ſo ſcheint ein ſo übereilter Vorſatz mit der natürlichen Gleichgültigkeit dieſes Feldherrn, die faſt an Indolenz gränzte, im Widerſpruch zu ſtehen. Das Corps Preußen, welches

---

*) Die ſie begleitenden Preußen, beſonders die Schaar des Generals Reitzenſtein, durch das gegebene Beiſpiel gleichfalls hingeriſſen, verleugneten bei dieſer Gelegenheit ihre ſonſt bekannte Sittlichkeit, und nur der menſchenfreundliche Loſſow ſuchte dergleichen Exceſſe möglichſt zu verhüten. In Vergleichung mit dem erſtern, gaben daher die Böhmen dem letztern den Beinamen des Heiligen. Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen, 4ter Theil, S. 156.

**) Im vierten Theil, S. 198.

ſich nach Böhmen gewagt hatte, war zu ſchwach, und große Thaten zu verrichten, und geſetzt, es wäre auch durch eine ſtärkere Macht unterſtützt worden, ſo war es natürlicher und leichter, dies Königreich durch die Dauniſche, als durch die Serbelloniſche Armee zu decken.

Die Manöver, die der König auf der feindlichen linken Flanke machen ließ, hatten zwar von dieſer Seite die Communication mit Schweidnitz abgeſchnitten; dagegen aber war dieſelbe von der Seite von Burkersdorf noch offen. Wenn nun die Belagerung dieſer Feſtung das Hauptaugenmerk dieſes Feldzuges war, ſo mußte Daun auch von dieſer Seite enger eingeſchränkt werden. Dieſe Unternehmung war jedoch wegen der Vortheile des Terrains, die ſich dem Feinde darboten, faſt noch gefahrvoller, als die vorige, und bedurfte alſo mehr Kunſt und Anſtrengung. Noch beſchäftigte ſich der König mit den Mitteln dazu, und der Angriff war bereits beſchloſſen, als die unerwartete Nachricht von der Entthronung des Kaiſers Peter III. von Rußland einlief. Friedrich II. der bei dieſer Gelegenheit ſich des Czernitſchewſchen Corps mit bedienen wollte, war darüber eben ſo betroffen als niedergeſchlagen; denn da der ruſſiſche Feldherr ihn benachrichtigen ließ, daß er vom Senate den gemeſſenen Befehl empfangen habe, ſeine Truppen der neuen Regentinn, der Kaiſerinn Katharina II. den Eid der Treue ablegen zu laſſen, dann aber ſofort nach Pohlen zurück zu marſchiren: ſo blieben ihm die wahren Geſinnungen des Petersburger Hofes noch ein Räthſel, und er mußte jezt mehr auf ſeine eigene Sicherheit, als auf neue Angriffe denken.

In dieſem Augenblick ward ſeine Lage eben ſo kritiſch, als ſeine Entſchlüſſe einer reiflichen Prüfung bedurften. Das Glück, welches ſeit einem halben Jahre ſo ſonderbare Ereig-

niſſe zu ſeinen Gunſten herbeigeführt hatte, ſchien ihn wieder verlaſſen zu wollen; die großen Ausſichten, die ihm das mit Peter III. geſchloſſene Bündniß eröffnet hatte, verſchwanden, und er mußte beſorgen, abermals in ſeine vorigen traurigen Verhältniſſe zu gerathen. Dieſem Unglücke möglichſt vorzubeugen, ging der erſte Gedanke, den er faßte, dahin, das ganze Czernitſchewſche Corps entwaffnen zu laſſen. Ein dergleichen raſches Verfahren, wovon die Geſchichte mehrere Beiſpiele aufzuweiſen hat, ſchien ihm der Politik angemeſſen. Schon eröffnete er dieſen Vorſatz ſeinem geheimen Cabinetsrathe Köppern, und befahl ihm ein Manifeſt aufzuſetzen, welches dieſer Handlung einen Anſtrich von Gerechtigkeit geben ſollte. Glücklicherweiſe zeigte ihm dieſer die damit verknüpfte Gefahr, und ſchloß mit den Worten: „Ew. Königl. Majeſtät werden ſelbſt wiſſen, was „Allerhöchſtdieſelben nach Petersburg geſchrieben haben.“ Dem Könige fiel dieſe wohlgemeinte Erinnerung auf, und er erwiederte: „In dieſem Falle habe ich mir nichts vorzu„werfen.“ Das ganze Projekt unterblieb alſo zum größten Glücke des Staats; denn, da man der Kaiſerinn Katharina die, obgleich falſche, Idee beigebracht hatte, Friedrich habe keinen geringen Antheil an den Handlungen Peters III. genommen, ſogar ihre Einſperrung in ein Kloſter angerathen, ſo waren ſchon Befehle gegeben worden, die zur Expedition gegen Dänemark mobil gemachte Armee nach Preußen marſchiren zu laſſen, um dies Königreich abermals zu beſetzen. Dieſen Vorſatz entkräftete indeß der Zufall eben ſobald, als die Aeußerungen eines Patrioten die Entwaffnung des Czernitſchewſchen Corps hintertrieben.

Als nach der Ermordung des unglücklichen Kaiſers ſeine Gemahlinn deſſen Papiere durchſuchen ließ, fand man auch

Friedrichs II. Briefe an ihn, welche gerade das Gegentheil davon enthielten, was Katharinens Günſtlinge ihr beizubringen ſich bemüht hatten. In dieſen Briefen ſuchte er vielmehr des Kaiſers natürlichen edelen Geſinnungen eine beſſere Richtung zu geben, ihn wegen ſeiner bisherigen Uebereilungen zurecht zu weiſen, und ging gar ſoweit, ihn zu bitten, ſeiner Gemahlinn — ſey es auch nicht aus Zuneigung — möglichſt zu ſchonen. Dieſe Entdeckung ſöhnte die Kaiſerinn mit dem Könige völlig aus; und da, wegen mancher über Peters Todesart unter dem Volke entſtandenen Gährungen, ſie ſich vielleicht auf ihrem uſurpirten Thron noch nicht für ſicher genug hielt, ſo wurden alle zum Kriege getroffene Vorkehrungen wieder eingeſtellt, und der bereits zwiſchen Rußland und Preußen geſchloſſene Friede beſtätigt*).

Doch ehe dies alles ſo glücklich ſich entwickelte, war der König in großer Verlegenheit. Der angekündigte Abzug der Ruſſen aus Schleſien wollte nicht zu ſeinem Projekte, die

*) Die Geſchichte der im Jahre 1762 in Rußland erfolgten ſonderbaren Revolution gehört zwar nur in ſofern hierher, als ſie Antheil an den Ereigniſſen des preußiſchen Feldzuges in Schleſien nimmt; indeß ſey es mir erlaubt, der Nachwelt zu verſichern, daß das Publikum durch die ſeit dieſer Epoche verbreiteten Schriften, in Abſicht des Wahren dieſer Begebenheiten durch die mancherlei partheiiſchen Darſtellungen hintergangen worden iſt. Selbſt Ruilhiere dem man doch noch die mehreſte Authenticität zutrauet, iſt nicht von Irrthümern frei. Man würde auch noch länger getäuſcht geblieben ſeyn, wäre nicht kürzlich (1800) eine von dem Herrn von Saldern verfaßte Biographie Peters III. und zwar erſt nach dem Tode dieſes Miniſters, erſchienen, die manches zeither partheiiſch vorgetragene Faktum aufklärt.

die Oeſtreicher ganz von Schweidnitz abzuſchneiden, ſtimmen. Er hatte ſich vorgenommen, das Czernitſchewſche Corps dabei mitwirken zu laſſen, und jezt mußte er deſſen ſchnellem Rückzuge und dem Verluſte von 20,000 Streitern entgegen ſehen; aus dieſer Verlegenheit half ihm indeß ſeine Geiſtesgegenwart ſowohl als des ruſſiſchen Feldherrn — man kann ſagen übertriebene — Gefälligkeit. Graf Schwerin, eben derſelbe, der während ſeiner Gefangenſchaft in Petersburg ſich die Gunſt Peters III. erworben hatte, auch mit dem Charakter der Nation bekannter geworden war, erhielt den Auftrag, Czernitſchews Geſinnungen näher zu erforſchen, zugleich aber ihn dahin zu vermögen, ſowohl die Publikation der in Rußland vorgefallenen Staatsumwälzung, als auch ſeinen Abmarſch um drei Tage zu verzögern, und bei den beabſichtigten Angriff der öſtreichiſchen rechten Flanke ſich bloß mit ſeinem Corps zu zeigen. Gegen dieſen Antrag machte Czernitſchew viele Einwendungen. Er behauptete, die ihm ertheilten Befehle wären zu beſtimmt, als daß er davon abzugehen ſich erdreiſten könne, und verſicherte: er werde unverzüglich einen Officier an den Feldmarſchall Daun ſenden, um ihn mit den Urſachen ſeines Rückzuges bekannt zu machen. Schwerin ſuchte mit Geſchicklichkeit ihn von dieſem Vorhaben abzubringen; und ſo viele Bedenklichkeiten er auch haben mußte, wenn, gegen alle Erwartung, ein neuer Krieg ausbrechen ſollte, ſo überwand doch der Wunſch, ſich dem Verlangen des Königs zu fügen, die Furcht vor der über ſeinem Haupte ſchwebenden Gefahr. Der Angriff der Preußen erfolgte: Czernitſchew marſchirte vor ſeinem Lager auf, und trug durch dieſe Erſcheinung unmittelbar zu dem Siege bei, den Friedrich II. an dieſem blutigen, zugleich aber entſchei-

denden Tage erfocht. Am folgenden Morgen verließ er die Armee.

Das Treffen bei Burkersdorf, durch welches Daun gezwungen ward, dieſe Poſition zu verlaſſen, um ſeinen geworfenen rechten Flügel an das Eulengebirge zu lehnen, ſchnitt alle bisher noch beſtandene Communication mit Schweidnitz ab, und nun konnte der König zur Belagerung dieſer Feſtung ſchreiten.

Man kann nicht leugnen, daß Daun, der ſich im Beſitz einer ſo vortheilhaften Poſition befand, zu wenig Sorgfalt anwendete, den General Okelli, der den Poſten von Burkersdorf und den Paß von Leutmannsdorf vertheidigen ſollte, zu rechter Zeit zu unterſtützen; ſo wie man dieſem Generale den Vorwurf machen kann, daß er die Nachläſſigkeit beging, den Preußen zu geſtatten, in der Nacht vor dem Treffen am Fuße der Berge eine Batterie von 40 Haubitzen zu errichten, welche ſeine vorgeſchobene Cavallerie zerſprengten, und woraus ſeine Redouten auf das heftigſte beworfen wurden. Daun, dem die Umgehung ſeiner linken Flanke durch die Preußen, ihr Marſch nach Böhmen, und die Beſorgniß für das Magazin von Braunau, noch in friſchem Andenken ſeyn mochte, ſcheint mehr um dieſe Seite ſeiner Poſition bekümmert geweſen zu ſeyn, als um ſeine rechte. Da am Tage des Treffens bei Burkersdorf die Generale Brentano und Haddik noch nicht wieder bei der Armee waren, ſo ſcheint es ſogar, daß er von dem Rückzuge des Neuwiedſchen Corps, deſſen Marſch um Schweidnitz und deſſen plötzlichen Erſcheinung bei Leutmannsdorf, entweder nicht zeitig genug unterrichtet geweſen ſey, oder vielleicht keine Notiz davon genommen hatte. Dieſe Nebenumſtände, und die trefflich ausgeführte Dispoſition des

Königs entſchieden das Treffen, zugleich aber auch das Schickſal von Schweidnitz.

Nach dieſem glücklich ausgefallenen Poſtengefechte ſchickte ſich Friedrich zur Belagerung dieſer Feſtung an. Um ſolche zu decken, bezog die Armee eine Stellung, die von Peterswalde bis Seitendorf reichte, eine Ausdehnung von drei ſchleſiſchen Meilen, die nur die vortheilhafte, ſehr gut verſchanzte Bergkette, auf welche ſie corpsweiſe gelagert ward, rechtfertigen konnte. Hiernächſt zog der König die Truppen an ſich, welche der Herzog von Bevern bisher in Oberſchleſien befehligt hatte; zur Belagerung ſelbſt aber beſtimmte er 22 Bataillone und 20 Schwadronen, unter Anführung des Generals Tauenzien.

Das Journal dieſer Belagerung, die 64 Tage anhielt, iſt in ſo vielen Zeitſchriften zu finden, und hat im Tetail ſo viel ähnliches mit mancher andern, daß ich hier nur einige Hauptcharakterzüge aufzuſtellen gedenke, die ſie berühmt gemacht haben. General Guasco befehligte in Schweidnitz eine Beſatzung von 11,000 Mann, General Gribauval vertheidigte die Feſtung als Ingenieur; die Belagerung führte dagegen der preuſiſche Major Le Fevre. Dieſe beiden Männer, die man damals unter die erſten Ingenieure zählte, waren Nebenbuhler ſowohl in Abſicht ihrer Wiſſenſchaft, als ihres ſchriftſtelleriſchen Ruhms. Letzterer, der Belidors Erfindung der ſogenannten Druckkugel (Globe de compression) ſo ſehr zweckmäßig gefunden hatte, um die Minengänge einzuſtürzen, wollte ſich derſelben auch bei dieſer Gelegenheit mit Nutzen bedienen. Gribauval, der dies vorausſah, ſetzte ihm ſeine ganze Geſchicklichkeit entgegen, und vernichtete die Arbeiten ſeines Gegners. Dies erzeugte einen unterirdiſchen Krieg, der faſt ſechs Wochen

lang mit abwechſelndem Glücke geführt ward, Le Fevres Lieblingsſyſteme das Zuverläſſige raubte, ihn an der Eroberung der Feſtung verzweifeln ließ, und endlich den König veranlaßte, die Direktion der Belagerungsarbeiten ſelbſt zu übernehmen.

Unterdeſſen faßte Daun den Entſchluß, Schweidnitz zu entſetzen. Er wandte dazu zwei Drittheile ſeiner Armee an, und beſtimmte beſonders die Generale Beck, Brentano, Lascy und Odonell zu einer Unternehmung, die, wäre ſie gelungen, ihm noch mehr Ruhm erworben haben würde, als ſein Entſatz von Olmütz, im Jahre 1758. Der ganz vortreffliche Plan hierzu war dieſer: Beck, der zu gleicher Zeit mit dem Herzoge von Bevern aus Oberſchleſien zurückgekommen war, ſollte die linke Flanke ſeines bei Reichenbach gelagerten Corps, Brentano dagegen die rechte angreifen, während Lascy die Fronte zu bedrohen den Auftrag hatte; der Graf Odonell hingegen war angewieſen, mit 25 Schwadronen in der Ebene von Reichenbach vorzurücken, um jeden Succurs abzuhalten, der von der Armee des Königs anlangen könnte. Man ſchmeichelte ſich, der Herzog von Bevern werde, wegen der ihm ſo ernſtlich drohenden Gefahr, ſeine Poſition verlaſſen; dann ſollte Lascy bis Költſchen vorrücken, und die ganze Armee ihm folgen. Es iſt auch faſt nicht zu bezweifeln, daß dieſe ſo künſtlich angelegte Unternehmung geglückt ſeyn würde, wäre nicht der Herzog angewieſen geweſen, bis zur Ankunft der Unterſtützung ſich bloß auf die Vertheidigung ſeines Poſtens einzuſchränken, und hätten die öſtreichiſchen Feldherren mit mehr Eintracht gehandelt. Allein von der ganzen Diſpoſition führte nur Beck ſeinen Auftrag mit Einſicht aus; ihm gelang es, ſich unbemerkt in den Rücken der

Preußen zu werfen, und ſelbſt Gefangene zu machen. Dagegen ließ ſich Odonell durch die Cavallerie ſchlagen, welche der Herzog von Würtemberg von Peterswalde herbei führte; und da hierdurch die linke Flanke der Laſcyſchen Abtheilung entblößt worden war, ſo zogen ſich die Oeſtreicher wieder in die Poſition zurück, die ſie am Morgen vor dem Treffen genommen hatten.

Dieſe Begebenheit erweckte Eiferſucht unter den feindlichen Generalen. Beck war mißvergnügt, daß ſeine Kollegen nicht auch ihrer Seits die Vortheile zu benutzen verſtanden, die er zu erlangen Muth und Geſchicklichkeit gehabt hatte. Sein Betragen und der Beifall der Armee ſprachen laut zu ſeinem Lobe, dennoch aber durfte Daun die Fehler derer, die er begünſtigte, nicht füglich rügen. Um alſo Beck einigermaßen zufrieden zu ſtellen, ward ſein Corps angewieſen, ausſchließlich den bereits in Händen gehabten Sieg durch ein Freudenfeuer zu verherrlichen: eine militäriſche Farce, die Becks feines Gefühl nur noch mehr empörte, und den Haß gegen diejenigen vermehrte, die nie ſeine Freunde geweſen waren. —

Nach dieſem mißlungenen Verſuche hielt Daun es nicht mehr für rathſam, etwas zu Gunſten der Feſtung Schweidnitz zu unternehmen. Er zog ſich in die Grafſchaft Glaz zurück, und beſetzte die Päſſe von Wartha und Dittmannsdorf, ſo wie den Eulen- und Wolfsberg, mit ſtarken Corps, um dadurch ſeine Vorpoſten zu bilden. Zugleich fand er Gelegenheit, dem General Guasco zu vertrauen: „daß er auf keinen Entſatz mehr zu rechnen habe, daher er „ihm überlaſſe, dieſe Feſtung zu übergeben, wenn er einen „freien Abzug für die zahlreiche Beſatzung erhalten könne.“

Guasko verſuchte es zweimal, ob ihm dies gelingen würde, bekam aber immer eine abſchlägige Antwort, obgleich er bei dem zweiten Antrage ſich ſo weit einſchränkte, daß die Beſatzung ſich nach den Erblanden zurückziehen, und in Jahr und Tag nicht gegen die Preußen dienen ſollte. In der Folge, da er ſchon an manchen Bedürfniſſen Mangel zu leiden anfing, erneuerte er dergleichen Erklärungen noch einigemal, und willigte zuletzt in die Kriegsgefangenſchaft, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, zuvor einen Officier an den Feldmarſchall abſenden zu dürfen; dieſer gemäßigtere Vorſchlag ward aber ebenfalls verworfen. Dieſe Hartnäckigkeit des Königs iſt um ſo auffallender, da er einige Wochen früher zu dem Beſitz von Schweidnitz gekommen ſeyn, und die während dieſer Zeit aufgelaufenen Koſten der Belagerung, ſo wie den Verluſt an Menſchen, erſpart haben würde. Man wird daher bewogen, dieſe eiſerne Beharrlichkeit einer gewiſſen militäriſchen Ehrbegierde zuzuſchreiben, die nur Schwierigkeiten erregte, um zu zeigen, daß er das, was Le Fevre zu bewirken verzweifelte, zu erreichen im Stande ſey.

Mitlerweile ward die Belagerung eifrig fortgeſetzt. Die Belagerten wehrten ſich mit kalter Entſchloſſenheit. Gribauval erſchöpfte das ganze Raffinement ſeiner Kunſt, um den Preußen ihre Arbeiten zu erſchweren. Nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten überſtanden zu haben, hatten dieſe endlich die dritte Parallele eröffnet, als eine in das Jauernicker Fort geworfene Haubitzgrenade durch Zufall in das Pulvermagazin, deſſen Thüre eben offen ſtand, gerieth, das darin befindliche Pulver anzündete, und den Major Berthold, einen Capitän, 2 Officiere und 200 Grenadiere in die Luft

ſprengte *). Dieſe fürchterliche Exploſion ſtürzte die Kehle und einen großen Theil des Forts dergeſtalt zuſammen, daß ein Bataillon in Front einrücken konnte. Dieſer wichtige Vorfall, zugleich aber der Mangel an Geſchütz, welches die langwierige Belagerung zum Theil unbrauchbar gemacht hatte, ingleichen die Abnahme an Lebensmitteln und Munition, vermochten endlich den General Guasco, am 9ten Oktober zu kapituliren, und ſich und ſeine Beſatzung zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Mit der Eroberung von Schweidnitz ward der diesjährige Feldzug in Schleſien, der letzte dieſes grauſamen Krieges, beſchloſſen. Beide Armeen ſandten zahlreiche Corps nach Sachſen, um auch dort die Angelegenheiten zur Entſcheidung zu bringen, und eine am 24ſten November verabredete Waffenſtillſtandskonvention ſicherte die bezogenen Winterquartiere.

---

*) Dieſe auf der einen Seite das menſchliche Gefühl empörende, auf der andern die Uebergabe von Schweidnitz befördernde Exploſion, war weniger das Werk des Zufalls, als vielmehr der Geſchicklichkeit eines jungen, unlängſt zur Armee berufenen Feuerwerkers. Dieſer auf einer Batterie in der zweiten Parallele bei einer ſiebenpfündigeu Haubitze angeſtellte Krieger bemerkte, daß auf der rechten Seite des angegriffenen Forts laborirt werde. Dieſe Arbeit verrichteten die feindlichen Artilleriſten, die bei offener Thüre einer den Pulvervorrath enthaltenen Kaſematte, Kanonen-Kartuſchen verfertigten, während die Beſatzung des Forts ſich, des regnichten Wetters wegen, in die daranſtoßenden Kaſematten zurückgezogen hatte. Er richtete daher ſein Geſchütz nach dieſem Punkte hin, und hatte das Glück, daß die Grenade gerade innerhalb des Wallganges vor der Kaſematte niederfiel, beim Krepiren das Pulver anzündete, und ſo dieſe ganze Seite mit der darin befindlichen Beſatzung in die Luft ſprengte. Dieſer Aufmerkſamkeit wegen ward er gleich zum Lieutenant erhoben.

Die Unthätigkeit, in die Daun ſeit dem Gefechte bei Reichenbach (16ten Auguſt) verfallen war, zog ihm den Haß des Wiener Volkes zu. Dies vielköpfige Ungeheuer, welches die Handlungen ſeiner Feldherren gewöhnlich mehr nach dem Maßſtabe des Vorurtheils, als nach richtiger Kenntniß von der Sache abzumeſſen pflegt, urtheilte über Dauns zurückgezogenes Benehmen nur im Gegenſatze von Guasco's überſpannter Tapferkeit. Seine Gemahlinn ward verſchiedentlich beſchimpft; beißende Sarkasmen wurden ſowohl an ſein Hotel als auch an die Hofburg angeſchlagen, und ſehr herabwürdigende allegoriſche Kupfer auf allen Straßen verbreitet. Höchſt ungerecht, und ohne alle Prüfung, taſtete man indeſſen die gegenwärtigen Handlungen dieſes Heerführers, und was noch mehr iſt, auf die hämiſchſte Weiſe an, da vielleicht eine tiefer liegende Politik vor der Hand allen fernern Unternehmungen zu entſagen anrieth. Schon waren Rußland und Schweden dem großen Bunde abtrünnig geworden; Frankreichs Negociation, um einen Frieden mit England zu bewirken, nahete ſich ihrem Schluſſe; das deutſche Reich fing an zu wanken; Oeſtreich blieb dagegen allein gegen Preußen auf dem Kampfplatze. Erfolgte daher der Frieden nicht, ſo war es Klugheit, alle Kräfte zu einem neuen Feldzuge aufzuſparen, um dadurch annehmlichere Bedingungen zu erhalten. So weit aber ſah bei weitem der größte Theil des Wiener Publikums nicht. Feldmarſchall Daun war von jeher — ob mit Recht oder Unrecht? — das Stichblatt ſeiner Satyre geweſen; mit abgenutztem Witze ſuchte es ihn eben ſo lächerlich zu machen, als Maria Thereſia und der Staat ihm die in ſo mancher Hinſicht ſchuldigen Verbindlichkeiten bewieſen. So wird oft das Verdienſt — obgleich es von menſchlichen

Schwachheiten nicht ganz frei iſt — verkannt, wenn bloß die muthwillige Laune des Publikums ſich nicht ſcheuet es herabzuwürdigen.

XIX.

Feldzug in Sachſen. — Schlacht bei Freiberg, den 29ſten Oktober 1762.

In dieſem Feldzuge hatte der Feldmarſchall Serbelloni den Oberbefehl über die öſtreichiſche Armee übernommen, die in Sachſen auftreten ſollte, wogegen der Prinz von Stollberg die Reichsarmee anführte. Erſterer, der verſchiedene Abtheilungen zum Heere des Feldmarſchalls Daun nach Schleſien hatte ſenden müſſen, ſchränkte ſich auf den Vertheidigungskrieg ein, indem er eine Poſtenkette längs der Mulde zog, die ſeine, von der Elbe bis ins Erzgebirge genommenen Quartiere decken ſollte; an dieſe ſchloß die Reichsarmee die ihrigen an. Die Ausdehnung, die Serbelloni ſich hier erlaubte, war viel zu groß, als daß ſeine Vorpöſten gehörig hätten unterſtützt werden können, vielmehr zeugt ſie entweder von der Geringſchätzung der Prinz Heinrichſchen Armee, deren inneren Zuſtand man ihm ſehr fehlerhaft geſchildert hatte, oder von der natürlichen Indolenz dieſes Feldherrn. Dieſe Schwachheiten beſtraften ſich bald ſelbſt; denn ſobald Prinz Heinrich durch das aus Pommern angelangte Billerbeckiſche Corps verſtärkt worden war, beſchloß er, über die Mulde zu ſetzen, den

feindlichen Kordon zu zerſprengen und ſich Meiſter von Freiberg zu machen. Mit 21 Bataillonen und 52 Schwadronen nahete er ſich dem Fluſſe in vier Kolonnen, die bis zu einem verabredeten Signale ſich hinter allerlei Gegenſtänden verborgen halten, dann aber an vier verſchiedenen Stellen über die Mulde vordringen ſollten. General Zettwitz, der den Kordon befehligte, war zu ſchwach dieſen unerwarteten Angriff zu beſtehen, da die Truppen, die gewöhnlich des Nachts zu ſeiner Unterſtützung vorrücken mußten, den Rückmarſch nach ihren Quartieren bereits angetreten hatten. Zwar kehrten ſolche wieder um, allein die bei dieſer Gelegenheit entſtandene Verwirrung war zu groß, und der Nachdruck, den die Preußen ihrem Stoße gaben, zu ſtark, ſo, daß es dem Obriſten Kleiſt und dem General Seydlitz gelang, ſie bis über die Weiſtritz zurückzutreiben, Zettwitz aber nebſt 40 Officieren und 1500 Gemeinen zu Gefangenen zu machen.

Ein Glück war es für die Oeſtreicher, daß nicht, nach der Diſpoſition des Prinzen Heinrich, der Angriff eine Stunde ſpäter erfolgte; denn alsdann wären die während der Nacht zur Unterſtützung in Bereitſchaft geſtandenen Truppen ſchon wieder in ihre Quartiere eingerückt geweſen, wo ſie, wahrſcheinlich der Ruhe pflegend, einzeln hätten aufgehoben werden können. Durch Zufall aber geſchah es, daß die Kleiſtiſchen ſogenannten grünen Kroaten ſich mit den feindlichen Vorpoſten an der Mulde zu früh einließen; daß Kleiſt, der jezt für die ganze Unternehmung nachtheilige Folge fürchtete, ſogleich über den Fluß ſetzte, zugleich aber das zum gemeinſchaftlichen Angriff verabredete Signal geben ließ, ſtatt daß dies nach der Diſpoſition durch den General Seydlitz geſchehen ſollte. Dieſer durch die veränderten Umſtände veranlaßte Kanonenſchuß brachte indeß in die bis-

herige intime Freundſchaft zweier der würdigſten Feldherren eine gewiſſe Kälte, die bei einer andern Gelegenheit noch merklicher ward, hervor.

Nach dieſer glücklich ausgeführten Unternehmung, welche, außer dem Zurückzuge des öſtreichiſchen Kordons über die Weiſtritz, noch den Beſitz des durch den General Macquire zu zeitig verlaſſenen Freibergs, und die Trennung der beiden feindlichen Armeen zur Folge hatte, nahm Prinz Heinrich eine anderweitige Stellung bei Pretſchendorf, und ließ durch den General Seydlitz die Reichsarmee aus dem Erzgebirge verdrängen.

Großmüthiger als Daun, der im vorigen Jahre, da Serbelloni dieſe anführte, demſelben gar keine Unterſtützung zuſchickte, beeiferte ſich dieſer, den Prinzen von Stollberg aus der Verlegenheit zu reißen. Dies glaubte er am ſchicklichſten durch eine gegen den preußiſchen linken Flügel veranſtaltete Diverſion zu bewirken, indem er das durch den Prinzen zu veranlaſſen hoffte, den die Reichsarmee drängenden Seydlitz von dort abzurufen. Dieſer, durch die Beunruhigung der ganzen preußiſchen Vorpoſtenkette verſteckte Angriff machte dem Feldmarſchall, in Abſicht der entworfenen Diſpoſition, viel Ehre; allein das ganze Unternehmen ſcheiterte durch die Langſamkeit einiger Anführer. Die Lage des Prinzen von Stollberg blieb alſo dieſelbe; ſeine Armee ward bis Hof verfolgt, und büßte auf dieſem Rückzuge viel ein. Seydlitz ſtellte ſogar zu ihrer Beobachtung ein viel ſchwächeres Corps, unter Anführung des Obriſten Belling, auf, zog mit dem Reſte nach Böhmen, und ließ das platte Land, in einem ziemlichen Umfange, durch ſeine leichten Truppen brandſchatzen. Das ſolche bei dieſer Gelegenheit mit dem Volke, dem Adel und der Geiſt-

lichkeit — auch wie man verſichern will, auf ſpeciellen Befehl — nicht ſehr glimpflich umgingen, um — wie es hieß — Rache wegen der von den Ruſſen in der Mark unternommenen Verwüſtungen auszuüben, iſt Thatſache; daß aber Kleiſt dabei menſchenfreundlicher dachte, ſich das Unglück ſo vieler unſchuldigen Einwohner zu Herzen gehen ließ, und die ihm ertheilten Aufträge gewiſſermaßen ſchonend — vollzog, iſt ein, aus guten Gründen, weniger bekanntes, obgleich wahres Faktum *).

Dieſer, das platte Land ſo ſtark angreifende Streifzug der Preußen entzweiete indeß den Feldmarſchall Serbelloni mit ſeiner Beherrſcherinn. Das Geſchrei, welches die Unterthanen, die Gutsbeſitzer, beſonders aber die böhmiſchen Prälaten und Mönche, über die Entweihung und Plünderung der Kirchen und Klöſter erhoben, mußte das Herz der bigotten Maria Thereſia empören, und daher ihr erſter Unwille auf den zurückfallen, dem die Sicherung von Böhmen anvertraut war. Er empfand ſolchen auch in vollem Maße; und obgleich er zu ſeiner Rechtfertigung den übereilten weiten Rückzug der Reichsarmee anführte, ſo entkräfteten doch ſeine heimlichen Feinde dies

---

*) Kleiſt hatte den Auftrag, eine gewiſſe Anzahl Dörfer, als Repreſſalien, abbrennen zu laſſen. Gerührt durch das Bild des Elendes das er ſtiften ſollte, dennoch aber an höhere Befehle gefeſſelt, ſann er auf ein Mittel, erſteres zu lindern, und letzteren doch auch nicht gerade entgegen zu handeln. Um alſo wenigſtens doch etwas zu thun, ließ er eine große Menge Stroh und Reisholz auf einer ziemlich erhabenen Anhöhe zuſammenfahren, ſolches anzünden, zugleich aber einige dabei belegene Hütten abbrennen, nachdem er jedoch zuvor den Bewohnern erlaubt hatte, ihre Habſeligkeiten zu retten.

Argument, und brachten es dahin, daß er bald darauf um ſeine Ablöſung anhielt. —

Während dem hatte Serbelloni den Fürſten von Löwenſtein mit ungefähr 8000 Mann nach Töplitz geſandt, theils um die dortigen Kreiſe von Böhmen gegen ähnliche Streifzüge zu ſichern, theils um der Reichsarmee die Hand zur Wiedervereinigung zu bieten. Seydlitz glaubte dies Zwiſchencorps bei Zeiten vertreiben zu müſſen, um die erneuerte Thätigkeit des Prinzen von Stollberg zu verhindern. An der Spitze eines großen Zuges Cavallerie und 4000 Mann Infanterie, rückte er abermals über Commothau und Einſiedel in Böhmen ein, traf Löwenſtein in einer nicht ſonderlich vortheilhaften Stellung, und von leichter Reiterei faſt ganz entblößt. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn er die erſte Ueberraſchung des Feindes benutzt, und ſolchen gleich mit ſeiner weit überlegenen Cavallerie umgangen und angegriffen hätte, die dadurch im Lager entſtandene Verwirrung vielleicht allgemein geworden ſeyn würde. Dies war auch der Vorſchlag des Obriſten Kleiſt, den aber Seydlitz, bis zur Ankunft der noch zurückgebliebenen Infanterie, verwarf*). Dieſer Verzug rettete indeß das Löwenſteiniſche Corps von der ihm drohenden Gefahr. Der Fürſt verbeſſerte die Fehler ſeiner Poſition,

---

*) So viel die Weigerung des Generals Seydlitz, den auf der Stelle auszuführenden Angriff bis zur Ankunft der Infanterie auszuſetzen, vor ſich zu haben ſcheint, ſo wollen doch Zeitgenoſſen behaupten, daß ſolche mehr eine Folge des ſeit dem Uebergange über die Mulde (S. 426.) unter dieſen beiden Feldherrer herrſchenden Mißverſtändniſſes, als einer militäriſchen Hypotheſe geweſen ſeyn ſoll. Wozu kann doch ein in der Einbildung beleidigter Ehrgeitz führen!!

und als er am folgenden Morgen durch die preußiſche Infanterie angegriffen ward, warf er ſolche über den Haufen, und zwang den General Seydlitz ſich wieder zurückzuziehen.

Nach dieſem glücklichen Gefechte drang Serbelloni mit Ernſt in den Prinzen von Stollberg, durch Böhmen zu ihm zu ſtoßen. Er brachte aber faſt einen Monat auf dieſem Marſche zu, ehe er Gießhübel erreichte und bei der unweit Dippoldiswalda gelagerten öſtreichiſchen Armee anlangte.

Ueber dieſe hatte mittlerweile der General Haddik den Oberbefehl erhalten. Durch die Veränderung des Heerführers gewann ſolche im Ganzen nur wenig; denn wenn gleich Haddik thätiger war als Serbelloni, ſo feſſelte bei dem beſten Willen, das bei den Operationen einmal angenommene Syſtem jenen eben ſo ſehr als dieſen. So wie dem Feldmarſchall war auch ihm unterſagt, ſich in eine Schlacht einzulaſſen, es ſey denn daß der Feind außerordentliche Blößen gäbe, oder daß er gezwungen würde, ein Treffen anzunehmen. Bei dergleichen beſtimmten Einſchränkungen blieb dieſem ſonſt entſchloſſenen Feldherrn nichts übrig, als zu verſuchen, ob es ihm durch künſtliche Manöver gelingen könne, den Prinzen Heinrich aus ſeiner Poſition bei Pretſchendorf zu verdrängen, und die Wiedereroberung von Freiberg und des Erzgebirges auszuführen. Bei der großen Ausdehnung, welche der Prinz — um ſich durch detaſchirte Corps nicht zu ſehr zu ſchwächen — ſeiner Armee hatte geben müſſen, ſcheint es, daß er, in Vereinigung mit der Reichsarmee, ſtark genug geweſen ſeyn würde, die preußiſche Linie auf mehreren Punkten zu durchbrechen, beſonders das Hülſenſche Corps vom Heere abzuſchneiden; allein jene Vorſchriften des Wiener Hofkriegsrath zwangen

ihn, nur durch einzelne Poſtengefechte, die ihn in keinen allgemeinen Angriff verwickelten, das erſt in drei Tagen auszuführen, was er mit Nachdruck in einem hätte erreichen können. Erſt am 29ſten September, und erſt als die Abtheilungen des Fürſten von Löwenſtein und des Generals Campitelli ſchon über Altenburg vorgerückt waren, um unweit Frauenſtein ſich der Kleiſtiſchen Diviſion in den Rücken zu ſtellen, gelang es ihm, den Prinzen Heinrich zu veranlaſſen, das Pretſchendorfer Lager zu räumen, und ſich theils hinter der Freiberger Mulde, theils hinter der Triebſe in die verſchanzte Poſition bei Schlettau zurückzuziehen.

Nachdem dieſer erſte Schritt, wodurch Haddik unvermerkt von dem Vertheidigungs- zum Angriffskriege übergegangen zu ſeyn ſcheint, nach Wunſch gelungen war, glaubte er nun auch den zweiten thun zu müſſen, um zum Beſitze von Freiberg und des Erzgebirges zu gelangen. Ganz richtig urtheilte er hiernächſt, mit dieſer Unternehmung eilen zu müſſen, da nach dem Verluſte von Schweidnitz zu erwarten war, daß die Armee des Prinzen Heinrich anſehnlich verſtärkt werden würde. Haddik beſtimmte alſo den Angriff auf den 14ten Oktober. Er bediente ſich dazu eben der Manöver, durch die es ihm bei Pretſchendorf geglückt war, den Feind aus ſeiner Poſition zu verdrängen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß diesmal der Reichsarmee der Hauptangriff auf den preußiſchen rechten Flügel übertragen wurde, der öſtreichiſchen hingegen nur die falſchen Angriffe überlaſſen blieben; die ganze Unternehmung ſcheiterte indeß dadurch, daß General Kleefeldt nicht zur beſtimmten Zeit auf dem ihm angewieſenen Angriffspunkte eintraf.

Die Geſchichte hat nur wenige Beiſpiele aufzuweiſen,

daß eine verunglückte Expedition gleich wieder unternommen worden ſey. Nur Turenne verlohr zwei Schlachten, um die dritte zu gewinnen, und nur in dem letzteren Revolutionskriege haben die Franzoſen, gleich nach erlittenen Niederlagen, von neuem angegriffen. Gleichwohl befahl diesmal Haddik, das am vorigen Tage geſcheiterte Manöver wieder auszuführen, und dies geſchah auch mit mehr Glück. Campitelli benahm ſich einſichtsvoller und thätiger als Kleefeld; die preußiſchen Abtheilungen des Obriſten Belling und des Generals Syburg wurden bis auf den Gerichtsberg bei Freiberg zurückgeworfen, und verlohren, außer 40 Officieren, 1700 Mann, die größtentheils gefangen wurden. Nur die einbrechende Nacht machte dem Gefecht ein Ende; die Preußen verließen in derſelben die Gegend um Freiberg; zogen ſich zwiſchen Reichenbach und Großvoigtsburg zurück, und Freiberg ging abermals verlohren.

Zufrieden, ſeinen Zweck erreicht, und die Armee des Prinzen Heinrich in eine ſehr eingeſchränkte Lage verſetzt zu haben, ruhete Haddik jezt unter den Waffen. Die ſüße Erholung, die er ſich gewährte, war jedoch nur von kurzer Dauer; denn ſobald der Prinz das Schmettauiſche Corps aus der Lauſitz an ſich gezogen hatte, griff er die bei Freiberg gelagerte Reichsarmee unerwartet an, und erfocht über ſie einen vollkommenen Sieg. Seine Dispoſition zur Schlacht war ſo künſtlich, ſo zweckmäßig, daß der Prinz von Stollberg, der ſich keines Angriffs verſah, getäuſcht ward, und nicht ſo ſchnell Gegenanſtalten treffen konnte, um ſich den gleich einem Strom auf ihn eindringenden Preußen gehörig zu widerſetzen. Seydlitz und Kleiſt an ihrer Spitze, führten die entworfene Dispoſition mit eben ſo vieler Einſicht u..d Muth aus, als der feindliche General Mayer

ſich

ſich in ſeinem Benehmen nachläſſig bezeigte. Er, der zwiſchen Erbigsdorf und Brand, folglich auf der preußiſchen rechten Flanke ſtand, ihnen alſo gefährlich werden konnte, wenn er dazu Entſchloſſenheit gehabt hätte, ließ ſich durch eine einzige Brigade Infanterie vollkommen in Reſpekt halten. Er hinderte nicht einmal den Obriſten Kleiſt, mit ſeiner Cavallerie und den darauf folgenden Grenadieren, zwiſchen ihm und der Reichsarmee durchzugehen, und deren linke Flanke und Rücken zu bedrohen. Dadurch bahnte er dem mit dem preußiſchen rechten Flügel en échellon anrückenden General Seydlitz den Weg zum Siege. Dieſen hatte Prinz Heinrich hauptſächlich ſeiner Cavallerie zu danken, indem ſie der feindlichen ſehr übel mitſpielte, und den Angriff der von ihrer Reiterei verlaſſenen feindlichen Infanterie erleichterte. Die Reichsarmee ward völlig geſchlagen. Prinz von Stollberg flüchtete mit derſelben nach Altenburg, und überließ dem Prinzen Heinrich den Beſitz von Freiberg und des Erzgebirges, das in Monatsfriſt ſo viele blutige Auftritte veranlaßt hatte. —

Zwei Tage nach der Schlacht traf das Corps, welches der König, unter Anführung des Grafen Wied, aus Schleſien hatte abgehen laſſen, bei der Armee des Prinzen ein. Es bleibt auffallend, daß dieſer — da er doch von dem Marſche dieſer Unterſtützung benachrichtigt ſeyn mußte — nicht den Angriff der Reichsarmee bis zur Ankunft derſelben verſchob; denn in einer ſo wichtigen Angelegenheit gewähren 5 bis 6000 Mann, die ein Heerführer zu ſeiner Diſpoſition mehr hat, einen weſentlichen Nutzen, der beſonders hier ſich geäußert haben würde, da der Prinz von Stollberg ſeine erlangten Vortheile weiter zu treiben nicht geneigt ſchien. Verſchiedene Zeitgenoſſen, hauptſächlich

Warnery*), wollen behaupten, der Prinz habe mit Fleiß geeilt, die Reichsarmee anzugreifen, um die Ehre des Sieges nicht mit dem Obriſtlieutenant Anhalt, der das Wiedſche Corps begleitete, zu theilen. Warnery iſt zu wenig zuverläſſig in ſeinen Erzählungen, als daß man ihm dieſe ſonderbare Anekdote aufs Wort glauben ſollte; dagegen iſt es aber bekannt, daß Friedrich II. öfters ſeinen detaſchirten Corps einen ſeiner Adjutanten, auf den er das meiſte Vertrauen ſetzte, zugeſellte, um die Schritte manches Anführers nach ſeinem Sinne — zu leiten. Daß ein ſolches Loos auch diesmal den Herrn von Anhalt habe treffen können, iſt um ſo weniger befremdend, da ihn der König in ganz beſondere Prodektion genommen, und von ſeinen vermeintlichen Talenten eine überſpannte Idee gefaßt hatte**).

---

*) Campagnes de Fréderic II. Roi de Prusse, pag. 525.

**) Der damalige Obriſtlieutenant, nachmaliger Generallieutenant von Anhalt, war der natürliche Sohn des Prinzen Auguſt von Anhalt-Deſſau. Er führte den Namen Wilhelmi, und verlebte ſeine Jünglingsjahre im Gefolge des Fürſten Moritz von Anhalt unter verſchiedenen Formen. Da er ſich der Ingenieurkunſt beſonders befliſſen, und darin ziemliche Fortſchritte gemacht hatte, wurde er nach dem Tode des Fürſten, auf Empfehlung des damaligen Majors von Kleiſt, geweſenen Flügeladjutanten des verſtorbenen Prinzen, als Officier bei einem Infanterieregimente angeſtellt. Der Zufall wollte, daß dieſes ſich bei dem Corps des Generals Hülſen befand, als einſt der König die Poſition deſſelben unterſuchte, und den Wunſch äußerte, einen Plan von der Gegend zu beſitzen. Zur Anfertigung deſſelben ſchlug Hülſen den damaligen Lieutenant Wilhelmi vor, und dieſer richtete das ihm aufgetragene Geſchäft zur Zufriedenheit des Königs aus. Er nahm ihn ſogleich in ſeine Suite, ließ ihn die militäriſche Stufenleiter bis zum Obriſtlieutenant ſchnell ſteigen, und erhob ihn in den Adelſtand, in-

Wir halten uns vielmehr überzeugt, daß der Prinz, dem es um den Beſitz des ſächſiſchen Gebirges ſo ſehr zu thun ſeyn mußte, es der Klugheit gemäß gehalten habe, weder die Ankunft der zur Verſtärkung der Reichsarmee beſtimmten Truppen abzuwarten, noch die Vollendung der Verſchanzungen zu geſtatten, mit welchen Stollberg ſein Lager zu um-

---

dem er ihn nebſt ſeinem Bruder, der damals bei der Artillerie angeſtellt war, zu Herren von Anhalt, im Gegenſatze ihrer Halbbrüder der Grafen von Anhalt, ernannte. Er beſaß Anlagen, und konnte ein großer Feldherr werden, da er Gelegenheit erhielt, ſich in Friedrichs Schule zu bilden; dagegen aber ließ der Stolz eines Parvenu ihn keine Gränzen halten. Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter und Beförderer war ihm eine unbekannte Tugend, vielmehr ſcheuete er ſich nicht, auf Koſten ihres Glücks ſich in die Höhe zu ſchwingen. Ein unglücklicher Sturz, den er bei einer Revüe in Schleſien mit dem Pferde that, zog ihm manche Abweſenheit ſeines Beſinnungsvermögens zu, ſo daß Friedrich II. der ſeinen Günſtling doch nicht ganz fallen laſſen wollte, ihn zwar von ſeiner Perſon entfernte, ihm jedoch ein Regiment in Preußen ertheilte. Seine Kabalen haben manchen würdigen Officier aus drr Armee verdrängt. Niemand liebte ihn, und hierinn kann Warnery recht haben, wenn er behauptet: auch der Prinz Heinrich ſowohl als Seydlitz hätten ihn gehaßt. Unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II. erhielt Anhalt ſeinen Abſchied mit einer jährlichen Penſion von 5000 Thlr. Er kaufte ſich das ſchöne Gut Plauen an der Havel, unweit Brandenburg, verkaufte daſſelbe aber in der Folge, um ſich in Zieſar ein Haus zu bauen, in welchem er auch im Jahre 1801 ſtarb. Eine beſondere Anhänglichkeit an den Soldatenſtand verließ ihn indeß ſelbſt in ſeiner Zurückgezogenheit nicht. Man will verſichern, er habe nicht ſelten in einer ſchlafloſen Nacht ſeinen Kammerdiener geweckt, ihm eine Dispoſition zu einem Manöver diktirt, ſich dieſe hernach vorleſen, dann ſie aber in dem Kamin werfen laſſen. —

geben anfing: Motive genug, die den Prinzen veranlaſſen konnten, die Ausführung ſeines Vorhabens nicht länger zu verſchieben. Hätte hingegen — was jedoch nur Warnery behauptet — der König vielleicht, um den Prinzen Heinrich ſeinen Unwillen über die ihm widerfahrenen Widerwärtigkeiten indirekte empfinden zu laſſen, dieſen Anhalt auserſehen, um ſeinen Angelegenheiten eine günſtigere Geſtalt zu geben, ſo würde es höchſt rühmlich geweſen ſeyn, wenn dieſer Prinz, der ſich zeither mit ſo vieler Kunſt in ſeiner Poſition erhalten hatte, und nur durch Uebermacht gezwungen worden war, die Ufer der Mulde zu verlaſſen, hier, im Vertrauen auf ſeine eigenen Talente, ohne Hülfe eines dritten, handeln wollte. Eben ſo lieferte und gewann einſt der römiſche Feldherr Craſſus die bis dahin vermiedene Schlacht, als er hörte, daß Pompejus aus Spanien zu ſeiner Unterſtützung im Anzuge ſey, um den Ruhm, den Krieg geendigt zu haben, nicht mit ihm zu theilen. —

Die Folgen der Schlacht bei Freiberg waren für den Sieger von großer Wichtigkeit. Die Reichsarmee hatte ſich bis Altenburg zurückgezogen, und Haddik, jezt für ſich ſelbſt beſorgt, zog ſein Heer unweit Dresden zuſammen, um die Ankunft des Corps abzuwarten, welches Daun, unter Anführung des Prinzen Albert von Sachſen, zu ihm ſtoßen ließ. Der Obriſt Kleiſt drang indeß durch das Erzgebirge in Böhmen ein, machte die Beſatzung von Saatz zu Gefangenen, zerſtöhrte das dort befindliche ſehr anſehnliche Magazin, und zog ſich dann nach Sachſen zurück. Die ſchönſte Frucht des Sieges bei Freiberg war jedoch das Neutralitätsſyſtem, welches die Reichsſtände jezt anzunehmen ſich gedrungen fühlten. Der Zug den Kleiſt gleichfalls nach Franken unternahm; die Brandſchatzungen die er aus dieſer

Provinz, beſonders von Bamberg und Nürnberg eintrieb; die geringe Neigung der öſtreichiſchen Feldherren, die Reichsarmee mit ihren Truppen zu unterſtützen; ja die Waffenſtillſtandskonvention, welche Daun mit den Preußen für den Winter abſchloß, und nur auf Schleſien und Churſachſen ausdehnte: alles dies bewog die Stände des deutſchen Reiches zu einem Schritte, den ſie — des Krieges lange müde — gern ſchon früher thun zu dürfen gewünſcht hatten. Sie ſahen ein, daß ſie ſechs Jahre hindurch verblendet genug geweſen waren, unter der Vorſpiegelung eines Reichskrieges, den Privatabſichten des Hauſes Oeſtreich zu fröhnen, ihre Länder von Mannſchaft, ihre Kaſſen von Gelde zu entblößen. Jezt, da ſie hülflos der willkührlichen Behandlung eines unternehmenden Feindes preisgegeben waren, zogen ſie, einer nach dem andern, ihre Contingente von der Armee zurück, und ſuchten ſich mit dem Könige von Preußen auszuſöhnen.

Es bleibt ſehr wahrſcheinlich, daß der Entſchluß der Reichsfürſten, ungeſäumt ſich für neutral zu erklären, dem Hauſe Oeſtreich willkommen geweſen ſey. Die politiſchen Verhältniſſe, worin es ſich befand; der Abfall ſeiner nordiſchen Bundesgenoſſen; der bald zu erwartende Abzug der Franzoſen vom Kriegsſchauplatze, und die nachtheilige Wendung, welche das bisherige Glück ihrer Waffen nahm, erregten bei Maria Thereſia den Wunſch, einen billigen Frieden zu ſchließen. Dies Geſchäft würde aber erheblichen Schwierigkeiten unterworfen geblieben ſeyn, wenn bei längerer Ausdauer der Reichsarmee, der Wiener Hof der dem deutſchen Reiche feierlichſt gegebenen Zuſage: den Krieg nicht zu beendigen, ohne daſſelbe für alle geleiſtete Anſtrengungen und aufgewendete Koſten

ſchadlos zu halten, hätte genügen ſollen. Ein frei- willig eingegangenes Neutralitätsſyſtem entband daher den- ſelben von dieſer ſich aufgelegten Verbindlichkeit, deren Er- füllung anfangs ſo leicht, jezt aber nicht mehr möglich ſchien. Der kaiſerliche Hof gab ſich zwar gegenwärtig noch das Anſehen, als verlange er ferner den Beiſtand des Reichs, trug ſogar dem durch ſeine Truppen verſtärkten Prinzen von Stollberg auf, durch Böhmen dem Reiche zu Hülfe zu eilen; allein dies war nur eine politiſche Grimaſſe, um ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen. Dieſe Bewegungen wurden zu ſpät unternommen; der Schlag war geſchehen, Kleiſt ſchon wieder nach Sachſen, und die ſo übel mitge- ſpielten Reichsfürſten fühlten ſich nicht mehr geneigt, ſich der Willkühr des Hauſes Oeſtreich auszuſetzen. —

Friedrich II. der damals durch die Treuloſigkeit der Engländer eines Alliirten beraubt worden war, verlor da- gegen einen Feind, der, wenngleich er ihm ſtets unbedeu- tend geſchienen hatte, ihn dennoch zwang, ihm eine Kriegs- macht entgegen zu ſtellen. Uebrigens für jezt, durch die mit Daun abgeſchloſſene Waffenſtillſtandskonvention ge- ſichert, ließ er ſeine Armee die Winterquartiere beziehen, und nahm ſein Hauptquartier zu Leipzig.

XX.

Allgemeine Betrachtungen über den Feldzug der Alliirten gegen die Franzoſen, im Jahre 1762. — Schlacht bei Wilhelmsthal. — England und Frankreich ſchließen einen Separatfrieden.

Dieſer Feldzug ward von Seiten Frankreichs nicht mit ſolcher Anſtrengung geführt, als der vorige. Der ſchlechte Zuſtand der Finanzen, und die Hoffnung zum Frieden, den man mit Eifer unterhandelte, bewogen den Hof zu Verſailles, auf weitere Eroberungen in Deutſchland Verzicht zu thun, und nur diejenigen zu behaupten, die ſeine Armeen zeither gemacht hatten. Daher war auch das Heer, welches er zu dieſem Behuf aufſtellte, nicht ſo zahlreich, wie ſonſt, auch traf er abermals, jedoch nicht vortheilhafte, Veränderungen im Kommando. Bei ihrer Anweſenheit zu Paris hatten die beiden Heerführer, die im abgewichenen Jahre die große franzöſiſche Armee anführten, ſich einander über den ſchlechten Erfolg der Operationen angeklagt; jeder hatte ſeine Handlungen zu rechtfertigen geſucht, und im Grunde waren beide von Vorwürfen nicht frei; Sachkundige werden indeß eingeſtehn müſſen, daß Soubiſe offenbar ſich der meiſten Fehler ſchuldig machte. Seine bekannte Unfähigkeit, die gleich Anfangs des Feldzuges von 1761 ſich offenbarte, und der ſchändliche Egoiſmus, den er am Tage der Schlacht

bei Villingshauſen blicken ließ, verdammten ihn eben ſo ſehr, als man dagegen Broglio die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß — die Eiferſucht, ſeinen Ruhm mit niemand theilen zu wollen, abgerechnet — Frankreich ihn bald als den Eroberer, bald als den Erhalter der in Deutſchland beſetzten Provinzen anſehen mußte. Nach dem Rechte der Billigkeit hätte alſo dieſer Streit zu Broglio's Vortheil ausſchlagen ſollen; allein die am franzöſiſchen Hofe ſo wirkſame Kabale, und beſonders die Allgewalt der Pompadour, ſchützten diesmal Soubiſe eben ſo, wie Broglio nach der Schlacht bei Minden gegen Contades Beſchuldigungen. Da man bald einen Frieden abzuſchließen ſich Hoffnung machte, folglich keine Unternehmungen von Wichtigkeit mehr vorausſetzte: ſo glaubte man vielleicht, die Geſchicklichkeit des Siegers bei Bergen entbehren zu können. Soubiſe erhielt alſo den Oberbefehl über die ganze Armee; um indeß das Schickſal derſelben ſeiner Unfähigkeit nicht ganz preiszugeben, ſo gab man ihm den Marſchall von Etrees zum Kollegen, und beide ſollten gemeinſchaftlich das ganze Heer anführen.

So inkonſequent der Hof zu Verſailles in der Wahl ſeines Heerführers in Deutſchland verfuhr, eben ſo oberflächlich waren die den beiden Marſchällen ertheilten Inſtruktionen. Sie führten das Gepräge der ſichern Hoffnung zum Frieden; denn es war ihnen zur Bedingung gemacht worden, Göttingen und Caſſel nur bis zu Ende des Novembers zu behaupten, das Land zwiſchen dem Rhein und der Lahn, Behufs der etwa nothwendig werdenden Winterquartiere, möglichſt zu ſchonen; dagegen aber die Gegend zwiſchen der Eder und Dimel gänzlich auszufouragiren, um den Feind zu hindern, ihnen in ihrer Flanke und ihrem Rücken

beſchwerlich zu fallen. Wo möglich ſollte der Feldzug in der Nachbarſchaft von Einbeck und Göttingen geendigt werden, um das rückwärts liegende Land zu ſchonen. Bei ſolchen ſo ſehr ins Allgemeine gehenden Anweiſungen muß man vorausſetzen, daß Frankreich zu ſtark auf den durch Lord Bute's Einfluß herrſchend gewordenen Hang zum Frieden rechnete, da es ſich ſo paſſiv zu verhalten vornahm. Zweckmäßiger — und dies beweiſet die Geſchichte durch die glänzendſten Beiſpiele — dürfte es geweſen ſeyn, durch einen wirkſamern Feldzug einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Daß die franzöſiſche Macht zu dergleichen Anſtrengung fähig war, erhellet daraus, daß die Hauptarmee, wenn gleich nicht ſo ſtark, wie im vergangenen Jahre, doch zahlreich genug war, den Alliirten die Spitze zu bieten, und daß hiernächſt der Prinz von Conde eine zweite, aus 62 Bataillonen und 52 Schwadronen beſtehende, am Niederrhein befehligte, deren ſich die Marſchälle zu Diverſionen ſollten bedienen können.

Dies war der Zuſtand des franzöſiſchen Heeres bei Eröffnung des Feldzuges, welche jedoch nicht frühzeitig erfolgen konnte, weil die Gegend, wo der Krieg geführt werden ſollte, gänzlich ausgezehrt war. Sowohl die Franzoſen, als auch die Alliirten waren daher genöthigt abzuwarten, bis das Korn ſo hoch aufwuchs, daß es fouragirt werden konnte; das Ende des Junius brachte alſo erſt beide Armeen ins Lager. Die Marſchälle wählten das ihrige zwiſchen Grebenſtein und Wilhelmsthal, in der Abſicht, dem Herzoge Ferdinand den Uebergang über die Dimel zu verwehren; ſo vortheilhaft aber auch dies Lager an und für ſich war, ſo diente es doch zu dem vorgeſetzten Zwecke nicht, ſo lange man nicht Meiſter der Päſſe war, die durch den Rheinharts,

wald zu der Dimel führen. Statt alſo die Ufer des Fluſſes zu ihren feſten Poſitionen zu wählen, blieben die franzöſiſchen Marſchälle auf halbem Wege ſtehen. Dagegen geriethen ſie auf den Einfall, eine Meile vor ihrem rechten Flügel ein ſtarkes Corps, unter dem Marquis von Caſtries, bei Carlsdorf am Rheinhartswald aufzuſtellen, begingen aber den Fehler, das in demſelben belegene feſte Schloß Saba-burg, den Schlüſſel zu allen durch dieſen Wald führenden Päſſen, gehörig zu beſetzen und zu vertheidigen; es ward den Alliirten, die ſich deſſen bemeiſtert hatten, nie wieder entriſſen.

Der Herzog Ferdinand, der nicht ſäumte, die ihm durch dies zuweit vorgeſchobene Corps gegebene Blöße zu benutzen, entwarf den Plan, daſſelbe ganz von der Armee abzuſchneiden und aufzuheben. Die Dispoſition, die er zu dieſer Unternehmung entwarf, war vortrefflich, und würde dem vorgeſetzten Endzwecke vollkommen entſprochen haben, wenn nicht das Gelingen oder Mißlingen ſolcher Operationen ſo oft von beſonderen Zufällen abhinge. Während der Herzog über die Dimel ſetzte, und mit ſeiner Hauptmacht gegen die große franzöſiſche Armee anrückte, ſollten die Generale Spörken und Luckner das feindliche Corps in Flanke und Rücken faſſen; allein dieſer Auftrag ward nicht erfüllt. Caſtries hatte die Geſchicklichkeit, ſich ohne Verluſt nach dem rechten Flügel der franzöſiſchen Armee zurückzuziehen; dies beſondere Glück jedoch bloß dem Starrſinn des Generals Kielmannsegge zu verdanken, der, nachdem er eine im Rücken der Franzoſen belegene Anhöhe erreicht hatte, in einer falſchen Richtung aufmarſchirte. Denn ſtatt, nach dem Sinne der Dispoſition, Fronte nach dem Rücken des Caſtriesſchen Corps, den ihm ein kleiner Wald

verbarg, zu machen, formirte er ſeine Hannoveraner gegen das franzöſiſche Lager bei Wilhelmsthal, das ihm gerade in die Augen fiel. Zu eben der Zeit trat Luckner aus dem Rheinhartswalde heraus. Kielmannsegge — aus welcher Veranlaſſung weiß man nicht — hielt deſſen Abtheilung für Feinde, und begrüßte ihn mit ſeinen Kanonen. Luckner ward gezwungen, einen Officier an ihn abzuſenden, theils um ihn aus ſeinem Irrthum zu ziehen, theils um ihn zu erſuchen, nunmehr mit ihm die Höhe von Hohenkirchen zu gewinnen, wohin die zu ihrem Abzuge ſich anſchickenden Franzoſen ihr Gepäck ziehen ließen. Hätte man ſolches hier eingeholt, ſo mußte ſich dieſer wehrloſe Zug ſtopfen, und den Marſch der Kolonnen der Armee außerordentlich hemmen.

Die franzöſiſchen Marſchälle würden in große Verlegenheit gerathen ſeyn, wenn, nach der Dispoſition des Herzogs Ferdinand, ſeine Hauptarmee ſie im Centrum, die Hannoveraner auf ihrem rechten, und Lord Granby auf ihrem linken Flügel zugleich angegriffen hätten. Es bleibt ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Niederlage vollkommen, und dieſer Tag einer der merkwürdigſten in der Geſchichte der Zeit geworden wäre; allein weder Luckners dispoſitionsmäßige Aufforderung, noch das Zureden einiger dem Grafen Kielmannsegge untergeordneten Generale, konnten dieſen Feldherrn davon abbringen, gerade auf den in einiger Entfernung erblickten Feind loszumarſchiren, der mit ſeinem Rückzuge beſchäftigt zu ſeyn ſchien. Er durchzog einen vor ſeiner Fronte belegenen Grund, und als er auf der gegenüberliegenden Anhöhe angekommen war, ſah er, daß noch ein anderer, wegen eines darin fließenden, von ſumpfigen Ufern eingefaßten Baches, ſehr beſchwerlicher Grund, ihn dennoch von dem feindlichen rechten Flügel trennte. Dieſe

diſpoſitionswidrigen, bloß durch eine falſch verſtandene Bravour veranlaßten Bewegungen, gaben den Franzoſen Zeit, ihre Artillerie und ihr Gepäck aus dem Wege zu ſchaffen, und ſich zum Rückzuge mit mehr Leichtigkeit anzuſchicken, als die Alliirten Anſtrengung gebrauchten ſich zu formiren. Kielmannsegge, der in ihre Schlachtordnung nicht mit begriffen ſeyn ſollte, durchzog auch den vorgeſchriebenen zweiten Grund, jedoch nicht ohne Beſchwerlichkeit, ſuchte ſich an den linken Flügel der Hauptarmee anzuſchließen, und verurſachte dadurch ein nachtheiliges Gedränge. Luckner hingegen, der es nicht wagen durfte, bei der ſo nahen Nachbarſchaft des Feindes, das nach der Höhe von Hohenkirchen intendirte Manöver ohne Unterſtützung der Hannoveraner zu unternehmen, mußte ſich begnügen, über Immenhauſen ſich ſtets auf die Parallele der Armee zu halten.

Auf ſolche Weiſe ward der Hauptendzweck verfehlt, und von der entworfenen kunſtmäßigen Diſpoſition des Herzogs, erfüllte nur der Lord Granby ſeine Beſtimmung. Es gelang ihm, ſich in die linke Flanke der Franzoſen zu ſtellen; und obgleich die Marſchälle ihm das Stainvilleſche Corps entgegen warfen, ſo ſäumte er doch nicht, ſolches anzugreifen. Stainville ward, nach einem hitzigen Gefechte, geſchlagen; der tapfere Widerſtand, den ſeine treffliche Infanterie leiſtete, gab zwar der Armee Zeit ihre Stellung glücklich zu räumen, dagegen aber ward ſein Corps faſt gänzlich aufgerieben.

Nachdem Soubiſe der ihm gedroheten Gefahr entgangen war, gab er ſeiner Armee eine anderweitige Poſition auf dem Kratzenberge bei Caſſel, verließ ſolche aber auch in der folgenden Nacht, um ſich hinter der Fulda zu ſetzen, wogegen die Alliirten ihr Lager bei Hohenkirchen aufſchlugen.

Nunmehr ging das Beſtreben des Herzogs von Braunſchweig dahin, den Feind hinter der Fulda mehr einzuengen; da dies indeß, wegen der Aufmerkſamkeit die er auf ſeinem linken Flügel und die Communication mit ſeinen an der Weſer belegenen Magazinen verwenden mußte, nur mit großer Behutſamkeit vollführt werden konnte, ſo verlief der größte Theil des Julius ehe er ſeinen Zweck erreichen konnte. Endlich griff er die bei Lutternberg aufgeſtellten Sachſen an, und ſchlug ſie aus ihrer ſehr feſten Poſition heraus. Dadurch gab er ſeinem linken Flügel mehr Sicherheit; und da er allmählig ſeinen rechten verſtärkt hatte, ſo wurden die franzöſiſchen Marſchälle veranlaßt, ſich gleichfalls links auszudehnen, und alle Uebergänge über die Fulda auf das ſorgfältigſte zu verſchanzen. Eine Zeitlang trennte dieſer Fluß beide Armeen, bis die der Alliirten anfing dem Feinde die Communication mit Frankfurt ſehr beſchwerlich zu machen. Beſorgt für dieſen ſo unentbehrlichen Waffenplatz, verſtärkte Soubiſe nicht allein die dortige Beſatzung, ſondern rief ſogar, in der Angſt ſeines Herzens, den Prinzen von Conde vom Niederrheine zur Armee ab, räumte Göttingen und Münden, und zog ſich allmählig bis an die Nidda zurück, um Frankfurt zu decken und die Vereinigung mit dem Condeſchen Corps zu ſichern.

Der Erbprinz von Braunſchweig, der letzteres in Weſtphalen hatte beobachten müſſen, hielt mit demſelben gleichen Schritt, und hoffte es vor ſeiner Vereinigung mit Soubiſe zu ſchlagen, allein es war ſchon zu ſpät; denn obgleich Luckner über die Wetter ſetzte, Conde auch ſeine Poſition auf dem Johannisberge räumte, ſo ſtieß in dem Augenblick, da die Alliirten den Berg erſtiegen, um den noch darauf ſtehenden Nachzug anzugreifen, General Stain

ville zum Prinzen von Conde. Beide rückten wieder vor, warfen die Alliirten von der Höhe herunter, wodurch die Unordnung unter der geſchlagenen Infanterie ſo groß ward, daß ſie ſich über den Bach zu flüchten ſuchte. Bei dieſer Gelegenheit ward der Erbprinz, der ſie wieder an den Feind zu bringen bemüht war, gefährlich verwundet, und nur Luckners Gegenwart des Geiſtes rettete die Flüchtigen indem er mit ſeiner Cavallerie die Franzoſen vom weitern Verfolgen abhielt.

Gleich darauf bezog der Herzog die ſo äußerſt feſte Poſition an der Ohm, um die Belagerung von Caſſel zu decken, welche Prinz Friedrich von Braunſchweig befehligte. Mit allem erforderlichen verſehn, ließ er am 16ten Oktober die Laufgräben eröffnen; und obgleich die Belagerung noch keine erheblichen Fortſchritte gemacht hatte, ſo ergab ſich doch die Stadt, ſobald man im franzöſiſchen Lager die vorläufige Nachricht vom Frieden erhalten hatte. Wenige Tage darauf meldeten Eilboten den Heerführern, daß die Friedenspräliminarien am 1ſten November zu Verſailles unterzeichnet worden waren. Bis zum Definitivfrieden bezogen nunmehr beide Armeen die Winterquartiere, und der Herzog Ferdinand legte ein Kommando nieder, welches er fünf Jahre hindurch mit ſo vieler Einſicht und ſo vielem Ruhme geführt hatte. Die Rolle, die ihm als Heerführer übertragen ward, war, in Rückſicht auf andere Armeen, ungleich ſchwerer. Die ſeinige war aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammengeſetzt, und jede derſelben hatte ihren eigenen Nationalcharakter, ihre eigene Taktik, ihre Vorliebe oder ihren Haß gegen einander, ihren Stolz auf vermeinte Vorrechte, und ihre Empfindlichkeit gegen Zurückſetzungen. Es gehörte ein außerordentliches Talent dazu, ſo viele ver-

ſchieden denkende Köpfe zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zu vereinigen, und mit denſelben glückliche Unternehmungen gegen eine wenigſtens um ein Viertheil ſtärkere, in der Kriegskunſt geübtere Nationalarmee, auszuführen. Dies alles leiſtete jedoch Ferdinand vollkommen. Auf dem ſo gedehnten Kriegsſchauplatze, auf welchem ihn ſtets zwei Armeen auf zwei verſchiedenen Punkten drängten, wo er ſeine Feſtungen nicht ohne beſtändigen Schutz laſſen konnte, widerſtand er — freilich mit abwechſelndem Glücke — nicht allein dem ihm überlegenen Feinde mit Muth, ſondern er deckte auch den nordweſtlichen Theil von Deutſchland, beſonders die hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Staaten, mit ſo vieler Kunſt als Weisheit. Die deutſchen Truppen, die er befehligte, verehrten ihn, die Engländer aber — obgleich minder lenkſam unter einem Heerführer aus einer fremden Nation — mußten doch ſeinen militäriſchen Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſo erntete der Herzog den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen und das Lob der Nachwelt ein.

XXI.

Betrachtungen über den Ausgang des ſiebenjährigen Krieges und den allgemeinen Frieden.

Der zwiſchen Frankreich und England zu Verſailles eingegangene Separatfrieden war gewiſſermaßen der Vorbote deſſen, der am 15ten Februar 1763 zu Hubertsburg zwiſchen Oeſtreich und Preußen abgeſchloſſen ward. Der Zeitpunkt war endlich eingetreten, in welchem die erbittertſten Feinde ſich mit einander ausſöhnen ſollten, um einem ſieben Jahre hindurch in allen Welttheilen geführten Kriege und dem dadurch hervorgebrachten Elende ein Ende zu machen. So weitumfaſſend auch das gegen den König von Preußen eingegangene Bündniß war; ſo ſicher man auch daraus auf ſeinen gänzlichen Sturz ſchließen zu können glaubte, ſo rettete ihn doch eine Reihe ſonderbarer Vorfälle, und zwang die Theilnehmer an dieſer grauſamen Fehde zum Frieden. So mußte Eliſabeth ſterben; Peter III. den ruſſiſchen Thron beſteigen, aus beſonderer Vorliebe für Friedrich II. nicht allein mit ihm Frieden ſchließen, ſondern ſogar durch ſeinen thätigen Beiſtand das zwiſchen Oeſtreich und Preußen verlohren gegangene Gleichgewicht wieder herſtellen, auch Schweden veranlaſſen, vom Kampfplatz, ohne Entſchädigung, abzutreten. Da indeß das zwiſchen Peter und Friedrich errichtete Bündniß — nach der Denkungsart beider Fürſten — den Krieg noch verlängert haben würde,

so

ſo mußte Catharinens Ehrſucht ihrem nicht vorſichtig genug handelnden Gemahle Thron und Leben rauben, um den allgemeinen Frieden vorzubereiten.

Auf der andern Seite mußte Frankreich aus ſeiner völligen Erſchlaffung, aus dem Verluſte ſeiner Colonien in beiden Indien, aus dem Untergange ſeines Seeweſens, und dem gänzlichen Verfall ſeines Handels, das Inconſequente des mit Oeſtreich geſchloſſenen Bündniſſes endlich einſehen, welches der Nation in wenigen Jahren faſt mehr Geld und Menſchen koſtete, als die ſeit Kaiſers Carl V und Königs Franz I Zeiten zwiſchen beiden Mächten geführten Kriege. Dieſe Verluſte, deren Folgen ſich noch viele Jahre nach dem Frieden äußerten, und die Ohnmacht, zu der Ludwig XV neuer Alliirter, der König von Spanien, durch einen einzigen Feldzug herabgeſunken war, mußten alſo dieſe beiden Bundesgenoſſen zwingen, mit ihren Erbfeinden, den Britten, den Frieden zu unterhandeln; dennoch aber dürfte derſelbe noch nicht ſo bald erfolgt ſeyn, hätte nicht Bute das Herz ſeines ehemaligen Zöglings in ſeiner Gewalt gehabt, hätte er nicht den patriotiſchen Pitt vom Staatsruder verdrängt, und durch eine, ſeinem Vaterlande zu verſchaffende, obgleich von einem großen Theile, der bloß auf ihre merkantiliſchen Vortheile bedachten Nation, nicht gewünſchten Ruhe, ſeinen Stolz zu befriedigen gehofft. —

England erlangte im Frieden zu Verſailles nicht die Vortheile, zu denen die Uebermacht ſeiner Geſchwader und die Wichtigkeit ihrer gemachten Eroberungen es berechtigte. Dem Lord Bute, der Seele des engliſchen Miniſteriums, war es bloß um Frieden zu thun. Er, den Pitt in den Stand geſetzt hatte, die härteſten Bedingungen vorzuſchreiben, gab alles, was man in Aſien und

Amerika erobert, — und gewiſſermaßen — nur durch Verſchwendung ungeheurer Summen *) erkauft hatte, wieder zurück, und behielt nur Canada in Nordamerika. Minorca ward gegen Martinique vertauſcht, und ſo entgieng Frankreich einem größern Verderben, als ſeine Lage vor Schließung der Präliminarien erwarten ließ. Das auf die Oberherrſchaft auf allen Meeren ſtets ſo ſtolze England mußte jetzt den günſtigſten Zeitpunkt verfehlen, um ſeinen Erbfeind aus beiden Indien ganz zu verdrängen, und folglich den Alleinhandel mit den dortigen, Europa ſo unentbehrlich gewordenen Produkten, ſich zuzueignen.

Wir haben eben das Reich, welches man vor dem Frieden, wegen der gänzlichen Erſchöpfung ſeiner Finanzen, für moraliſch todt hielt, in der Folge mit beitragen geſehn, den Engländern ihre Kolonien in Nordamerika zu entreißen, um daraus einen Freiſtaat zu bilden, der von Jahr zu Jahre blühender wird. Man weiß, daß der amerikaniſche Krieg Großbritannien 139,171,867 Pf. Sterling gekoſtet hat; man iſt darüber einig, daß dieſer Krieg eine, obgleich entfernte, zugleich aber durch den Drang der Umſtände erzeugte Veranlaſſung gab, daß Frankreich ſeine, Jahrhunderte hindurch beſtandene, monarchiſche Verfaſſung durch eine Revolution zu einer republikaniſchen umformte, und dieſe gegen alle Anfälle ſeiner mächtigen Nachbarn behauptete.

Nicht zufrieden, gegen alle Traktaten einen Separatfrieden mit Frankreich geſchloſſen zu haben, bezeigte Bute ſich noch dazu treulos gegen die Alliirten ſeiner Nation; denn ſogar die deutſchen Fürſten, die — wenn gleich von England

---

*) Der ſiebenjährige Krieg koſtete dem Staate 111,271,969 Pf. Sterling.

beſoldet — die hannöverischen Staaten seines Beherrſchers mit ſo vieler Tapferkeit vertheidigten, wurden nur in ſo weit in dem Frieden mit begriffen: daß ihre Länder geräumt und ihnen wiedergegeben werden ſollten. Billig hätten Preußen, Heſſen und Braunſchweig für ihre geleiſteten Dienſte entſchädigt werden müſſen, da es nur von England abhieng, darauf zu beſtehen; allein dies ward nicht nur ganz aus der Acht gelaſſen, ſondern man gewährte ſogar den Franzoſen den Beſitz von Weſel und der cleviſchen Länder bis zum allgemeinen Frieden. So ſehr auch ſonſt Friedrich II die engliſche Nation ſchätzte; ſo ſehr auch der Enthuſiasmus derſelben für ihn ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln mußte: ſo hat er doch nie dieſe ihm bewieſene Geringſchätzung vergeſſen können. —

Oeſtreich und Preußen, von ihren Alliirten verlaſſen, ſtanden jetzt allein noch auf dem Kampfplatze, hatten aber beide ihrer Lage angemeſſene Gründe, gleichfalls den Frieden zu wünſchen. Es kam nur darauf an, wer den erſten Schritt zur Annäherung thun würde, da der Stolz des Hauſes Oeſtreich und Friedrichs Feſtigkeit hier ins Spiel kamen. Maria Thereſia, obgleich ihre Armee gegenwärtig beſſer organiſirt war, als die ihres Gegners, fieng doch an einzuſehn, daß das, was ſie anfangs für ſo gewiß hielt, und durch die Kraft ihrer mächtigen Bundesgenoſſen nicht hatte bewirken können, nun um ſo mehr unausführbar bleiben dürfte, da der Zuſtand ihrer Finanzen keinen koſtſpieligen Feldzug mehr geſtatten wollte. Das bare Geld war aus ihren Kaſſen verſchwunden; der Staat mit einer Schuldenlaſt von 100 Millionen Thaler belaſtet; der Kredit ſchwach; der Geſundheitszuſtand des Kaiſers Franz I bedenklich, und daher die Erhebung des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen

Könige wünſchenswerth. Ein Blick auf dieſe Lage der Dinge veranlaßte ſie alſo, durch den Churprinzen von Sachſen einen Verſuch zu machen, ob ihr eine Ausſöhnung gelingen werde, und Friedrich II trug kein Bedenken, die Hand zu Unterhandlungen zu bieten. In ſeiner Lage rieth ihm die Klugheit ebenfalls, einen gemäßigten billigen Frieden einem durch ferneres Beharren und nicht ohne Gefahr zu erzwingenden vortheilhaftern, vorzuziehen. Nur Siege konnten ihm einen ſolchen verſchaffen; allein ſeine Armee war nicht mehr in dem Zuſtande, daß man dergleichen von ihrer überſpannten Tapferkeit hätte erwarten ſollen. Sie hatte bei der Dauer des Krieges gegen 180,000 Mann eingebüßt; die alten geübten Soldaten waren todt oder verſtümmelt, noch viele ſchmachteten in der Gefangenſchaft, und alle neu angeworbenen waren unzuverläſſig. Zwar fehlte es dem Könige nicht an Geld zu noch einem Feldzuge, doch war deſſen Ausgang mißlich, und nach ſo mancher Anſtrengung, die nur noch ſchrecklichere Verwüſtungen in den bereits an Allem erſchöpften Provinzen verurſachen konnte, am Ende vielleichts nichts mehr zu erlangen, als worüber man jetzt einig zu werden hoffte. Es ward alſo ein Kongreß vorgeſchlagen, zu welchem Maria Thereſia den Herrn von Kollenbach, der König von Preußen den Geheimenrath von Herzberg, und der König von Pohlen den Geheimenrath Fritſch als Bevollmächtigte ernannten.

Das churfürſtliche Jagdſchloß Hubertsburg ward zum Kongreßorte beſtimmt, und während der Dauer deſſelben, nebſt der umliegenden Gegend, für neutral erklärt. Am letzten Tage des Jahres eröffnete man die Unterhandlungen, um die Präliminarien zu entwerfen, die zur Baſis des Friedens dienen ſollten. Nach ſeiner Gewohnheit, noch mehr

Einige

Verlagsbücher

der

Himburgiſchen Buchhandlung in Berlin.

Abhandlung vom kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rückſicht auf den franz. Krieg, von einem preußiſchen Officier. (Mit Anmerkungen von L. S. v. Brenkendorf). Zweite verm. Auflage, mit einem Anhang von Fragmenten. Mit 15 illum. Planen, gr. 8. Berlin, 1802. 3 thlr. 8 gr.

Die erſte Auflage erſchien 1799 und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Dieſe zweite Auflage iſt völlig umgearbeitet; auch ſind vier neue Plane hinzugekommen.

Militäriſche Fragmente. Als Zuſätze zur erſten Auflage der Abhandlung vom kleinen Krieg ꝛc. gr. 8. mit 7 illum. Planen, Berlin 1802. 1 thlr.

Der Verfaſſer hat die Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem vorigen Werke hier ſo zuſammen geſtellt, daß ſolches auch als ein eigenes Buch, von jenem abgeſondert, gebraucht werden kann.

Bayard. Den Officieren der preußiſchen Armee gewidmet. Mit 1 Kupfer, 8 1 thlr. 12 gr.

Bode, J. E., Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels; 7te vermehrte Auflage, mit vielen Kupfern und einer großen Himmelskarte, gr. 8. 4 thlr. 16 gr.
Engl. Papier 5 thlr.

Bode, J. E. allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude, 8. 10 gr.

Brieſſteller, Berliniſcher, für das gemeine Leben. Achte vermehrte Auflage, 8. 18 gr.

Ernſt von Ernſthauſens kurzer Inhalt der logiſchen Wahrheiten zum weiteren Vortrage, 8. 12 gr.

Grattenauers, C., Beiträge zur Erläuterung des Wechſelrechts. Erſter Beitrag. gr. 8. 20 gr.

Handbuch, praktiſches, für Feldprediger, oder Belehrung über den ganzen Umfang ihrer Pflichten und Rechte. Mit 1 Kupfer, gr. 8. 1 thlr. 16 gr.

Jahrbuch der preußiſchen Monarchie für 1803. Enthält eine Ueberſicht aller wichtigen Veränderungen im Jahr 1802, welche den preußiſchen Staat betreffen.

Jhring, F. H. W., Handwörterbuch der deutſchen Sprache, beſonders in Hinſicht auf den Gebrauch des Dativs und Accuſativs, 8. 20 gr.

Knoblauch, H., über die ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung der jungen Edelleute, die ſich dem Militair widmen, 8. 6 gr.

Lebensbeſchreibung H. J. v. Zieten. Zweite verm. Auflage. Mit Kupfern und Planen, gr. 8. Berlin 1802. 2 thlr. 3 gr.

Naumann, I. G., Handbuch über die vorzüglichen Theile der Pferdewiſsenſchaft; 2 Theile mit groſsen Kupfertafeln gr. 8. 5 thlr.

Reuſs, J. A. mineralogiſche und bergmänniſche Bemerkungen über Böhmen, gr. 8. 3 thlr.

Taſchenbuch für Officiere, 12. geh. mit 1 Titelkupfer, 1 thlr.

Weigel, J. A. V. geographiſche, naturhiſtoriſche und technologiſche Beſchreibung des ſouverainen Herzogthums Schleſien, 6 Theile, gr. 8.

Unter den neueren militäriſchen Schriften zeichnet ſich nachſtehendes Werk ſehr vortheilhaft aus:

Allgemeiner Verſuch
über die
Befeſtigungskunſt, und den Angriff und die Vertheidigung der Plätze

in welchem

diese beiden Wiſſenſchaften allgemein verſtändlich vorgetragen und wechſelſeitig durch einander erklärt werden.

Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Obriſtwachtmeiſters von B*** überſetzt, und Sr. Majeſtät dem König v. Preußen gewidmet

von

J. W. A. Kosmann, Königl. Profeſſor.

Zwei Theile und ein Theil Kupfer.

Das Ganze zerfällt in ſechs Bücher. In dem erſten ſtellt der Herr Verfaſſer die heut zu Tage übliche Befeſtigung vor, und den Angriff und Vertheidigung der Plätze, wie man beide unter uns auszuführen pflegt. — Im zweiten Buche handelt er die Mittel ab, wie die Feſtungen verſtärkt werden. — Im dritten zeigt er die Befeſtigung in Beziehung auf das Terrain, auf welchem man einen feſten Platz anlegt, und beſchäftigt ſich im vierten mit den Maßregeln, die man in einem belagerten

Platz zu nehmen hat. — Das fünfte Buch betrachtet die Vertheidigung der Staaten durch Feſtungen im Allgemeinen und handelt von den verſchiedenen Ordnungen und Linien der feſten Plätze; endlich das ſechste Buch umfaßt alle zur Ergründung der bisherigen Materien mehr oder minder wichtige Ideen, welche der Herr Verfaſſer ſehr zweckmäßig abgeſondert hier zuſammenſtellte.

Uebrigens bedarf dies Werk keiner weitern Empfehlung, da der Werth deſſelben vorzüglich ſchon von Sr. Majeſtät, dem Könige von Preußen dergeſtallt anerkannt iſt, daß er es allen Offizieren ſeiner Armee als ein vortreffliches Buch über dieſen Gegenſtand empfohlen hat.

Das Werk erſchien zuerſt in franzöſiſcher Sprache unter folgendem Titel:

Essai général de fortification et d'attaque et defense des places; dans lequel ces deux sciences sont expliquées et mises l'une par l'autre à la portée de tout le monde. Ouvrage utile aux militaires de toutes les classes. Par Majòr de Bousmard. 3 Tom. avec un Tome de 57 gravures. à Berlin

Der Preiß der franzöſiſchen Ausgabe iſt 15 thlr.
der deutſchen 8 thlr.
und beide ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

aber um ein gewiſſes, obgleich nur angenommenes Ueber-gewicht fühlen zu laſſen, that das Haus Oeſtreich theils übertriebene, theils verfängliche Forderungen, worunter die Abtretung der Grafſchaft Glaz eine der wichtigſten war. Der König, der ſich auf dergleichen weder einlaſſen wollte noch konnte, ließ die verfänglichen Artickel, in Abſicht ihres wahren Sinnes, verbeſſern, proteſtirte aber feierlichſt gegen alle Abtretungen, obgleich man ſie durch Aequivalente aus-zugleichen verſprochen hatte, und beſtand auf den statum quo ante bellum, wogegen er dem Könige von Pohlen ſein Churfürſtenthum Sachſen wieder zuzuſtellen verſprach.

Dergleichen Diskuſſionen verzögerten das Friedensge-ſchäft eine Zeitlang, bis der ſtets dringender werdende Man-gel an barem Gelde *) die Kaiſerinn-Königinn nach-zugeben zwang. Der Friede ward daher auf den vorigen Beſitzſtand abgeſchloſſen, die vom Gegentheile beſetzten Pro-vinzen wurden geräumt, und der König von Preußen machte ſich anheiſchig, bei der bevorſtehenden römiſchen Königswahl,

*) Perſonen, welche unterrichtet ſeyn wollten, haben behaup-tet: daß kurz vor Abſchluß des Hubertsburger Friedens, nur noch auf einen Monat bare Löhnung für die Armee im kaiſerlichen Schatze vorhanden geweſen ſey; daß daher das Wiener Cabinet ſich genöthigt geſehen habe, dem Herrn von Kollenbach aufzutragen, in allem nachzugeben, was der preußiſche Bevollmächtigte bisher verlangt habe, und daß, als Herzberg dem Könige die Ver-ſicherung gegeben, es ſey nichts mehr zu wünſchen übrig, Frid-rich II — vielleicht aus Schadenfreude — ihm befohlen habe, die Ratification des Friedens, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, noch um einige Tage zu verzögern. In wie fern dieſe Anekdote ganz oder zum Theil gegründet ſey, laſſen wir dahin geſtellt; jedoch rührt ſie von einem ſehr glaubwürdigen, damals in Leipzig anweſend ge-weſenen, bedeutenden Manne her.

dem Erzherzoge Joſeph ſeine Stimme zu ertheilen. Sonderbar bleibt es, daß der Ehrgeiz des Hauſes Oeſtreich bei dieſem Friedensſchluſſe eben ſo befriedigt ward, als bei dem von Dresden (1745); damals erkannte der König Maria Thereſia's Gemahl als Kaiſer, gegenwärtig ihren Sohn als römiſchen König an, und nur in dieſen unbedeutenden, von dem Eigendünkel des Wiener Hofes zeugenden Gegenſtänden, bewies er ſich nachgebend. —

So endigte ſich dieſer grauſame Krieg, der halb Europa auf den Kampfplatz brachte, der über 800,000 Streitern, und bloß in den brandenburgiſchen Staaten 30,000 wehrloſen, theils durch die Wuth der Barbaren, theils durch ein unausbleibliches Elend umgekommenen, Menſchen das Leben raubte; der ſieben Jahre lang Deutſchland ſeine harte Geißel fühlen ließ, in welchem Friedrich II, allein, ſo vielen gegen ihn verbündeten Mächten widerſtand, am Ende deſſelben nicht einen Fußbreit Landes verlohr, vielmehr ſowohl durch ſeinen Muth als durch ſeine Standhaftigkeit, beſonders aber durch die zweckmäßige Verwaltung ſeiner Finanzen, ſeine Feinde zwang, den Frieden nach ſeiner eigenen Beſtimmung einzugehen. Es bleibt daher wahr, was er beim Ausbruche des Krieges vorherſagte, nämlich: daß nur derjenige Theil mit Ehren aus dem Handel kommen würde, der den letzten Thaler in der Taſche behielte. Wenn man alſo die abgenöthigte Maßregel des Königs, zu allen ſeinen Bedürfniſſen ſchlechtes Geld ſchlagen und courſiren zu laſſen, tadelt, ſo muß man dagegen auch geſtehn, daß, bei dem Drange der Umſtände, dies doch eins der wirkſamſten Mittel blieb, ihn an der Hand des Glücks *) aus

*) Als einſt zu Potsdam an der königlichen Tafel die Rede von dem ſiebenjährigen Kriege war, verſchwendete General Lentulus

dieſem verderblichen Kriege mit Ehre und Ruhm gekrönt in ſeine Reſidenz zurückzubringen, ſtatt daß die zu ſeinem Untergange verbündeten Mächte eine lange Reihe von Jahren gebrauchten, um die ihren Ländern geſchlagenen Wunden zu heilen.

Gleich nach abgeſchloſſenem Frieden eilte Friedrich II, ſeinen, durch den Krieg, beſonders aber durch die Grauſamkeit der Koſacken, ganz ruinirten Provinzen, theils durch bare Geldvorſchüſſe, theils durch Austheilung einiger Magazinbeſtände, ausrangirter Trainpferde und in Sachſen in Requiſition geſetzter Schafe, aufzuhelfen; ſo wie er in der Folge Millionen aufopferte, um den ſo ſehr geſunkenen Ackerbau, ingleichen die Fabriken und die Gewerbe zu beleben. Was aber am auffallendſten bleibt, und das Publikum nicht wenig befremdete, war, daß unmittelbar nach einem geendigten Kriege, der 125 Millionen verſchlungen hatte, nach welchem die dabei intereſſirt geweſenen Mächte ihre kontrahirten Staatsſchulden ſo bald nicht zu tilgen vermochten, Friedrich II, außer den Unterſtützungen, die er ſeinen Unterthanen ſchenkte, ſich noch im Stande fühlte, unweit Potsdam ein prächtiges Schloß zu bauen, welches 11 Millionen zu errichten, und eben ſo viel zu meubliren gekoſtet haben ſoll *).

---

alles erſinnliche Lob, um die Thaten des Königs zu erheben; Friedrich war aber beſcheiden genug, ihm zu antworten: geſtehe Er vielmehr, daß ich viel Glück gehabt habe. —

*) Zwar mußte zu allem dieſem die gleich nach dem Frieden eingerichtete franzöſiſche Regie, durch welche ungeheure Summen in den öffentlichen Schatz floſſen, vieles beitragen; allein ſo hart ſolche auch das Publikum drückte, ſo allgemein auch die Stimme des Volks dagegen war, und ſo beſtimmt ſolche die Loſung zum Con-

Welch ein auffallender Kontraſt zwiſchen dem Könige, zu deſſen Untergange man ſich im Jahre 1756 verſchworen hatte, und dem, der 1763 ſo glorreich zurückkehrte, daß er, aller ihm zugeſtoßenen Unglücksfälle ungeachtet, nicht nur ſeine mächtigen Feinde verdunkelte, ſondern ſich auch noch Monumente errichten konnte, die theils die Nachwelt bewundert, theils die Nachkommen ſeiner wieder beglückten Unterthanen ſegnen werden. Jahrhunderte werden vergehen, ehe, unter ähnlichen Umſtänden, ein ſo großer König, zugleich aber ein ſo großer Menſch, unter den gekrönten Häuptern wieder auftreten wird. Schwachheiten — die von der menſchlichen Natur unzertrennlich ſind — abgerechnet, vereinigte er in ſich die Weisheit Mark-Aurels mit Alexanders Glück, und die Nachwelt wird — wie es bereits bei ſeinem Leben geſchah — ihn ſtets den Einzigen nennen.

---

trebandiren — ein bisher in den brandenburgiſchen Staaten unbekanntes Wort — gab, ſo muß man doch bekennen, daß der König einen Theil der neuen Auflagen zu nützlichen Urbarmachungen, ſo wie zum Wiederaufbau mancher Städte, und zur Errichtung neuer Colonien verwendete, und dadurch gewiſſermaßen den Schmerz betäubte, den ſeine Einrichtungen erzeugt hatten.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zuſätze.

Seite 55, ſechszehnte Zeile.

Auch muß man geſtehen, daß nur die Talente der preußiſchen Generale und der Enthuſiasmus ihrer Officiere das Gleichgewicht dieſer ſo zuſammengeſetzten Maſchine durch die Kunſt, den gemeinen Mann zum Treffen zu führen und den zweideutigen Muth der Neuangeworbenen zu ſtählen, zweckmäßig zu erhalten verſtanden. Nur dadurch gelang es ihnen, die Thaten auszuführen, die ſie rühmlich auszeichneten. In Abſicht der geſchickten Führung ſolcher Heere aber, verſtanden nur Friedrich II und Prinz Heinrich die ſchwere Kunſt, auch den roheſte Schaaren Hochachtung und unbegrenztes Zutrauen einzuflößen: Talente, welche vielleicht nur Hannibal unter ähnlichen Umſtänden und in ähnlicher Lage in gleichem Grade gezeigt hat. Pünktliche — wenn gleich nur der Nennerzahl nach — gereichte Beſoldung und die ungewöhnlichen Feldherrentalente, welche dem Krieger auf der Bahn zum Siege mit kühnem Schritte vorgingen, zugleich aber Ruhm und Glanz, ſo wie Beſchwerden und Mühſeligkeiten mit dem Gemeinſten theilten, waren die vorzüglichſten Hülfsmittel, wodurch die kontraſtirenden, einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen gebildet wurden.

Seite 104, ſechszehnte Zeile.

Anmerkung.

Der ungenannte Verfaſſer der Vertheidigung Friedrichs des Großen, in Anſehung der Fehler, welche ihm in der Charakteriſtik des ſiebenjährigen Krieges Schuld gegeben worden, behauptet zwar Seite 69. das Gegentheil, indem derſelbe verſichert, der Unterförſter habe jede ihm vom König vorgelegte Frage mit der größten Beſtimmtheit beantwortet, allein das Faktum — ſo wie es hier erzählt worden — iſt mir von einem Augenzeugen, der ſich im Gefolge des Königs befand, mitgetheilet worden. Wenn man hiernächſt das Impoſante, was bekanntermaßen bei ernſthaften Angelegenheiten in dem Blicke des Königs lag, mit der vorauszuſetzenden geringen Weltkenntniß eines Unterförſters zuſammenſtellt; wenn man annimmt, daß die Frage des Königs ſich wohl mehr auf Taktik, als Forſtwiſſenſchaft bezogen: ſo läßt die Verlegenheit des Unterförſters ſich eben ſo gut entſchuldigen, als deſſen S. 70. aufgeſtellte nachmalige, im Zirkel ſeiner Freunde vorgetragene Erzählung, leicht eine Pralerei ſeyn kann. —

Seite 114, ein und zwanzigſte Zeile.

Anmerkung.

Wenigſtens die ruſſiſchen: denn daß es nicht an Laudon lag, daß die gänzlich zerſtreute preußiſche Armee nicht noch mehr aufgerieben ward, davon zeugen Briefe, die vom Schlachtfelde an öſtreichiſche Officiere, die im Saalkreiſe Brandſchatzungen eintrieben, geſchrieben waren. Der damalige Landrath des Kreiſes, Herr von Dacheröden, der ſich in Halle befand, um ſich mit den Oeſtreichern wegen der verlangten Requiſitionen zu beſprechen, hatte Gelegenheit, ſolche zu leſen, weil man Oſtentation genug beſaß, ſie zu zeigen, und die Forderungen drückender zu machen. In dieſen Briefen hieß es: unſer Sieg würde ungleich glänzender geweſen ſeyn, hätten wir es dahin bringen können, die Ruſſen zum Verfolgen der flüchtigen Preußen in Bewegung zu ſetzen. —

Seite 120, vierzehnte Zeile.

In der Kriegskaſſe zu Dresden waren noch 5,600000 Thaler befindlich.

Ebendaſelbſt. Sechszehnte Zeile.

Dieſe in manchem Betracht merkwürdige Kabinetsordre die ein Spion, der durch die Elbe ſchwamm, dem General Schmettau am 25ſten Auguſt einhändigte, lautete wörtlich alſo:

Vous avez peut-être déjà été instruit de l'échec que j'ai essuyé contre l'armée russe le 12 de ce mois. Quoique mes affaires ne soient pas désespérées vis-à-vis de l'ennemi, je me vois pourtant par là dans le cas, de ne rien pouvoir détacher pour vous secourir. Au cas donc que les Autrichiens viennent à tenter quelque chose contre Dresde, vous voirez s'il y à moyen de vous soutenir, surquoi il faudra que vous tachiez d'obtenir une capitulation favorable, savoir à fin de pouvoir vous retirer librement avec la garnison entière, caisses, magazins, hospitaux et tout ce que nous avons à Dresde, soit à Berlin, ou pour pourvoir à quelque corps de mes trouppes. Comme il m'est survenu une maladie que je compte ne point avoir de suites fâcheuses, j'ai laissé en attendant ici le commendement au Lieutenant-General *Finck*, les ordres du quel, vous aurez à exécuter, comme venant directement de ma part. Sur ce etc. Reitwein le 14 Août 1759 *). *Fréderic.*

---

*) Vielleicht werdet Ihr ſchon erfahren haben, daß die ruſſiſche Armee mir am 12ten d. M. eine Schlappe angehänget hat. Ob nun gleich meine Angelegenheiten, in Abſicht des Feindes, nicht

Der König verlangte vom General Fink, daß er dies Kabinetsſchreiben an ſeiner Statt, nur mit ſeiner eigenen Unterſchrift verſehen ſollte, und nur, nachdem dieſer vorgeſtellt hatte, Graf Schmettau werde keinem Befehle Folge leiſten, der nicht von Sr. Maj. ſelbſt unterſchrieben ſey, bewog er endlich den König — wiewohl mit Widerwillen — den ertheilten beſtimmten Befehl durch ſeine eigene Unterſchrift zu ſanktioniren. —

Seite 128 u. ſ. w.

Am 8ten Auguſt, als am Tage, an welchem die Generale Wehla und Brentano vor Dresden erſchienen, überbrachte ein reiſender Kaufmann dem Generale Schmettau einen anonymen Brief, worin ihm 100000 Thaler und Beförderung in der öſtreichſchen Armee zugeſichert wurde, wenn er die Stadt übergäbe. Der Ueberbringer ward eingezogen, geſtand, der Brief ſey ihm vom General Brentano ſelbſt

---

ganz verzweifelt ſind: ſo befinde ich mich doch in dem Falle, nichts zu Eurer Unterſtützung abſenden zu können. Sollten alſo die Oeſtreicher etwas gegen Dresden verſuchen wollen: ſo werdet Ihr ja ſehen, ob es möglich ſey, Euch darin zu behaupten, ſonſt müßt Ihr ſuchen, durch eine vortheilhafte Kapitulation einen freien Abzug für die Beſatzung, imgleichen das Bergen meiner Kaſſen, Magazine, Lazarethe und alles deſſen, was wir in Dresden haben, zu erlangen, dergeſtalt, daß Ihr die Freiheit erhaltet, Euch mit allem dieſen nach Berlin oder zu einem andern meiner Truppenkorps zu verfügen. Da ich mit einer Krankheit, wovon ich jedoch keine nachtheilige Folgen befürchte, befallen worden bin, ſo habe ich hier dem Generallieutenant Fink den Oberbefehl übertragen, deſſen Verfügungen Ihr eben ſo Folge zu leiſten habt, als wären euch ſolche von mir ſelbſt ertheilet worden, u. ſ. w. Reitwein, den 14ten Auguſt 1759. Friedrich.

eingehändigt worden, der Inhalt deſſelben ſey ihm aber unbekannt. Schmettau, zu ſtolz auf ſeine Ehre, beantwortete dies Schreiben nach Würden, und bedrohte den Ueberbringer mit dem Strange, ſofern er, oder einer ſeines Gleichen noch einmal ein dergleichen Geſchäft zu übernehmen wagen würden. Da nun dieſes Mittel nicht fruchten wollen, ſo glaubte der Pfalzgraf durch Drohungen zu erhalten, was durch Verſprechungen zu erlangen nicht möglich geweſen war. Gleich am folgenden Tage ließ er dem Kommandanten von Dresden bekannt machen, daß, ſofern er ſich unterfangen würde, die Vorſtädte anzuzünden, er das Vergeltungsrecht an der durch die Reichsarmee beſetzten Stadt Halle ausüben, und dieſen Ort gänzlich zerſtören laſſen werde. Graf Schmettau ließ ſich aber nicht irre machen; er antwortete in eben dem Tone, behauptete, das Wohl der Stadt Halle ſey ihm nicht anvertraut, unmöglich könne er ſich überzeugen, daß der Pfalzgraf eine den Rechten des Krieges angemeſſene Maßregel an einem offnen Orte zu rächen gedenke; verſicherte zugleich, daß bei der erſten Feindſeligkeit die Vorſtädte abgebrannt werden würden, daß die Beſatzung alles anwenden werde, was zu ihrer Vertheidigung erforderlich ſey, und daß, im Fall ſie gezwungen werden ſollte, auch die Wälle zu verlaſſen, ſie ſich in das königliche Schloß zurückziehen, und ſich darin bis auf den letzten Streiter wehren würde *). Da indeſſen ſeine nur aus 3769 Mann beſtehende Beſatzung zu ſchwach und zu wenig zuverläßig war,

*) Bei der täglich ernſthafter werdenden Belagerung, kam der Churprinz von Sachſen in große Verlegenheit. Für die Sicherheit ſeiner Perſon und Familie beſorgt, entſchloß er ſich, allen Bequemlichkeiten ſeines Standes zu entſagen, und mit den Seinigen die gewölbten Keller des Schloſſes zu beziehen. In Hoff-

um alle, größtentheils unvollkommene Werke der Feſtung zu vertheidigen, er auch zur Bedienung des Geſchützes nur 3 Officiere, 2 Feuerwerker und 30 Kanoniere hatte: ſo verließ er die Neuſtadt ꝛc.

Seite 129, vier und zwanzigſte Zeile.

Am 4ten September, Abends um 9 Uhr ward ſolche unterzeichnet, und nachdem die öſtreichiſche und Reichsarmee die lange Brücke und das Pirnaer Thor beſetzt hatten, ſchlich ſich ein Spion durch die feindlichen Wachen, und überbrachte dem Grafen Schmettau nachſtehendes Königliches Schreiben:

J'ai reçû votre lettre du 20 Août. Vous pouvez facilement vous imaginer sans que je vous le dise que vous ne sauriez me rendre un service plus important dans la crise présente qu'en vous conservant dans la ville de Dresde. Les choses changeront probablement dans peu de face, et vous devez vous attendre de recevoir en peu, et peut-être en quelques jours du secours du coté de Torgau. Cela doit vous suffire. Conservez nous Dresde, et servez-vous à cette fin de tous les moyens quels qu'ils soyent que vous pourrez mettre en usage. etc. Fürstenwalde le 25 Août 1759 *).

Fréderic.

---

nung, den Prinzen von Zweibrücken zu mehrerer Schonung zu bewegen, und hauptſächlich um Zeit zu gewinnen, fand der Kommandant Mittel, demſelben die traurige Lage dieſer fürſtlichen Perſonen hinterbringen zu laſſen, und dieſe beiden Umſtände ließen dem Pfalzgrafen die Hand zu einer Kapitulation bieten.

*) Ich habe Euren Bericht vom 20ſten Auguſt erhalten. Ohne es Euch noch ſagen zu dürfen, werdet Ihr ſelbſt ermeſſen, daß

Leider kam dieſe Kabinetsordre zu ſpät, und Schmettau ſah ſich durch die bereits eingegangene Verbindlichkeit gefeſſelt, ohne einen gültigen Ausweg zu finden, dem Königlichen Befehle genügen zu können.

Seite 131, zwölfte Zeile.

Dieſer Behauptung wird von einem Augenzeugen *), der ſich zu der Zeit mit in Dresden befand, widerſprochen. Dieſer, dem ich die Mittheilung der hier eingeſchalteten drei Königlichen Kabinetsſchreiben, ſo wie mancher, bei der Berennung und Uebergabe von Dresden ſich ereigneten beſondern Vorfälle zu verdanken habe, hat mir heilig verſichert: daß nie der angebliche chiffrirte Brief in ſeines Vaters Hände gekommen ſey; ſonſt derſelbe — welches ſich auch aus ſeinem im vergangenen Jahre bei einer ähnlichen Gelegenheit bezeigten äußerſt feſten Benehmen abſtrahiren läßt — ſich gewiß mit der Kapitulation nicht würde übereilt haben. Hat alſo — wie es ſich wohl mit Friedrichs Denkungsart reimen läßt — ein ſolches durch das Kabinet ertheiltes chiffrirtes Schreiben

---

Ihr Mir in der gegenwärtigen Kriſis keinen wichtigern Dienſt erweiſen könnt, als wenn Ihr Euch in der Stadt Dresden behauptet. Wahrſcheinlich wird die Lage der Sachen ſich bald ändern, und Ihr dürft in kurzen, vielleicht in wenigen Tagen, auf eine von der Seite von Torgau kommende Unterſtützung rechnen. Dies mag Euch genügen. Erhaltet uns Dresden, und bedienet Euch zu dieſem Ende aller dazu anwendbaren Mittel, ſie mögen auch ſeyn, welche ſie wollen. Fürſtenwalde, den 25ſten Auguſt 1759.

Friedrich.

*) Dem Grafen Schmettau, Sohn des verſtorbenen Generals, und ehemaligen Hauptmann im Regiment des Königs.

exiſtiret; ſo muß es entweder vom Feinde aufgehoben, oder mit der Kabinetsordre vom 25ſten Auguſt verwechſelt worden ſeyn. Ueberhaupt bleibt ſowohl des Königs Weigerung, den S. 120. aufgeführten beſtimmten Befehl zu unterſchreiben, als daß er angeblich dem General Schmettau einen anderweitigen Wink, bloß durch ſein geheimes Kabinet, geben laſſen, ſtatt ſolchen durch ſeine Unterſchrift zu ſanktioniren, ein Räthſel, das ſich nun dadurch löſen läßt, wenn man voraus ſetzt, daß er, aus Beſorgniß, der Entſatz möchte dem ſchwachen Wunſchiſchen Korps nicht gelingen, und aus Furcht, ſeine Kaſſen durch eine förmliche Belagerung zu verlieren, dem Kommandanten lieber überlaſſen wollen, ſich den Umſtänden nach mit Einſicht zu benehmen, ohne ſich dabei zu kompromittiren.

Seite 132, vierte Zeile.

Bei der Unzuverläſſigkeit ſeiner, nach Abzug 129 Getödteter, 108 Verwundeter und über 1400 Ausreißer nur noch aus 2000 Mann Infanterie und 96 Reitern beſtehenden Beſatzung, konnte ein ſolcher Entſchluß leicht den Verluſt des in Dresden befindlichen, ihm zu retten beſonders anempfohlnen Schatzes nach ſich ziehen. Geſetzt aber auch, daß er bei der Ankunft des, höchſtens aus 5000 Mann beſtehenden Wunſchiſchen Korps, dergleichen Wageſtück zu verſuchen beſchloſſen: ſo bleibt es doch zweifelhaft, ob im Angeſichte einer Armee von 30000 Mann eine ſolche kühne Unternehmung den gehofften, glücklichen Erfolg würde gehabt haben, oder ob dieſelbe nicht vielmehr den Untergang der in und vor Dresden befindlichen Preußen, benebſt den Verluſt aller königlichen Effekten hätte nach ſich ziehen können.

Seite 132, ſechszehnte Zeile.

Man kann wohl annehmen, daß der Mann, der im abgewichenen Jahre des Feldmarſchalls Daun Vorhaben rückgängig zu machen, Talent und Entſchloſſenheit genug beſaß, gewiß das Aeußerſte würde gewagt haben, hätte er in der gegenwärtigen kritiſchen Lage des Königs es nicht der Klugheit angemeſſener gehalten, ſich an dem ihm ertheilten erſten Befehl zu binden, beſonders da der zweite ihm zu ſpät inſinuirt worden. Die Nachricht von der Uebergabe von Dresden zog dem Grafen Schmettau die Ungnade des über den Verluſt dieſes wichtigen Waffenplatzes aufgebrachten Königs zu, der ihm darauf folgende bittere Antwort ertheilte:

Je viens de recevoir votre rapport du 9. Je ne saurois point approuver la conduite que vous avez tenue à l'occasion de Dresde. Il auroit fallu que vous tinsiez ferme. Vous n'auriez surement rien eu à apprébender de l'artillerie ennemie, qui se seroit bien gardée de tirer sur Dresde. Mais il vous est arrivé ce qui arrive ordinairement à tous mes généraux: au moment qu'ils doivent faire contenance, elle leur défaut. Quoiqu'il en soit, mon intention est que vous laissiez à Magdebourg les caisses et les uniformes de l'armée que dès que vous serez arrivé dans cette ville, vous retourniez sur vos pas droit à Wittenberg pour y être à portée d'être employée quand il le faudra à Dresde. etc. Waldow le 10 Septembre 1759 *)

Fréderic.

---

*) Ich habe Euren Bericht vom 9ten ſo eben erhalten. Unmöglich kann ich Euer Betragen in Abſicht Dresdens billigen.

Nach dieſem Briefe ſollte Graf Schmettau — wahrſcheinlich in Hoffnung, Dresden bald wieder zu erobern, wieder angeſtellt werden, es ſcheint aber, daß ſeine Feinde bei dieſer Gelegenheit nicht müßig blieben, und, dem Könige zu Gefallen, ſein Benehmen verunglimpften; denn nach Verlauf von acht Tagen erhielt er den Befehl, die aus Dresden abgeführte Beſatzung dem General Fink zu überliefern, für ſeine Perſon aber nach Berlin zu gehen *)

Ihr hättet Euch darin behaupten ſollen; denn von der feindlichen Artillerie hättet Ihr gewiß nichts zu befürchten gehabt, da ſie ſich ſicher enthalten haben würde, Dresden zu beſchießen. Allein es iſt euch begegnet, was allen Meinen Generalen gewöhnlich zu wiederfahren pflegt: in dem Augenblick, in welchem ſie Standhaftigkeit zeigen ſollen, fehlt ihnen ſolche. Dem ſey nun, wie ihm ſey, ſo iſt es mein Wille, daß Ihr meine Kaſſen und die Montirungsſtücke der Armee zu Magdeburg laſſet, und daß, ſobald Ihr in dieſer Stadt angelanget ſeyn werdet, Ihr nach Wittenberg zurückkehret, um dort in Bereitſchaft zu ſeyn, erforderlichenfalls in Dresden wieder angeſtellt zu werden. Waldau, den 10ten September 1759. Friedrich.

*) Graf Schmettau ward nicht wieder angeſtellt, ungeachtet er ſein Generalsgehalt bis zum Hubertsburger Frieden unverkürzt bezog. Erſt nach dieſer Zeit erhielt er bloß eine jährliche Penſion von 1000 Thaler, und ob er gleich zu wiederholtenmalen um unpartheiſche Unterſuchung ſeines Betragens, in Abſicht der Uebergabe von Dresden, bat, ſo iſt ihm ſolche doch nie gewährt worden: ein Beweis, daß Friedrich II vielleicht ſich vorwarf, die erſte Veranlaſſung zu dem Verluſt dieſes Waffenplatzes gegeben zu haben, und einer nähern Erörterung gefliſſentlich ausweichen wollte. Schmettau ſtarb in ſeinem Exil zu Brandenburg und nahm den Ruhm eines geübten Taktikers, beſonders aber geſchickten Ingenieurs mit ins Grab. — Beſſer, über die, bei der Uebergabe

Seite 303, achte Zeile.

Anmerkung.

Hier müſſen wir eines ſehr edlen Zuges aus dem Charakter des verſtorbenen Generals von Saldern erwähnen, der dem Andenken an dieſen, in ſo vielem Betracht würdigen Feldherrn Ehre macht. Er war es, der auf Anrathen des Obriſtlieutenants (jetzigen Feldmarſchalls) von Möllendorf, der die gegenwärtige Lage des Feindes zuerſt ausgeſpäht hatte, mit ſeiner Brigade das hier beſchriebene Manöver glücklich ausführte. Als aber General Ziethen hier zur Stelle kam, Salderns Unternehmung rühmte und verſicherte, wie er nicht unterlaſſen werde, dem Könige eine Heldenthat, die gewiſſermaßen den Sieg entſchiede, mit dem gebührendem Lobe bekannt zu machen, erwiederte der beſcheidene Saldern: „Ew. Excellenz muß ich bitten, meiner beim Könige „nicht zu erwähnen, denn die erſte Idee zu dieſem Manöver war „nicht mein. Wollen Sie aber demſelben denjenigen beſonders „empfehlen, dem eigentlich das wahre Verdienſt dieſer Unterneh„mung gebühret; ſo nennen ſie den Obriſtlieutenant Möllen„dorf."

Seite 414, achtzehnte Zeile.

Dieſe Nachricht wurde wenige Stunden nach einem prächtigen Mahle bekannt, welches der König den Officieren ſeines ruſſiſchen Regiments *), das ſich mit bei dem Czerniſcheffſchen Korps befand, gegeben hatte.

---

von Dresden vorgefallenen — damals faſt allgemein auf Rechnung des Generals Schmettau geſchobenen widrigen Vorfälle — unterrichtet, halten wir uns verpflichtet, gegenwärtig die Fakta mehr nach der Wahrheit vorgetragen: denn, wer opfert nicht gern einer beſſern Ueberzeugung!!

*) Bekanntlich hatte Peter III, bei Gelegenheit des mit Preußen geſchloſſenen Bündniſſes, ſich vom Könige ein Regiment

Seite 416, am Schluß der Note.

Die Schrift des Herrn von Saldern giebt ſogar die Behauptung: daß ſchon ſeit der Geburt des Großfürſten Paul Petrowitſch die nachmalige Kaiſerin Katharina II, aus übertriebener Ehrſucht angetrieben, den ſtolzen Gedanken gefaßt habe, ſich dereinſt des Thrones zu bemächtigen. Daß das gewiſſermaßen verächtliche, obgleich verdiente Betragen ihres Gemahls, dieſer Neigung Nahrung gegeben; daß, nachdem ſie durch ihren Liebling Orlow, ſo wie durch die Intriguen der jungen Fürſtin Daſchkow ſich einen ſtarken Anhang zu verſchaffen, ja ſelbſt die Garden — dies bei jeder in Rußland vorgefallenen Revolution ſo thätig mitwirkende Korps — zu gewinnen gewußt, ſie gerade in dem Zeitpunkt, da der Kaiſer, als er der Verſchwörung gegen ihn auf die Spur gekommen und Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen verabſäumte, ihren einmal gefaßten Vorſatz mit der beflügelteſten Eile zu Stande brachte, und die Geſchicklichkeit beſaß, ihren Gemahl durch den Verräther Iſmailof in ihre Hände zu bekommen, um deſſen Mord zu vollenden.

Seite 417, fünfte Zeile.

Je mehr er jetzt ſeine ſo ſehr kritiſch gewordene Lage überdachte, je drückender ward deren plötzliche Umwandlung ſeinem bekümmerten Gemüthe. Der ſchnelle Uebergang von

---

in ſeiner Armee ausgebeten. Friedrich hatte denſelben zum Inhaber des gegenwärtigen von Arnimſchen ernannt, ſolchem die Benennung Regiment Kaiſer beigelegt, und dem Korps Officiere — als eine beſondere Auszeichnung — ſilberne Achſelbänder zu tragen befohlen. Aus Erkenntlichkeit beſchenkte Peter den König gleichfalls mit einem Regimente Infanterie, deſſen Uniform er bei Gelegenheit dieſes Feſtes zum erſten-, aber auch zum letztenmale trug.

der reizenden Ausſicht, mit Hülfe der Bundesgenoſſen den Feldzug rühmlichſt zu ſchließen, zu den Gedanken, dieſe wiederum als Feinde zu erblicken, und vielleicht ein trauriges Schickſal zu erleben, war zu angreifend, als daß nicht ſelbſt der größte Geiſt hätte erſchüttert werden ſollen. Blaß, und beinahe empfindungslos, lag daher der ſonſt nicht leicht außer Faſſung kommende Friedrich auf einem Kanapee, als der Major, Graf Schwerin *), den er hatte rufen laſſen, ins Zimmer trat. Faſt eine Viertelſtunde lag der ganz in ſich gekehrte König, ohne ein Wort zu ſprechen. Schwerin fing an zu beſorgen, der Monarch, den er wenige Stunden zuvor ſo heiter geſehen hatte, ſey entweder gefährlich krank geworden, oder habe eine höchſt unglückliche Nachricht von der Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen erhalten. Staunend betrachtete er denſelben, endlich aber faßte er Muth und ſagte: „Um Gotteswillen, Ihro Majeſtät, was iſt „Ihnen?" Mit kaum hörbarer Stimme erzählte ihm der König, was in Petersburg vorgefallen ſey; wie Rußland von der Allianz abgehe, wie Czernitſchef Befehl habe, zurück zu marſchieren, und ſchloß mit den Worten; „Wie „muthlos wird dieſe unerwartete Begebenheit meine Armee „machen? Wie werde ich einem vielleicht traurigen Schick„ſale ausweichen? Nein, dieſer Schlag trifft mich zu „hart!"

Nach einer ziemlich langen Pauſe erhob ſich Friedrichs Geiſt über die gewöhnlichen Menſchenkräfte. Schnell ſprang

*) Dieſer Graf Schwerin war derſelbe, der während ſeiner Gefangenſchaft in Petersburg ſich die Gunſt Peters III erworben hatte, auch mit dem Charakter der Nation bekannter geworden war.

er von ſeinem Lager auf, ging an einen Tiſch, auf welchem der Plan der Gegend, in welcher er und der Feldmarſchall Daun ſtanden, lag, betrachtete ſolchen eine Weile mit ſtiller Aufmerkſamkeit, ging mit langſamen Schritten einigemal im Zimmer auf und nieder, faßte endlich Schwerin bei der Hand, und redete ihn folgendermaßen an: „Schwerin! „er weiß, wie ich ihn ſchätze; er muß mir jetzt den wichtig„ſten Dienſt erweiſen, den mir noch je ein Menſch geleiſtet „hat. Reite er gleich ins ruſſiſche Hauptquartier, und „bringe er mir Czernitſchef; bringen muß er ihn, es „koſte, was es wolle, ich muß ihn ſprechen, heute noch „ſprechen, er bürgt mir mit ſeinem Kopf dafür.“ Jetzt ließ er ſeine Hand fallen, und ertheilte ihm Verhaltungsregeln, wie er das Geheimniß ſorgfältig zu bewahren und durch eine erkünſtelte Heiterkeit allen Argwohn zu entfernen habe.

Mit ſchwerem Herzen und mit ängſtlich-freundlich gezwungenem Geſicht ritt Graf Schwerin in das ruſſiſche Hauptquartier. Hier traf er alles ſchon in der größten Bewegung. In eben derſelben Stunde, in welcher der König die Nachricht von der in Rußland vorgefallenen Revolution empfing, hatte auch Czernitſchef den Befehl erhalten, das Korps der neuen Kaiſerin Katharina II den Eid der Treue leiſten zu laſſen. Alle Generale waren verſammelt. Anfänglich wollte man Schwerin nicht melden, endlich that es doch einer ſeiner Freunde, ein Adjutant des Feldmarſchalls, trotz des Verbots, keinen Fremden zu dieſer Zeremonie zu laſſen. Der Feldmarſchall kam ſelbſt, und nöthigte den preußiſchen Abgeordneten herein. Kaum war die Feierlichkeit der Eidesleiſtung geendigt, als man anfing, das Feſt

auf

auf gut Ruſſiſch zu feiern, man trank tapfer auf das Wohl der neuen Beherrſcherin; Schwerin benutzte aber einen günſtigen Augenblick, den Feldmarſchall allein zu ſprechen, um ihm zu eröffnen, wie der König ihn zu ſprechen wünſche. Czernitſchef verſicherte dagegen, jetzt gleich ſey es ihm unmöglich, weil, da ſich das ganze politiſche Syſtem ſo plötzlich geändert habe, es ihm ſehr leicht übel ausgelegt werden, und von ſeinem Hofe Verantwortung zuziehen könne; über dieſes habe er auch jetzt gleich nicht Zeit, weil er gleich einen Adjutanten in das öſtreichſche Lager ſenden müſſe, um dem Feldmarſchall Daun zu benachrichtigen, wie er von heute an aufhöre, als Feind gegen ihn zu ſtehen. Schwerin, dazu beſtimmt, dem Könige einen wichtigen Dienſt zu leiſten, verlor den Muth nicht, vielmehr ſagte er endlich dem Feldmarſchall: „Ew. „Excellenz kennen meinen König, bringe ich Sie nicht noch „heute Abend zu ihm, ſo habe ich meinen Kopf verwirkt, „denn dies war meine Abfertigung geweſen; nun thun Sie, „was Sie können und wollen.“ Czernitſchef fing an in ſeinem Entſchluß zu wanken; Schwerin wurde noch dringender, und endlich ſagte jener zur Geſellſchaft: „Ich muß ſie auf „einige Zeit verlaſſen, um dieſen Adjutanten des Königs ab„zufertigen,“ und eilte mit ihm aus dem Zimmer. Ohne daß es jemand weiter bemerkte, ritt er mit ihm fort. Unterweges erkundigte ſich der Feldmarſchall, ob der König die in Rußland vorgefallene Veränderung ſchon wiſſe? Zum Glück für den Grafen war es ſchon ſo finſter, daß der neugierige Ruſſe auf Schwerins Geſicht nicht mehr leſen konnte, daß ſeine verneinende Antwort nur eine befohlne, aber keine gegründete ſey. Auf dem ganzen Wege ſprach Czernitſchef von nichts, als von ſeiner Achtung und Liebe für den König,

und wiederholte mehrmals, wie unendlich Leid es ihm thue, ſeine Ergebenheit und ſeinen Eifer, ihm zu dienen, nicht ſo bezeugen zu können, als er es gewünſcht und gehofft habe. Bei denen in Rußland vorgefallenen Veränderungen, bei denen er nicht anders, als gewinnen könne — bleibe es ihm doch ſchmerzhaft, aller Gelegenheit, dem Könige nützlich zu werden, benommen zu ſeyn. Unter ſolchen Geſprächen, und bei wiederholten Fragen: ob denn Schwerin wenigſtens nicht wiſſe oder vermuthe, was der König von ihm wolle, kamen ſie endlich vor deſſen Quartier an.

Friedrich II lag im Fenſter, kam herunter, und, mit einem Lichte in der Hand, führte er ſelbſt den Feldmarſchall ins Zimmer. Weislich hatte er zuvor ſchon ſeine ganze Dienerſchaft entfernt, und jetzt befahl er Schwerin, ihn mit Czernitſchef allein zu laſſen, dagegen im Vorzimmer mit aller Anſtrengung darauf zu halten, daß Niemand ſie behorche. Die Unterredung dauerte über drei Viertelſtunden. Endlich eröffnete der König die Thür, und rief Schwerin herein. Friedrich und der Feldmarſchall hatten Thränen in den Augen. Erſterer umarmte Letztern und ſagte: „Nun „will ich Sie nicht länger aufhalten; nie werde ich vergeſſen, „daß ſie der Mann ſind, der das Unglück, was mir „drohte, mindern half: hätte ich Königreiche zu ver„ſchenken, ich gäbe Ihnen eins; nun gute Nacht.“ Czernitſchef konnte ſich kaum vom Könige losreißen, und ſtammelte die wenigen Worte: „Machen Ew. Majeſtät mit mir, „was Sie wollen, das, was ich Ihnen zu thun verſprochen „habe, koſtet mir wahrſcheinlich das Leben; aber hätte ich „deren zehn zu verlieren, ich gäbe ſie gerne hin, um Ihnen „zu zeigen, wie ſehr ich Sie verehre.“

Schwerin erhielt Befehl, den Feldmarſchall wieder zu begleiten. Lange herrſchte unter beiden ein anhaltendes Stillſchweigen, bis endlich, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, Czernitſchef ausrief: „Gott, Schwerin! was „iſt Ihr König für ein Mann! was gäbe ich darum, wenn „ich in ſeinem Dienſte ſtünde! Wer kann dem Manne wie„derſtehen, wenn man ihn reden hört! Auf dem Schaf„fotte, das ich vielleicht um ſeinetwillen beſteigen muß, werde „ich noch mit Entzücken an alles das denken, was er mir „heute geſagt hat. Verſichern ſie dem Könige, daß, wenn „er noch etwas mehr, als mein Leben verlange, ich es mit „Freuden hingeben wolle."

Der Zweck der ganzen Unterredung war geweſen, Czernitſchef zu bewegen, den Feldmarſchall Daun nicht eher, als nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, von dem was in Rußland vorgefallen war, zu benachrichtigen; ferner bei dem morgen zu unternehmenden Angriff auf Burkersdorf mit ſeinem Korps auszurücken, um Daun, dem die zwiſchen Rußland und Preußen aufgehobene Allianz noch unbekannt ſey, zu veranlaſſen, ihm ein beträchtliches Korps entgegen zu ſtellen, dadurch ſeine Armee zu ſchwächen, und die preußiſche, im Vertrauen auf den Beiſtand ihrer bisherigen Bundesgenoſſen, deſto ſtärker und muthiger zu machen. Um inzwiſchen ſeine Generale über das gewagte Unternehmen zu täuſchen, befahl Czernitſchef gleich nach ſeiner Rückkehr ins Hauptquartier, daß das ganze Korps morgen in der mit dem Könige verabredeten Stunde ausrücken ſolle, unter dem Vorwande: er träfe dieſe Veranſtaltung aus Vorſorge, weil er nach einer mit dem Könige gehabten Unterredung — aus der er jetzt kein Geheimniß mehr machte —

bemerkt zu haben verſicherte, daß derſelbe über die Aufhebung der Allianz äußerſt aufgebracht ſey, es alſo nicht unmöglich ſcheine, wie er ſie zu entwaffnen trachten könne: ein ſolches Verfahren dürfe auch um ſo leichter auszuführen ſeyn, da ſeine aus Petersburg empfangenen Verhaltungsbefehle ſo zweideutig wären, daß ſie nicht einmal genau beſtimmten, für welche von beiden kriegführenden Mächten die Kaiſerin ſich erklären wolle *). Die mehrentheils halb berauſchten ruſſiſchen Generale nahmen dieſe ſehr auf Schrauben geſetzte Erklärung für lauter Wahrheit an, und ſo machten in dem Tages darauf erfolgten Treffen bei Burkersdorf 20000 Ruſſen die allerſonderbarſte Figur. Gleich unerfahrnen Statiſten in einem heroiſchen Schauſpiele ſtanden ſie da, ohne zu wiſſen, warum; indeſſen trug ihre Gegenwart ein Vieles zu dem Siege bei, den Friedrich II an dieſem Tage erfocht. Am folgenden Tage verließen ſie die Armee.

In dieſem kritiſchen Zeitpunkte leiſtete dem Könige die ihm ſo eigenthümliche Beredſamkeit, mit Geiſtesgegenwart gepaart, den wichtigſten Dienſt; aber — auch er war unter ſo vielen gekrönten Häuptern vielleicht der Einzige, dem die Gabe der Ueberredung ſo zu Gebote ſtand, daß Czernitſchef ſich unwiderbringlich hingeriſſen fand, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, ſich ihm zu einer Zeit zu verpflichten, da die kürzlich erfolgte politiſche Staatsumwälzung ihm, in Abſicht ſeines Hofes und deſſen ihm bekannten Kabalen, durchaus alle Vorſichtigkeit empfehlen mußte.

---

*) Briefe eines alten preußiſchen Officiers, verſchiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. 7ter Brief.

Seite 447, neunzehnte Zeile.

Mit dieſem Feldzuge beſchloß Herzog Ferdinand gewiſſermaßen ſeine militäriſche Laufbahn; denn, wenn gleich er ſeinen Rang als Feldmarſchall in der preußiſchen Armee wieder einnahm, ſo fand er ſich doch kurze Zeit darauf (1766) veranlaſſet, ſeinen Abſchied zu nehmen; er brachte den Reſt ſeines thatenvollen Lebens in Braunſchweig zu. Daß aber der Herzog dieſen Schritt zu thun ſich gemüßiget geſehen, davon werden mehrere Urſachen angegeben. Einige wollen die erſte Veranlaſſung dazu in einem zwiſchen ihm und dem Könige, wegen einer zu freimüthigen Aeußerung Ferdinands über die gleich nach dem Hubertsburger Frieden eingeführte, dem Lande ſo gehäſſige franzöſiſche Regie, entſtandenen Zwieſpalt finden. Andere behaupten, das unanſtändige Betragen, welches der Obriſt Anhalt ſich gegen ihn bei Gelegenheit der Magdeburgiſchen Revue erlaubte, und welches vom Könige nicht nach dem Wunſche des Herzogs gerüget wurde, habe ihn zu dieſem Entſchluß gebracht. So viel Wahrſcheinliches aber auch in dieſen Vorausſetzungen liegt, ſo anſchaulich beſonders letztere dem Publiko blieb: ſo ſcheint doch, bei näherer Zergliederung der Sache, es glaubwürdiger, daß mehr Politik, als die angegebenen unangenehmen Vorfälle ihn dazu aufforderten. Vielleicht glaubte er in Friedrich II einen Neider ſeines erworbenen Waffenruhms zu erblicken, und da hiernächſt in der preußiſchen Armee der König als alleiniger Feldmarſchall, ſeine Feldmarſchälle aber nur als bloße Generale betrachtet wurden, Herzog Ferdinand hingegen Feldmarſchall im höchſten Sinne des Worts geweſen war: ſo mag es ſeiner Würde an=

ſtößig geſchienen haben, jetzt wieder als abhängiger General aufzutreten, daher er denn jene Veranlaſſungen zum Vorwand genommen zu haben ſcheint, um die wahre Urſache ſeines Abganges zu verbergen. Die ganze Armee bedauerte den Verluſt dieſes talentvollen, leutſeligen Feldherrn, und war nicht wenig betroffen, nach der damaligen allgemeinen Vorausſetzung, den Herzog dem Obriſten Anhalt aufgeopfert zu ſehen, deſſen Verdienſte um den Staat mit denen, die Ferdinand ſich erworben hatte, keine Vergleichung aushielten.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Retzow, Friedrich August von, 1729-1812

Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges Mit einem Plane der Schlacht bei Kollin

Bd.: 1

Berlin 1804

Eur. 656-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10408280-1